Oecon.
779-2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Hiernen fehlen p. 70-75, 150-155, 382-387, 400-403
415-416, 436-445, 451-452, 460-467
470-475, 609, 610, 741-742, 747, 748,
756-765, 800-805

Kraemer.

m. 15/8 1828

<36608299430011

<36608299430011

Bayer. Staatsbibliothek

B

R

Handbuch
für
praktiſche
Forſt- und Jagdkunde,

in alphabetiſcher Ordnung

ausgearbeitet

von einer

Geſellſchaft Forſtmänner und Jäger.

Zweiter Theil, G bis R.

Leipzig, im Schwickertſchen Verlage. 1796.

325

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Handbuch

für

praktiſche

Forſt- und Jagdkunde.

Zweiter Theil, G bis R.

G

Gabel, Fr. Fourchette de verges engluées. Nennt der Jäger die gabelförmige Leimruthe, welche einem zahmen Finkenmännchen auf den Schwanz gebunden wird, damit der wilde Fink, welcher auf jenen aus Eiferſucht ſtößt, daran hängen bleibe; ſiehe unter Finkenſtich.

Gabelhirſch, Gabler, Fr. Cerf à ſa première tête, Daguet. Wird ein Hirſch genannt, der nach dem zweiten Jahre die Augenſproſſen, oder gewöhnlicher zwei Gabeln bekömmt.

Gabeln, Fr. Tète enfourchée. Heißt, wenn der Hirſch erſt 6 bis 8, oder auch mehr Enden bekömmt, und oben an der Spitze des Gehörns nur 2 Enden neben einander hat; ſobald er aber oben 3 Enden an der Stange ſtehen hat, ſo heißt es eine Krone.

Gabelweihe, Lat. Falco Milvus, Linn. Fr. le Milan Royal, Buff. Engl. the Kite or Glead, Penn. auch genannt: der Weihe, Weihfalk, Milan, Scheerſchwänzel, Hühnerdieb, Stößer, Stoßvogel, röthliche Weihe, rother Milan, Gabelgeier, Schwalbenſchwanz, Hühnergeier, Steingeier, Stoßgeier, Hühneraar, Hauahr, Weichmilane, Grimmer, Schwimmer. Iſt ein Raubvogel, und gehört unter die Familie der Falken mit beſiederten Füßen oder die eigentlichen Falken. Kennzeichen ſeiner Art ſind: gelbe Wachshaut, gabelförmiger Schwanz, und halbbeſiederte Füße. In Rückſicht ſeines Schnabels und der Füße hat er viel Aehnlichkeit mit den Geiern; er iſt ſehr weit ausgebreitet und ſcheint ſich in der ganzen alten Welt zu vertheilen, und in Deutſchland wird er allenthalben geſehen. Er iſt 2 Fuß 7 Zoll lang, und die Flügel klaftern 6 Fuß. Der Schwanz iſt 1 Fuß 2 Zoll lang, und die Flügelſpitzen reichen bis faſt an das Ende deſſelben. Sein Gewicht beträgt 44 Unzen.

Der Schnabel iſt 1¾ Zoll lang, geierartig, von der Mitte nach der Wurzel zu gerade, an der Spitze aber ſehr gekrümmt, und der Oberkiefer hängt faſt ½ Zoll über den untern her; die Wachshaut gelb, ſo wie der Rachen und die ganze hintere Hälfte des Schnabels, die vordere aber

ſchwarz, die Naſenlöcher rundlich, der Zahn wenig ausgebogen, die Zunge dick, die Augen groß, der Regenbogen gelblichweiß, der Augenliderrand gelb, die kurzen Beine $2\frac{1}{2}$ Zoll hoch, das bloße derſelben mit den langen Zehen gelb, die runden, wenig gekrümmten, aber ſcharfen Nägel ſchwarz, die äußern und mittlern Zehen mit einer größern Haut als an andern Raubvögeln verſehen, der hintere Nagel am längſten, die mittlere Zehe $1\frac{1}{4}$ Zoll und die hintere 1 Zoll lang.

Seine Hauptfarben ſind: der kleine Kopf iſt weiß, der Hals roſtfarben, der Rücken roſtbraun, und ſo auch der Bürzel, die Kehle weiß, der übrige Unterleib dunkelroſtfarbig, der After und die Schenkel hellroſtfarbig, die vordern Deckfedern der Flügel ſchwarzbraun mit roſtfarbigen Spitzen, die hintern hellroſtfarben und ſchwarzbraun gefleckt, die fünf vordern ſcharf zugeſpitzten Schwungfedern bis auf die weiße Wurzel und Spitze ſchwarz, die ſechs folgenden roſtfarbig, an den Spitzen und der inwendigen Fahne röthlichweiß eingefaßt, die neun folgenden dunkelbraun mit weißlichen Spitzen, die letzten hellroſtfarbig mit unvollkommenen Querbändern, der lange Schwanz ſtark gabelförmig und blaßroſtfarbig, die Deckfedern der Unterflügel roſtbraun, die Unterſchwingen am Anfang ſchwarz, in der Mitte weiß, und am Ende aſchgrau, der Unterſchwanz röthlichweiß, an den Spitzen ſchwarzbraun bandirt. — Der ganze Leib iſt dicht mit Dunen beſetzt. — Das Weibchen iſt nicht ſo merklich größer, wie bei andern Raubvögeln, hat auch dieſelbe Farbe, außer daß der Kopf weißer, oder hellaſchgrau, die mittlern Schwungfedern mehr aſchgrau und weiß, und der Unterleib mehr getiegert iſt.

Die Gabelweihen ſind träge, feige und wenig ſcheue Raubvögel, ihr Geſicht iſt ſehr fein und ihr Flug geſchwind und ſchön. Sie ſteigen mit der größten Leichtigkeit ſo hoch, daß ſie das Auge kaum noch erreichen kann, ſchweben in weiten Kreiſen ſanft einher, und ſchwimmen mehr in der Luft als ſie fliegen, daher ſie mit Recht Schwimmer heißen. Sie durchſchweben auf dieſe Art unermeßliche Räume und holen, wenn ſie im Walde wohnen, alle Tage ihre Nahrung meilenweit im freien ebenen Felde. Wenn ſie ſich ſetzen, ſo lieben ſie mehr die Steine und Erdklöſſe

auf ebenem Felde als die Bäume. — Im Fluge ſchreien ſie dumpfig, bei Ergreifung eines Raubes aber heller und abgebrochener.

Im September und October verlaſſen ſie Deutſchland, nicht ſowohl der Kälte als der Nahrung halber. Man trifft daher im Herbſt oft 6 bis 8 Gabelweihen zuſammen an. Nur in gelinden Wintern bleiben einige bei uns. Sie überwintern in Aſtrakan, der größte Theil aber in Egypten. Im April erblickt man ſie wieder in unſern Ebenen. Gegen die Natur der Raubvögel ſollen ſie ſich zweimal im Jahre vermehren; einmal in dem milden Winter Egyptens, das anderemal im Sommer des Nordens. Bei uns wohnen ſie die warme Jahrszeit über in den gebirgigen und waldigen Gegenden, und in großen Feldhölzern.

Ihrer Ungeſchicklichkeit halber können ſie keinen Vogel im Fluge erhaſchen. Sie wiegen ſich daher immer über der Oberfläche der Erde, lauſchen aus der höchſten Entfernung nach ihrem Raube, und fliegen alsdann mit der größten Leichtigkeit auf denſelben herab. Sie fallen auch auf alles, was ſie ohne Widerſtand fortſchleppen und verſchlingen können. Daher haben die jungen Enten, Trut- und Haushühner, die ſie vom Hofe weg rauben, die jungen Gänſe auf der Weide, die jungen Rebhühner und Lerchen die größten Feinde an ihnen. Außerdem aber iſt ihre gewöhnliche Nahrung Feldmäuſe, Fröſche, Schlangen, Blindſchleichen, Nattern, Eidechſen, Regenwürmer und Schnecken, womit ſie auch ihre Jungen füttern. Sie ergreifen alles mit dem Schnabel (ſtoßen es), und unterſcheiden ſich dadurch gar merklich von andern Raubvögeln, tragen auch ihren Raub, wenn er nicht zu lang iſt, wie z. B. die Ringelnattern, welche ſie zwiſchen die Krallen faſſen, in demſelben davon, verſchlucken ſie aber in großen Stücken, und geben das Gewölle wieder von ſich. Sie wittern auch, wie die Geier, das Aas von weitem, fliegen ſtark darnach, und nehmen ſogar von der Oberfläche der Teiche, Seen und Flüſſe die abgeſtandenen Fiſche weg.

Ihr Neſt bauen ſie in gebirgigen Wäldern und großen Feldhölzern auf den höchſten alten Eichen, Buchen, Fichten und Tannen, und in die Klüfte unzugänglicher Klippen. Es hat eine Unterlage von großen Holzreißern und iſt in-

wendig mit Gras, Moos, Wolle oder Stroh nachläſſig ausgefüttert. Wenn ſie ſich paaren, ſo ſieht man Männchen und Weibchen mit den geſchickteſten und niedlichſten Schwenkungen in der Luft ſtundenlang einander necken und beluſtigen, und hört ſie einige helle Töne von ſich geben. Das Weibchen legt gewöhnlich zu Anfang des Maies drei rundliche, weißliche mit blaßgelben und röthlichen Flecken hin und wieder bezeichnete Eier, und brütet ſie, von dem Männchen unterdeſſen mit Nahrungsmitteln verſehen, innerhalb 3 Wochen aus. Die Jungen, deren gewöhnlich nicht mehr als 2 aufkommen, machen ſowohl im Neſte, als auch, wenn ſie einige Wochen ausgeflogen ſind, vor Hunger bei Erblickung der Alten ein gräßliches Geſchrei, und man kann ſie daher leicht entdecken. Die Roſtfarbe iſt in ihrer Jugend ſtark mit Weißem vermiſcht. — Es fällt auch, wiewohl höchſtſelten, eine weiße Abart aus (die weiße Weihe, Falco Milvus albus).

Ihre Feinde ſind die Falken, Sperber und Raben, welche ſie immer verfolgen und ihnen oft glücklich ihren Raub abjagen. Von Läuſen (Pediculus Tinnunculi, Linn.) werden ſie ſehr geplagt; auch findet man Bandwürmer, Spulwürmer und Egelwürmer (Faſciola) bei ihnen.

Da ſie nicht ſo ſcheu als andere Raubvögel ſind, ſo kann der Jäger auch leichter mit der Flinte an ſie kommen und ſie erlegen; daher findet man ſie auch an allen Guts- und Jägerſcheunen angenagelt. Wo man ſie herumſchweben ſieht, kann man auch auf eine eiſerne Bügelmäuſefalle einen Maulwurf binden, und ſie ſo, indem ſie nach dem Maulwurf ſtoßen, ſehr leicht fangen. — In Frankreich heißt dieſer Vogel Königsweihe deswegen, weil er ſonſt zum Vergnügen der Prinzen diente, welche abgerichtete Falken und Sperber auf ihn losſchickten, die ihn auch endlich mit ſich zur Erde herabſtürzen.

Ihr Nutzen beſteht darin, daß ſie eine Menge Aas, welches die Luft verpeſtet, und viele ſchädliche Amphibien verzehren; in Egypten werden ſie daher geheget. Vorzüglich ſtellen ſie den Maulwürfen nach. In Rußland vermindern ſie die Feldmäuſe, und beſonders die Zieſelmäuſe. Als Wetterpropheten ſchreien ſie bei herannahendem Regenwetter dumpf, bei heiterm Sonnenſchein hingegen fliegen ſie ſtill

und hoch in der Luft. Ihre Rückkunft ſieht man in manchen Gegenden als ein ſichres Zeichen des geendigten Winters und der ſtarken Fröſte an. Der Aberglaube hielt ehemals ihr Fleiſch, ihre Leber, Galle, ihr Schmalz und ihren Koth für Heilmittel.

Schaden thun ſie dadurch, daß ſie junge Hühner, Enten und Gänſe holen; auch ſollen ſie auf die Vogelkäfige vor den Fenſtern gewaltſam herabſtoßen. An der Küſte von Guinea ſind ſie ſo dreiſte, daß ſie den Negern das Fleiſch von den Fleiſchbänken, und ſogar den Negerinnen aus der Hand wegholen. Den Kiebitzen nehmen ſie gern die Jungen weg, daher wenn ſich einer ſehen läßt, alle Kiebitze in der Gegend ihn verfolgen, und über die Gränze jagen. — Da ſonach die Raubbegierde dieſer Vögel für uns, wo nicht nützlicher, doch eben ſo nützlich als ſchädlich iſt, ſo darf man ſie daher nicht gänzlich ausrotten, ſondern nur in der Nähe der Wohnungen zu vermindern ſuchen.

Galle, Fr. le Fiel. Iſt die bittere Feuchtigkeit, welche aus dem Blute abgeſondert wird, und hauptſächlich zur Verdauung der Nahrungsmittel in den Gedärmen dient. Bei dem Rothwildpret befindet ſie ſich in einem eigenen Behältniß an der Blume, bei andern Thieren aber in der eigentlichen Gallenblaſe an der Leber.

Gallfliege, Gallinſekten, Lat. Cynips. Fr. Gall-inſecte. Dieſe gehören unter die minder ſchädlichen Waldinſekten, wovon nur das Weibchen mit einem Stachel verſehen iſt, womit ſie nach der Paarung in beſondere Theile gewiſſer Pflanzen bohren und ihre Eier hineinlegen. Dieſe Pflanzentheile ſchwellen davon auf und bilden beſondere Auswüchſe, die bei einigen Gewächſen Galläpfel genannt werden, die dann der Larve ſo lange zum Aufenthalt dienen, bis ſie ihre Verwandlung überſtanden hat. Das ſonderbarſte dabei iſt, daß jene Eier ſelbſt, nachdem ſie von der Mutter in das Gewächs gelegt worden, erſt noch wachſen, theils noch einmal ſo groß werden, bevor die darin befindliche Larve auskriecht. Dadurch, daß ſie den jungen Trieb in vielerlei Holzarten, auch Zapfen, Blätter und Zweige zernagen, ſind ſie den Waldbäumen ſchädlich.

Es gehört hierunter: die ſchwarze graufüßige Gallenfliege (Cynips foliorum Quercus), welche der Bewohner

der großen gemeinen Gallåpfel iſt, die unterwårts an den Blåttern der Eiche ſitzen; die Weidenroſenfliege (Cynips Salicis ſtrobilis), welche auf etlichen glatten Weidenarten, die ſogenannten Weidenroſen oder Roſenzapfen macht.

Gambette, lat. Tringa Gambetta, Linn. Fr. la Gambette, Buff. Engl. the Gambet, Penn. auch genannt: rothe Reuter, Gambettſtrandvögel, und von den meiſten Jägern Dütchen oder kleine Brachvögel. Iſt ein Sumpfvogel, welcher unter die erſte Familie der Gattung der Strandläufer (Kiebitze) gehört, und als Kennzeichen ſeiner Art, rothen Schnabel und Füße, aſchgrauen und gelbbunten Oberleib und weißen Unterleib hat. Sie hat die Größe eines Wachtelkönigs, iſt 13 und ein halb Zoll lang, der Schwanz 3 Zoll, und die Flügel, welche bis an die Schwanzſpitze reichen, meſſen ausgeſpannt 20 Zoll.

Der Schnabel iſt 14 Linien lang, von der Wurzel an bis an die Mitte roth, an der übrigen Hälfte ſchwarz; der Augenſtern gelbgrün, mit ſchwarzen Ringen umgeben, der nackte Theil der Schenkel, die geſchilderten Beine und Zehen roth oder rothgelb, die Klauen ſchwarz, der nackte Theil der Schenkel mißt 15 Linien, die Beine 2 und einen halben Zoll, die Mittelzehe 16 Linien und die hintere 5 Linien.

Der Kopf, Hals und Rücken ſind aſchgraubraun, die Deckfedern der Flügel und Schultern aſchgrau, roſtgelb eingefaßt; die Bruſt und der Bauch ſchmutzigweiß, die kurzen obern Deckfedern und mittelmäßigen untern Deckfedern des Schwanzes und die Schenkel weiß, die vordern Schwungfedern dunkelbraun, die übrigen aſchgraubraun, der Schwanz dunkelbraun mit roſtgelben Rande und Spitze.

In Thüringen findet man ſie an Flüſſen, und ſonſt überall in Europa. Sie geht auch bis ans Eismeer; in Island heißt ſie ihrer Stimme wegen: Stelkr. Im September und Oktober zieht ſie weg und kommt im Mai wieder. Auf ihrem Zuge geht ſie auf die gepflügten Felder und auf Sumpfwieſen. Ihre Nahrung beſteht aus Gewürmen und Inſekten.

Der ſtärkſte Strich von dieſen Vögeln iſt im Oktober, und man richtet auf ſie und den grünen Regenpfeifer (charadrius pluvialis) in großen ebenen Gegenden einen Brach-

vogelheerd auf. Der Platz dazu muß gleich im Anfange des Sommers gedüngt und gepflügt werden, damit er im Herbſt ſchon wieder etwas beraſet iſt; denn auf ganz friſche Aecker fallen ſie nicht gern; deswegen läßt man die Aecker um den Heerd herum beſtändig umpflügen. Die Wände müſſen groß ſeyn und ziemlich weite Maſchen haben, damit ſie keinen Wind fangen. Die Hütte wird in die Erde gegraben. Man hat dazu ein Paar Lockvögel von der Gambette und dem grünen Regenpfeifer nöthig. Sind ſie nicht lebendig zu haben, ſo nimmt man ausgeſtopfte, und ahmt ihren Lockton mit einer Pfeiſe oder dem Munde nach. Wenn man einen lebendigen Lockvogel haben will, ſo ſucht man ihn mit dem Lerchennetze des Abends zuzudecken. — Auch ſchießt man zuweilen einige Flügellahm, die noch gut zu Lockvögeln ſind. — Sie nützen durch ihr Fleiſch, das unter die Delikateſſen gerechnet wird.

Gänge, Fr. Allures. Heißen nach Jägerſprache die Wechſel, welche das Wild in Wald hinein und heraus macht, deren Anzahl die Jäger, wenn ſie einen Hirſch beſtätigen, oder ſonſt ein Thier kreiſen und ausmachen wollen, genau beobachten müſſen; ſ. Beſtätigen.

Gänge, Fr. Chien de tête, d'entrepriſe. Benennt der Jäger die Hunde, wenn ſie flüchtig und hurtig im Wenden, und dieſes mit Geſchicke ſind.

Ganze Bretter. Heiſſen in Schwaben ſolche Bretter, welche das in der Würtembergiſchen Forſt- und Bauordnung vorgeſchriebene volle Maas von 16 Schuh in der Länge, 13 Zoll in der Breite und 5 Viertel Zoll in der Dicke haben.

Ganze Maſt, ſ. Maſt.

Ganze Rüdenhörner, ſ. Rüdenhörner.

Ganz in Haaren, ſ. Voll in Haaren.

Ganz machen, Fr. Achever. Bedeutet ſo viel als in Ordnung ſtellen, und der Jäger ſagt es, wenn, da bei einem Jagen ein Dickigt abgetrieben worden iſt, und die Jagdleute auf dem Stellwege heraus ſind, und nun durch das Dickigt wieder gehen ſollen, er dieſelben vorher wieder in Ordnung, und in eine gleiche Reihe bringt, damit ſie zuſammen auf einmal fortgehen.

Gärberlohe, Fr. le Tan. Iſt eigentlich die Rinde von Eichen, welche die Gärber zur Bereitung des Leders nöthig haben; ſ. Borkenſchälen und Eiche.

Gärbermyrthe, Lat. Mirica Gale, Linn. Fr. le Piment royal, Engl. the Sweet Gale, or Myrtle; auch genannt: Niederländiſcher Myrthenſtrauch, Brabandiſche Myrthe, Gagel, Rauſch, Torfmyrthe, deutſcher Kerzenbeerſtrauch, Oelmyrthe, Myrthenheide, Heidelbeermyrthe, deutſcher Talgbuſch. Gehört, als ein Erdenholz, unter die ſommergrünen Laubhölzer, und wird als ein niedriges dauerhaftes Strauchgewächs, das den großen Heidelbeerſträuchern oder auch dem Aufſchlag junger Weiden nicht unähnlich iſt, in den nördlichen Provinzen Deutſchlands häufig gefunden. Dieſer Strauch trägt im Mai beſondere männliche und beſondere weibliche Blüthen auf verſchiedenen Pflanzen, ſo daß alſo nur eine wirkliche Befruchtung ſtatt finden, wenn beide Gegenſtände in der Nähe ſich beiſammen findet. Die männliche Blüthe beſteht in einem länglichten eiförmigen, ſchuppigen, gelben Zäpfchen, ohne Blumendecke und Krone, und hat 4 bis 6 kurze Staubfäden, die mit großen, doppelten, gelben Staubhülſen verſehen ſind. Die weibliche Pflanze bringt ihre Blüthe in länglichen, dichten, ovalen, purpurrothen Fruchtzäpfchen, ebenfalls ohne Kelch und Krone. Die daraus zum Vorſchein kommende Frucht iſt eine längliche, zapfenförmige und ſchuppige ſaftige Beere, welche im Oktober ihre Reife erlangt, und ein braunes hartes Saamenkorn enthält.

Die Wurzel iſt äſtig, zaſerig, hart, feſt und zähe; ſie kriegt in naſſem Moorboden weit umher; die Rinde iſt Anfangs grün, dann purpurroth, und endlich ſchwarzbraun; das Holz iſt weiß und nicht ſehr hart. Die harten Blätter ſind 1 und ein Viertel Zoll lang und 3 Achtel Zoll breit, lanzettenförmig, glatt und fein gezahnt; die obere Fläche iſt ſchön dunkelgrün, die untere hell und mit einer erhabenen Ader verſehen.

Dieſer kleine Strauch iſt ein unſchädliches Gewächs, das die feuchten Niederungen liebt, auch nach den eigenen Erfahrungen des Herrn von Burgsdorf, in trockenem, mit Dammerde gemiſchtem Sand, im ſchattigen Stande, friſch und munter fortwächſt. Man kann es aus dem einzeln in

Rinnen gelegten Saamen, der aber mehrentheils 1 Jahr in der Erde liegt, am leichteſten aber durch Ableger und Verpflanzen der Sträucher erziehen, wobei aber immer darauf zu ſehen iſt, daß man es auf ſeinen natürlichen Boden bringe. Bei dem Verpflanzen wird die Vorſicht erfordert, daß man die Wurzel mit vieler Erde heraushebt, und ſie ſofort an ihren gehörigen Ort bringt.

Das ganze Gewächs hat friſch einen ſtarken, angenehmen, gewürzhaften, etwas flüchtigen Geruch, der Geſchmack iſt bitter, öligt, etwas zuſammenziehend und balſamiſch, woraus man auf ſeine Kräfte in der Arznei mit Grund ſchließen kann. Wohlgetrocknete Sträuche riechen viel gelinder, und angenehmer. Alle Theile der Gärbermyrthe ſchwitzen einen Saft aus, der zwiſchen dem Wachs und Harz das Mittel hält; er iſt öligt, klebricht, wohlriechend; dies Wachs hat man mit Unſchlitt zu einer Maſſe geſchmolzen und Kerzen daraus verfertiget. Man pflegt dieſes Erdholz zu Pulver zu mahlen, und dieſes, ſeines angenehmen Geruchs wegen, aromatiſchen Salben beizumiſchen. Auch legt man es zwiſchen Kleider und Zeuge, um Motten abzuhalten. Ehemals ſetzte man auch die äußerſten Enden der blühenden Zweige mit Hopfen dem Biere bei. Die Gärber bedienen ſich dieſes Strauchs zur Bereitung der Oberleder und ſchwachen Felle.

Garn, Fr. Filet. Hierunter werden alle geſtrickte, große und kleine Netze verſtanden, welche zu irgend einem Jagdgebrauch angewendet werden.

Garnitur, ſ. Beſchläge.

Garnſäcke, Fr. Verveux. Nennt man diejenigen Netze, welche in der Figur eines Sackes geſtricket ſind, und gewöhnlich zum Fangen der Dachſe und Staaren gebraucht werden.

Gartenammer, lat. Emberiza hortulana, Linn. Fr. l'Ortolan, Buff. Engl. the Ortulan-Bunting, Lath. auch genannt: Ortolan, Fettammer, Kornfink, Brachamſel, Troſtel, Windſche, Goldammer, Ortulan, Heckengrünling, Jutvogel. Gehört als Singvogel unter die Gattung der Ammern, und Kennzeichen ſeiner Art ſind, die Schwanzfedern ſchwärzlich und die beiden weißen Seitenfedern nur nach außen ſchwarz, Kopf, Ober- und Unterhals

ſind gräulich olivenfarben, die Kehle hochgelb. Er hat faſt die Größe eines Goldammers, iſt aber ſtärker von Bruſt und Schnabel; iſt 7 Zoll lang, der Schwanz 3 Zoll, und die ausgeſpannten Flügel, welche zuſammengelegt ein Drittheil des Schwanzes bedecken, meſſen 11 Zoll. Der Schnabel iſt 6 Linien lang, an der Wurzel ſtark, gelblichtfleiſchfarben, der Augenſtern dunkelbraun; die Augenlider ſind hochgelb eingefaßt, die geſchilderten Beine 11 Linien hoch mit den Füßen fleiſchfarbig, die Nägel braun, die mittlere Zehe 10 und die hintere 9 Linien lang.

Der Kopf, Ober- und Unterhals iſt graulich olivenfarben, die Kehle und ein Streifen vom untern Schnabelwinkel nach dem Hals herab hochgelb, der Rücken und die Schultern rothbraun, die mittelmäßigen Steißfedern ſchmuzzig graubraun, die Bruſt, der Bauch und die untern langen Afterfedern rothgelb, die Flügel ſchwärzlich, die Schwungfedern der erſten Ordnung äußerlich grau, die der zweiten und die Deckfedern ſtark rothbraun geſäumt, ſo daß die Flügel zuſammengelegt rothbraun und ſchwarz gefleckt ſind, die untern Deckfedern der Flügel ſchwefelgelb, die Schwanzfedern ſchwärzlich, die beiden äußerſten innen mit einem weißen Flecken, die übrigen rothgelb geſäumt. — Das Weibchen iſt etwas kleiner, am Hals und Kopf mehr aſchgrau, und die Bruſt weniger braun. — Die Jungen haben vor dem erſten Mauſern eine undeutliche gelbe Kehle mit grauer Miſchung, und Bruſt und Bauch ſind rothgelb mit Grau beſprenkelt.

Als einem unruhigen Vogel, iſt ihm Tag und Nacht gleich, daher er ſeine Lockſtimme ſowohl Göh göh, Peckpeck, peck peck peck! Tzwit, tzwit! Gye, gye, als auch ſeinen Geſang, der mit des Goldammers ſeinem viel Aehnlichkeit hat, des Nachts hören läßt. Auf ſeinen Wanderungen hat er die Locktöne Zwit, zwit! und Gye, gye; Peckpeck jedesmal wenn er auffliegt, und mit Göh, göh drückt er ſeine Leidenſchaften aus.

In Deutſchland trifft man ihn des Sommers über nur einzeln in den Feld- und Vorhölzern an; in dem ſüdlichen Europa, Rußland und Siberien iſt er gemein. Als Zugvogel ſieht man ihn in Deutſchland in der letzten Hälfte des Aprils, oder Anfangs Mai ankommen, er begiebt ſich aber

im Auguſt ſchon in die Felder, und verläßt uns mit der Habererndte im September zu 3 bis 6 wieder. Er liebt das Gebüſch und die Hecken, und hält ſich daher in Weinbergen, Gärten, in Feldhölzern und lebendigen Vorhölzern auf.

Er wählt zu ſeiner Nahrung gern Hirſen, daher man ihn in Gegenden, wo dieſer ſehr angebauet wird, am häufigſten findet; ſonſt nährt er ſich auch von Buchwaizen, Haferkönern und von allerhand Inſekten, und füttert mit letztern auch ſeine Jungen. Im Vogelbauer, wo er ſich ſehr leicht hält, füttert man ihn mit Hirſen, Mohn und Hafer, und im Zimmer herumlaufend nimmt er auch mit bloßem Gerſtenſchrot, mit ſüßer Milch angemacht, vorlieb. Er ſoll oft ſo fett werden, daß er 3 Unzen wiegt.

In Gebüſchen und Hecken macht er ein nachläßiges aus Grashalmen geflochtenes Neſt, und legt in ſelbiges 4 bis 5 grauliche, auch grauröthliche mit braunen Strichelchen beſpritzte Eier. In Thüringen niſtet er nur einmal des Jahrs, an andern Orten aber ſoll er es zweimal thun. — Seine Feinde ſind die Füchſe, Katzen, Marder, Iltiſſe und Wieſeln, welche im Sommer die Neſter aufſuchen, und im Winter verfolgen ſie die Sperber bis vor die Scheunen.

Im Frühjahr fängt man ihn einzeln auf den Lockbüſchen, wo ihn zuweilen ein Goldammerweibchen, das in einem Vogelbauer ſteckt, herbeilockt. — Im Auguſt legt man im Felde auf einem grünen Platze in der Nähe von Gebüſchen einen kleinen Heerd, wie einen Finkenheerd an, umgiebt ihn mit einem niedrigen Zaun, und ſteckt allenthalben Haferbüſchelchen hin. Neben den Heerd ſetzt man einige Lockvögel von ſeiner Art, und läufert auch, wo möglich, einige an. Er läßt ſich ſehr leicht herbeilocken; nur Schade, daß er nicht in Menge zieht.

Im Herbſte iſt er ein wahrer Fettklumpen vom ausgeſuchteſten Geſchmack, ſättigt aber bald. In Italien und Frankreich werden ſie gerupft, in Schachteln gepackt, und mit Mehl oder Hirſen beſtreut, verſchickt. Die mehrſten aber werden bei dem Dorfe St. Stoppa auf Cypern gefangen, und ohne Kopf und Füße im heißen Waſſer aufgewällt, mit Gewürze in Eſſig gelegt, und in Fäßchen nach den großen Städten von Europa geſchickt. — In Deutſchland bezahlen große Herren für einen Ortolan 4 bis 16 Gro-

ſchen Fanggeld, und in Schweden wird er bisweilen mit einem Dukaten bezahlt. — Er vergnügt auch durch ſeinen Geſang. — Schaden thut er in Hirſenfeldern.

Varietäten ſind: 1) der weiße Gartenammer, lat. Emberiza hortulana candida, Fr. Ortolan blanc, Buff. 2) Der gelbe Gartenammer, lat. Emb. hort. fulva, Fr. Ortolan jaune. 3) Der Gartenammer mit weißem Schwanze, lat. Emb. hort. albicilla, Fr. Ortolan à queue blanche. 4) Der ſchwarze Gartenammer, lat. Emb. hort. nigra, Fr. Ortolan noirâtre, Buff. Die übrigen Varietäten, die man in Büchern findet, gehören nicht hierher, und ſchreiben ſich von den Zeiten her, wo man jeden fremden Vogel, der ins Ammergeſchlecht gehörte, Ortolan nannte.

Gartenrothſchwänzchen, ſ. Rothſchwänzchen.

Gazelle, lat. Antilope. Iſt eine Gattung Säugethiere, deren Arten zwiſchen den Hirſch- und Ziegenarten mitten inne ſtehen. Dem Anſehen und den Haaren nach gleichen ſie den Hirſchen, den Hörnern nach aber den Ziegen. Die falſchen Hufe ſind bei ihnen kleiner und ſehen Warzen ähnlich. Sie bewohnen das wärmere Aſien und Afrika, und nur eine Art, nämlich die Gemſe, iſt europäiſch; ſ. Gemſe.

Geäfter, ſ. After.

Geäße, Geätze, Fr. le Viandis (beim Rothwildpret); la Mangeure (beim Schwarzwildpret). Wird bei allen wilden Thieren, die edel und zu verſpeiſen ſind, und zur hohen Jagd gehören, die Weide genannt, womit ſie ſich ſättigen und ernähren.

Gebanneter Hau. Wird ein Gehau oder Holzſchlag genannt, der zwar abgeräumet, aber noch nicht erwachſen iſt, und deshalb mit dem Vieh nicht behütet werden darf, daher man ihn mit Bannraiteln oder Hegewiſchen bezeichnet, und den Triftberechtigten die Viehweide ſo lange verbiethet, bis das junge Holz dem Viehe entwachſen iſt.

Gebirge, Fr. Chaine de montagnes. Hierunter bezeichnet man ſolche Gegenden, wo viele Berge und Thäler ſind; ſiehe unter Berg.

Gebirghirſch, ſ. Berghirſch.

Gebiß, Fr. la Bouche. Wird der Mund bei allen vierfüßigen Raubthieren genannt.

Geblendet, ſ. Blenden.

Gebräuche, Rüſſel, Wurf, Fr. Boutoir, Groin. Heißt der vordere Theil an einem wilden Schweinskopf, nämlich das Maul.

Gebrochen, ſ. Brechen.

Gebrochener Lauft, Fr. Fenderie en croix. Wird ein ſolcher Lauft genannt, wo bei Anſtellung eines Hauptjagens, wenn wegen des Holzes, Getraides, Gebirges oder anderer wichtigen Urſachen, der Lauft nicht gerade aufgeſtellt, oder derſelbe den Flügeln nach vor das Jagen gebracht werden kann, die Flügel gebrochen werden, und der Lauft quer vor die Kammer gemacht wird. S. unter Lauft zum Abjagen.

Gebüſche, Fr. Brouſſailles. Hierunter wird eigentlich der Unterwuchs in den Laubwaldungen verſtanden; einige nennen auch ſo die Dickigte in den Nadelwäldern.

Geendet, ſ. Enden.

Gefallen, Fr. mourir. Sagt man von einem wilden Thier, wenn es todt gefunden wird, und man nicht weiß, wie es umgekommen iſt; ſ. Fallwildpret.

Gefället, ſ. Baumfällen.

Gefangen; wird in verſchiedenem Verſtande gebraucht. Einmal ſagt der Jäger: gefangen, wenn er etwas in einem Garn oder Eiſen, auch Fallen, oder Schlingen bekömmt. — Ferner heißt gefangen, wenn die Hunde etwas einholen oder würgen. — Auch heißt gefangen, wenn bei Anbindung eines Tuches oder Garnes einer das Ende von der Leine nimmt, und damit um einen Baum oder Heftel herumfährt, jedoch ſo, daß der Ort, welchen er in der Hand hat, unter die Leine hinkommt; wenn nun die Jagdleute das Tuch oder Garn anziehen und ſtrecken, ſo rücket er immer ſachte nach, bis es ſteif genug angezogen, und mach feſte! gerufen wird, da er dann ſogleich mit ſeinem Ort rückwärts über der Leine hinweg, und wieder um den Baum oder Heftel

herumfährt, und die Leine befeſtiget (dieß heißt alſo die Leine fangen.)

Gefäß, ſ. Geſchühe.

Gefege, ſ. Baſt.

Gegriffen, Greifen, Fr. jetter par terre. Wird von einigen Jägern geſagt, wenn die Windhunde einen Haſen fangen.

Gehäge, ſ. Gehege.

Gehau, Fr. Taillis, Triage. Iſt eigentlich ſo viel als Holzſchlag; insbeſondere aber verſtehen einige darunter einen Ort, der im Laub-Oberholz abgetrieben wird.

Gehecke, Fr. la Couvée, Engeance. Sagt man von einem Neſt voll Vögel, ſo viel ihrer auf einmal ausgebrütet worden, und dieß heißt man gewöhnlich eine ganze Hecke, oder auch einen Flug (Volée de pigeons); ſ. auch Flug.

Gehege, Gehäge, Fr. la Varenne, Enceinte. Heißt ein gewiſſer Jagdbezirk, worin niemand jagen, hetzen oder ſchießen darf, ſondern das Wildpret für die Herrſchaft ſehr geſchont wird, damit ſie allemal, wenn ſie jagen wollen, welches vorräthig finden.

Gehen, Fr. marcher. Heißt, wenn das Wildpret allerhand Gattung, Abends aus ſeinem Lager oder Stande nach dem Geäße ziehet, und früh Morgens, jedes nach ſeiner Art, wieder zu Holze nach einem ſichern Orte eilet.

Gehetzet, Fr. laiſſer courre. Wird geſagt, wenn ein Thier mit Hunden verfolgt wird, die es fangen oder würgen ſollen, z. B. die Windhunde den Haſen.

Gehoben, Fr. lever. Sagt man, wenn ein Wolf oder Fuchs den Vorwurf, oder die Biſſen, ſo der Jäger zur Ankörnung auf den Platz geworfen, aufgenommen und hinweg gefreſſen hat.

Gehölz, iſt ſo viel als Holzung und Holz.

Gehör, Fr. les Oreilles du Cerf. Werden beim Hirſch die Ohren genannt.

Gehörn, Geweih, Gewichte, Fr. Tête du cerf, Bois du cerf, Ramure. Werden die beiden Hörner oder Stangen nebſt den daran befindlichen Enden oder Spitzen

genannt, welche der Hirſch auf ſeinem Kopfe trägt. Das Gehörn ſitzt auf dem ſogenannten Roſenſtock feſt. Beim Rehbock wird es Gehörn allein genannt.

Die Gehörne ſind eine Jagdnutzung, müſſen in den Zeughäuſern zum Zierrath als Haken dienen, und geben roh oder geraſpelt und grün, auch anders gebaitzt, Griffe zu Meſſern und Hirſchfängern. Die Köche machen mit und ohne Wein, eine nahrhafte und ſtärkende Gallerte daraus. Mit gebranntem und gepülvertem Hirſchhorn, am meiſten aber mit ungebranntem und bloß geraſpeltem, macht man den Kaffee klar, und braucht es bei jungem Biere zum hellmachen und daſſelbe wider die Säure zu bewahren. Auf eine Tonne rechnet man 1 Viertelpfund gepülvertes Hirſchhorn, welches mit 2 Kannen von dem klar zu machenden Biere ans Feuer geſetzt, aufgekocht und warm oder vielmehr lau in die Tonne gegoſſen wird. Das Bier bleibt hierauf eine Nacht ruhig liegen, und wird alsdann auf Flaſchen gezogen. Man macht auch aus dem Hirſchhorn eine Hirſchhornſchwärze, die eben ſo wie die Elfenbeinſchwärze zu gebrauchen iſt. — Aus ihm werden auch verſchiedene Präparate gemacht. Das gebrannte Hirſchhorn findet man in den Apotheken, und dient als ein abſorbirendes Mittel. Der Hirſchhorngeiſt iſt allgemein bekannt, dient vorzüglich in Ohnmachten, und wird, mit andern Arzneien verſetzt, in verſchiedenen Krankheiten gebraucht. Anderer Präparate, deren einige das Vorurtheil beibehielt, zu geſchweigen.

Gejackte Hunde, gepanzerte Hunde, Fr. Chiens jaqués. Werden die Hatzhunde genannt, welche bei der Saujagd mit einem Panzer (ſ. Jacken für die Hunde) verſehen ſind, um ſie vor dem Schlagen der Schweine zu bewahren. Am beſten ſind die gejackten Hunde bei Saujagen auf dem Laufte zu gebrauchen, nicht ſo gut aber im Freien oder Streifjagen, indem ſie im Laufen nicht wohl fortkommen und ſich behelfen können.

Geier, Lat. Vultur. Machen nach dem Linneiſchen Syſtem eine Gattung Vögel von der erſten Ordnung, nämlich den Raubvögeln, aus, welche folgende Kennzeichen hat: Der Schnabel iſt gerade, nur die Spitze hakenförmig gebogen. Die Zunge iſt geſpalten. Der Kopf hat keine Federn. Das Weibchen ſoll nicht größer als das

Männchen ſeyn. Von den Adlern und Falken unterſcheiden ſie ſich noch dadurch, daß ſie in Heerden und ſehr träge fliegen, eine niedergebeugte Stellung haben, ſich vorzüglich vom Aaſe nähren, und dadurch in warmen Ländern ſehr nützlich werden. Sie haben einen großen Kropf, der, gefüllt, wie ein Sack herabhängt, und Klauen, die nicht ſo ſtark wie bei andern Raubvögeln gekrümmt ſind. Der ganze Körper iſt mit ſo viel Pflaumfedern bedeckt, daß wenn man die Federn ausrupft, der ganze Vogel wie mit Wolle bekleidet erſcheint.

Zu dieſer Gattung gehören drei Arten: der gemeine Geier, deſſen Beſchreibung hier folgt, der Bartgeier und der Haſengeier.

Der gemeine Geier, lat. Vultur cinereus, Linn. Fr. le Vautour ou grand Vautour, Buff. Engl. the cinereous or aſh-coloured Vulture, Lath. auch genannt: Geier ſchlechthin, der große Geier, brauner Geier, grauer Geier. Iſt ein Raubvogel, und eine Art von der Gattung der Geier, deren Kennzeichen ſind: kahler und bläulicher Nacken, und die Wolle am Hals bildet vorne einen herzförmigen Halskragen. Dieſer Vogel bewohnt die hohen gebirgigen Waldungen von Europa, kömmt aber auch im Winter in die niedrigen Gegenden herab. Er iſt viel größer als der gemeine Adler, 4 Fuß lang, und die Breite der ausgeſpannten Flügel 9 Fuß. Der Schwanz iſt 4 Zoll lang, und die zuſammengelegten Flügel reichen bis auf 2 Drittheile deſſelben. Der ſchwärzliche Schnabel iſt 4 und einen halben Zoll lang, bis faſt zur Spitze gerade, die Spitze ſehr übergekrümmt, die Wachshaut dunkelhimmelblau, der Stern nußbraun, die Beine halbbefiedert, der kahle Theil mit den Zehen weiß, fleiſchfarben überlaufen, die Nägel flach gebogen und ſchwarz, die Mittelzehe 4 Zoll und die hintere 3 Zoll lang.

Kopf und Hals ſind mit wolligen röthlichen Federn beſetzt; im Nacken iſt ein breiter, blaulicher, kahler Fleck; der Augenkreis und die Wangen ſind dunkelbraun; die Wolle iſt am Hinterkopf aufgerichtet; in Ruhe ſitzend bildet die Halswolle vorne nach der Bruſt zu einen herzförmigen lichtgrauen Kragen, und die Wolle des Vorderhalſes bis zur Bruſt ſteht ſeichter und iſt dunkelbraun; auf den Schultern

zwiſchen Flügeln und Hals ſteigen auf beiden Seiten lange lichtgraue, an den Seiten dunklere Federbüſche in die Höhe; Kragen und Federbüſche aber legen ſich an den Hals an und werden unmerklich, wenn ſich der Vogel ſtark bewegt, unruhig oder im Affekte iſt. Der Oberleib iſt dunkelbraun mit hellern Spitzen; Bruſt, Bauch, After und Schenkel ſind heller als der Oberleib, die Schwungfedern ſchwarz, lichtgrau gerandet, der Schwanz wie der Rücken. — Das Weibchen iſt merklich größer, und ſchwarzbraun oder dunkler von Farbe als das Männchen. — Die hier beſchriebene Farbe bleibt immer und ändert ſich nicht.

Seine Nahrung beſteht eigentlich in Aas; außerdem aber ſtößt er auch auf Rehe, Ziegen, Schafe, Haſen und dergl. Er iſt nicht ſo ſcheu wie die andern Raubvögel, dabei ſo gefräßig und auf ſeinen Raub ſo erpicht, daß er ſich leicht dabei fangen und ſchießen läßt. Wegen des Schadens, den er thut, gebührt dem Jäger ein gutes Schießgeld.

Geierfalke, lat. Falco Gyrfalco, Linn. Fr. le Gerfault, Buff. Engl. the Gyrfalcon, Penn. auch genannt: großer Falke, Mittelfalke, Gierfalke, Geier, Raubfalke, Gyr- oder Gerfalke, Regerfalke. Gehört, als Raubvogel, unter die zweite Familie der Falken-Gattung, nämlich die eigentlichen Falken, und hat als Kennzeichen ſeiner Art, bläuliche Wachshaut und Füße, und weiß und braun gefleckten Körper. Dieſer Falke wird nur auf ſeinen Streifereien in Deutſchland, und zwar auf den Schleſiſchen Gebirgen zuweilen angetroffen. Er bewohnt das kalte nördliche Europa und Aſien, und hält die größte Kälte aus, ohne wegzuziehen. Man hat aber auch nicht bemerkt, daß ihm ein wärmeres Klima, wohin er gebracht worden, etwas von ſeinem Muth und ſeiner Stärke benommen hätte.

Er iſt 2 Fuß 3 Zoll lang und die Flügelbreite beträgt 4 Fuß 8 Zoll. Er wiegt 45 Unzen. Der bläuliche Schnabel iſt kurz, dick und mit einem großem Haken verſehen, die Wachshaut bläulich aſchgrau, zuweilen auch gelb, die Augen dunkelblau, die Füße ſtark und hellblau, höchſtſelten gelblich. Die Kehle iſt ſchön weiß, an dem übrigen Körper iſt die Hauptfarbe ebenfalls weiß mit dunkelbraunen Flecken, Linien und Streifen ſchön gezeichnet. — Das Weibchen iſt wie gewöhnlich größer und ſtärker.

Dieſer Falke iſt nach dem Adler der ſtärkſte, lebhafteſte und muthigſte, und wird daher in der Falkenierkunſt unter allen Jagdvögeln für den edelſten und vorzüglichſten gehalten. Das Weibchen wird auf Störche, Reiher, Kraniche, Falken und Haſen abgerichtet, jene ſchlägt es mit leichter Mühe und auf dieſen ſchießt es ſenkrecht herab; das Männchen (Tiercelet de Gerfault) aber lehrt man bloß Gabelweihen, Reiher, Krähen und Tauben ſchlagen.

Zu einem ſchönen Geierfalken werden ein flach und gleichgewölbter Kopf, weite Naſenlöcher, ein krummer, harter Schnabel, ein im Nacken dünner, an den Schultern breiter Hals, ein Rumpf, der bis zum Schwanz ein Dreieck vorſtellt, Flügelſpitzen, die ſich durchkreutzen, eine fleiſchige und gewölbte Bruſt, ſtarke Schenkel und kurze Beine verlangt.

In ihrer Freiheit nähren ſie ſich vorzüglich von weißen und andern Haſelhühnern. — Man ſagt, ſie baueten ihren Horſt in den Schnee, den ſie durch die Wärme ihres Körpers zuweilen eine Klafter tief bis auf den Erdboden wegſchmelzten.

Unter den Geierfalken unterſcheidet man dreierlei Varietäten, die vielleicht drei wirklich verſchiedene Arten ausmachen: 1) den Isländiſchen oder gewöhnlichen; 2) den Norwegiſchen mit braunem Oberleib, und weißem braungeflecktem Unterleib; 3) den weißen Geierfalken, oder ſchlechtweg weißen Falken (Falco albus). Dieſe ändern aber auch in der Farbe ſehr ab; denn es giebt weißgraue mit einem ſchwarzen, herzförmigen Flecken auf dem Rücken und den Flügeln, gelbliche, röthliche, aſchgraue und dergl.

Geilen, ſ. Kurzwildpret.

Geis, Gaiß, Rücke, Fr. Chevrelle, Chevrette. Iſt das weibliche Geſchlecht der Rehe, die auch zuweilen Rehziege genannt werden.

Geisblatt, wildes, lat. Lonicera Periclymenum, Linn. Fr le Chevre-feuille ordinaire, Engl. the wild Honey-ſuckle; auch genannt: Zaunlilie, Waldlilie, Waldgeisblatt, gemeine Specklilie, wildes Je länger je lieber, holländiſches Geisblatt, deutſches Geisblatt, gemeines Geisblatt, Waldwinde, Zaungilge, Lilienfrucht, wildes Caprifo-

ſium. Iſt ein ſommergrünes, einheimiſches Rankengewächs, das ſich an andern Sträuchern und Bäumen in die Höhe windet, häufig in ſehr fruchtbaren Laubhölzern und Hecken gefunden wird, und an ſeinen ſternförmigen aus Röhren zuſammengeſetzten wohlriechenden Blumen kenntbar iſt.

Die fruchtbaren Zwitterblumen kommen im Julius ſchirmförmig aus den äußerſten Spitzen der Zweige: die darauf folgenden Beeren ſind bei der Reiſe (im September) roth, fallen im Oktober ab, und haben glatte, gelbe Saamenkörner, die 8 Monate liegen. Die Wurzel iſt zähe, holzig, faſerig, läuft ſchräg, flach und ſehr weit um ſich; die Rinde iſt braun. Die Blätter brechen zu Anfang des Maies aus, fallen zu Anfang des Oktobers ab, ſind länglicht eirund, ungezahnt, weich, oben dunkelgrün, unten mit einem weißgraulichen Beſchlag überzogen, auf beiden Flächen glatt, und durchwachſen, und ſtehen paarweiſe gegen einander über.

Dieſes Gewächs treibt ſtark und ſchnell, und gewöhnt ſich an allerhand Boden, wenn er eine etwas feuchte und ſchattige Lage hat. Wo es ſich an den Bäumen recht hoch aufwinden oder ſchlingen kann, giebt es wegen der vielen Blüthen einen ausnehmenden erquickenden Geruch, und ein ſehr gutes Anſehen.

In den Forſten hat das Geisblatt, da das Holz nur ſchwach iſt, keinen ſonderlichen Nutzen, wird alſo zu dieſem Behuf nicht ausgeſäet; will man es aber ſeiner Schönheit und ſeines Wohlgeruchs wegen, in den Gärten ziehen, ſo wird der Saame aus den Beeren ausgewaſchen, den Winter über in Sand verwahrt, ſodann einzeln in Rinnen geſtreut, mit einem halben Zoll lockerer Erde bedeckt und öfters begoſſen. Die erſcheinenden Pflanzen werden ebenfalls öfters begoſſen, und im Winter mit Laub bedeckt. Weit geſchwinder aber geſchieht die Vermehrung, wenn man es ausgräbt und verſetzet, oder Ableger, Schößlinge und Stecklinge davon macht.

Geiskopfſchnepfe. Lat. Scolopax Aegocephala, Linn. Fr. la Barge Aboyeuſe ou la grande Barge rouſſe, Buff. Engl. the common Godwit, Penn. auch genannt: Uferſchnepfe, gemeine Pfuhlſchnepfe. Gehört als Sumpf-

vogel unter die Gattung der Schnepfen. Kennzeichen ihrer Art ſind: etwas aufwärts gebogener Schnabel, ein röthlich-weißer Strich über den Augen, und lichtbrauner Rücken. Sie iſt 17 Zoll lang und ziemlich dick. Der Schwanz hält über 3 Zoll, und die Flügel klaftern 2 und einen halben Fuß, und reichen zuſammengelegt faſt bis auf die Schwanzſpitze. Sie wiegt 12 Unzen. Der Schnabel iſt 4 und ein Viertel Zoll lang, weich, dünne, gerade, an der Spitze etwas aufwärts gebogen, die untere Kinnlade etwas abgekürzt, die Farbe an der Wurzel blaßroth, übrigens ſchwarz, die Beine 1 und einen halben Zoll hoch, der nackte Theil der Schenkel 14 Linien, die mittlere Zehe 16 Linien und die hintere 5 lang, die ganzen Füße ſchmutzig dunkelbraun, die Nägel ſchwarz.

Kopf, Hals, Rücken, Deckfedern der Flügel und Schulterfedern röthlichbraun; über die Augen läuft ein röthlichweißer Strich hin; der Unterleib iſt weiß bis zum Bauch mit ſchwarzen Querwellen und am After ſchwarz gefleckt; die ſechs erſten Schwungfedern ſind dunkelbraun, mit einem weißen Fleck an der Wurzel, und einem weißen Schaft auf der erſten Feder; die hintern Schwungfedern ſind auf der äußern Fahne röthlichbraun eingefaßt und auf der inwendigen weißlich mit graubraunen Bändern, die 12 Schwanzfedern weiß, dunkelbraun geſtreift. — Das Weibchen iſt auf der Bruſt blaßröthlich aſchgrau, und auf dem Rücken heller.

Dieſe Schnepfe trifft man im nördlichen und ſüdlichen Europa und im Norden von Aſien und Amerika an den ſandigen Ufern des Meeres und der großen Flüſſe, z. B. an der Donau und Weſer, an. Nach Deutſchland kömmt ſie mehr im Winter als im Sommer. In abwechſelnden und gelinden Wintern ſieht man ſie faſt allezeit in dieſer Jahrszeit an den Ufern der größern Flüſſe Deutſchlands.

Gekleidet, oder Kleidung; heißt wenn eine Büchſe oder Flinte ihr Beſchläge bekommt; ſ. Beſchläge.

Gekrönte Bäume; werden ſolche Bäume genannt, welche im Gipfel abdorren.

Gelachet, Gelochet, Geriſſen, Gelaget, Fr. fendre l'écorce des arbres. Iſt dasjenige Geſchäfte der Harzſcharrer, wenn ſie die fichtenen Stämme, welche die vor-

geſchriebene Stärke erlangt haben, zum erſtenmal zum Harzen aufreißen, nämlich einen langen ſchmalen Strich Rinde von dem Baume abſchaben; ſ. unter Harzſcharren.

Gelbe Bachweide, lat. Salix helix, Linn. Fr. le petit Saule jaune, Engl. the yellow dwarf Willow; auch genannt: Roſenweide; Heckenweide; kleine niedrige Strauchweide; braune Roſenweide; Hagenweide. Iſt ein weicher Strauch, der unter die ſommergrünen Laubhölzer gehört; er wächſt jederzeit an den Bächen, Gräben und Teichen, und wird nicht viel über 4 Fuß hoch.

Dieſe Weide erlangt in 15 Jahren ihre Vollkommenheit; treibt flache Wurzeln, die 1 Fuß in die Tiefe und 3 Fuß in die Weite gehen. Die Zweige ſind dünne, eckig, ziemlich zähe, mit einer gelben oder grünlich röthlichen glatten Rinde, die im Alter dunkler und rauher wird, bekleidet. Sie ſind oft mit ſogenannten Weidenroſen beſetzt. Die Blätter ſtehen unten abwechſelnd und weitläuftig, oben gegen einander über und dichte. Sie ſind faſt gleich breit, länglich zugeſpitzt, der Rand iſt bei einigen bis auf die Hälfte fein gezahnt. Sie ſind zart, glatt, ſteif, oben hell grün glänzend, mit erhabenen Adern bezeichnet, unten matter, etwas meergrün, und gegen 2 und ein halb Zoll lang. Sie ſtehen auf glatten, oben gefurchten Stielen, die nur den achten Theil eines Zolls Länge haben. In den Achſeln der Blätter findet man drüſenförmige Körper. Die Blüte erſcheint im April. Die beiderſeits wolligen Kätzchen ſtehen an den jüngern Zweigen einander gegen über, an den ältern abwechſelnd, und haben an ihrer Baſis 2 bis 3 Deckblättchen. Die Schuppen der ſehr dünnen männlichen Kätzchen bedecken einzelne Staubfäden; die eirunden Schuppen der weiblichen, welche beim Heraustreten der Wolle roth ſind, hernach aber ſchwarz werden, enthalten 2 oder 4 ſehr kurze Staubwege. — Man pflanzt dieſe Weide gern an ſandige Landſtraßen zu Hecken, auch auf Sandhügel und an ſandige Ufer, um den Sand ſtehend zu machen. Sie dient übrigens zum Korbmachen.

Gelbſchnäbel, ſ. unter Edler Falke.

Gelbſucht; heißt die Baumkrankheit, wenn die Blätter zu früh gelb werden und abfallen.

Geleuter, Fr. Ret à mailles quarrées. Sind ſchmale, ſpiegelicht geſtrickte kleine Garne, welche nicht zum Fangen, ſondern bloß zum Abhalten, inſonderheit vor den Treibzeugen gebraucht werden; ſ. auch Laufleutern.

Geloß, ſ. Hirſchgeloß.

Gelt, Fr. brehaigne, ſtérile. Sagt man vom Hirſchgeſchlecht, wenn das Wildkalb nicht brunſtet und ſetzt, nämlich unfruchtbar bleibt.

Gelthier, ſ. Altthier.

Gelünge, ſ. Geräuſche.

Gemeiner Adler, ſ. Adler.

Gemeiner Fünfziger. Iſt ein zum Flößen beſtimmter tannener Bauſtamm, 50 Schuh lang und am dünnen Ende 9 Zoll und drüber dick.

Gemeiner Reiherl, ſ. Fiſchreiher.

Gemeiner Sechziger. Iſt ein zum Flößen auf dem Neckar beſtimmter tannener Bauſtamm, 60 Schuh lang, und am dünnen Ende 9 bis 12 Zoll dick, auf der Künzig hingegen hat er nur 48 Schuh in der Länge, und 5 bis 7 Zoll am kleinen Ende; iſt er Gefrömdet Holz, ſo hat er zwar eben die Länge, iſt aber am kleinen Ende 9 bis 10 Zoll dick; und ein Holländer Sechziger hat 62 Schuh in der Länge und 16 ein halb Zoll in der Breite am kleinen Ende.

Gemeiner Siebenziger. Iſt ein zum Flößen auf dem Neckar beſtimmter Bauſtamm, 70 Schuh lang und am dünnen Ende 10 bis 12 Zoll dick; auf der Künzig hingegen hat er nur völlig 58 Schuh und am kleinen Ende 5 bis 7 Zoll; iſt er Gefrömdet Holz, ſo hat er zwar eben dieſe Länge, aber am kleinen Ende 9 bis 10 Zoll, und iſts ein Holländer Siebenziger, ſo hat er 72 Schuh in der Länge, und 16 ein halb Zoll in der Breite am kleinen Ende. Siehe auch Meß Siebenziger.

Gemeinholz. Heißt im Gegenſatz vom Holländerholz beim Floßhandel in Schwaben dasjenige Tannen-Bauholz, das zum gemeinen Gebrauch beſtimmt iſt, und iſt durchgehends geringer als das Holländerholz. Es beſtehet aus Bauſtämmen von Tannen, Fichten und Kiefern oder Forchen, welche 70 Schuh lang ſind, und 10 bis 12 Zoll am dünnen Ende meſſen; desgleichen aus geringern Stämmen von 60-50-40 und 30 Schuh in der Länge, die alſo am

obern Theil immer ſchwächer ausfallen; wie auch Säg- und Gipfel-Klötzen und Teuchelſtangen. Das Maß vom gemeinen Holz auf der Künzig, iſt von dem auf andern Flüßen in Schwaben ſehr unterſchieden, und in der Zunftordnung in Schiltach beſtimmt; dasjenige Gemeinholz, welches aus dem Freudenſtadter Oberforſt kommt, hat dasjenige Maß, welches durch die Benennung angedeutet wird, z. B. ein 70ger hält 70 Schuh u. ſ. w. Bei demjenigen aber, welches aus dem Neuenbürger und Altenſteiger Oberforſt kommt, werden 5 Schuh zurückgemeſſen, ſo daß ein 70ger nur 65 und ein 60ger nur 55 Schuh hält, welches Maß im Jahr 1651 mit Baden verglichen worden.

Gemeinholzfloß. Wird nach Beſchaffenheit der Flüſſe oder nach beſondern Verträgen verſchieden mit allerhand Holzgattungen eingebunden. Z. B. in dem Herzogthum Würtemberg ſoll ein ordinairer Neckarfloß halten 21 Geſtöhr, nämlich

2 Geſtöhr 60ger à 7 Stück thut 14 Stück.
6 — 50ger à 8 — — 48 —
8 — 40ger à 9 — — 72 —
2 Saulgeſtöhr, jedes 30 Schuh lang 10 bis 12 Zoll dick, à 7 Stück —— 14 Stück
3 Geſtöhr 30ger à 10 Stück — 30 Stück

21 Geſtöhr, ohne das Vorzläzle oder Vorflößle à 20 Schuh lang, beſtehet in 9 Stämmlein

Summa — 187 Stück.

Oefters iſt auch wohl ein Geſtöhr 70ger daran gebunden, ſo aus 6 Stücken beſtehet. Und ohne dieſes iſt nach den Verträgen mit den benachbarten Landesherrſchaften erlaubt, daß von 60 ſchuhigen Hölzern bei einem Floß, auch wohl 3 Geſtöhr gebunden werden, wo hingegen in dieſem Fall 1 Geſtöhr 30ger wegbleibt. Zu dieſem Neckarfloß kommen 32 Sparren und zwar 40 ſchuhigte 16 Stück, und 30 ſchuhigte auch 16 Stück, welche auf das Floß genagelt werden, worein der Oblaſt zu liegen kommt. Dieſer beſtehet in 900 Brettern, 900 Latten, wovon ein Büſchel 8 Stück hält; 75-80 bis 100 Zweiling, oder ſogenannten Halbthielen, 100 Rahmſchenkeln.

Es iſt aber auch im Floß einzubinden erlaubt:

1 Geſtöhr 70ger — 2 Geſtöhr 60ger — 7 Geſtöhr 50ger — 6 Geſt. 60ger — 3 Geſt. Saulhölzer — 2 Geſt. 30ger Balken. Summa 21 Geſtöhr. Die Oblaſt darf ſeyn:

324 Bretter, 2 Dreiling, 77 Zweiling und Bettſeiten, 36 Rahmſchenkel, 91 Lattenbüſchel, 10 Stämme 40ger Balken.

Auf dem Nagoldfluß iſt das Einbinden des gemeinen Holzes ziemlich gleich mit demjenigen, ſo auf dem Enzfluß eingebunden wird, und nur in dem Fall unterſchieden, daß das Floß länger gemacht wird, und aus mehreren Geſtöhren beſtehet; inmaßen ein Nagoldfloß 18 bis 20 Geſtöhr, den Vorſpitzen nicht mit gerechnet, lang wird; und wenn vieles Langholz, nämlich gemeine 70ger und gemeine 60ger eingebunden werden, ſo wählt man gerne nur 18 Geſtöhre.

Auf dem Enzfluß richtet ſich das Einbinden der gemeinen Holzſorten meiſtens nach dem Platz und nach den Gattungen, ſo herbeigeführt worden, oder die man nach den Beſtellungen verflößen ſoll. Gleich hinten an den Spitzen werden 40ger, 50ger Dickbalken, und 60ger ſofort 70ger angemacht, und nach der Beſchaffenheit des Holzes mehr oder weniger an ein Geſtöhr gefüget. Hält das Holz ſein ordentliches Meß: ſo nimmt man gemeiniglich in ein Geſtöhr 11 Stämme, 40ger, 10 Stämme 50ger, 9 Stämme 60ger, 8 Stämme Dickbalken, 8 Stämme 70ger. Befindet ſich aber an der Einbindſtatt lauter großes Holz, ſo wird hinter dem Vorſpitzen:

1 Geſtöhr Dickbalken von 8 Stämmen

1 Geſtöhr 60ger von 9 Stämmen, hernach 70ger, das Geſtöhr zu 8 Stämmen, zuletzt aber Dickbalken, Geſtöhrweis zu 8 bis 9 Stämmen eingebunden, und damit ſo fortgefahren, bis das Floß, den Vorſpitzen nicht eingerechnet, 11 bis 12 Geſtöhr lang wird. Man rechnet daher auf einen dergleichen Floß 100 Stämme großes Holz. Was auf einen dergleichen Floß an Brettern und anderer Schnittwaare geladen wird, davon ſehe man unter Oblaſt.

Gemiſchter Ort, ſiehe Vermiſchte Hölzer.

Gemſe, lat. Antilope Rupicapra, Erxl. Capra Rupicapra, Linn. Fr. le Chamois, Buff. Engl. the Cha-

mois, Penn. auch genannt: Gämſe, Steinziege, wilde Feldgeis, Felſengeis, Steingeis, Felſenantilope, das Männchen noch beſonders: Gemſenbock, Damhirzlein. Iſt die einzige Europäiſche Art von der Gazellengattung, und hat als Kennzeichen aufrechte, runde, hakenförmige Hörner, und rothbraune Haare auf dem Rücken, und an den Seiten. Die Gemſe, welche man auf den Gebirgen von Tyrol, Kärnten, Krain, Steiermark, Salzburg noch häufiger als den Steinbock antrift, gleicht an Größe und Geſtalt dem Ziegenbock am meiſten; außerdem unterſcheidet ſie ſich von allen andern Thieren am deutlichſten durch ihre Hörner. Dieſe ſtehen gleich über den Augen hervor, ſind ſchwarz, rund, aufrecht, mit runzlichen Ringen umgeben, mit einem glatten Haken, der nach dem Rücken zu gekrümmt iſt, an 10 Zoll lang. Sie werden mit dem Alter immer größer, und bekommen jährlich einen Ring mehr, die Spitze aber und der Haken bleiben immer glatt. Inwendig ſind ſie ausgefüllt, und haben nur an der Wurzel eine Hͤle von 1 Zoll. Vor den Hörnern befindet ſich in der Haut eine Oeffnung, welche zu einer trocknen und blinden Höle führet, welche ebenfalls dieſen Thieren beſonders eigen iſt. Die Oberlippe iſt ein wenig geſpalten; die Augen groß, röthlich, hell, und ſcharfſehend; die Ohren ohngefähr 5 Zoll lang, und inwendig mit weißen Haaren beſetzt. Der Schwanz iſt 3 Zoll lang. Die Klauen an den Füßen ſind von unten her unausgefüllt und hohl, ziemlich lang, ſcharf zugeſpitzt, und weit aus einander ſtehend.

Die Gemſe hat längere und kürzere Haare. Das längere nimmt den Kopf, Bauch und die Füße ein, und das längſte am Bauch und Füßen iſt 4 und ein halb Zoll lang. Auf dem Rücken ſind die Haare kürzer, ſo wie beim Rehbock; doch ſind ſie auch von zweierlei Art; die eine nämlich iſt länger und flammig, und zwiſchen dieſen ſtecken kleine krauſe Futterhaare. Vorn unter den Knieen iſt ein beſonderer Haarbüſchel. Die Farbe iſt im Ganzen braunroth; unten an der Kehle befindet ſich ein breiter weißer Streif; und an der Stirne, neben den Hörnern und am Unterleibe iſt die Farbe ſchmutzig weiß. Der Schwanz iſt ganz ſchwarz. Die abwechſelnde Verſchiedenheit in der Farbe beſteht darin, daß die Haare im Frühjahr, wenn ſie ihre Rauhheit und

Länge verlieren, weißgrau, im Sommer roth, und im Herbſte wieder dunkelbraun, ja meiſtens ſammetſchwarz werden. Sonſt giebt es auch weiße, und gefleckte, doch letztere ſehr ſelten. — Die Weibchen haben ebenfalls Hörner, und ſind vom Männchen außer dem Geſchlecht, in nichts unterſchieden. Sie haben 4 Zitzen.

Es ſind geſellſchaftliche, muntere, flüchtige, vorſichtige, wilde, ſchüchterne und menſchenſcheue Thiere. Ihre Stimme iſt ein leiſes kaum bemerkliches Blöcken; bei Furcht oder Gefahr aber pfeifen ſie gar heftig, und bedienen ſich darzu mit der Naſenlöcher. — Sie werden 20 bis 30 Jahre alt.

Die hohen beſchneiten Alpen von Europa ſind ihr Vaterland. Sie lieben eine reine, dünne Luft, und eine warme, niedrige ſcheint ihnen unerträglich zu ſeyn; doch wagen ſie ſich nicht auf die höchſten, äußerſten Felsſpitzen, wie die Steinböcke, ſondern halten ſich mehr in den mittlern Berggegenden auf, und man ſieht ſie oft auf den Steinklippen zu 60 und mehrern beiſammen herum laufen. Sie weiden mit einander, ziehen mit einander von einem Ort zum andern, und fliehen mit einander vor ihren Feinden. Wenn ſie einen Felſen hinauf oder herunter ſteigen, ſo geſchieht ſolches in einer ſchrägen Linie, beſonders wenn es bergab gehet. Ueber ſteile Felſen ſpringen ſie oft 20 bis 30 Fuß hoch hinunter, ohne ſich halten zu können. Während eines ſolchen Luftſprunges ſchlagen ſie nur 3 bis 4 mal mit ihren Füßen an den Felſen an. Die Wärme meiden ſie ſo ſehr, daß ſie ſich auch im Sommer und Herbſt immer auf den hohen Gipfeln und zwar an unzugänglichen Orten, in Steinriſſen von Felſen eingeſchloſſen, oder an jähen Grasplätzen, aber immer nahe an Schnee und Gletſchern aufhalten. Sobald der Tag anbricht, kommen ſie unter den holen Felſen, eingefallenen Felſenſtücken hervor und weiden. Sobald der Tag ſtärker hereinbricht, ziehen ſie ſich aus Furcht vor Verfolgung in abgelegene, unzugängliche, rauhe, wilde, aber allzeit ſchattige Bergthäler, und ruhen da neben dem Schnee, wie die gemeinen Ziegen, aus. Sie wälzen ſich ſehr gern im Schnee und auf den Gletſchern, wozu ſie ihre natürliche große innerliche Hitze treibt. Gegen Abend gehen ſie wieder auf die Weide und bei einbrechender

Nacht wieder unter ihre Felſen. Im ſpäten Herbſt ziehen ſie ſich herabwärts nach den Wäldern, und ſchlagen in den dichteſten und wärmſten Wäldern ihre Wohnung auf, und zwar gern an der Sommerſeite und an ſolchen Orten, wo ſie nach ihrem Inſtinkt ſich vor den Schneelavinen am ſicherſten dünken. Sie ſuchen hier gern die ſogenannten Wettertannen auf, weil deren niedere und ausgebreitete Aeſte ſie vor Kälte und Schnee ſchützen. Die unangenehmſte und härteſte Zeit iſt für ſie der Frühling, wo ſie, um der rauhen Waldnahrung zu entgehen, bis zu den Häuſern in die bewohnten Gegenden heran kommen. Sie gehen zu dieſer Zeit in Bergen nach Plätzen, die an der Sonne liegen, ob ihnen gleich der Weg durch den hohen und weichen Schnee ſehr beſchwerlich iſt. Wenn ſie über ein ſolches tiefes Schneefeld fliehen müſſen, ſo beſchleunigen ſie dadurch ihre Flucht, daß das letzte auf den Rücken des vor ihm gehenden ſpringt, ſo über den Rücken aller andern ſetzt, und ſich an die Spitze ſtellt; ihm folgt das vorletzte und thut ein gleiches, u. ſ. f. und auf dieſe Art ſind ſie ſchnell über ein ſolches Schneefeld weg. — Obgleich die Gemſe ein geſellſchaftliches Thier iſt, ſo giebt es doch unter ihnen, wie unter den wilden Schweinen, Einſiedler; ſ. Stooßböcke.

Im Sommer bis zum Herbſte nähren ſie ſich von den vortreflichſten Alpkräutern. Im Winter freſſen ſie das hohe Waldgras, und haben ſie dieſes nicht, ſo dient ihnen das Moos, das von Tannenäſten in weißen langen Bärten herabhängt zur Nahrung. Hier bleiben ſie zuweilen, wenn ſie ſich auf die Hinterbeine ſtellen, um dieß Mooß zu erreichen, in den Aeſten hängen, und man findet ſie todt. Im Frühjahr ſuchen ſie das jung aufkeimende Wieſengras auf. Von ihrer Nahrung im Winter bilden ſich in den Magen die ſogenannten **Gemſenkugeln**. Sie weiden, wie die Rehe, des Morgens und Abends, ſelten am Tage. Daß ſie unterdeſſen eine Schildwache, die Vorgeiß genannt, ausſtellten, gehört zu den Fabeln; vielmehr iſt jede ihre eigene Schildwache. Jede hält alle Augenblicke den Kopf in die Höhe, durchſchaut die Gegend, oder durchwittert die Luft, und die erſte, welche etwas Verdächtiges entdeckt, warnt die andern durch ein ſo nachdrückliches ſtarkes Pfeiffen, daß es ſehr weit durch die Berge hallet, und ſo lange nach ein-

ander anhält, als es nur das Athemholen erlaubt. Anfänglich iſt der Ton ſehr hell und ſcharf, zuletzt aber nimmt er ab, und wird niedriger. Nach einigem Ausruhen wiederholt ſie dieſe Warnung, ſieht ſich nach allen Seiten um, ſtampft mit den Füßen auf den Boden, und in einem Augenblick iſt die ganze Geſellſchaft über die ſteilſten Felſen weg. Auch wenn ſie ſich gelagert haben, ſtehen ihnen Kopf und Augen immer in der Höhe, und man kann von ihnen mit Recht ſagen, daß ſie mit offenen Augen ſchlafen. Sie lecken mehr Schnee als ſie Waſſer trinken. Sie lieben das Salz, und finden ſich dahero gern bei Salzlecken und ſolchen Felſen ein, welche ſalzige Feuchtigkeiten ausſchwitzen. Auch lecken ſie Sand, und an Sandſteinen, vermuthlich um ihre Zunge zu reinigen. Im Winter werden ſie ſehr mager, und ſind nur vor ihrer Brunſtzeit vorzüglich fett.

Ihre Brunſtzeit iſt, wie bei den Ziegen, um Martini und zu Ende des Aprils, und zu Anfang des Mais iſt ihre Setzzeit. In der Brunſtzeit theilen ſie ſich in kleinere Geſellſchaften, und werden nur 2 oder 3 bei einander angetroffen. Die Männchen gerathen hierbei oft in ſchwere Zweikämpfe, wenn 2 nach einem Weibchen gehen. Der Ueberwinder empfängt, wie bei den Hirſchen, den Lohn ſeiner Tapferkeit. Die Begattung geſchieht, wie bei dem gemeinen Ziegengeſchlechte. Die Gemſe trägt, wie die Ziege, 20 bis 22 Wochen, und wirft mehrentheils nur 1, ſelten 2 Junge. Zu ihrem Wochenbett ſucht ſie ſich bloß ein trocknes und verborgenes Lager unter einem herüberhangenden Felſen auf. Sie ſäugt das Junge 6 Monate, weidet mit demſelben in ſicherſten Orten, und lehrt es, wenn es Stärke genug hat, über Felſen und Abgründe ſetzen. Die Jungen trennen ſich nicht eher von der Mutter, bis ſie mannbar ſind, welches im dritten Jahr geſchieht. Sie ſollen ſich nur ſehr jung, und ſehr ſchwer zähmen laſſen.

Da ſie immer die friſche geſunde Bergluft und die guten Alpenkräuter genießen, ſo ſind ſie wenig Krankheiten ausgeſetzt. Doch bekommen ſie von übermäßigem Salzlecken die Krätze. — Außer den Menſchen ſind ihre Feinde die Bäre, Wölfe, Luchſe, der große Alpengeier und Adler, welche ſie verfolgen, auch werden ſie von Stechfliegen gar ſehr ge-

plagt. Die Schneelavinen vergraben auch zuweilen ganze Heerden.

Die Gemſenjagd iſt gefährlich, und es ſtürzen jährlich Jäger von den Felſen in die Abgründe, indem ſie von den Gemſen herabgeworfen werden, wenn ſie ihnen den Paß beſetzen wollen. Die Gemſenjäger ſpüren ſie an der Fährte, die der Fährte der zahmen Ziege ähnlich iſt, und ſich in längern und weiter geſperrten Klauen ausdrückt. Die gewöhnlichſte Art, ſie zu erlangen, iſt der Anſtand, indem man ihren Wechſel merkt, ſich ohne Geräuſch hinter Anhöhen, und Felſen, dem Wind entgegen anſtellt, und ſie mit einer guten Birſchbüchſe todt ſchießet. Dieß kann man auch bei den Salzlecken, die man ihnen anlegt. — Sonſt ſtellt man auch Klopfjagden an, wie bei andern Thieren, indem ſich Schützen dem Wind entgegen anſtellen, und ſich durch Treiber und Hunde die Gemſen zutreiben laſſen. — Man lappt ſie auch, wenn ſie auf niedrige Berge kommen, des Nachts ein, macht Feuer hinter die Lappen, und treibt ſie am Tage zum Schuß.

Die eigentlichen Gemſenjäger (Gemſenſteiger genannt) ſcheuchen ſie auch von einer Klippe zur andern immer in die Höhe, klettern mit ſcharfen Hufeiſen nach, und wenn ſie ſie ſo weit gebracht haben, daß ſie nicht weiter können, ſo treten ſie ihnen ganz nahe, ſetzen ihnen das Thillmeſſer an die Seite; die Thiere reiben es ſich von ſelbſt ein, und ſtürzen ſich dann vom Felſen herab.

Die Gemſen leiſten Nutzen durch ihr Fleiſch, welches zwar von den Alten ein hartes und zähes Wildpret iſt, von den Jungen aber als eine vortrefliche Speiſe theuer bezahlt wird. Es giebt Gemſen von 50 Pfunden. — Die Häute ſind ſehr dicht, und geben gutes Leder zu Beinkleidern, Handſchuhen, Kollern und dergl. Die Kollers halten ſehr lange, und leiden gar nicht durch die Näſſe. Man braucht es auch zur Reinigung des Queckſilbers, welches durchgedrückt wird. Ein Fell koſtet 6 bis 9 Gulden. — Die Milch ſoll die guten Eigenſchaften der Ziegenmilch haben. — Das Talg wird von Gärbern zu Zubereitung des Leders und von Lichtziehern zu guten harten Lichtern vorzüglich geſucht. — Die Hörner braucht man zu Stockknöpfen; die Schmide zum Aderlaſſen der Pferde. — Den Schweiß

aus der friſchen Wunde trinken die Gemſenjäger aus Aberglauben, um ſich dadurch gegen den Schwindel auf den ſteilſten Felſen zu ſtärken.

Von den Gemſen unterſcheidet man zwei Racen: die eine, von den Schweizern Gratthier, genannt; die andere, welche größer und dunkelbrauner iſt, heißt Waldthier. Vielleicht aber iſt der Unterſchied unter beiden der nämliche, den man unter Feld- und Waldhaſen, oder Feld- und Berghirſchen bemerkt.

Gemſenkugeln, Fr. égagropile, Bézoar d'Allemagne; auch Gemsballen, europäiſcher oder deutſcher Bezoar genannt. Sind harte rundliche Kugeln, welche ſich in den Magen der Gemſen von den unverdaulichen Zaſern der Bärenwurz, Gemswurz, Allermannsharniſch und dergl. als ihrer Nahrung im Winter bilden; äußerlich ſind ſie mit einem ſchwarzbraunen, lederartigen Häutchen umgeben, und weil ſie einen guten Geruch und bittern Geſchmack haben, dichtete man ihnen vor Zeiten allerhand Heilkräfte an. Man findet ſie im Magen in der Größe einer welſchen Nuß bis zu einer Fauſt, und ſo lange ſie in ihnen ſind, ſind ſie weich, und werden nur erſt an der Luft hart; ob dieſe Kugeln den Gemſen Schmerzen verurſachen, iſt unbekannt.

Genicke, oder Knick, auch an einigen Orten Link genannt. Iſt eigentlich eine dicke Hecke, worin geknickte Raitel oder ganzes Staudenholz ſtehet, welches man herüber beugt, durchflechtet, und ſo Befriedigungen um Aecker oder Wieſen macht.

Genickfänger, Fr. Couteau de chaſſe. Iſt ein von gutem Stahl verfertigtes, ſpitziges Meſſer, das einen Heft von einem Stück Hirſchgehörne, Ebenholz, gebeiztem Elfenbein, und eine ganz ſchmale, 4 oder 5 Zoll lange Klinge hat, die zweiſchneidig ſeyn, und unten und oben in der Mitte einen Rücken haben muß.

Genickfang geben, Fr. décharger un coup dans la nuque. Iſt die Verrichtung des Jägers, da er bei einem geſtürzten Hirſch, Thier oder Rehbock mit dem Genickfänger, hinter den Ohren, wo Kopf und Hals zuſammen gehen und gewachſen ſind, hinein ſticht, da es dadurch verendet.

Genickt, Genicken, Fr. èchigner, Heißt nach Jägerſprache, wenn man einen Haſen bei den Hinterläuften nimmt, und mit der flachen Hand über den Hals hinter den Ohren das Genicke abſchlägt.

Genieß, ſ. Gepfneiſch.

Genieſſen, Genoſſen machen, Fr. faire acharné le chien de cerf. Geſchieht bei den Leithunden, die nicht allzu hitzig oder feurig, wohl gar zu kaltſinnig ſind, und nicht friſch zur Erde greifen, am füglichſten alſo: der Jäger ſtellt ſich früh vor Holze, und ſchieſſet einen Hirſch; dieſem ſchärfet er den Hals bis an die Bruſt auf, löſet die Kehlbraten heraus, klemmt ſelbige zwiſchen des Hirſches Schalen, zerwirkt auch wohl auf einer Seite den Hirſch, legt dieſelbe unten, und die noch ganze Seite oben, deckt den Hirſch mit grünen Brüchen wohl zu, holet ſeine Leithunde, und arbeitet mit ſeinen Burſchen auf die Fährten nach, wo der Hirſch zu Holze gezogen, läßt einen um den andern vorſchießen und zeichnen, bis ſie bald an den Hirſch ſind, da er ſie dann nochmals zeichnen, und hierauf ſammt dem Hängeſeile hinan ſchießen läßt. Er muß aber auch gleich ſelbſt herbeieilen, und die Hunde das aus den Schalen heraus, wie auch nachhero von der zerwirkten Keule, Blatt und Halſe vollends ſatt, aber nicht zu viel genießen laſſen, das übrige nach und nach wieder mit Brüchen bedecken, den Hunden recht geben, und ſie mit dem Bruche ablieben und gemächlich abtragen. So viel möglich muß man darauf ſehen, daß der Hirſch den Hunden unter Wind liegt, wenn man Anfangs darauf nachgearbeitet kömmt. Solches Genießen macht die Hunde feurig, und wenn man des andern Morgens wieder mit ihnen hinausziehet, werden ſie ſehr fleißig ſeyn. Findet man es für nöthig, ſo kann man ſie noch ein- oder zweimal genießen laſſen.

Den hitzigen Hunden kann man auch wohl etwas Genuß geben. Man löſet hiezu die Läufte vom Hirſche oben über den Oberrücken ab, und klemmt zwiſchen den Schalen etwas Wildpret ein. So man auf die Hirſchfährten arbeitet, ſtellt ſich einer voraus, und hält dem Hunde den Lauft vor, läßt ihm das Wildpret daraus genießen, löſet auch die Ballen aus den Schalen, und giebt ſie dem Hunde zum Genuß. Oder man nimmt den Kopf, wenn er abgelöſt,

und läßt ſie daran genießen; aber an dem ganzen Hirſche die hitzigen Hunde genießen zu laſſen, iſt ſchädlich.

Genießjagen, Fr. Chaſſe qui ſe fait au temps que le cerf et le ſanglier ſont bons à chaſſer. Werden die erſten Jagen im Sommer, inſonderheit bei der Parforcejagd genannt, als Ende des Julius und Anfang des Auguſts.

Genſter, ſ. Beſenpfrieme.

Genuß geben, Curée machen, Fr. mettre les chiens en curée. Iſt, wenn man, nachdem bei einer Parforcejagd der Hirſch abgefangen worden, den Hunden das Gepfneiſch giebt.

Geometrie, Fr. Géomètrie. Iſt derjenige Theil der Mathematik, welcher lehret die Größen der Dinge, in ſo fern ſolche in unſere Sinne fallen, aus unwiderſprechlichen Gründen zu beſtimmen und feſt zu ſetzen. Sie theilet ſich in die theoretiſche und in die praktiſche. Die erſtere beſtehet in der Erkenntniß der Eigenſchaften, die den Größen zukommen; die andere aber erforſchet die Größen der Dinge nach einem gewiſſen Maße, vermittelſt der Werkzeuge.

Die Größe eines Dinges kann betrachtet und ausgemittelt werden, entweder nur in Anſehung ihrer Länge, ohne Breite und Dicke; oder in Anſehung ihrer Länge und Breite, ohne Dicke; oder auch in Anſehung ihrer Länge, Breite und Dicke zugleich. Hieraus entſtehet eine dreifache Art der Ausmeſſung natürlicher Dinge. Betrachtet man eine Sache nach ihrer Länge, ſo wird die Art, ſolche zu meſſen, die Linienmeſſung genannt. Erwäget man aber bei der Länge zugleich auch die Breite eines Dinges, ſo überſieht man ſolches als eine Fläche, und daher heißt die Ausmeſſung derſelben, die Flächenmeſſung. Nimmt man endlich Länge, Breite und Dicke zuſammen, ſo hat man einen Körper, folglich heißt die Ausmeſſung oder Beſtimmung ſeiner Größe die Körpermeſſung.

Aus dieſem wenigen iſt ſchon hinlänglich klar, daß dieſen Theil der Matheſis ein Forſtbedienter zu ſeinen Geſchäften unumgänglich nöthig hat; ſ. Forſtwiſſenſchaft, Ausmeſſung, Cubikrechnung u. ſ. w.

Gepacket, Packen, Fr. jetter par terre. Wird geſagt von den Hatzhunden, wenn ſie etwas fangen und niederziehen, vorzüglich bei der Saujagd.

Gepanzert, ſ. Gejackte Hunde.

Gepfneiſch, Genieß, Fr. Curée. Heißt bei der Parforcejagd dasjenige Wildpret von dem gefangenen Hirſch, welches den Hunden zu freſſen gegeben wird. Es wird nämlich, wenn alle Ceremonien beobachtet werden, der rechte Vorderlauft abgelöſet, und derſelbe dem Fürſten oder einer fremden hohen Perſon präſentiret. Hierauf wird der Hirſch aufgebrochen und zerwirkt das Geäſe aus dem Geſcheide ausgeleert, der Kopf ſammt dem Gehörne abgelöſet, und übrigens ordentlich zerwirkt. Wenn der Fürſt es befiehlt, wird der Ziemer in die Küche geliefert; eine Keule oder ein anderer Braten gehört einem Piquir um den andern; die Flanken oder Eisbeine, Mehrbraten, Kehlbraten, die Zunge und das Herz gehören dem Beſuchknechte, das Unſchlitt und die Haut wird unter ſie beiderſeits getheilet. Hierauf wird die Haut erſt darüber geſchlagen, und da die Meute etliche Schritte davon entfernt liegt, ſo nimmt alsdenn einer den Kopf mit dem Gehörne, zeigt ſolchen den Hunden, dreht und winkt damit hin und her, da ſie dann laut, aber doch noch etwas zurücke gehalten werden, bis ſie recht feurig und hitzig thun; und nun werden ſie auf einmal hinangelaſſen, die Haut aber ſogleich und geſchwind weggezogen, da ſie dann in der Geſchwindigkeit den Hirſch auffreſſen. Indem die Hunde anſchießen, wird ihnen zugerufen: Ha la lit! Ha la lit! und fleißig geblaſen, die Hunde, beſonders die jungen, careſſirt, und in kurzer Zeit ſind ſie mit dem Hirſche fertig.

Gerahmet, Fr. le Chien bourre le lièvre, donne une bourrade au lièvre. Heißt nach Jägerſprache, wenn die Windhunde an einem Haſen ſind, und ſelbigen ins Gedränge bringen, daß ſie ihn eben fangen wollen, der Haſe aber ſich kurz vor den Hunden wendet, ſo daß dieſe wohl vorbei ſchießen, und er wieder einen Vorſprung erhält; dieſes treibt der Haſe ſo lange, und macht der kurzen Wendungen ſo viele, bis er entweder Gelegenheit findet, ſich zu verbergen, oder aber von den Hunden gefangen wird.

Gerätheholz. Hierunter verſteht man alles Gehölz, welches zu hölzernem Geräthe der Werkzeuge gebraucht wird.

Geräume, ſ. Waldrob.

Geräuſche, Gelünge, die Lunge, Fr. Freſſure. Wird das Gehänge bei dem edlen Wildpret genannt, welches zum Verſpeiſen dient, und dazu gehört das Herz, die Lunge und die Leber.

Gerecht, Fr. Chien fait un bon pied. Dem Hund, ſagt man, iſt es gerecht, wenn er (der Leit-oder Jagdhund) die Fährten begierig anfällt, und munter und luſtig auf ſelbigen fortſuchet; nicht gerecht iſt es ihm im Gegentheil, wenn die Fährten kalt, der Hund ſolche nicht gerne annimmt, noch viel weniger darauf fortſuchet.

Gerechtgehender Baum, oder Stamm, wird genannt, wenn die Adern im Holz nicht geſchlängelt, ſondern gerade parallel fortlaufen.

Gereiniget, Fr. émondé, élagué. Heißt es von den Nadelhölzern, wenn ſie ſo weit erwachſen, daß ſie ſtärker als Stangenholz, und wenigſtens zu Stichholz tauglich ſind, welches auf gutem Boden in einem Alter von 40 bis 46 Jahren geſchehen kann.

Geringe, Fr. la bête jeune. Einen Hirſch nennt man geringe, wenn er ein ſchlechtes Anſehen hat. Geringe (ſtatt mager) nennt man das Wildpret von allen Thieren, wenn ſie nicht viel auf dem Leibe haben.

Geringer Hirſch, Fr. un Cerf jeune. Wird ein Hirſch ſo lange genannt, als er noch nicht jagdbar iſt, und nicht viel weder am Gehörne noch am Leibe hat.

Gerſtenammer, Lat. Emberiza miliaria, Linn. Fr. le Proyer, Buff. Engl. the common Bunting, Penn. auch genannt: Gerſtammer, Gerſthammer, gemeiner Ammer, Wieſenammer, Gerſtling, Gerſtvogel, Gergvogel, Welſcher Goldammer, weißer Emmeritz, Braßler, großer Ammer, großer Lerchenfarbener Ammer, Kornlerche, Baumlerche, Knuſtknipper, Ortolan, Strumpfweber, doppelter Grünſchling. Gehört als Singvogel unter die Gattung der Ammern, deren Art grau, und unten ſchwarzbraun gefleckt iſt. Er iſt der größte deutſche Ammer, 8 Zoll lang, der Schwanz 3 und einen halben Zoll, und die Flügelbreite über 1 Fuß. Die gefalteten Flügel legen ſich auf der Mitte des Schwanzes zuſammen. Der Schnabel iſt 6 Linien lang, kurz, ſehr ſtark, der untere Kiefer in der Mitte ſtumpfwinklich eingebogen, der obere mit einem großen Zahn

am Saumen verſehen, im Winter ſo wie die geſchilderten Füße graubraun, im Sommer aber der Oberkiefer braun, der untere gelblich, der Augenſtern kaſtanienbraun, die Augenlider röthlichgelb, die Beine 13 Linien hoch, die mittlere Zehe 12 und die hintere 10 Linien lang.

Wegen ſeiner Farbe wird er zuweilen für eine Lerche gehalten; doch iſt er gefleckter. Der Kopf und Obertheil des Körpers iſt lichtbraun oder röthlichgrau, der Untertheil ſchmutzig gelblichweiß, viele Theile mit ſchwarzbraunen Längsflecken, die oben gröber unten aber klärer ſind, beſetzt; die großen Deckfedern der Flügel, und die hintern Schwungfedern dunkelbraun mit rothgrauen Säumen, die vordern Schwungfedern dunkelbraun röthlichweiß kantirt, die Deckfedern der Unterflügel ſchmutzigweiß mit dunkelbraunen Strichelchen, der Schwanz etwas gabelförmig, dunkelbraun, röthlichweiß eingefaßt. — Das Weibchen iſt ein wenig kleiner, auf dem Bürzel und den obern Deckfedern des Schwanzes rothgelbgrau, weißlicht eingefaßt, und die Schwung- und Schwanzfedern ſind heller geſäumt.

Zu ſeinen auszeichnenden Eigenſchaften gehört, daß er im Sommer, wenn er von einem Orte zum andern fliegt, ſeine Füße hängen läßt, und ſeine Flügel hurtig und unregelmäßig gerade ſchwingt, wie wenn ein Raubvogel auf etwas ſtoßen will; zu andern Jahrszeiten beträgt er ſich im Fluge anders. Er lockt beſtändig kreiſchend: Tirjitz! und ſein Geſang vom März bis Auguſt iſt kürzer, lebhafter und rauher als der des Goldammers, und drückt ſich durch die Silben: Toi, toi, tiritz! aus. Wenn er auffliegt, ſo knarrt er mit dem Schnabel. Das Weibchen ſingt nicht, ſondern ſchreit nur ſein Tirjitz.

Der Gerſtenammer iſt durch ganz Europa und durch das nördliche Aſien wenigſtens als Zugvogel verbreitet. Als Zugvogel erſcheint er im März in Geſellſchaft der Lerchen auf den Haferſtoppeln und der grünen Saat; in vielen Gegenden Deutſchlands iſt er Stand- und Zugvogel zugleich, nämlich einige ziehen im September weg, andere bleiben mit den Goldammern da, ſogar in den nördlichſten Gegenden von Deutſchland; in einigen Gegenden, beſonders im Brandenburgiſchen, niſten ſie auch. Des Sommers über ſiehet man ſie in den Ebenen, an den Wieſen,

landwegen, auf der Spitze einer Weide, oder einer andern Erhöhung, oft ganze Stunden lang ſitzen. Zu Ende der Erndte vereinigen ſie ſich in ganze Flüge, und bleiben da, wo der Winter für ſie erträglich iſt, den ganzen Winter hindurch.

Sie nähren ſich wie die Goldammern von Sämereien, Getraide und Inſekten, und mit letztern füttern ſie auch ihre Jungen. — Ihr Neſt bauen ſie im hohen Graſe unter einem Buſch, auch ins Getraide und in die Wieſen, doch niemals auf die Erde. Es beſteht aus dürren Grashalmen und iſt mit Haaren ausgefüttert. Das Weibchen legt 4 bis 6 ſtumpfe, aſchgraue, mit rothbraunen Flecken und Punkten, und ſchwarzen Zügen und Strichen bezeichnete Eier. Die Jungen verlaſſen das Neſt, ehe ſie recht fliegen können, um ihren Feinden zu entgehen. Sie laufen daher zerſtreut im Graſe herum, und laſſen ſich, bis ſie ſich ſelbſt ernähren können, von ihren Eltern füttern, die ſie durch ein helles: Tirter! wenn ſie hungern, zu ſich locken. Sie ſehen den Alten ähnlich; nur ſind ſie am Oberleibe heller, und mehr weißgefleckt. — Ihre Feinde ſind die Füchſe, Katzen, Marder, Iltiſſe und Wieſeln, welche, ſo wie auch beſonders die Raben und Krähen, ihre Neſter ausnehmen, und im Winter verfolgen ſie die Sperber.

Im Winter fängt und ſchießt man ſie in Geſellſchaft der Goldammern. In Thüringen werden ſie im Frühjahr wie die Lerchen unter dem Namen Ortolane erlegt. Wenn ſie im Herbſt ſtark ziehen, ſo kann man einen Heerd auf die Stoppeläcker nahe ans Gebüſch machen. Sie fliegen nach den Locktönen ihres Gleichen, und auch des Goldammers; daher ſie die Vogelſteller im Frühjahr auch zuweilen auf den Lockbüſchen mit Leimruthen fangen. — Ihr Nutzen beſteht darin, daß ſie groß, fett und ſehr wohlſchmeckend ſind.

Varietäten von ihnen ſind: der weiße Gerſtenammer (Emberiza miliaria alba), und der bunte Gerſtenammer (Emb. miliar. varia).

Geſamtjagd, Fr. Chaſſe commune. Iſt eigentlich diejenige Art Jagd, welche von Vaſallen unter einander auf gemeinſchaftlichen oder vermengten Feldfluren verrichtet wird, und mithin von der Mitjagd dadurch unterſchieden, daß dieſe von den Landesherrn in den Gehegen der

Vaſallen exercirt wird. Sonach iſt die Geſamtjagd allerdings von der Mitjagd ſowohl als Koppeljagd unterſchieden. Wie ſie aber unter einander verrichtet werden, darüber ſtimmen die Forſtordnungen nicht überein. Denn ſo hat nach Bartholomäi an vielen Orten ein jeder das Recht zu jagen, ohne den Nachbar fragen zu müſſen, und hat mithin derjenige, wer eher kömmt, den Vortheil; bald muß auch der letztkommende dem erſten ganz weichen; bald aber dürfen beide, wenn ſie zugleich kommen, die Jagd mit einander verrichten. Nächſt dieſem iſt auch, in verſchiedenen Orten und Ländern, bei keinen Geſamtjagden erlaubt, durch mehr als einen Jäger ſolche verrichten zu laſſen; auch wenn Güter vertheilt werden, ſo darf nicht auf jedes getheilte Stück Gutes ein beſonderer Schütze gehalten werden, ſondern wo vor der Theilung nur ein Schütze geweſen iſt, müſſen die Jagden auch ferner nur durch einen geſamten Schützen ausgeübt werden.

Geſang, Fr. Chant, Ramage. Wird geſagt, wenn die Vögel in einem oder mehreren melodiſchen Strophen, nicht bloß ihrem eigenen ſondern auch dem andern Geſchlecht ihre Begierde zu erkennen geben. Der Geſang der Vögel iſt immer, wo nicht Ausdruck der Liebe, doch wenigſtens des Wohlbefindens. Es ſcheint dieß auch ein beſonderes Vorrecht der Männchen zu ſeyn, wodurch dieſe entweder die Weibchen anzulocken, oder ihre Liebe zu erhalten ſuchen. Denn es giebt nur ſehr wenige Weibchen, die beſonders im Wittwenſtande dem Geſang des Männchens ähnliche Töne hervorbringen können. Einige Vögel pfeifen die Strophen, oder einzelne Töne, woraus ihr Lied beſteht, aus vollem Halſe faſt immer in einerlei Folge auf einander, und von dieſen ſagt man, ſie ſchlagen: ſo ſchlägt z. B. der Finke; einige miſchen ſie, ohne auf eine gehörige Zeitfolge zu ſehen, unter einander, und pfeifen leiſer, und dieſe nennt man denn in einem beſondern Verſtande ſingende, oder Singvögel; ſo ſingt z. B. das Rothkehlchen, wenn die Nachtigall ſchlägt.

Ferner ſingen einige Vögel den ganzen Tag, andere nur des Morgens, und wieder andere nur des Abends oder wohl gar des Nachts; einige lieben bei ihren Geſängen Geſellſchaft, andere wollen ſich nur allein hören laſſen. Endlich

ſo ſingen nur die wenigſten und beſonders die kleinen Vögel, andere hingegen, z. B. die Raubvögel, die Waſſervögel, Sumpfvögel und die mehreſten hünerartigen Vögel geben nur einen oder mehrere Laute von ſich, die unter dem Namen der Locktöne mit begriffen ſind. Auf dieſe Sprache der Vögel überhaupt, ſo einfach und verſchieden auch immer der Ausdruck derſelben an den mancherlei Vogelgattungen und Arten ſeyn mag, muß der Jäger vorzüglich achten, da es eine ausgemachte Sache iſt, daß jeder Vogel in der Freiheit ſeine eigne natürliche angebohrne Stimme hat.

Geſäuge, Fr. le Pies de chevreuil. Werden bei den wilden Säugthieren die Brüſte, Euter oder Zitzen genannt, woran die Jungen ſaugen, und ſind am weiblichen Körper diejenigen Theile, in welchen die Milch aus dem Blute abgeſondert, und aus welchen von den neugebohrnen Säugthieren eine Zeitlang die Nahrung gezogen wird. Sie ſind der Anzahl und Lage nach bei den mancherlei Säugthieren verſchieden. Gemeiniglich iſt ihre Anzahl noch einmal ſo groß, als die Anzahl der Jungen, die ſie gebären. Sie liegen paarweiſe entweder an der Bruſt oder am Bauche, oder zwiſchen den Hinterfüßen.

Geſchaide, Geſcheide, Fr. Entrailles, Boyaux. Heißen bei Hirſchen und andern wilden Thieren die von dem Netz eingeſchloſſene Gedärme, nebſt dem daran befindlichen großen Theil, dem Wanſt.

Geſchildert, Fr. changer des plumes. Sagt man, wenn die Haſelhühner ſowohl als Feldhühner völlig flicke ſind. Erſtere bekommen zu dieſer Zeit ſchwarze, die andern aber ziemlich große braune Federn auf der Bruſt, und zwar die Hähne allemal mehr und größer als die Hühner, und dieſes werden Schilder genannt.

Geſchirrholz; werden alle Sorten Werkholz genannt, welche zu Wagen, Karren und zum Ackergeſchirre nöthig ſind.

Geſchloſſen, ſ. Schloßtritt.

Geſchloſſenes Revier. Heißt beim Jäger, wenn er ein eigenes Jagd-Revier, und mit niemanden Koppel hat.

Geſchmeiß, Fr. Fiente, Excrément. Werden die Exkremente der Raubvögel genannt.

Geſchoß, ſ. Gewehr.

Geſchrenket, ſ. Schränken.

Geſchrei des Hirſches, ſ. Schreien.

Geſchreijagd, ſ. Klapperjagd.

Geſchröte, ſ. Kurzwildpret.

Geſchuhe, Fr. Grillet, Grillot. ſ. unter Langfeſſeln.

Geſellmann, Seelmann, Fr. Brifaut, Mirau, Ruſteau. Wird mehrentheils der Leithund männlichen Geſchlechts genannt; Hela hingegen heißt die Debe oder Hündin.

Geſichte, Fr. Guidon, Mire. Heißt auf den Birſchbüchſen der kleine Einſchnitt, wo der Jäger nach dem Korn und Ziel durchſiehet, wenn er ſchießen will.

Geſpaltenes Holz. Hierunter verſtehet man aus dem Groben zubereitetes Holz, und zu dieſem gehört im Holländerholz-Handel der Wagenſchuß, das Pfeifholz, das Knappholz und das halbe Knappholz. Wenn dieſe 4 Sorten Holz ſollen gemacht werden, ſo muß man einen eichenen Kloß von der gehörigen Länge und Dicke haben, und dieſer wird alsdann in der Mitte in zwei Theile geſpalten. Diejenige Wand des Holzes, welche durch das Spalten ſichtbar geworden iſt, wird alsdann mit dem Beil wieder ſo glatt gehauen, als wenn ſie gehobelt wäre, wodurch dann geſchiehet, daß das Herz oder der Kern ganz herausgehauen wird. Man hat zu dieſer Arbeit, die viel Pünktlichkeit erfordert, beſondere Männer, welche die Beiler genannt werden, und hieraus erſiehet man ſchon, daß zu allen 4 Sorten ſehr geſundes und geradgewachſenes Holz erfordert wird; es darf ſchlechterdings keinen Fehler haben, und wenn es nur rothſeitig iſt, ſo taugt es ſchon nicht dazu.

Geſpann, Geſpähn; bedeutet ſo viel als Kameraden, und heiſſen in Schwaben die Flöſſer, welche beim Einbinden der Flöſſe mit einander arbeiten. Es beſtehet eine ſolche Geſellſchaft aus 5, 6 bis 7 Flößern, je nachdem es der Fluß leidet, und auf der Enz wird mit 3 Geſpann, auf der Nagold aber nur mit 2 derſelben eingebunden.

Geſprenkelte Taucher, Lat. Colymbus ſtellatus, Linn. Fr. le petit Plongeon, Buff. Engl. the ſpeckled Diver, Penn. auch Aelſcholwer genannt. Gehört als Waſſervogel unter die zweite Familie der Taucher, und hat zum Kennzeichen ſeiner Art, dunkelbraunen, weißgefleckten

Oberleib und weißen Unterleib. Dieſer Taucher bewohnt das nördliche Europa, Aſien und Amerika, wird aber nicht nur auf ſeinen Zügen im Winter in Deutſchland auf den Flüſſen, Teichen und Seen angetroffen, ſondern niſtet auch in einigen Gegenden deſſelben. Er iſt 2 Fuß 3 Zoll lang, und die Flügelbreite iſt 4 Fuß. Der Schwanz iſt 2 Zoll lang, und die gefalteten Flügel reichen ans Ende des Steiſſes. Er wiegt 2 und ein halb Pfund. Der Schnabel iſt 3 Zoll lang, hornfarbig dunkelbraun, und krümmt ſich etwas aufwärts; die Füße ſind dunkelbraun, die Beine 2 und einen halben Zoll hoch, die Mittelzehe 3 und ein Viertel Zoll, und die hintere 8 Linien lang.

Der Kopf iſt dunkelgrau, weißgefleckt, der Hintertheil des Halſes einfarbig grau, der Rücken und die Deckfedern der Flügel, die vordern Schwungfedern und der zwanzigfedrige Schwanz dunkelbraun, die hintern Schwungfedern dunkelbraun, mit zwei am Ende ſtehenden weißen Linien, der Unterleib vom Kinn bis zum Schwanze ſchön ſilberweiß. — Das Weibchen iſt gewöhnlich unter dem Halſe grau.

Er bewohnt nicht allein das Meer, ſondern auch die Landſeen, vorzüglich die nicht weit vom Meere liegenden, und legt gern an das Ufer der letztern ins Gras zwei genau eiförmige, dunkelbraune mit einigen ſchwarzen Flecken beſetzte Eier, von der Größe der Gänſeeier. — Er nährt ſich von Fiſchen, die er oft in Geſellſchaft fängt.

Gebäude, Fr. Aire. Heißt das Neſt des Falken, und iſt ſo viel als Horſt.

Geſtecket, Fr. ſe rembûcher. Ein wildes Thier, ſagt man, hat ſich geſtecket, wenn es in ein Dickigt gehet, und ſich darin verbirget oder verborgen hält.

Geſtöhr. Werden an einem gebundenen Floß diejenigen Abſätze genannt, welche die Länge des Holzes in dem Floß macht. Es werden z. B. 18 Sorten Tannen-Stämme hinter einander eingebunden, ſo hat der Floß 18 Geſtöhr; und kommen zu dieſen Stämmen noch 3 Bretter der Länge nach hinter einander, folglich 3 Bretter Geſtöhr, um den Vorſpitzen zu formiren, ſo hat der ganze Floß 21 Geſtöhr. Die Breite der Geſtöhre, oder die Zahl der Stämme, welche neben einander gebunden werden ſollen, richtet

ſich nach der Dicke der Stämme und nach der Breite der Floßlöcher oder Floßgaſſen; ſolchergeſtalt können auf dem Enzfluß in einem Gemeinholzfloß zu 1 Geſtöhr neben einander gebunden werden:

11 Stämme 40ger
10 — 50ger
9 — 60ger
8 — Dickbalken und
8 — 70ger.

Die Ordnung, wie ſie auf dem Waſſer liegen, iſt verſchieden, je nachdem großes oder geringes Holz geflößt wird. Bei einem Holländerholzfloß kommen zuerſt die Brettergeſtöhr, hernach ein Geſtöhr Spitzenbalken, und dann erſt das eigentliche Holländerholz in mehreren Geſtöhren.

Geſtruppe. Heißt kleines verkapptes Holz.

Gevögel, Fr. la Volaille. Nennen die Jäger allerhand Gattung von dem kleinen Federwildpret, und zwar von dem Ziemer bis zum Weidenzeiſig.

Gewahr werden, Wahrnehmen, Fr. appercevoir le chaſſeur. Wird geſagt vom Wildpret, wenn ſelbiges den Jäger durch den Wind vernimmt, oder gar zu ſehen bekommt, ſo daß es durchgehet und ausreiſſet.

Gewechſelt, Ueberzogen, Fr. le cerf a changé. Heißt es da, wo Roth- oder Schwarzwildpret über einen Weg, Wieſengrund oder Wildfuhre gegangen, und daſelbſt geſpüret wird.

Gewehr, Schießgewehr, Geſchoß, Fr. Armes, Armes à feu, à tirer. Zur Jagd bedient ſich der Jäger zweierlei Arten Schießgewehre, nämlich der Büchſen, deren Lauf mit einer einzigen Bleikugel geladen wird (ſiehe Birſchbüchſe), und der Flinten, die nur mit Schroten geladen werden (ſ. Jagdflinte). Ehe aber dieſe Gewehre zu ihrer jetzigen Form und Vollkommenheit gekommen ſind, haben ſie mancherlei Veränderungen erlitten.

Von den älteſten Zeiten her iſt als das erſte Geſchoß der Bogen bekannt, welcher in der Folge auch Handbogen, Schnäpper, Stähle und Rüſtung genannt worden iſt. Er beſtand, und beſteht auch noch jetzt aus zwei Theilen, nämlich aus dem eigentlichen flachen Bogen, der zuweilen

von zähem Holze, von Fiſchbein, oder Horn gemacht war, und aus einer anfänglich von Därmen, dann aber auch von Hanf oder Flachs oder Lederriemen verfertigten Senne oder Sähne, die man an beiden Seiten des Bogens befeſtigte, und vermittelſt welcher man den Bogen ſpannte oder anzog, dieſelbe ſogleich wieder aus den Händen ſchnellen ließ, und auf dieſe Weiſe den darauf gelegten Pfeil mit der größten Stärke und Geſchwindigkeit forttrieb.

Einige griechiſche und römiſche Schriftſteller ſchreiben die Erfindung des Bogens dem Apollo zu, der ihn zuerſt wider den Drachen Python brauchte, und denſelben mit Pfeilen erlegte, welche er bei ſeiner Geburt vom Vulkan geſchenkt erhalten hatte; andere hingegen machen den Scythes, einen Sohn des Jupiters, zum Erfinder des Bogens. Unter allen Völkern waren die Parther die beſten Bogenſchützen, deren Ruhm die heutigen Perſer erhalten haben. Gegenwärtig iſt der Bogen, außer bei der türkiſchen Cavallerie, und bei einigen im äußerſten Norden wohnenden nomadiſchen Völkern in Europa wenig mehr im Gebrauch; dagegen aber bedienen ſich deſſelben noch faſt alle Völkerſchaften der vier übrigen Erdtheile.

Nach öfterm und langem Gebrauch fielen endlich die Menſchen auf eine Verbeſſerung des Bogens, indem man ihn an einen beſondern Schaft und Anſchlag befeſtigte, mit einem Spanner aufſpannte, und durch den am Schafte angebrachten Drücker die in den Schaft gelegten Pfeile, Bolzen oder Kugeln vermittelſt der Senne fortſchoß. Dieſes neue Geſchoß, welches Plinius den Phöniziern zuſchreibt, nannte man Armbruſt Fr. Arbalète, Arcangelet, Arc à jalet); und ſie beſteht noch jetzt aus einem ſtählernen Bogen, einer Senne, einem Spanner oder einer Armbruſtwinde, einem hölzernen Schaft und einem Drücker. Vor der Erfindung des Feuergewehrs war die Armbruſt das vornehmſte Geſchütz des Jägers und des Kriegers. Man hatte große und kleine Armbrüſte. Einige befanden ſich auf Karren, und wurden unter dem Namen Karrenarmbrüſte, Wagenarmbrüſte, geführt. Eigentlich aber nannte man nur die mittlern Geſchoße dieſer Art, die aus freier Hand geführt und geſpannt wurden, und deren ſtählerner Bogen gegen 4 Pfund wog, **Armbrüſte** (Arbalête à flêche); hin-

gegen die kleinſte Art, welche nicht Bolzen, wie die vorigen, ſondern kleine Kugeln ſchoſſen, wurden Schnäpper (Arbalête à jalet) genannt. Der Schaft an den größern nebſt den zur Spannung gehörigen Werkzeugen heißt zuſammengenommen die Rüſtung oder Rüſtzeug, welchen Namen auch wohl die Armbrüſte ſelbſt bekommen, und man ſie daher nach Verhältniß ihrer Größe in die ganze und halbe Rüſtung eingetheilt hat. Zuweilen wurden die Armbrüſte auch Armbruſtbogen und Armbruſtrüſtung genannt. Die Armbruſt wurde ſowohl vom Krieger als vom Jäger weit mehr gebraucht, wie Bogen und Pfeile: denn ſie ſchoß nicht nur weiter und ſicherer, ſondern Jäger und Soldaten konnten die Bolzen nach der Größe des Wildes und der zu tödtenden Feinde einrichten. Allein jezt braucht man ſie nur noch in manchen Gegenden zum Armbruſtſchießen nach hölzernen Vögeln und Scheiben, bei ſtädtiſchen Schützengilden, wovon in Deutſchland 1286 unter Bulco oder Boleslaus I. Herzog von Schweidnitz, die erſte Spur vorkommt. Selbſt nach der ſpätern Erfindung der Hakenbüchſe, bediente man ſich noch der Armbrüſte bei Jagden und im Kriege, welches leztere vorzüglich daraus erhellet, daß Herzog Magnus von Braunſchweig 1370 noch Armborste und Buſſen bei ſeiner Armee führte, und erſt zu Ende des 16ten Jahrhunderts kam die Armbruſt im Kriege und bei der Jagd ganz auſſer Gebrauch. Denn ob gleich die Armbruſt nie im Flugſchießen und ſelten im Laufen mit Erfolg zu brauchen war, ſondern alles Wild im Lager und im Sitzen erlegt werden mußte, wozu eine ungemeine Genauigkeit und Schärfe des Geſichts gehörte, ſo bediente ſich der Jäger derſelben doch länger als der Soldat, weil durch die Armbruſt das Wildpret ohne Geräuſch getödtet, durch den Knall der Hakenbüchſe aber verſcheucht wurde; ein Umſtand, worüber die Jäger damaliger Zeit ſehr klagten. Man weiß ſogar, daß bei der Einführung der Hakenbüchſe das Wild in verſchiedenen Landen durch den Knall ſo erſchreckt und verſcheucht worden iſt, daß es die Gegenden, wo man die Hakenbüchſe brauchte, größtentheils verließ. Dieſem allen ohngeachtet behielt die Hakenbüchſe den Vorzug, weil man in der Folge mit derſelben ſowohl im Fluge als auch im Laufen ſchießen konnte.

Das ehemalige allgemeine Feuergewehr, die Hakenbüchſe oder der Haken (Arquebuſe à croc), hatte am Schafte einen Haken, vermittelſt deſſen es auf einem Geſtelle, der Bock genannt, ruhete, und 4 Loth Blei ſchoß; ein halber Haken hingegen, der jetzt Muskete heißt, ſchoß 2 Loth, und die größtentheils veralteten Feuerröhre, die Doppelhaken, ſchießen 8 Loth Blei, und werden beim Abfeuern ſowohl durch eine Gabel unterſtützt, als auch in der gehörigen Lage erhalten. Die Erfindung des Hakens, der anfänglich Büchſe, oder plattdeutſch: Buſſe hieß, geſchah wahrſcheinlich in der erſten Hälfte des 14ten Jahrhunderts, weil oben erwähnter Herzog Magnus ſich derſelben bereits 1370 neben den Armborſten oder Armbrüſten bedient hat, im 16ten Jahrhundert aber erfand man ebenfalls in Deutſchland die Verbeſſerung der Hakenbüchſe mit dem Rade.

Die erſten tragbaren Feuergewehre oder Feuerröhre wurden mit einer Lunte angezündet, die man mit der Zeit an einen Hahn befeſtigte, um beim Schießen die Hände zu ſichern; dieſes war das Luntenſchloß. Nachher ſchraubte man an den Hahn einen Feuerſtein von derbem Kies oder Markaſit, der endlich von dem jetzigen glasartigen Feuerſteine verdrängt ward, und brachte eine ſtählerne Scheibe oder ein kleines Rad an das Rohr, welches mit einem beſondern Schlüſſel geſtellt oder aufgezogen ward. Dieſes iſt das 1517 in Nürnberg erfundene deutſche Feuerſchloß, welches nachher die Nürnberger, George Kühfuß und Caſper Recknagel, zu mehrerer Vollkommenheit brachten, die auch von Guſtav Adolph, Könige von Schweden, noch vermehrt wurde. Bei jeder neuen Verbeſſerung erhielt das Gewehr, deſſen Kaliber und Länge man bald vergrößerte, bald verkleinerte, neue Namen, z. B. Büchſe, Hakenbüchſe, Musquete, Piſtole, Flinte ꝛc. und Hortleder erwähnt ſogar der langen und kurzen Büchſen, welche letztere Reutergeſchoß waren. Die langen Arten nannte man auch Röhre, und das grobe Geſchütz, das auf Karren oder Lafetten gebracht ward, hieß Karrenbüchſe, und bald darnach vom Worte Canna, Kanone. Zu Dresden ſoll noch jetzt eine alte Büchſe vorhanden ſeyn, woran anſtatt des nachher eingeführten Flintenſchloſſes ein gegen das Zündloch übergelegter Hahn mit dem Flintenſteine iſt, über welchen eine

Feile ſo lange hin und her gezogen wurde, bis ein Funke zündete. Der Hahn kann ſtärker und gelinder auf die Feile geſchraubt werden.

Weil jedoch ein ſolches Gewehr oft verſagte, ſo hatte man lange Zeit noch neben dem Rade auch eine Lunte, welche letztere ſelbſt von Kennern der Kriegskunſt damaliger Zeiten vorgezogen wurde. Daß man übrigens auch ſchon in der Mitte des 16ten Jahrhunderts Steine bei Gewehren gebraucht hat, und daß damals bereits das Rad und die Benennung Piſtole (Piſtolet), deren ſich die Deutſchen ebenfalls früher als die Franzoſen bedienten, bekannt geweſen, davon kann man die Beweiſe in jeder alten Rüſtkammer und in jedem Zeughauſe finden. Neben den eigentlichen Flintenſteinen erhielt ſich aber auch der Kies noch eine Zeitlang in Anſehen; wenigſtens ließ Herzog Julius von Braunſchweig, als 1586 bei Seeſen viel Schwefelkies gefunden wurde, ſich alle Tage eine Menge Nieren und Steine bringen, und ſchlug ihn ſelbſt zur nöthigen Form.

Da man aber das bisherige Rad am Feuerſchloſſe nach jedem Schuſſe erſt mit einem Schlüſſel wieder ſpannen mußte, und das Aufziehen deſſelben Zeit wegnahm, ſo verbeſſerten die Franzoſen nach dem Jahre 1638, wo ſie noch Piſtolen mit Rädern hatten, das deutſche Feuerſchloß, indem ſie daſſelbe mit der Nuß und mit der Pfanne vermehrten (ſ. Flintenſchloß). — Welcher Art Steine man ſich jetzt zu den Schießgewehren bedient, davon ſehe man unter Flintenſtein.

Den Gebrauch der Handbüchſen, als einer Art von Schießgewehr, findet man erſt mit Gewißheit in dem Kriege der Reichsſtädte mit den Edelleuten von Franken, Schwaben und Baiern, wo der Rath in Augſpurg 30 Büchſenſchützen ſtellte; das Büchſenſchießen nach der Scheibe aber wurde zu Nürnberg 1429 und zu Augſpurg 1430 eingeführt, und zu Leipzig brauchte man ſchon beim Scheibenſchießen 1498 gezogene Röhre.

Die Musketen (Mousquet) ſollen ihren Namen vom franzöſiſchen mouchet oder dem lateiniſchen muſchatus, welches einen Sperber männlichen Geſchlechts bedeutet, erhalten haben, welches deſto wahrſcheinlicher iſt, weil noch mehrere Arten Geſchoß von Raubthieren benannt ſind,

z. B. Falkonet. Der Herzog von Alba brauchte ſie 1567 zuerſt in dem grauſamen Kriege gegen die Niederländer, und nach der Zeit wurden ſie auch von einem Herrn von Strotzi unter Karl dem XI. in Frankreich allgemein eingeführt. Allein da die alten Musketen für den Fußjäger gleichwohl zu beſchwerlich waren, ſo verbeſſerten die Franzoſen dieſelben und machten ſie leichter, worauf man ihnen den obigen Namen Flinten gab. Mehreres ſehe man unter Jagdflinte.

Gewehr, Gewerft, oder Waffen, Fr. Défenſes, Broches, Dagues. Heißen die zwei großen krummen, ſcharfen Eckzähne in der obern Kinnlade der wilden Schweine.

Geweih, ſ. Gehörne.

Gewerkholz. Heißt theils das Holz, was die Handwerksleute, als Schreiner, Böttcher, Wagner u. ſ. w. zu ihrer Arbeit gebrauchen, theils auch was zum Bergbau verwendet wird.

Gewichte, ſ. Gehörn.

Gewiß ſchießen, Fr. tirer à bout portant. Heißt es beim Jäger, wenn er ſeinen Gegenſtand, wornach er zielet, nicht leicht fehlet oder vor ſelbigem vorbei ſchießet, ſondern alles trifft. Hierzu gehöret vor allen Dingen ein gutes, ſcharfes Geſicht, und Feſtigkeit in Armen und Händen, um ſeiner Büchſe oder Flinte völlig mächtig zu ſeyn.

Gewölle, Fr. Bourre. Iſt ein Gemiſch von Haaren, Federn und Knochen, welches bei den Raubvögeln, nachdem ſich das Fleiſch ihres Raubes abgelöſet hat, in dem Kropfe ſich wieder ſammelt, und das ſie dann wieder von ſich geben. Es liegt dieſes in ihrer Natur, und dient zur Reinigung ihres Körpers.

Solches Gewölle muß man daher auch den Falken und Habichten von Zeit zu Zeit geben, beſonders wenn man ſie abrichtet, damit ſie hungrig werden, und bald auf die Hand fliegen, auch daß ſie bei der Jagd deſto begieriger nach ihrem Raub greifen. Man nimmt zu dem Ende beim Abrichten eine Taube, und kröpfet ihn damit; zugleich aber nimmt man auch Federn, und wickelt Fleiſch um ſelbige, und läßt ihn die Biſſen ſo verſchlucken, damit er die Federn

mit hinein bekommt. Oder man macht von Werg etliche Kügelchen, umwickelt dieſe ebenfalls mit Fleiſch, und giebt es ihm, daß er ſie hinunter ſchlinge.

Gewüchſig. Wird von einigen Holzungen geſagt, die gut wachſen; im Gegentheil hingegen ungewüchſig.

Gewundene Züge, Fr. Rayure en vis. Sind die eingeſchnittenen Reifen in den Kugelbüchſen; ſiehe unter Birſchbüchſe.

Gezirk oder Huth; wird in Schwaben ein Forſt oder Revier genannt.

Gezogene Röhre, Fr. Arquebuſe rayée. Sind die Büchſenläufe, welche inwendig eingeſchnittene Züge oder Reiffen haben.

Gimpel, Lat. Loxia Pyrrhula, Linn. Fr. le Bouvreuil, Buff. Engl. the Bulfinch, Penn. auch genannt: Liebich, Dompfaffe, Thumpfaffe, Thumherr, Dohmpaap, Blutfink, Rothfink, Rothgimpel, Giefer, Rothſchläger, Schniel, Schniegel, Goldfink, Pfäffchen, Brommeiß, Bollenbeiſſer, Luh, Lohfinke, Hahle, Gumpl, Lüch, Laubfink, Gnieſch-Quetſchfink. Iſt ein Singvogel, und eine Art von der Gattung der Kernbeiſſer, deren Kennzeichen ſchwarzer Kopf, Flügel und Schwanz, und weiße Deckfedern des Schwanzes ſind. Er iſt 7 Zoll lang und 1 Fuß 6 Linien breit. Der Schwanz mißt 3 Zoll und die Flügel legen ſich auf der Hälfte deſſelben zuſammen; er wiegt 1 Unze.

Der kegelförmig erhabene Schnabel iſt 6 Linien lang und breit, ſchwarz, die untere Kinnlade am Seitenrande eingebogen, die obere zugeſpitzt uud etwas übergehend, die Naſenlöcher ſind rund und mit Federn bedeckt, die Augenſterne kaſtanienbraun, die Füße ſchwach und ſchwarz, die Beine geſchildert, 9 Linien hoch, die mittlere Zehe 9 Linien und die hintere 6 Linien lang.

Der Oberkopf, eine Einfaſſung um den Schnabel und das Kinn mit dem Anfang der Kehle ſind glänzend ſammetſchwarz, der Oberhals, Rücken und die Schultern dunkelaſchgrau, der Bürzel ſchön weiß; der Vorderhals, die ſtarke Bruſt und der Oberbauch ſind ſchön karmoiſinroth, in der Jugend bläſſer, im Alter röther; der Unterbauch, die mittelmäßigen untern Deckfedern des Schwanzes und der Flügel weiß, die Schwungfedern ſchwärzlich, die letzte

von allen auf der Auſſenſeite roth; die großen Deckfedern der Flügel ſchön ſchillernd ſchwarz mit ſchönen ſilbergrauen Enden, der Schwanz etwas geſpalten und ſtahlblau glänzend ſchwarz, eben ſo die mittelmäßigen unterſten Steißfedern. — Das Weibchen iſt kleiner; alles Rothe röthlichgrau, die Füße heller, und der Rücken bräunlichaſchgrau.

Es ſind unſcheue und ſehr gelehrige Vögel, die jung aufgezogen, nicht nur ſehr zahm werden, ſondern auch allerhand Lieder, Arien und Melodien, mit auſſerordentlich reiner und ſanfter Flötenſtimme, pfeifen lernen. Beide Geſchlechter lernen es gleich gut, ſo wie auch beide gleich vollkommen einen knirrenden, wie ein uneingeſchmierter Schiebkarren klingenden natürlichen Geſang von ſich geben, den man folgender Geſtalt bezeichnet: Si, út, ut, út, út, ſi, re, út, út, út, út, út, ſi, re, út, út, la ut, mi, ut, la, zwiſchen welchen die kreiſchenden und heiſern Töne: Oretſchei Aahi immer eingeſchaltet werden. Ihre Lockſtimme beſteht in den flötenreinen, zärtlichen, wiederholten Silben: Tui, tui, tui! Ihr Flug iſt ſchnell und bogenförmig, ihr Gang aber ſchief und hüpfend. Auch die Alten laſſen ſich ohne Mühe leicht zähmen. Im Zimmer erhalten ſie höchſtens ein Alter von 6 Jahren.

Man trifft ſie in Europa bis Sandmor hinauf und in ganz Rußland an. In Deutſchland finden ſie ſich in den gebirgigen Waldungen ſehr häufig. Männchen und Weibchen ſind faſt das ganze Jahr hindurch paarweiſe zuſammen, nur beim Eintritt der Kälte im November ſchlagen ſich einige Familien zuſammen, und ſtreichen die kälteſten Monate hindurch von einem Walde, Feldholze und Garten zum andern, und man trifft ſie beſonders da in Menge an, wo Vogelbeerbäume ſtehen, die ihre Beere noch haben, oder wo es Tannenſaamen giebt. Im März begeben ſie ſich wieder paarweiſe an ihren alten Standort. Sobald im Winter ein ſchöner Tag einfällt und ſie geſättigt ſind, ſieht man ſie auf dem Gipfel eines Baumes ſitzen und einander zärtlich zurufen, wobei ſie ihre Freundſchaft durch Spielereien ꝛc. nicht genug auszudrücken wiſſen.

Sie nähren ſich von den Saamen der Tannen, Fichten, Vogelbeeren, Kreuzbeeren, Hagebuten, Schieß-Schlingebaum-Hartriegel-Weißdornbeeren, Wachholder-

beeren u. a. m. den Knospen der Rothbuchen, Eichen und Birnbäume, Leindotter, Heidekorn, Hirſen, Rübſaamen, Neſſel- und Grasſaamen u. ſ. w. Sie kauen alle Beeren durch, werfen das Fleiſch weg, und genießen nur den Saamenkern. In ſehr harten Wintern gehen manche Vögel dieſer Art darauf, und dieß ſind allzeit Junge, die noch nicht die Erfahrung in der Art ſich zu nähren haben. — Daß ſie auch Spinnen, Inſekten und Würmer freſſen, iſt ungegründet. — Im Zimmer ernährt man ſie mit Hanf und Rübſaamen, und giebt ihnen zuweilen etwas eingeweichten Zwieback. Bei bloßem Rübſaamen ohne Hanf leben ſie länger, weil letzterer zu hitzig iſt, ſie zuletzt blind macht, oder ihnen die Auszehrung verurſacht.

Als äußerſt zärtliche Thiere, können ſie in der Freiheit ſo wenig als im Zimmer nur die kürzeſte Zeit von einander getrennt ſeyn. Das Weibchen legt oft ohne Männchen im Zimmer Eier, und ſie niſten auch wie die Kanarienvögel, bringen aber ſelten etwas auf. In der Freiheit brüten ſie des Jahrs zweimal, und zwar in Schwarzholz, lieber aber in lebendigem Holz, hoch und tief, vorzüglich gern an alten ungangbaren Holzwegen auf erwachſenem Stammreißig. In das ſchlechtgebaute Neſt legt das Weibchen 3 bis 6 ſtumpfe Eier, welche bläulichweiß und am obern Ende kranzförmig violet und bräunlich gefleckt ſind. Beide Gatten brüten ſie in 15 Tagen aus, und füttern die Jungen aus dem Kropfe. Derjenige, der ihnen Lieder pfeifen lernen will, nimmt ſie aus dem Neſte, ſobald ſie halb flügge ſind, und füttert ſie zu Hauſe mit aufgequelltem Rübſaamen, der mit Semmel vermiſcht iſt, vollends auf. Sie ſehen überall ſchmutzig dunkelaſchgrau aus mit dunkelbraunen Flügeln und Schwanz, und die Männchen erkennt man ſogleich daran, daß die Bruſt ein wenig ins Röthliche ſchimmert.

Die Wildfänge (dieſe haben keinen künſtlichen Geſang gelernt, und werden alt in der Schneuß oder auf der Locke gefangen) bleiben lange im Zimmer leben, und werden ſelten krank. Die jung aufgezogenen werden aber oft mit folgenden Krankheiten befallen: 1) Die Verſtopfung erkennt man daran, daß ſie oft mit dem Steiß drücken, aber nichts von ſich geben. Man nimmt einen Stecknadelknopf, taucht ihn in Leinöl ein, und ſchiebt ihn ſanft den Maſtdarm hin-

ein. 2) Beim Durchfall hilft gewöhnlich ein verroſteter eiſerner Nagel ins Trinkgeſchirr gelegt. 3) In der Epilepſie taucht man ſie etlichemal in eiskaltes Waſſer. 4) Bei Traurigkeit und Trübſinn giebt man ihnen nichts als im Waſſer eingeweichten Rübſaamen. 5) In der Mauſer giebt man gut Futter und Ameiſeneier, wenn ſie daran gewöhnt ſind und ſie kennen. Auch muß beſtändig ein roſtiger Nagel im Trinkgeſchirre liegen. Am geſundeſten bleiben ſie, und am längſten leben ſie, wenn ſie gar keine Leckerbiſſen, Zucker ꝛc. bekommen, ſondern immer Rübſaamen, zuweilen mit etwas Hanf vermiſcht. Auch etwas Grünes z. B. Brunnenkreſſe, Aepfel ꝛc. kann ihnen nichts ſchaden. — Ihre Feinde ſind die Sperber und Baumfalken, welche ſie verfolgen.

Man kann ſie, da ſie nicht ſcheu ſind, leicht ſchießen. Man fängt ſie mit dem Lockvogel auf Klettenſtangen oder auch mit Leimruthen, die man auf kleine Bäume oder Büſche ſteckt, auf welche ſie der Lockvogel lockt. Im Winter fängt man ſie in der Schneuß, wo ſie nach den Beeren gehen. Im Frühjahr und Herbſt fallen ſie in Menge auf Heerden ein, wenn ſie nur Vogel- und andere Beere finden. Auch in der Meiſenhütte können ſie mit dem Kloben gefangen werden, wenn man einen Lockvogel hat, oder, wenn dieß nicht iſt, einen ausgeſtopften Gimpel hinſtellt, und mit dem Munde die ſanfte Lockſtimme deſſelben nachahmt.

Sie nützen durch ihr Fleiſch, welches wohlſchmeckend und geſund, obgleich zuweilen von einem etwas bittern Geſchmack iſt. Als Stubenvögel werden die Männchen wegen ihrer Schönheit, und unterrichtet wegen ihres Geſanges geſchätzt. — Durch das Freſſen der Birnbaumknospen ſchaden ſie.

Varietäten von ihnen ſind: 1) der weiße Gimpel, Lat. Loxia Pyrrhula candida, Fr. Bouvreuil blanc, Buff. 2) Der ſchwarze Gimpel (Thumdechant), Lat. Lox. Pyrr. nigra, Fr. Bouvreuil noir, Buff. 3) Der bunte Gimpel, Lat. Lox. Pyrr. varia, der nach Linne und Latham unter dem Namen Flamingo-Kernbeiſſer (Loxia Flamingo, Linn. aufgeführt wird. 4) Der weißköpfige Gimpel. Lat. Lox. Pyrr. leucocephala, welchen man auch zur bunten Varietät rechnen könnte. 5) Der Baſtardgimpel, Lat.

Lox. Pyrr. hibrida, welcher von einem jung aufgezogenen Gimpelweibchen und einem Kanarienvogelmännchen entſteht.

6) Andere Abänderungen, als a) die größte Art, von der Größe einer Rothdroſſel, b) die mittlere, gemeine, von der Größe eines Finken, und c) die kleinſte, welche kleiner als ein Finke ſeyn ſoll, ſind Grillen der Vogelſteller, und nur, wie bei allen Thieren, Verſchiedenheiten der Größe. Denn ſo hat ſie Hr. Bechſtein zuweilen ſo klein, wie ein Rothkehlchen, und ſo groß wie ein gemeiner Kernbeiſſer aus einem Neſte geſehen. Eben daher glaubt er, daß der Hamburgiſche Kernbeiſſer, Hambourgiſcher Gimpel oder Baumläufer, Lat. Loxia hamburgica, Linn. Fr. L'Hambouvreux, Buff. Engl. the Hambourg Grosbeak, Lath. weder eine Abart noch eine eigene Art dieſes Namens iſt, ſondern daß aller Wahrſcheinlichkeit nach ein Feldſperling oder Rohrammerweibchen oder eine Varietät vom erſten darunter beſchrieben wird. Er hat ihn daher, aus guten Gründen, als eine beſondere Art weggeſtrichen.

Gipfeldürr, Wipfeldürr, Pollſohr. Iſt diejenige Baumkrankheit, wenn der Baum von oben herunter verdorret, und im Kopfe dürre Zweige oder ſogenannte Hirſchgeweihe kriegt, oder wie man auch ſagt, gekrönt wird. Wenn der Forſtmann dergleichen Bäume bemerkt, muß er ſie ſogleich fällen laſſen, um ſie zu benutzen; denn bleiben ſie länger ſtehen, ſo wird der Stamm faul und hohl, und tauget alsdann zu weiter nichts, als zu ſchlechtem Feuerholze.

Gipfelreich, Wipfelreich, Höllreich, Fr. Couronné. Wird geſagt, wenn ein Baum von unten bis oben an die Zweige faſt gleich dick bleibt, und gerade in die Höhe gewachſen iſt. Am häufigſten wird dieß bei Tannen bemerkt.

Ginſter, Lat. Geniſta. Unter dieſes Geſchlecht von Hölzern gehören drei Arten: der Färberginſter, der kleine ſtachlichte Ginſter und der kriechende Ginſter. Alle drei Arten erſcheinen immer nur als kleine, geringe Sträucher, die in den Nadelhölzern auf geſchonten Plätzen oder in Gehegen aus ihren Saamen zum Vorſchein kommen.

Der Färberginſter, lat. Geniſta tinctoria, Linn. Fr. le Genêt des Teinturiers, Engl. the common Dyers Broom; auch genannt: Färberkraut, gelbe Färberblume, Färberpfrieme, Gillkraut, Heideſchmuck, gemeiner Genſt, färbender Ginſter. Iſt ein ſommergrünes Laubholz, und gehört unter die harten halben Sträucher. Er bringt im Junius und Julius auf den Spitzen der Stengel fruchtbare Zwitterblüthen von gelber Farbe und mit 8 bis 10 Staubfäden hervor. Alsdann kömmt eine längliche, glatte, flache, Anfangs grüne, hernach braune vielſaamige Schote zum Vorſchein, welche einen kleinen nierenförmigen Saamen enthält, der im September reif wird und die Fortpflanzung bewirkt. Die ſtielloſen Blätter ſind von Geſtalt lanzettförmig, am Rande ungezähnt und fein weißlich gefranzt, glatt, hellgrün, geadert, glänzend. Die Rinde iſt am jungen Holze ſtreifiggrün, und am alten ſtreifigbraun. Das Holz iſt gelb, hart und wenig dauerhaft. Er treibt flache einen halben Fuß tief und 1 Fuß in die Weite gehende Wurzeln.

Als ein einheimiſches Erdholz ſteht er ſowohl im guten als magern Boden, und wuchert ſehr. Er iſt als ein gutes Färbergewächs bekannt, das ſowohl friſch als getrockner zum gelb und auf blauem Grunde zum grün färben gebraucht wird. Mit Harn und Pottaſche erhält man eine ſehr beſtändige pomeranzengelbe Farbe. Kocht man dieſen Ginſter mit Kalchwaſſer und läßt den Abſud von neuem mit Kreide und Alaun einſieden; ſo erhält man das Schüttgelb der Mahler, wovon Holland das meiſte liefert. Doch machen auch die Berlinerblaufabrikanten viel und gutes Schüttgelb, welches beim Militair zum Färben der Monturen und Uniformen den ſtärkſten Abgang findet. Die Buchbinder kochen die Blüthen mit oder ohne Alaun, je nachdem die Farbe ſtärker oder ſchwächer werden ſoll, und färben das bekannte gelbe Papier damit. Kraut, Blüthe und Saamen ſind außerdem officinell; auch kann man dieſen Strauch nach Viborg zur Dämpfung des Flugſandes anwenden.

Die zweite Art iſt der kleine ſtachlichte Ginſter, lat. Geniſta germanica, Linn. Geniſta germanica ſpinoſa minor; Fr. le Genêt piquant, le petit Genêt épineux d'Allemagne, Engl. German prickly Broom, the dwarf Gorſe Broom; auch genannt: ſtechende Hohlheide, ſtechende

Erdpfrieme, niedrige ſtechende deutſche Pfrieme, rauhe Stachelpfrieme. Iſt ein ſommergrünes Erdholz, das als ein ſehr kleiner ſtachlichter Strauch, in den nördlichen und mittlern Provinzen von Deutſchland in den Kiefern-Schonungen im Sande und Steinboden nicht über 1 Fuß hoch wächſt. Die gelben Zwitterblüthen erſcheinen im Junius in einfachen Aehren an den Spitzen der jungen Triebe, worauf eine kurze, rauhe ſchwarze Schote folgt, welche 2 bis 3 nierenförmige braune Kerne enthält, die im Auguſt reif werden. Die Blätter ſind von Geſtalt ovalſpitzig, ſtiellos, und auf beiden Flächen fein behaart. Die Rinde iſt am jungen Holze haarigt grün, und am alten glatt dunkelbraun. Die Wurzeln gehen einen halben Fuß in die Tiefe und ſo viel in die Weite.

Er iſt ein gutes Bienengewächs, beſtaudet ſich ſehr dicht, läßt ſich gut unter der Scheere halten, und würde ſich, wenn er einen anſehnlichen Wuchs hätte, zu niedrigen Hecken ſchicken.

Die dritte Art iſt der kriechende Ginſter, Lat. Geniſta piloſa, Linn. Fr. le petit Genêt velû, Engl. the hoary dwarf Broom; auch genannt: haariger Genſter, äſtiger Ginſter, kleine rauhe Erdpfrieme, Heidepfrieme, kleine Maipfrieme, ungariſche Erdpfrieme, Schafkraut, Haſenkraut, Kleinheiden, Thierheide. Gehört unter die immergrünen Laubhölzer, und iſt ein Erdholz, das mit ſeinen faſerigen Wurzeln in der Dammerde auf den dürreſten Heideboden weit um ſich, und zwar, wenn ſie nicht vom Wilde verbiſſen wird, 2 bis 3 Fuß lange kriechende ſchwache Stengel treibt. Die Rinde iſt am jungen Holze grün, und am alten hellbraun. Die kleinen Blätter ſind von Geſtalt länglich, und der Rand ungezähnt, oben hellgrün und glatt, unten feinhaarigt. Das Holz iſt gelblich, hart und dauerhaft. Die gelben Zwitterblüthen, welche im Mai in langen Trauben erſcheinen, bedecken das ganze Gewächs, und geben ihm ein ſchönes Anſehen. Die kleinen braunen Schoten enthalten 5 bis 6 rundliche braungelbe und glatte Saamen, welche im Julius reifen.

Dem Schaafvieh kommt dieſe Art auf den allertrockenſten Heiden ſehr zu ſtatten, und iſt, weil ſie auf den elendeſten Landſtrecken fortſchlägt, die allerbeträchtlichſte und zu-

gleich die ſchätzbarſte Art, ſo daß es daher wohl der Mühe werth wäre, den Saamen von dieſer Ginſterart zu ſammeln, und unfruchtbare Heidegegenden zum Beſten der Schafweide damit anzuſäen.

Ginſter, ſ. Beſenpfrieme.

Girlitz, lat. Loxia ſerinus, Fringilla Serinus, Linn. Fr. le Cini ou Serin, Buff. Engl. Serin, Lath. auch genannt: Grünfink, Grünfinkchen, Hirngrill, Fädeule, Schwederle, Kanarienzeischen, Italiäniſcher Kanarienvogel. Iſt eine Art von der Gattung Singvögel, der Kernbeiſſer, deren Kennzeichen die grüne Farbe iſt, und daß über die Flügel eine gelbe Binde läuft. Dieſes kleine Vögelchen iſt 4 und 3 Viertel Zoll lang, und 9 Zoll breit. Der Schwanz mißt 2 Zoll, und die zuſammengelegten Flügel bedecken die Hälfte deſſelben. Der Schnabel iſt 4 Linien lang und an der Wurzel 3 Linien breit, faſt gleich dick, oben graubraun, unten weißlich, nicht ganz ſpitz, und klafft an den Seiten über. Die Naſenlöcher ſind rund, und mit röthlichgrauen Halfterfedern bedeckt, die Augen klein, und der Stern dunkelkaſtanienbraun, die Füße hellfleiſchfarben, die Nägel ſcharf und horngrau, die Beine 6 Linien hoch, die mittlere Zehe 6 und die hintere 4 Linien lang.

Er hat mit dem grauen Kanarienvogel faſt gleiches Gefieder. Der Vorderkopf, der Augenkreis, eine Art von Halsband, die Bruſt und der Bauch ſind hellgelb mit etwas Grün vermiſcht; der Hinterkopf, die Wangen und Schläfe und die kleinern Deckfedern der Flügel ſind zeiſiggrün, röthgrau und ſchwarz gemiſcht; die unterſte und die folgende Reihe Deckfedern iſt ſchwärzlich und gelb eingefaßt, daher über die Flügel eine gelbe Binde läuft; die Schwungfedern ſind ſchwärzlich und röthlichgrau eingefaßt; der Schwanz hat eben die Farbe, iſt etwas gabelförmig und kürzer als beim Kanarienvogel.

Das Weibchen kann man nur in der Nähe von einem Zeiſigweibchen unterſcheiden. Der Kopf und übrige Oberleib ſind roſtgrau, grünlich und dunkelbraun geſtrichelt. Der Augenkreis, und ein Strich oben hinter den Augen bis zur Mitte des Halſes und einer vom Unterkiefer bis zur Mitte des Halſes grünlichgelb, Wangen und Schläfe graubraun, die kurzen Steißfedern zeiſiggrün, Kehle, Unterhals

und Bruſt grüngelb, einzeln ſchwärzlich geſtrichelt, Bauch und Schenkel weiß, Seiten und After weiß, ſchwärzlich geſtreift, die kleinen Deckfedern der Flügel zeiſiggrün, die zwei großen Reihen ſchwarz mit großen röthlichweißen Spitzen, die Schwungfedern ſchwärzlich, alle ſanft weiß an den Spitzen geſäumt, die Unterflügel hellgrau, der Schwanz ſchwärzlich, die äußern Federn grünlich geſäumt, die vier mittlern aber rothgrau.

Die kleine niedliche Stellung, und der ſtarke melodiſche Geſang, machen ihn zu einem angenehmen Stubenvogel. Das Weibchen ruft nur kurz und abgebrochen die Locktöne des Männchens, die wie Hitzriki und Girlitz und wie auf der Zitter geſpielt klingen.

Dieſer Vogel bewohnt vorzüglich das ſüdliche Europa, kommt in das mittlere Deutſchland vorzüglich im Herbſte und Frühjahr auf ſeinen Wanderungen; doch hat man ihn auch ſchon im Julius und Auguſt in Thüringen bemerkt, vielleicht daß er alſo auch da niſtet. Im Frühjahr läßt er haufenweiſe ſein girrendes Geſchrei in Obſtgärten hören, wohnt aber eigentlich an Bächen und Flüſſen, die mit vielen Weiden und anderm Gebüſche beſetzt ſind. — Er nährt ſich von kleinen Sämereien, die er auf dem Felde, in Kohlgärten und unter den Erlen aufſucht, lebt lange im Käſig, frißt daſelbſt Hanf, Rübſaamen und Mohn, iſt ſehr zärtlich und ſchnäbelt ſich, wenn man ihn frei im Zimmer herum laufen läßt, mit andern Vögeln; vorzüglich liebt er die Geſellſchaft des Stieglitzes. — Sein Neſt baut er auf junge, an Flüſſen ſtehende Weiden, auswendig von Moos und inwendig von Haaren, und legt 5 bis 6 grauliche braun punktirte Eier in daſſelbe. Mit einem Kanarienvogelweibchen pflanzt er ſich leicht fort.

Da er im Frühjahr und Herbſt nach der Lockſtimme des Zeiſigs fliegt, ſo wird er auf dem Heerde und mit Lockbüſchen gefangen. — Sein Fleiſch ſchmeckt vorzüglich gut, nur iſt nicht viel an ihm.

Girren, Kirren, Fr. gémir. Wird geſagt von dem ſchnarrichten Laut der Turteltaube, welchen ſie von ſich hören läßt.

Glasſcheite. Iſt dasjenige gute Fichten- oder Roth- und Weißtannen-Holz, welches zu den Oefen der Glashüt-

ten ſo klar geſpalten wird, um dem Glas-Schmelzofen eine gute Loheflamme, die zugleich hitzet, und das Glas flüſſig macht, zu verſchaffen. — Das Glashütten-Holz von Fichten und Tannen iſt auf dem Thüringer Walde und noch an andern Orten gebräuchlich, da zu einer Klafter 10 Thüren, jegliche aus 56 klar geſpaltenen Scheiten beſtehend, gerechnet werden.

Glatte Büchſen. Sind ſolche Büchſen, deren Läufte Kugelgerade gebohret, und Seitengleich gerichtet ſind, und welche die Kugel öfters eben ſo gut, nur nicht ſo ſcharf als die gezogenen Büchſen ſchießen.

Gliſche, ſ. unter Floßholz.

Glockengarn, Glocke, Fr. Cloche. Wird zum Rebhühnerfang gebraucht, und beſteht aus einem viereckigten Netze, welches in der Mitte ſo weit iſt (ſo viel Buſen hat), daß es, wenn die 4 Ecken an der Erde angepflöckt werden, in der Mitte über Manns hoch in die Höhe gezogen werden kann, wodurch es aufgeſtellt, faſt die Figur einer Glocke, und daher auch ſeinen Namen hat.

Da beim Aufſtellen bloß die 4 Ecken an der Erde angepflöckt werden, und das Garn in der Mitte, vermittelſt eines daſelbſt angebrachten eiſernen Ringes, über einem mäßig dicken Stabe in die Höhe gezogen wird; ſo entſteht dadurch auf jeder Seite unten eine Oefnung, unter der die Hühner durchlaufen können. Die beſte Zeit zu dem Einfangen mit dem Glockengarn iſt in ſolchen Gegenden, wo Weinberge oder junge Schläge, abgeholzte Waldplätze, die zum Wiederaufwuchs geheget werden, und in denen ſich die Hühner zur Sommerszeit gern aufhalten, vorhanden ſind, der Sommer, in andern der Spätherbſt. Man wählt einen Platz auf der Saat, wo man die Hühner oft und mehrmals angetroffen hat, und beſtreut dieſen mit Waitzen oder Hanf, der aber, damit er nicht aufkeime, geſotten ſeyn muß.

Einige Jäger pflegen um den beſtreuten Platz herum einen ſchwarzen Faden, und zwar 1 und eine halbe Elle hoch von der Erde zu ziehen, um dadurch die Krähen und andere Vögel (die Rebhühner ſcheuen den Faden nicht, und laufen unten durch) von dem Platz abzuhalten. Sobald ſie die Körnung ein paarmal abgeleſen haben, wird das Garn auf-

geſtellt, und wie vorerwähnt, vermittelſt des Ringes an dem Stabe, der in der Mitte in die Erde geſteckt wird, in die Höhe gezogen, und der Ring oben an dem Stabe feſt gemacht. Der Platz wird nun unter dem Garne nochmals beſtreut, und wenn die Hühner die Körnung abermals abgeleſen, eine Handvoll unausgedroſchener Waitzen-Aehren an einen Faden, der oben an dem Ringe befeſtigt wird, und gerade an dem Stabe herunterhängt, gebunden. Findet man, daß die Hühner an den Aehren gepickt haben; ſo wird der Ring, der bis dahin oben befeſtigt blieb, nicht mehr angebunden, ſondern nur ganz locker, und zwar dergeſtalt, über den Stab gelegt, daß er, ſobald die Hühner an den Aehren picken, an dem Stabe herabläuft, und die Hühner mit dem Garn bedeckt werden. Uebrigens wird zu dieſer, wie zu jeder Art des Einfanges, eine ſehr große Windſtille erfordert, weil, ſobald das Garn vom Winde bewegt wird, die Hühner ſich ſcheuen und nicht hinzugehen.

Glück auf, Weidmanns Heil, Fr. Salutation des chaſſeurs. War bei den uralten deutſchen Jägern die gewöhnliche Begrüſſung, deren ſie ſich bedienten, wenn ſie in den ehemaligen finſtern und weitläuftigen Waldungen einander begegneten. Dieſer Gruß ſoll noch an einigen Orten unter den Jägern gebräuchlich ſeyn; an den meiſten aber, ſeitdem die Bergleute denſelben allgemein angenommen haben, iſt er bei den Jägern nicht mehr gebräuchlich.

Gnadenjagd, Fr. Chaſſe précaire. Heißt, wenn einer, welchem das Jagdrecht zuſtehet, jemanden entweder aus freier Bewegung, oder auf vorhergehendes Bitten, die Jagd umſonſt zu treiben verſtattet. Diejenigen Jagden oder vielmehr Jagdnutzungen, welche gewiſſen Beamten zu Verbeſſerung ihres Gehalts oder Belohnung treuer Dienſte, auch wohl zuweilen gegen einen geringen Abtrag oder Penſion aus Gnaden überlaſſen worden, nennen einige Beſtand- und Gnadenjagden.

Die Gnadenjagd kann ſowohl auf eine beſtimmte Zeit und ad dies vitae, als auf unbeſtimmte Zeit concediret ja auch durch Schenkung überlaſſen werden, und darnach iſt zu beurtheilen, ob die Gnadenjagd widerrufen werden kann oder nicht. Denn diejenigen Jagden, welche auf unbeſtimmte Zeit verliehen worden, ſind nach den Grundſätzen eines

Precarii zu beurtheilen, und können folglich nach Gefallen widerrufen werden; hat man ſie auf beſtimmte Zeit erhalten, ſo kann ſie, nach den Grundſätzen eines Commodati, nicht vor Ablauf der beſtimmten Zeit widerrufen werden; und iſt ſie durch Schenkung erlangt worden, ſo iſt ſie nach den Rechten einer Schenkung zu beurtheilen, und mithin auch hier das, was die Geſetze von deren Aufhebung verordnet haben, anzuwenden; beſonders wird die Widerrufung wegen großer Undankbarkeit ſtatt finden müſſen.

Es verſteht ſich übrigens, daß Gnadenjagden ſowohl als andere Arten der Jagdgerechtigkeiten, niemand zum Schaden und überhaupt pfleglich getrieben werden müſſen. Ob aber der Erwerber ſolche nur in Perſon, oder durch ſeine Bediente ausüben, oder ſelbige gar an andere abtreten könne; nicht weniger, ob demjenigen, welcher die Gnadenjagd verſtattet hat, die Vor- oder Mitjagd zuſtehe, läßt ſich nicht allgemein beſtimmen, weil dieſes alles auf den Inhalt der Conceſſion ankommt. Denn hat ſie der Erwerber durch eine Schenkung erhalten, ſo iſt ſie ſein Eigenthum, und er kann damit ſchalten und walten, wie ein jedweder mit dem Seinigen zu thun Befugniß hat. Er kann ſie daher in Perſon ausüben, durch andere exerciren oder an andere gänzlich überlaſſen, und alle dieſe Rechte entſpringen aus dem Eigenthum; eine Vor- oder Mitjagd des Schenkers kann aber nicht anders ſtatt finden, als wenn derſelbe ſich ſolche ausdrücklich vorbehalten hat. Iſt ſolche hingegen nach dem Rechte eines Commodati (eine ſogenannte Beſtand- und Gnadenjagd) oder Precarii verliehen worden; ſo kann ſie, als ein bloßes Privilegium perſonale, an niemand abgetreten oder veräußert werden; und es würde demjenigen, dem ſie eigentlich zuſtehet, im letztern Fall auch die Mit- und Vorjagd verſtattet werden müſſen. Denn wollte ſich derjenige, dem die Gnadenjagd iure precarii zugeſtanden worden, dem eigentlichen Jagdherrn widerſetzen, ſo würde dieſer das verliehene Recht ausdrücklich widerrufen können. Und ob gleich derjenige, welchem dergleichen Gnade zugeſtanden worden, in der Regel berechtiget iſt, die Jagd ſowohl durch andere, als in Perſon auszuüben; ſo muß doch das Gegentheil behauptet werden, wenn ihm ſolche nur für

ſeine Perſon, oder zu ſeiner Ergötzlichkeit ausdrücklich verliehen worden iſt.

Goldadler, Lat. Falco Chryſaëtos, Linn. Fr. le grand Aigle, Buff. Engl. the Golden-Eagle, Penn. auch genannt: Steinadler, großer Adler, Landadler, Sternadler. Iſt eine Art von der erſten Familie der Gattung der Falken, deren Kennzeichen, am Hinterkopf etwas in die Höhe gerichtete Federn, und bis auf die Zehen mit Federn bekleidete Füße ſind. Dieſer Raubvogel iſt, wie der Löwe König der Säugethiere, König der Vögel, und hat mit dieſem auch ſehr viel Eigenſchaften gemein. Er beweiſt eben die Großmuth, die man dem Löwen zuſchreibt, iſt auch eben ſo mäßig, wie jener, und liebt auch eben ſo die Einſamkeit. Er bewohnt in der alten Welt die gemäſſigten und warmen Gegenden, iſt in Deutſchland auf den Schleſiſchen und Oeſterreichiſchen Gebirgen zu Hauſe; nach Sachſen, Thüringen und den übrigen Gegenden verfliegt er ſich nur zuweilen. Als der größte unter allen Adlern iſt er 3 Fuß 11 Zoll lang, die Flügelbreite 9 Fuß 8 Zoll, die Höhe, wenn er aufrecht ſitzet, 4 Fuß, und das Gewicht 18 bis 20 Pfund. Doch gilt dieß alles nur vom Weibchen; denn das Männchen iſt um vieles kleiner und leichter, und wiegt ſelten über 12 Pfund.

Der ſehr ſtarke Schnabel iſt von der Wurzel an gekrümmt, mit einem großen Haken, 5 Zoll lang, an der Wurzel 2 Zoll breit, mit gelben Naſenwachs, länglichen, mit einem Häutchen halbbedeckten Naſenlöchern, bläulichhornfarben, an der Spitze ſchwarz. Die Augen ſind groß, ſcheinen in einer tiefen Höhle zu liegen, und vom Augenknochen, wie mit einem Dache bedeckt; der Stern iſt hellgelb, und leuchtet ſehr lebhaft. Der Schlund erweitert ſich in einen anſehnlichen Kropf, der wohl ein volles Nöſel Waſſer faſſen kann, und der daran gränzende Magen iſt nicht völlig ſo groß, aber eben ſo häutig und biegſam. Die Beine ſind 8 Zoll hoch, die Zehen gelblichbraun, die großen, ſehr ſpitzigen und gekrümmten Krallen ſchwarz und die hintere 5 Zoll lang.

Der Körper iſt dunkelbraun, roſtfarbig, einzeln weiß gefleckt, wie mit einem Goldglanz überzogen, und die Schwung- und Schwanzfedern ſind ſchwarzbraun mit aſch-

grauen, wellenförmigen Streifen gezeichnet. Am Hinterkopf richten ſich die länglich zugeſpitzten roſtrothen Federn etwas in die Höhe und an der obern und untern Seite des Halſes ſind alle Federn zugeſpitzt. Die Füße ſind bis an die Zehen mit hellroſtfarbigen Federn beſetzt, die an den Schenkeln lang (Hoſen) ſind, und dicht und häufig über einander liegen.

Die Goldadler haben alle Eigenſchaften grimmiger, grauſamer und furchtbarer Raubvögel; ihre Stellung iſt gerade und majeſtätiſch, die Bewegung raſch und der Flug ſchnell. Sie ſchwingen ſich unter allen Vögeln am höchſten in die Luft, daher ſie auch die Alten Vögel des Himmels, und bei ihren Wahrſagungen Geſandten des Jupiters nannten. In Anſehung des ſcharfen Geſichts übertreffen ſie alle Raubvögel; in Anſehung des Geruchs aber werden ſie von ihnen übertroffen. Sie ſollen ein Jahrhundert überleben. Zuweilen laſſen ſie ein fürchterlich ſtarkes und klägliches Geſchrei hören, gewöhnlich aber ſchreien ſie: Krah, krah, krah! hoch und tief.

Zu ihrem Aufenthalte lieben ſie die hohen gebirgigen Waldungen, und ſelten die Ebenen. Doch unternehmen ſie zuweilen, beſonders im Winter, große Wanderungen von einem Orte zum andern, daher auch faſt keine Gegend in Deutſchland iſt, wo man nicht einen dergleichen Adler einmal erlegt oder wenigſtens geſehen hat.

Er nährt ſich von dem Raube kleiner Säugethiere, als Haſen, junger Lämmer, Ziegen, Füchſe, Gemſe, und Vögel, als Gänſe, wilder Hühner, Trappen, Kraniche, Störche. Er jagt, wie alle Adler, niemals allein, außer zur Zeit, wenn ſein Weibchen brütet, oder die Jungen bedeckt. Man ſiehet daher immer zwei Adler beiſammen, wenigſtens in einer geringen Entfernung. Da es ihm ſchwer wird, ſie mit Beute beladen, in die Höhe zu ſchwingen, ſo legt er ſich allemal auf die Erde, und wiegt ſie gleichſam vorher erſt ab, ehe er mit ihr davon fliegt. Junge, nicht lange geſetzte Wildkälber, junge und ſchmale Rehe, auch wohl alte Rehe und Hirſche, fällt er auch zuweilen an, ſättigt ſich aber auf der Stelle an ihrem Fleiſch und Blute, und trägt nur Stücken davon mit ſich zu ſeinem Horſte. Er ſpeit nach der Verſicherung der Jagdverſtändigen, alle Mor-

gen das Gewölle aus; denn ohne dieſe tägliche Ausleerung würde er nicht im Stande ſeyn, neuen Raub zu fangen und zu freſſen. Er geht auch friſches Aas an. Waſſer ſäuft er nie, da ihm das friſche Blut ſeiner Beute den Durſt hinlänglich löſcht. In der Gefangenſchaft frißt er allerlei Fleiſch, ſogar Raubvögelfleiſch, Fiſche, Schlangen, Eidechſen und ſogar Brod.

Er horſtet auf den höchſten Felſen, auf hohen Tannen- und Fichtenbäumen an unzugänglichen Orten. Das unkünſtliche Neſt iſt flach, und ſo groß und feſt, daß es nicht allein beide Gatten, ſondern auch die Jungen, und eine ganze Laſt nöthiger Nahrungsmittel faſſen und tragen kann, und man behauptet, daß es gleich für die ganze Lebenszeit angelegt würde. Das Weibchen legt im März in der Mitte deſſelben 2 bis 3 große, längliche, doch an beiden Enden ſtumpf zugerundete, weiße, ungefleckte Eier, und brütet ſie in 30 Tagen aus. Die Eltern ziehen gewöhnlich nur 2 Junge auf, und man ſagt, daß die Mutter das gefräßigſte oder ſchwächlichſte derſelben aus Mangel an Nahrungsmitteln umbringe. Sie werden auch, ſo bald ſie nur zum Fliegen geſchickt ſind, ausgeführt, im Rauben unterrichtet, und, wenn ſie dieß können, fortgejagt, und dürfen niemals wieder das Revier ihrer Eltern betreten. Sie ſind Anfangs ganz weiß, werden hierauf blaßgelb und am Ende dunkelroth. Alter, Krankheit, Hunger und zu lange Geſchäfte geben ihnen auch die weiße Farbe wieder.

In Sachſen, Thüringen und nahen Ländern bringt ſie nur das Ohngefähr, oder die Zeit, wenn ſie ihren Raub verzehren, dem Jäger zum Schuß. Da ſie nach der Kirrung (friſchem Fleiſch) auf die Schwanenhälſe und Fuchseiſen gehen, ſo werden ſie zuweilen an denjenigen Oerten, wo es ihnen an anderer Nahrung fehlt, in dieſen Fallen gefangen. Zur Winterszeit hat man auch an den Fuchshütten, wo man friſches Luder oder Aas von Pferden, Rindvieh, am beſten aber von gefallenen Ziegen, auf die Plätze legt, viele geſchoſſen.

Viele unkultivirte Völker eſſen das Fleiſch, das fett, aber auch faſerig iſt, und nicht den wilden Geſchmack anderer Raubvögel haben ſoll.

Die Jungen, die man aus dem Neſte nimmt, können zur Jagd (ſ. Falkenjagd) gebraucht werden, und lernen Haſen, Füchſe und Rehe angreiſen. Man erzieht ſie in dieſer Abſicht an dunkeln Orten, und ihre erſten Verſuche müſſen ſie an jungen Vögeln machen. Um ſich ihrer zu verſichern, nähet man ihnen die Schwanzfedern zuſammen, oder berupft ihnen die Pflaumfedern am Bürzel. Man trägt ſie auf Handſchuhen mit verkappten Augen aus, und ſo oft ſie ein Thier fangen, bekommen ſie zur Belohnung einen anſehnlichen Theil von der Beute. — Die Kirgiſen richten ſie zur Jagd auf Wölfe, Füchſe und Gazellen ab. — Ihr Schaden ergiebt ſich aus ihrer Nahrung.

Daß ſie den ſogenannten Adlerſtein (Aetites) ins Neſt trügen, um die große Hitze derſelben beim Brüten zu mäßigen, gehört eben ſo, wie die Sage der Jäger, daß ſie, um den Haſen aufzuſprengen, einen Stein aus der Kralle in die Hecken und das Gebüſch fallen ließen, oder daß einer von beiden immer auf die Sträucher ſchlage, indeß der andere auf einem Baum oder Fels das aufgejagte Wildpret erwartete, zu den Fabeln.

Bei den Goldadlern werden bald etwas hellere, bald etwas dunklere angetroffen. Vorzüglich merkwürdig aber iſt der weiße Adler (lat. Aquila alba; Falco albus, Linn.), den man gewöhnlich für eine eigene Art ausgiebt, und den man am Rhein zwiſchen den Felſen, auf den Alpen und in Polen angetroffen hat. Er iſt am ganzen Körper weiß.

Goldammer, lat. Emberiza Citrinella, Linn. Fr. le Bruant (de France) Buff. Engl the yellow Bunting, Penn. auch genannt: Emmerling, Embritz, Ammering, Gaalammer, Gelbling, Geelgerſt, Geelfinke, Gehling, Grünſchling, Grünfink, Hämmerling, Sternardt, Gröning, Gelbgans, Goldgänschen. Iſt ein Singvogel, und eine Gattung von der Art der Ammern, hat als Kennzeichen ſeiner Art, ſchönen gelben Vorderleib und ſchwärzliche Schwanzfedern, deren zwei äußere an der innern Seite einen weißen Fleck haben.

Der Goldammer iſt 7 und einen halben Zoll lang, der Schwanz mißt 3 und 1 Viertel Zoll, die ausgebreiteten Flügel 12 Zoll, und zuſammengelegt bedecken ſie faſt die Hälfte des Schwanzes. Der Schnabel iſt 6 Linien lang,

im Frühling und Sommer ſchmutzig dunkelblau, im Herbſt und Winter aſchfarbig, der Augenſtern dunkelbraun, die Zunge in dünne Faſern zertheilt und ſo wie der Rachen roth, die geſchilderten Beine faſt 10 Linien hoch, mit den Zehen hellbraun, die Nägel ſchwarz, die mittlere Zehe 10 und die hintere 9 Linien lang.

Der Kopf läuft nach dem Schnabel ſpitzig und platt zu, iſt bei den Alten über und über ſo wie der Hals ſchön licht- oder goldgelb; um den Schnabel herum ſtehen kurze ſchwarze Barthaare; der Nacken iſt olivengrün, der Rücken und die Schultern ſchwarz und grünröthlich, der Unterrücken und die mittelmäßigen obern Deckfedern des Schwanzes orangenroth, die Kehle, der Unterhals, der Bauch und die untern Deckfedern der Flügel ſchön licht- oder goldgelb; an der obern Bruſt zieht ſich die Olivenfarbe des Nackens hervor, die Bruſt beſonders an beiden Seiten, und die langen untern Deckfedern des Schwanzes ſind hell orangenroth und gelb gefleckt, die kleinern Deckfedern der Flügel olivenfarbig, die größern Deckfedern und die letztern Schwungfedern ſchwarz, die vordern Schwungfedern ſchwärzlich, äußerlich grüngelb geſäumt, die Unterſchwingen weißgrau; die etwas gabelförmigen, den Schwanz bildenden Schwanzfedern ſchwärzlich, die zwei äußerſten inwendig mit einem weißen Flecken, die folgenden gelblich gerändert, und die beiden mittelſten ſtark roſtfarben eingefaßt.

Das Weibchen iſt kleiner; das Gelbe am Kopfe, Kehle und Hals iſt kaum merklich, ſo ſehr iſt der Kopf und die Backen mit braunen und der Hals mit olivenfarbigen Flecken vermiſcht; die Bruſt iſt nur roſtfarben gefleckt, und die Deckfedern der Flügel nur röthlichweiß bezeichnet. Von weitem ſieht es alſo mehr grau als gelb aus.

Er hat einen ſehr ſchnellen Flug und verbirgt ſich gern in den belaubteſten Stellen. Sein Geſang, den er vom Februar bis in Auguſt auf der Spitze eines Baumes oder Zweiges frei hören läßt, beſteht gewöhnlich aus den 7 bis 9 hellklingenden Tönen: Ti, ti, ti, ti, ti, ti, tüüi! wovon die erſten Silben alle eintönig lauten, die letzte aber dehnend bis zu einer Tertie herab fällt. Seine Lockſtimme, die er ſitzend von ſich giebt, iſt Zip, zap! das er

langſam wiederholt; im Fluge aber ſchreit er: Ziap, ziap, zörre!

Dieſe Vögel ſind in ganz Europa, in dem nördlichen Aſien ausgebreitet und in Deutſchland ſehr gemein. Es ſind bloß Strichvögel, die außer der Heckzeit in Zügen von einem Orte zum andern fliegen, aber ihr Vaterland nicht verlaſſen. Sie wohnen im Sommer in Feld- und Vorhölzern, vorzüglich lieben ſie die Hecken, Gebüſche und Gärten, die einzeln vor den Wäldern und Gebirgen liegen. Zu Ende des Auguſts begeben ſie ſich in Schaaren in die Nähe der Haferfelder, mauſern ſich daſelbſt, und bleiben ſo lange in den Stoppeläckern, als es der Schnee nicht hindert. Im Winter liegen ſie in Geſellſchaft der Sperlinge und Finken auf den Straßen, auf den Miſtſtätten und vor den Scheunen und Ställen.

Im Sommer nähren ſie ſich vorzüglich von Inſekten, Mücken, Fliegen, Käfern, beſonders Maikäfern und grünen Kohl- und andern Raupen, und füttern auch aus dem Schnabel ihre Jungen mit dieſen lebendigen Nahrungsmitteln; im Herbſt und Winter aber von Sämereien und Getraidekörnern, die ſie ausſpelzen, als von Mohn, Lein, Hanf, Rübſaamen, Wegbreiten, Vogelwegtritt, Spält, Hirſen, Canarienſaamen, Heidekorn, Gerſte und beſonders Hafer. Vielleicht um die Verdauung zu befördern, freſſen ſie oft friſche ſchwarze Erde.

Sie begatten ſich ſchon im März und Anfang des Aprils, wenn anhaltende warme Witterung einfällt, das erſtemal, und im Junius zum zweitenmal. Das Neſt findet man in Hecken, oder niedrigen Gebüſchen, auch auf der Erde im Moos oder zwiſchen Steinen, und beſteht äußerlich aus Grashalmen und inwendig aus Pferde- und Kühhaaren. Das Weibchen legt 3 bis 5 ſchmutzigweiße blaß- und hellbraun beſpritzte und geaderte Eier, brütet ſie in Geſellſchaft des Männchens in 13 Tagen aus, und wenn die Jungen etwas erwachſen ſind, ſo verrathen ſie das Neſt oft durch das ſtarke Geſchrei, welches ſie machen, wenn die Eltern ſich ihnen mit ihrer Speiſe nähern. Sie ſehen bis zum erſten Mauſern, wie ihre Mutter aus, nur noch heller und geſprengter. Die Männchen lernen, jung aufgezogen, die Finkenſchläge und auch kurze Strophen aus

andern Vogelgeſängen nachahmen. Die gelbe Farbe der Männchen, die man in der Stube hält, wird von Jahr zu Jahr bläſſer.

Sie ſterben gewöhnlich an der Auszehrung. Um ſie lange im Zimmer zu erhalten, muß man ſie daher mit abwechſelndem Futter, mit Hafer, Semmelkrumen, Brod, Fleiſch, Mohn, Gerſtenſchrot und zerquetſchtem Hanf unterhalten. — Ihre Feinde ſind Füchſe, Katzen, Marder, Iltiſſe und Wieſeln, welche im Sommer ihre Neſter aufſuchen, und im Winter verfolgen ſie die Sperber bis vor die Scheunen.

In einem Garten, der neben einem geräumigen Hofe liegt, wo ſie ſich des Winters aufhalten, kann man viele auf einen Schuß ſchießen, wenn man auf den bloßen Erdboden Spreu in einer Linie hinſtreut, und Strohbündel zur Anlockung darneben lgt; hier fängt man ſie auch mit einem Schlagnetze. Vor der Scheune und auf der Miſtſtätte gehen ſie auch, da ſie weniger ſcheu als die Sperlinge ſind, unter ein Sieb, unter welches man Hafer ſtreut, und welches man mit einem Stäbchen, an welchem ein Bindfaden gebunden iſt, aufſtellet, und an dieſem zieht, wenn die Vögel darunter ſind. Sie werden auch auf dem Heerde, aber nur einzeln gefangen, wenn man einen Läufer oder Lokker ihres Geſchlechts dabei hat. Im Frühjahr fängt man ſie auch einzeln, wie die Finken auf den Lockbüſchen, wenn man einen Lockvogel in einem Vogelbauer hinſtellt.

Mit dem Sperber fängt man ſie im Herbſt und Winter auf folgende Art: Man ſtellt vor ein Feldholz oder Dickig in einem alten Wege ein Lerchengarn, und verſteckt ſich mit dem Sperber in die Nähe deſſelben. Wenn die Vögel in den Gebüſchen vor den Treibern hergeflogen kommen, und nahe an dem Garne ſind, ſo fährt man mit der Hand, worauf der zahme Sperber ſitzt, in die Höhe, daß er von derſelben abfliegt und flattert. Sobald ihn die Goldammern gewahr werden, fürchten ſie ſich in die Höhe zu fliegen, nehmen das Garn nicht in Acht, ſtürzen ſich in daſſelbe und fangen ſich.

Sie nützen durch ihr fettes Fleiſch, welches im Herbſte, wenn ſie ſich von Gerſte und Hafer genährt haben, außerordentlich ſchmackhaft iſt; das Fett iſt ſehr gelb. Wer-

den ſie mit Hafer und Hirſen, oder auch mit Semmeln und Milch, in welche man etwas Gewürz thut, wie die Ortolane genährt, ſo ſchmecken ſie eben ſo gut, wie dieſe. Auch durch die Vertilgung verſchiedener ſchädlicher Inſekten, als der Maikäfer und Kohlraupen, werden ſie nützlich. — Sie ſchaden nicht ſowohl durch ihre Nahrung von verſchiedenen nützlichen Sämereien und Getraidearten, als vielmehr durch den Aberglauben, daß man ihr gelbes Fleiſch als ein Mittel gegen die Gelbſucht anpreiſt, und ſogar behauptet, man brauche zur Heilung dieſer Krankheit bloß den Vogel anzuſehen; dieſer werde davon gelb und ſterbe.

Varietäten von ihm ſind: 1) der weiße Goldammer, lat. Emberiza Citrinella alba, welcher aber ſehr ſelten, und gewöhnlich gelblichweiß, oder orangegelbweiß, doch auch ganz weiß iſt; 2) der gefleckte Goldammer, lat. Emb. Citrinella naevia, welcher weiße Flecken hat.

Goldamſel, ſ Pirol.

Golddroſſel, ſ. Kirſchvogel.

Goldfaſan, lat. Phaſianus pictus, Linn. Fr. le Faiſan doré de la Chine, Buff. Engl. the painted Pheaſant, Lath. auch genannt: rother Faſan, dreifarbiger Faſan aus China, gemahlter Faſan, bunter Faſan, Chineſiſcher Blutfaſan, Chineſiſcher Goldhahn. Gehört in die fünfte Ordnung, nämlich die Hausvögel, und zwar iſt er eine Art von der Gattung der Faſane, deren Kennzeichen in einem gelben Federbuſche, ſcharlachrother Bruſt und keilförmigem Schwanze beſtehen. Dieſer unbeſchreiblich ſchöne chineſiſche Vogel wird jetzt faſt in allen Menagerien Deutſchlands, in den Gärten vieler reicher Privatperſonen gefunden, ja bei mehrerer Freiheit würde man ihn noch allgemeiner machen können.

Er iſt merklich kleiner als der gemeine Faſan (ſ. Faſan), hat aber einen längern Schwanz; ſeine Länge von der Schnabelſpitze bis zum Anfang des keilförmigen 2 Fuß und 2 Zoll langen Schwanzes, iſt 1 Fuß und 2 Zoll, und die Flügel reichen bis an den Anfang des Schwanzes. Der Schnabel iſt 13 Linien lang und gelb, wie ein Hühnerſchnabel geſtaltet; der Augenſtern iſt hochgelb; die geſchuppten Beine lehmfarbig, die Mittelzehe 2 und 1 Viertel Zoll

lang, und die hintere 9 Linien, und beim Hahne ſteht noch über dieſer ein kegelförmiger 4 Zoll langer Sporn.

Die Wangen ſind fleiſchfarbig, auch fuchsroth, und mit einzelnen zarten Federn wie mit Haaren bedeckt. Der Federbuſch auf dem Kopf beſteht aus ſchönen goldgelben, glänzenden, ſchmalen Federn, wovon die längſten 3 und einen halben Zoll lang ſind, und nach den Spitzen zu röthlich auslaufen. Dieſen Federbuſch richtet er manchmal auf, läßt ihn aber gewöhnlich auf den Hals herabfallen. Der obere Theil des Halſes iſt mit orangengelben Federn bedeckt, die dunkelblau geſtreift und eben ſo gerandet ſind. Dieſe Federn ſind alle wie nach einer Linie abgeſtumpft, und bilden 9 bis 13 dunkelblaue parallellaufende Zirkel, wenn ſie der Hahn in der Hitze, wie einen zirkelförmigen Kragen aufbläßt, der unten am Halſe höchſtens noch 2 Zoll von einander ſteht. Der untere Theil des Halſes und der Anfang des Rückens ſind mit ſchönen dunkelgrünen Federn beſetzt, die einen Goldglanz und an der Spitze ſchwarze Querſtreifen haben. Wenn er dieſe Federn bewegt, ſo fallen ſie etwas über den Rücken her, und an den Seiten glitſchen ſie über einander hin, wie bei den Haushähnen. Der übrige Oberleib iſt bis zum Schwanze glänzend goldgelb, und von der Hälfte des Rückens fallen über den Bürzel und die Wurzel des Schwanzes weg die ſchönſten ſchmalen langen Federn, welche alle in der erſten Hälfte einen braunen Querſtreifen haben, und nach dem Kinne zu ins ſchmutzigſchwarze ſchimmern. Dieſe gelben Federn endigen ſich nach dem Schwanze zu in eine ſcharlachrothe Spitze. Die größten Schwungfedern ſind dunkel oder ſchwarz und an den Fahnen gelbbraun gefleckt, die hintern Schwungfedern dunkelroth und ſchwarz gefleckt, und einige der kleinern und die Schulterfedern ſchön blau. Auf der innern Seite ſind alle Schwungfedern dunkel, alle Deckfedern deſſelben aber dunkelröthlich, doch deren unterſte Reihe etwas mehr gelblich, und in die Quere ſchwarz geſtreift. Der Unterleib iſt vom Halſe bis zum Schwanze ſchön ſcharlachfarbig, die Schenkel lehmgelb ins Röthliche fallend. Der Schwanz hat eine ſchwarze und röthlichbraune Miſchung; die Fahnen der zwei mittelſten ſchwarzen ſehr langen Federn hängen ſo herunter, daß ſie mit dem Schafte durch die ganze Länge eine verkehrte ſpitz-

winkliche Rinne bilden, und ſo über einander ſtecken; überhaupt liegen alle Federn des Schwanzes ſo in einander, daß er nur aus 2 bis 3 Federn zu beſtehen ſcheint. Die Seitenfedern des Schwanzes ſind ſchräg ſchwarz und braun ſchön geſtreift. Ueber die großen Schwanzfedern ſtehen einige lange und ſchmale bis zur Hälfte ſcharlachfarbige und dann bis an den Kiel, wie der übrige Schwanz, gefärbte Deckfedern deſſelben mit gelblichen Schäften hervor, welche beinahe die Hälfte des Schwanzes bedecken.

Die Henne iſt kleiner, nur 18 Zoll lang, und unterſcheidet ſich durch ihre Farbe gar ſehr vom Hahne. Der Schnabel iſt dunkelbraun, der Stern nußbraun, die Kopffeder ſind länglich und der Sporn an den Beinen fehlt. Kopf, Hals, Bruſt und Bauch ſind ſchwarz, ſehr blaßgelb geſtreift; der Schwanz und die Deckfedern der Flügel ſind eben ſo gefärbt, nur etwas dunkler; der Rücken iſt braun, mit weißen Punkten überſtreut; der Schwanz hat die Farbe des Rückens, außer die beiden mittelſten Federn, welche die Form wie beim Hahne haben, und ſchön dunkelbraun und ſchwarz marmorirt ſind. Wenn die Hennen wegen Alters zur Fortpflanzung nicht mehr taugen, ſo bekommen ſie zuweilen in allen Stücken die Farbe des Männchens, und ſind noch bloß an dem braunen Augenſtern zu erkennen. Iſt eine ſolche Henne bei lauter Hähnen, ſo ſehen ſie dieſe für eine Henne an; iſt ſie aber unter mehrern Hennen bei einem Hahne, ſo wird ſie von dieſem aus Eiferſucht für einen Nebenbuhler gehalten und verfolgt.

Der Goldfaſan iſt außerordentlich ſchüchtern und wild, und ſchon wegen einer Maus iſt er vor Angſt und Furcht außer ſich. Der Hahn ſchreit allemal, wenn er des Abends und Morgens abfliegt, erſt Pick, pick, pick! worauf ein langes Pfeifen folgt, und läßt auch in Angſt und Gefahr, bei Erblickung eines Raubvogels, eine ſtarke, heiſere und kurze Stimme hören. Die Henne aber giebt weiter keinen Ton von ſich, als wenn ſie etwas ungewöhnliches, einen Maulwurf, Raubvogel, und dergl. ſieht. Wegen zu großer Einſchränkung ihrer Freiheit bringen ſie ihr Alter nicht höher als auf 10, ſelten auf 15 Jahr.

Den Goldfaſan läßt man im Sommer im Garten nur an einem kleinen Plätzchen, das mit einem Netze überzogen iſt,

herumlaufen, und im Winter, auch wohl im Sommer, treibt man ihn alle Abende in eine erwärmte Stube. Da man hierdurch dieſem Vogel alle Freiheit verſagt, ſo iſt er auch deshalb ſo zärtlich und kränklich, welches nicht ſeyn, ja ſeine Brut nach und nach ſtärker werden würde, wenn man ihm mehr Freiheit gönnte. Es wäre ſchon hinlänglich, wenn man ihnen in einem Garten, ſo wie den Faſanen, Schutzhütten bauen ließ, wo ſie bei dem ſchlechteſten Wetter und der größten Kälte unterkommen könnten.

Sie werden gefüttert mit Reis, Hanf, Welſchem Korn, geſchälter Gerſte, blauem Kohl und Sallat; ſie freſſen auch Gras, Laub von den Hecken, Obſt, beſonders grüne Pflaumen und Birnen, und verſchiedene Arten Inſekten. Letztere ſind ihnen ſo nothwendig, daß der Mangel derſelben faſt allein die Urſache von vielen Krankheiten iſt, denen ſie ausgeſetzt ſind.

Zu ihrer Fortpflanzung falzen ſie im April, wobei die Hähne eine ziſchende Lockſtimme hören laſſen, und ſo eiferſüchtig ſind, daß oft in ihren Kämpfen, in welchen ſie gleiche Poſituren mit dem Haushahne machen, einer das Leben laſſen muß. Einem Hahne giebt man gewöhnlich 4 bis 6 Hennen; denn wenn er nur eine hat, ſo bringt er dieſe in der erſten Hitze und mit Stundenlangen ermüdenden Liebkoſungen oft um, ehe er zu ſeinem Zwecke kömmt, der aber auch in einem Augenblicke mit einem blitzſchnellen Sprunge erreicht iſt. Jede Henne legt gewöhnlich zu Ende des Aprils, aber auch früher, bei ſchöner Witterung und im Freien in einen Buſch oder Stock in ein rundgeſcharrtes Loch 10, 12, 14 auch 15 Eier, und bedeckt ſie, wenn ſie ſie verläßt, mit Laub oder Gras. Manchmal legt ſie 12 Eier, hört eine kurze Zeit auf, und fängt dann von neuem an, legt aber ſelten mehr, als noch 4 oder 5. Sie ſind etwas länglicher, als die vom gemeinen Faſan, und hellroſtfarben oder ſchmutzig röthlichgelbweiß. Sie brüten 23 Tage, und in ihrer Freiheit nicht nur gern, ſondern ſorgen auch treulich für ihre Brut; wenn ſie eingeſperrt ſind, thun ſie es nicht gern, daher man ihre Eier auch gewöhnlich den Zwerghühnern unterlegt. Im Herbſte nach der Mauſerzeit fangen die Hähne noch einmal an, doch ohne Erfolg, hitzig zu werden. Sie fangen

gleich, nachdem die Hennen brüten, an ſich zu mauſern, und federn ſich alſo einen Monat früher, als die andern Vögel.

Die Jungen ſind im erſten Jahre ganz grau, etwas gelblicher als ein gemeiner Faſan; die mehreſten Weibchen, von welchen ſich der junge Hahn nur durch eine bräunere Rückenfarbe unterſcheidet, legen im erſten Jahre nicht. In den erſten 5 bis 6 Tagen füttert man die Jungen mit ganz klar gehacktem, hart gekochtem Eiweiß, wobei man ihnen des Tages etlichemal etwas Ameiſeneier dazwiſchen giebt. Nach 6 Tagen vermiſcht man die zerhackten Eier mit eingeweichter Semmel und aufgeſchwelltem Hirſen. Werden ſie größer, ſo bekommen ſie mitunter etwas Waitzen, bis ſie zuletzt an das gewöhnliche Futter ſich gewöhnen.

Der Mangel der Freiheit und der Inſekten zieht ihnen mancherlei Unfälle zu, z. B. Podagra, wobei ſie oft ſehr lange lahm ſind, Geſchwüre, Auszehrung und dergl. An der Auszehrung kränkeln ſie zuweilen ein ganzes Vierteljahr, freſſen beſtändig, und man ſieht ihnen die Krankheit oft nicht eher an, als bis ſie ſterben. Ihre Hauptkrankheit aber iſt eine Art von Blutſturz, wobei ihnen das Blut aus der Naſe und dem Halſe tröpfelt, und woran die meiſten ſterben.

Ihr Fleiſch, das gerade wie gemeines Faſanenfleiſch ſchmeckt, iſt, ſo wie auch die Knochen, gelb. In China hingegen werden ihre Federn zum Putz theurer bezahlt, als der Vogel ſelbſt.

Durch die Begattung einer Goldfaſanhenne mit einem Hahn vom gemeinen Faſan hat man auch eine Baſtardart erhalten, die dem gemeinen Faſan ähnlich ſah, und nur einzelne goldgelbe Federn auf dem Kopfe hatte, wie der Goldfaſan. Die Hähne von dieſer Varietät befruchten gemeine Faſanhennen; aber die daraus entſtehenden Doppelbaſtardhennen konnten nie befruchtet werden. Bis jetzt iſt der Goldfaſan noch kein Gegenſtand der Jagd, ſondern nur eines Aufſehers einer Menagerie.

Goldfink, ſ. Bergfink.

Goldhähnchen, lat. Motacilla Regulus, Linn. Fr. le Roitelet, Souci ou Poul, Buff. Engl. the golden-crested Wren, Penn. auch genannt: Sommerzaunkönig,

mit gelbgrünen Querbinden, ihre Deckfedern ſchwärzlich und gelblichgrün ſchön geſtreift, die Unterflügel und die langen Achſelfedern ſchön weiß, die untern Deckfedern des Schwanzes weiß, an den Seiten einzeln dunkelbraun in die Quere geſtreift. — Das Weibchen iſt an Backen, Hals und Bruſt hellbraun, an den Seiten weiß gerändet, die Kehle weiß, der Schwanz dunkelbraun mit weißlichen Querbinden und röthlichweißen Spitzen.

Er iſt äußerſt ſcheu, und iſt ihm bloß mit Liſt beizukommen. Er läuft und fliegt ziemlich ſchnell, und pfeift im Fluge und ſitzend des Abends hell, Tia! Er iſt in Europa, Aſien und Amerika, auch gegen Süden weit verbreitet. Im nördlichen Deutſchland brütet er, durch das mittlere und ſüdlichere zieht er nur. Sein Aufenthalt ſind feuchte Wieſen, Sümpfe, Teichufer und Aecker. Auf ſeinem Zuge, vom September bis in die Mitte des Decembers, und im März und April läßt er ſich gern auf grünen Saatfeldern nieder, daher der Name Saatvogel kommt. Er zieht in großen Schaaren aus den nördlichen nach den ſüdlichen Gegenden, und macht allenthalben Halt. Im Winter iſt er in Geſellſchaft der Kiebitze in Italien.

Seine Nahrung beſteht aus Regenwürmern, Schnekken, verſchiedenen Inſekten und ihren Larven, und man findet auch kleine weiße Kieſeln und grüne Saat in ſeinem Magen.

Im Sommer lebt er einſam und legt in ſumpfige Gegenden ſeine 4 Eier, die ſpitzig, ſchmutzig hell olivenfarbig ſind, mit ſchwärzlichen Flecken, auf einen trocknen Hügel in ein kleines geſcharrtes und mit etlichen Halmen umlegtes Loch, oder auf den Inſeln auf die unbeſuchten Berge, und brütet ſie in 20 Tagen aus. — An den jungen Vögeln ſind die Flecken nicht völlig gelb, ſondern ziehen ſich mehr ins Graue.

Er gehört zur mittlern oder niedern Jagd, und wird auf dem Anſtand geſchoſſen. Der Jäger lockt ihn nämlich durch eine meſſingene Pfeiſe, die ſeinen zweiſtimmigen Laut von ſich giebt, ſchußrecht. Eine ſolche Pfeiſe iſt Daumens dick und 1 und einen halben Zoll lang. An das obere Ende derſelben wird ein Röhrchen gelöthet von der Dicke eines thönernen Pfeiſenſtiels, welches an dem Ende, das in der

Pfeiſe ſteckt, ſpitziger ſeyn, und oben ein kleines Loch, daß man darein pfeifen kann, haben muß. An der Seite iſt noch ein Loch, auf welches man einen Finger hält, um dadurch einen zweiſtimmigen Laut hervorzubringen. Wenn nun die Vögel ziehen, ſo nähern ſie ſich ſogleich dem Orte dieſes Rufes, da man dann unter ſie ſchießt, und oft fliegen ſie nach dem geſchoſſenen, um ihn nicht zurück zu laſſen; hat man zwei geladene Flinten oder Doppeflinten bei ſich, ſo kann man noch einmal nach ihnen ſchießen.

Man fängt ſie auch in flachen Feldern auf eigenen Heerden (ſ. unter Gambette), die mit etwas Gras bewachſen ſind und um ſich herum gepflügte Aecker haben, wenn man einige ausgeſtopfte oder angeläuferte Lockvögel hat, und ſie durch Nachahmung ihrer Locktöne herbei ruft.

Sie werden in Sardinien auf folgende nachahmungswürdige Art gefangrn: Um ſie aufzuſuchen, geht man auf die Orte, wo ſich der Kiebitz aufhält, und ſie finden ſich, ſo wie dieſer, auf friſchgeackerten Feldern, und ſuchen ihren Unterhalt gern in Sümpfen, welches der Kiebitz nicht thut, indem ſich dieſer nicht gern in Moräſten beſudelt. Auch wird ſie der Jäger in den Weinbergen antreffen; nur muß er ſich ſehr früh aufmachen. Der erſte beſte Baum iſt beim Fange der bequemſte Poſten, wenn 2 oder 3 Jäger mit einander ſich damit beſchäftigen wollen. Es werden Stöcke in die Erde geſteckt, und auf die Spitze von jedem ein ausgeſtopfter Goldregenpfeifer gebunden; auch bindet man bloß Kiebitze zum Locken an die Ruthen. Sobald der Jäger, welcher ſich verſteckt haben muß, etwas von Brachvögeln in der Nähe merkt, fängt er nach Art des Vogels an zu pfeifen, und macht die Lockvögel flattern. Die Goldregenpfeifer fliegen herbei, und wenn eine hinlängliche Anzahl auf der Erde beiſammen ſitzt, ſchießt der eine los, und der andere ſchießt auf die, ſo beim erſten Schuß die Flucht ergreifen, hinterdrein.

Sie nützen durch ihr ſo ſchmackhaftes Fleiſch, daß man ſie in einigen Gegenden, wie die Schnepfen, mit den Eingeweiden ißt. — Auch vermindern ſie das ſchädliche Gewürm.

Abänderungen von ihnen ſind: 1) der große Goldregenpfeifer (Lat. Charadrius pluvialis major), welcher 14

Zoll lang iſt. 2) Der kleine Goldregenpfeifer (Lat. Charadrius pluvialis minor), welcher von der Größe und Stärke einer Turteltaube, unten ganz weiß, und vielleicht ein Junger iſt. Die Jäger nennen ihn den kleinen Brachvogel. 3) Der Goldregenvogel mit ſchwarzer Bruſt.

Gränzbaum, Lachterbaum, Mahlbaum, Fr. Arbre de liſière. Iſt ein Baum, der die Gränze bezeichnet, und worauf der Forſtbediente ſtets ein wachſames Auge haben muß, daß dergleichen nicht umgehauen werden, wenigſtens, wenn es geſchiehet oder überhaupt ein ſolcher Baum mit dem Abſterben drohet, muß er dafür ſorgen, daß mit Zuziehung der hiezu benöthigten Perſonen ein anderes Gränzzeichen, als ein Gränzſtein ꝛc. ſogleich angenommen und geſetzt werde.

Gränzbeziehung, Fr. Viſite de limites, Cerquemanement. Iſt eine Umgehung der Gränze, welche von den Forſt- und Juſtizbeamten beiderſeits Nachbarn, mit Zuziehung der Mannſchaft jeden Alters vorgenommen, und wobei genau beaugenſcheiniget wird, ob noch alles in Richtigkeit iſt, und wo ein Gränzzeichen fehlt, ein anderes an deſſen Stelle geſetzt oder gezeichnet wird. S. auch Forſtgränze.

Gränze, Fr. Frontière, liſière. Unterſcheidet ſich in Landes- Forſt- und Feld- oder Flurgränze. Der Forſtbediente muß auf alle Gränzen aufmerkſam ſeyn, damit ſeinem Forſt oder Revier kein Abbruch an Terrain zugefüget werde. Die meiſte Aufmerkſamkeit erfordern die Landesgränzen, nämlich wo zweierlei Herrſchaften an einander ſtoßen, damit der Gränznachbar keine Eingriffe, weder in Forſt- noch Jagdſachen in die diesſeitige Lande thue; nächſtdem darf er auch nicht verſtatten, daß die angränzenden Felder und Wieſen vergrößert werden; und ob ſchon die Beeinträchtigung der Forſtgränzen, wo nämlich zwei Reviere eines und deſſelben Landes an einander ſtoßen, weniger ſchädlich iſt, ſo hat ſie doch wenigſtens dort einigen nachtheiligen Einfluß, wo nach einer regelmäßigen Forſteinrichtung eine Eintheilung ſtatt findet, ſo wie auch in Rückſicht der Jagd ein Nachbar den andern, durch Entziehung des Schuß- Fang- und Pfandgeldes, nicht bevortheilen darf. S. auch Forſtgränze.

Gränznachbar, Fr. Voiſin. Nennt ein Forſtbedienter den andern, wenn er mit ſeinem Forſt- oder Jagdrevier an ihn ſtößet.

Gränzſchütze, Fr. Chaſſeur des Frontières. Iſt einer von den niedern Jagdbedienten, welcher bloß die Jagd an der Landesgränze zu beſorgen, und beſonders auf fremde Wildſchützen Acht zu geben hat.

Gränzſteine, Fr. Bornes. Sind ſolche Steine, welche zwiſchen zwei Fluhren oder Revieren ſtehen, und die Forſte, oder gar die Herrſchaften theilen, und mehrentheils mit den Wappen oder den Anfangs-Buchſtaben der Herrſchaften, oder auch mit Zahlen bezeichnet ſind. Sämmtliche Steine müſſen auf den Charten genau angemerkt ſeyn, damit wenn einer fehlt, ein anderer ohne Weitläuftigkeit wieder eingeſetzt werden kann.

Gränzwaſſer, Gränzbäche, Fr. Ruiſſeaux limitrophes. Werden diejenigen Flüſſe und Bäche genannt, welche zur Scheidung herrſchaftlicher Länder, oder zur Theilung der Reviere angenommen und beſtimmt worden ſind, und auf ſolche muß der Forſtbediente genaue Acht haben, damit ſie in ihrem ordentlichen Laufe erhalten werden, und er darf nicht zugeben, daß ſie von dem Nachbar durch Vorbaue auf die andere Seite getrieben und die Ufer dadurch abgeriſſen werden.

Gränzwege, Fr. Chemins de frontière. Sind ſolche Wege, welche zur Scheidung zweierlei Herrſchaften oder Reviere dienen, und ſowohl durch Wälder als Felder, zuweilen etliche Stunden weit gehen, deren ſich aber beiderſeits Herrſchaften bei Jagen und andern Vorfällen bedienen dürfen.

Graſen; von der Gerechtigkeit deſſelben im Walde, ſehe man unter Forſtgerechtigkeit.

Grasläufer, ſ. Wachtelkönig.

Grasmücke. Unter dieſem Namen verſteht man überhaupt mehrere Arten von der Gattung der Sänger (Motacilla); hier aber ſollen nur diejenigen beſchrieben werden, welche den Namen Grasmücke insbeſondere führen, und welches folgende ſind:

Die graue Grasmücke, Lat. Motacilla hortenſis, Linn. Fr. le Fauvette, Buff. Engl. the Pettichaps.

Lath. auch genannt: die weiße Grasmücke, die große Weißkehle, der Kirſchfreſſer, der Dornreich. Iſt als Singvogel eine Art von der Gattung der Sänger, und hat als Kennzeichen ſeiner Art: röthlichgrauen Oberleib, weißlichen Unterleib, und bleifarbige Füſſe. Dieſen vortreflichen Sänger hört man in Deutſchland nicht ſelten, vor dem Thüringer Walde aber allenthalben. Sonſt wird er als ein Bewohner Frankreichs und Italiens angegeben. In ſeinem ganzen Betragen iſt er dem Mönch (ſchwarzköpfigen Grasmücke) ſehr ähnlich, doch in ſeinem Geſange noch vorzüglicher. Seine Lockſtimme iſt ein oft wiederholtes ſchmazzendes Tza, tza! und wenn er böſe iſt, oder etwas fürchtet, ein ſtark kreiſchendes Geſchrei. Er iſt übrigens ein ſtürmiſcher, wilder Vogel, der ſich im lichten Käfig und der Stube herumfliegend, bald den Kopf einſtößt, auf den Boden aber mit verſchnittenen Flügeln geworfen, gar bald ſehr zahm wird.

Er iſt etwas kleiner als der Mönch, 6 Zoll lang, und die Flügelbreite 9 und einen halben Zoll. Der Schwanz mißt 3 Zoll 10 Linien, und die gefalteten Flügel reichen bis zu ſeiner Mitte. Der Schnabel iſt 5 Linien lang, oben etwas übergehend und hornfarbigbraun, unten hell bleifarbig, inwendig weißlich, an den Ecken und über den eirunden Naſenlöchern mit kurzen ſteifen Härchen beſetzt, der Augenſtern graubraun, die geſchilderten Füße bleifarbig, die Beine 3 Viertel Zoll hoch und ſtark, die Mittelzehe 7 und die hintere 6 Linien lang.

Der Oberleib iſt röthlichgrau, die Wangen dunkler, die Augenränder weißlich, der Unterleib bis zur Bruſt und an den Seiten röthlich hellgrau, der Bauch weiß, am Steiß röthlichgrau überlaufen, die Kniee grau, die Flügel und der Schwanz graubraun mit Kanten von der Rückenfarbe, und kleinen weißlichen Spitzen, die untern Deckfedern der Flügel röthlichgelb. — Das Weibchen unterſcheidet ſich durch nichts vom Männchen, als daß der Unterleib bis zur Bruſt etwas heller iſt.

Seine Heimath iſt das mittlere und ſüdliche Europa. Er kömmt etliche Tage vor der Nachtigall an, zieht in der letzten Hälfte des Septembers wieder weg, und wohnt bei uns in Feldhölzern, in den lebendigen Vorhölzern der Wäl-

der, und in den nahe ligenden Gärten. — Er nährt ſich von Räupchen und andern Inſekten, die er von Bäumen und Sträuchern ablieſt, und das ganze Frühjahr bis zu Johannis darzu ſingt. Wenn die Kirſchen reif ſind, ſo nagt er das Fleiſch davon ab, wovon ſein Schnabel roth gefärbt wird. Er frißt auch Johannisbeeren und rothe und ſchwarze Hollunderbeeren. Er iſt überhaupt ein großer Freſſer; denn wenn man ihn im Zimmer hält, ſitzt er beſtändig beim Troge. Mit dem Futter muß man abwechſeln, und ihm beſonders im Herbſt Beeren geben; am beſten befindet er ſich bei dem Univerſalfutter der Nachtigallen.

Sein Neſt ſetzt er in Hecken und Gebüſchen in einen Weiß- oder Schwarzdornſtrauch (daher ſein Name Dornreich) halbmannshoch hin. Es beſteht äußerlich aus groben Grashalmen, und Würzelchen, und inwendig aus den zarteſten weißen Grashälmchen, ſeltner aus Moos. Das obere Ende iſt mit Spinnengewebe, fliegenden Sommer und Puppenhülſen umwirkt. Das Weibchen legt 4 bis 5 rundliche hellweiße, kaum merklich ins Blaue ſpielende Eier, die über und über olivenbraun marmorirt ſind. In 14 Tagen ſind die Jungen ausgebrütet, und hüpfen aus dem Neſte, ſobald ſie nur Federn haben und man ſich ihnen nähert. — Der Kuckuk giebt ihnen oft ein Ei auszubrüten, und ſchmeißt die ihrigen heraus.

Im Julius und September kann man ſie in Sprenkeln fangen, wenn man Kirſchen, Johannisbeeren, rothe und ſchwarze Hollunderbeeren vorhängt. Da ſie die Mehlwürmer gern freſſen, ſo gehen ſie auch im Frühjahr, wenn man ihren Stand weiß, auf einen mit Leimruthen beſteckten und mit Mehlwürmern belegten wundgemachten Platz. Auf den Tränkheerd gehen ſie ſehr gern, und können beſonders Morgens von 7 bis 9, und Abends vor Sonnenuntergang da angetroffen werden.

Sie nützen durch ihr gutes Fleiſch, auch dadurch, daß ſie, beſonders zur Heckzeit, viele ſchädliche Raupen tilgen. — Vielen Schaden thun ſie in Kirſchgärten.

Die roſtgraue Grasmücke, Lat. Motacilla fruticeti mihi. Engl. Leſſer White-Throat, Lath. Iſt gleicher Art mit der vorigen, und hat als Kennzeichen roſtgrauen

Oberleib und röthlichgrauen Unterleib. Dieſer ſeltene Vogel hat im Ganzen das Anſehen der vorher beſchriebenen grauen Grasmücke, iſt aber kleiner und die Farbe dunkler. Seine Länge iſt 5 und einen halben Zoll und die Breite 8 und einen halben Zoll. Der Schwanz iſt 2 und einen halben Zoll lang und die Flügel bedecken faſt 2 Dritttheile desſelben.

Der Schnabel iſt 4 Linien lang, oben ausgeſchnitten, übergekrümmt und ſpitzig, der Oberkiefer hornbraun mit einer gelblichweißen Kante, der Unterkiefer gelblichweiß, die Naſenlöcher eirund mit einzelnen ſchwarzen Bartborſten überhangen, der Augenſtern dunkelbraun, die Ränder der Augenlider weiß, die geſchilderten Füße bleifahl, die Zehen auf der untern Seite gelb, die Beine 10 Linien hoch, die Mittelzehe 8 Linien und die hintere 6 Linien lang.

Der ganze Oberleib mit den Deckfedern der Flügel iſt ſchmutzig roſtgrau; bis zu den Augen läuft von den Naſenlöchern an ein ſchmutzig weißgelber Strich, die Kehle, ein Strich der Länge nach über den Bauch und der After ſind weiß; der übrige Unterleib iſt röthlichgrau; die Schwungfedern ſind dunkelbraun, die Schwanzfedern hellbraun. — Zwiſchen Männchen und Weibchen hat man keinen Unterſchied bemerken können.

Es iſt ein vortreflicher Sänger, der ſeine ſchnalzende Lockſtimme mit in ſeinen Geſang einmiſcht, und ihn dadurch ſehr angenehm abändert, und auszeichnet. Er kömmt in der letzten Hälfte des Aprils, liebt gebirgige und buſchreiche Gegenden, baut ein leichtes Neſt aus dürren Grashalmen in düſteres Geſträuch 4 bis 5 Fuß hoch, legt 5 weiße, blaubraun geſprenkelte und dunkelroth gedüpfelte Eier, brütet ſie in 13 Tagen aus, füttert die Jungen Anfangs mit kleinen glatten grünen, hernach mit größern Raupen, Fliegen und andern Inſekten. Wenn ſie ausgeflogen ſind, fliegt er mit denſelben nach den Johannisbeeren, Kirſchen, Hollunderbeeren, und endlich nach den rothen Vogelbeeren. — Im September zieht er familienweiſe weg. In dieſem Monate wird er in manchen Jahren in Sprenkeln, vor welchen Hollunderbeere hängen, gefangen, aber weil man ihn nicht genug kennt, und für eine gewöhnliche Grasmücke hält, nicht geachtet. — Er hat ein wohlſchmeckendes Fleiſch.

Die gemeine Grasmücke oder der Waldſänger, Lat. Motacilla Sylvia, Fr. la Fauvette griſe ou Griſette, Buff. Engl. the White-Throat, Penn. the Babbling Warbler, Latham; auch genannt: die fahle Grasmücke, die große graue Grasmücke, die graue und geſchwätzige Grasmücke, der Spottvogel, Nachtſänger, Heckenſchmatzer, Graſemucke, Graſemütſche, Kuckusammer, gemeiner Dornreich, die kleine Weißkehle, Grasmückſohle, Schnepfli, Wüſtling. Iſt ebenfalls eine Art von obiger Gattung, deren Kennzeichen ſind: aſchgrauer Oberleib, roſtfarben gerändete Deckfedern der Flügel, weißlicher Unterleib, die äußerſte Schwungfeder mit einem großen keilförmigen Flecken, die folgende mit einem kleinen, und die dritte nur mit einer weißen Spitze.

Iſt der einzige Vogel, der unter allen den Namen: Grasmücke, mit Recht verdient, da ſie unter allen, wo nicht ganz allein, doch am meiſten, im Graſe und niedrigen Gebüſche herum kriecht. Ihre Länge beträgt 6 und ein Drittel Zoll, der Schwanz 3 Zoll, die Breite der Flügel 6 Zoll, und dieſe erreichen zuſammengelegt faſt die Hälfte des Schwanzes. Der Schnabel iſt einen halben Zoll lang, oben ſchwärzlich, unten graulich, die Ecken und der Rachen gelb, am ausgeſchnittenen Oberkiefer mit Bartborſten, der Augenſtern graubraun, die geſchilderten Füße bräunlich, fleiſchfarben, die Beine 1 Zoll hoch, die mittlere Zehe 7, und die hintere 6 Linien lang.

Der Kopf, die Wangen, der Hals, Rücken, Bürzel, die Schultern, die obern Deckfedern des Schwanzes und die kleinern der Flügel aſchgrau, die Kehle, der Bauch, Augenkreis, die inwendigen Achſelfedern ſchön weiß, die Bruſt, die Seiten und mittelmäßigen Afterfedern weiß, röthlichfleiſchfarben überzogen, die Flügel dunkelbraun, und wegen der Einfaſſung ihrer Federn ſehen ſie zuſammengelegt roſtfarbig aus, der Schwanz dunkelbraun, faſt grade, die äußerſte merklich kürzere Feder heller mit einem weißen Flecken, die zweite mit einer kleinern, und die dritte nur mit einer weißen Spitze. — Das Weibchen iſt etwas kleiner, auf den Flügeln ſchwächer roſtfarben, und hat nicht die ſchöne weiße Kehle.

Sie gehört unter die lebhafteſten und fröhlichſten Vögel, ſitzt immer oben auf einem Zweige und ſingt bis in

den ſpäten Abend ihren angenehmen aus einem langen Piano und kurzen Forte beſtehenden Geſang. Dieß Forte iſt kreiſchend, aus einigen Accorden zuſammengeſetzt, und der Vogel erhebt ſich bei dieſer Stelle eine kleine Strecke in die Luft, dreht ſich in einem kleinen Bogen, und ſetzt ſich dann wieder auf ſeinen Buſch. Seine Lockſtimme iſt ein klatſchendes Tzä, tzä! Vor Furcht und Betrübniß, wenn man ſich z. B. ſeinem Neſte nähert, läßt er ein tiefes Gä, gä! hören, ſträubt dabei die Kopffedern dick auf, und hüpft langſam und traurig in den Hecken tief und nach dem Boden zu herum. Er läßt ſich ſo leicht als die Nachtigall zähmen, verlangt aber auch eben die Wartung und Fütterung, indem er ſich ſonſt kein Jahr hält. Wenn man ihnen im Sommer rothe Hollunderbeeren und im Winter gedörrte und aufgequellte ſchwarze Hollunderbeeren giebt, ſo befinden ſie ſich bei dem Univerſalfutter der Nachtigall noch am beſten.

Sie werden in ganz Europa angetroffen, und in Deutſchland ſind ſie allenthalben zu Hauſe. Nach der Mitte des Aprils trifft man ſie im Felde, in dicken einzelnen Dornbüſchen, in Feldhölzern, in Gärten, einzeln in dicken Schlägen von lebendigem und ſchwarzem Holze der Vorberge, wo ſie das Gras und die Gebüſche mit äußerſter Geſchwindigkeit durchkriechen. Zu Ende des Septembers, auch wohl erſt im Anfang des Oktobers ziehen ſie zerſtreut wieder weg.

Ihre Nahrung beſteht in Fliegen, Käfern, und beſonders in kleinen Inſektenlarven, und in grünen Räupchen, die an dem Weiß- und Schwarzdorn ſitzen; daher ſie auch ſo ſpät ankommen und ſo früh wieder wegeilen. In Gärten ſind ſie nützlich, da ſie viele Raupen ableſen. Nur bei kalter Witterung fliegen ſie auch nach den Hollunderbeeren und den Johannisbeeren.

Gewöhnlich niſten ſie nur einmal des Jahrs, zuweilen jedoch auch zweimal. Ihr Neſt ſteht in dichtem Gebüſche nahe an der Erde, auch zuweilen ſelbſt im hohen Graſe um das Gebüſche oder zwiſchen Wurzeln, an Flüſſen und Gräben, die ausgewaſchen ſind. Das Neſt beſteht aus Grashalmen und etwas Moos, und inwendig aus Pferdehaaren. Die 4 bis 5 Eier ſind oval, ſchmutzigweiß mit röthlichfarbenen und braunrothen Punkten und Strichen bezeichnet.

In 14 Tagen ſind die Jungen von beiden Gatten ausgebrütet, und werden vorzüglich mit Spinnen, Fliegen, und andern kleinen Inſekten aufgefüttert. Sie ſehen in ihrer Jugend bald den Alten ähnlich, nur ſind die roſtfarbenen Flügeleinfaſſungen noch nicht ſo ſtark; an den Weibchen auch ſchon in der kleinſten Jugend ſchwächer als beim Männchen, daher ſie ein Kenner ſchon im Neſte von einander unterſcheiden kann. Mit Ameiſeneiern ſind ſie leicht aufzuziehen, und wenn ſie allein freſſen, nehmen ſie mit Semmel in Milch geweicht vorlieb.

Ihrer Brut ſtellen die Ratzen, Füchſe, Raben und Elſtern nach, daher ſie auch ihr Neſt, wo möglich, in Dornbüſchen anlegen. Auch der Kuckuk zerſtört ihnen die Brut, wenn er ihnen ein Junges zu erziehen giebt.

Um ſie leicht zu fangen, beſonders wenn ſie Junge haben, darf man nur in der Gegend ihres Neſtes Leimruthen hinlegen. Auch fängt man ſie in Sprenkeln, vor welchen Johannis- oder Hollunderbeeren hängen. Auf den Tränkheerd gehen ſie nicht leicht.

Sie nützen durch ihre Nahrungsmittel, ihren Geſang, und durch ihr ſchmackhaftes Fleiſch.

Die geſchwätzige Grasmücke oder das Müllerchen, lat. Motacilla Curuca; Motacilla cinerea, Lath. Motacilla dumetorum, Linn. Fr. la Fauvette babillarde Buff. auch genannt: Steinfletſche, Steinpatſche, auch Waldſänger, aber mit Unrecht. Beſſer ſind: Weißkehlchen, kleine Grasmücke, kleiner Fliegenſchnäpper, kleiner Dornreich, kleiner Dorngreul, Weißbartl, blaue Grasmücke, in Thüringen Weißmüller. Nach den Kennzeichen ihrer Art iſt ſie oben röthlichbraun, unten weiß, und die äußerſte Schwanzfeder iſt auf der äußern und einem Theil der innern Seite weiß gezeichnet.

Den Namen Müllerchen hat er von ſeinem Geſange, in welchem einige laute Töne: Klap, klap, klap, klap! vorkommen. Er hat unter allen Graſemückenarten den längſten Geſang, mit verſchiedenen Melodien, die er aber ſo leiſe ſingt, daß man ihn nur ganz nahe verſtehen kann. So lange er leiſe ſingt, kriecht er im Gebüſche hin und her, und nur bei ſeinem lauten Klapp, klapp! ſetzt er ſich ruhig hin;

auſſerdem läßt er noch einen ſchmatzenden Lockton, aber höchſt ſelten hören.

Er iſt 5 und 3 Viertel Zoll lang, wovon der Schwanz 2 und ein Viertel Zoll, und die Flügelbreite 8 und einen halben Zoll beträgt. Die Flügel reichen faſt in die Mitte des Schwanzes. Der Schnabel iſt einen halben Zoll lang, ſpitzig, oben ausgeſchnitten, etwas übergehend, ſchwarz, unten bläulich, mit länglichen Naſenlöchern und Barthaaren um Naſen und Maul, der Augenſtern doppelringig auswendig weißgelb, und inwendig goldglänzend braun, die Füße ſchwarzblau, die Beine 8 Linien hoch, die mittlere Zehe 6, und die hintere 5 Linien lang.

Der Kopf und die obern Deckfedern des Schwanzes ſind bräunlich aſchgrau, der übrige Oberleib grau, roth überlaufen, die Wangen dunkler als der Kopf, am dunkelſten hinter den Ohren, das untere Augenlid, die untern Deckfedern der Flügel und der ganze Unterleib weiß, die Deckfedern der Flügel und die Schwingen blaß- und dunkelbraun, alle ſchmal röthlichgrau eingefaßt, der Schwanz gerade, dunkelbraun, die äußern und ein Theil der innern Seite an der äußerſten hellern Schwanzfeder weiß, die mittelſte mit weißlichen, und die andern mit röthlichgrauen Rändern. — Das Weibchen iſt faſt durch nichts vom Männchen unterſchieden; nur letzteres hat einen dunklern Kopf, und erſteres hellblauere Füße.

Dieſer Vogel wohnt in Europa und in dem nördlichen Aſien, und gehört in Deutſchland unter die gewöhnlichen Vögel. Als Zugvogel kömmt er in der Mitte des Aprils an, und in der Mitte des Septembers geht er wieder weg. Er hält ſich gern in den Hecken der Gärten, nahe an Städten und Dörfern auf, vorzüglich wenn ſie dichte und große Stachelbeerbüſche enthalten, ſeltner in den Vorhölzern. Er ſetzt ſich nicht leicht hoch auf die Bäume, ſondern durchkriecht lieber unſichtbar die niedrigen Gebüſche.

Er nährt ſich ebenfalls von Inſekten, beſonders kleinen Räupchen, ſucht auch wohl Inſekteneier auf. Er frißt auch Johannis- und Hollunderbeeren. In der Stube läßt er ſich mit vieler Mühe 1 bis 2 Jahre mit Nachtigallfutter, das er aber mit Ameiſeneiern, Fliegen und Mehlwürmern gewürzt haben will, erhalten.

Um ſein Neſt vor ſeinen Feinden, beſonders den Kaz-
zen, ſicher zu ſtellen, baut er es in Stachelbeerbüſche, im Walde in junge Fichten; es iſt übrigens ohne große Kunſt, und in ihm liegen 4 bis 6 unten zugeſpitzte, oben abgeſtumpfte, weiße, bläulich und gelbbraun gefleckte Eier. Sie werden 13 Tage bebrütet, und ſobald die Alten einen Menſchen etlichemal in der Gegend bemerken, ſo verlaſſen ſie Bau, Eier und Junge. Sobald man ſich dem Neſte nähert, ſo ſtürzt der Alte wie ohnmächtig aus demſelben, und flattert eine ganze Strecke wehmüthig auf der Erde hin. Wenn die Jungen nur irgends mit Federn bedeckt ſind, ſo darf man ſie nur ſcharf anſehen, um ſie wie ein Bliz aus dem Neſte ſpringen und ſich ins Gebüſche verbergen zu ſehen. — Die Jungen ſehen den Alten gleich, außer daß der ganze Oberleib einerlei Farbe hat.

Ihre Feinde, die Kazen und Wieſeln, zerſtöhren ihre Brut, daher ſie ſelbige, wo möglich, in Dornen zu verbergen ſuchen. — Fangen kann man ſie nur alsdann, wenn nach ihrer Ankunft noch Schnee fällt, und zwar mit Leimruthen auf einem von Schnee entblößten Plaze, auf welchen man Mehlwürmer wirft. Im Auguſt geht er nach Johannisbeeren und im September nach Hollunderbeeren einzeln in die Sprenkel. Auf dem Tränkheerd fängt man ihn nicht. — Sein Nuzen ergiebt ſich aus ſeiner Nahrung.

Die geſperberte Grasmücke, Lat. Motacilla niſoria mihi; auch genannt: die größte Grasmücke, der große Feigenfreſſer. Die Kennzeichen dieſer Art ſind: goldgelber Regenbogen, aſchgraubrauner Oberleib, weißlicher Unterleib mit aſchgraubraunen Querlinien.

Dieſer ſeltene Vogel bewohnt das mittlere und nördliche Deutſchland, iſt 7 Zoll lang und 9 und einen halben Zoll breit. Der Schwanz mißt 2 Zoll 10 Linien, und die Flügel bedecken nur die Hälfte deſſelben. Der Schnabel iſt 7 und eine halbe Linie lang, mit einer erhabenen Kante des Oberkiefers, und mit ſchwarzen Borſtenhaaren an der Wurzel beſezt, die Farbe oben hornbraun, unten ſchmuzigweiß, die Naſenlöcher groß und länglich, der Augenſtern ſchön goldgelb, die geſchilderten Füße ſtark und grau, die Nägel hornbraun, die Beine 1 Zoll hoch, die mittlere Zehe 9 und die hintere ſtarke 7 Linien lang.

Der Oberleib iſt aſchgrau, und hat beſonders auf dem Rücken und den Schultern ein aſchgraues und braungewäſſertes Anſehen, der Unterleib ſchmutzigweiß mit vielen aſchgraubraunen wellenförmigen Querlinien, die Deckfedern der Flügel, die Schwungfedern und Schwanzfedern graubraun, von letztern die äußerſte an jeder Seite mit einem weißlichten Rande. — Das Weibchen ſieht oben und unten etwas heller aus.

Sie iſt unter allen Grasmücken die plumpſte, hüpft und bewegt ſich ungeſchickt, fliegt aber ſehr ſchnell. Sie ſchnalzet wie die Nachtigall, und ſingt wie die gemeine Grasmücke, doch nicht ſo angenehm. Sie ſteigt von ihrem Buſche auf, gerade aufgerichtet, ſo daß der Kopf oben und der Schwanz unten iſt, 16 bis 20 Fuß in die Höhe, und läßt ſich dann langſam und mit ausgebreiteten Flügeln, wie die Pieplerche, flatternd wieder auf ihren Strauch nieder.

Sie hält ſich in dichten Feldhölzern auf, wo ſie gern in Büſchen herumkriecht, und Inſekten, beſonders Raupen, zu ihrer Nahrung ſucht. Sie frißt auch Beeren. Schon im Auguſt oder Anfang des Septembers verläßt ſie uns mit der Nachtigall, und kömmt Anfangs Mai wieder.

Ihr Neſt ſteht in einem dunkeln Buſche, und beſteht äußerlich aus Grashalmen und innerlich aus Haaren. Die 5 bis 6 Eier darin ſind weißlich mit röthlichgrauen ungleichen und verwaſchenen Flecken. Die Jungen ſind, bis ſie ſich mauſern, am Ober- und Unterleibe mit vielen und dichten aſchgraubraunen Wellenlinien bezeichnet. — Man fängt ſie im Frühjahr, wie die Nachtigallen, mit Leimruthen und Mehlwürmern.

Die weißſtirnige Grasmücke, lat. Motacilla albifrons mihi; auch genannt: die weißköpfige Grasmücke, der weißköpfige Dornreich. Als Kennzeichen ihrer Art iſt ſie grau, und hat eine weiße Stirn. Dieſe ſeltene Grasmücke beſchreiben die Vogelſteller als einen vortreflichen Sänger, und ſoll unter allen Grasmückenarten, die Nachtigall ausgenommen, am beſten ſingen. Sie iſt von der Größe der ſchwarzköpfigen Grasmücke, aber ſchlanker gebauet, 6 und einen halben Zoll lang, wovon der Schwanz 2 und 3 Viertel Zoll mißt. Die gefalteten Flügel bedecken zwei Drittheile deſſelben. Der Schnabel iſt 5 Linien lang,

rund, der Oberkopf übergehend, ausgeſchnitten und hornbraun, der Unterkiefer hellbläulich, der Augenſtern dunkelkaſtanienbraun, die geſchilderten Füße dunkelſchieferblau, die Beine 11 Linien hoch, die mittlere Zehe 1 Zoll, und die hintere 9 Linien lang.

Der Vorderkopf iſt bis hinter die Augen weiß, der übrige Oberleib iſt aſchfarbengrau, der Unterleib hellgrau, Schwung- und Schwanzfedern ſind dunkelbraun. Das ganze Gefieder iſt ungemein ſeidenartig anzufühlen. Die Vogelſteller ſagen, das Männchen habe ſo, wie die ſchwarzköpfige Grasmücke eine ganz weiße Kopfplatte. — Das Weibchen hat nur bis zu den Augen eine weiße Stirn, und iſt übrigens am Oberleibe nicht ſo dunkelgrau, als das Männchen.

Dieſer Vogel hält ſich in großen Buſchhölzern auf, am liebſten, wenn ſie mit allerhand Arten von Laubholz bewachſen und mit Schwarzholz untermiſcht ſind. Im Herbſt wird zuweilen einer in der Schneuß gefangen, beſonders wenn rothe Hollunderbeeren vorhängen. Auf den Tränkheerd gehen ſie nur im Frühjahr und in großen Geſellſchaften von Vögeln; denn einer iſt nicht hinreichend, ſie zu zwingen nach dem Badeplatz zu gehen, ſo behutſam und ſcheu ſind ſie. — In der Stube werden ſie wie die ſchwarzköpfigen Grasmücken gehalten.

Grasſichel. Hierunter verſteht man an einigen Orten die Erlaubniß, nach welcher die Forſtbedienten, zuweilen auch deren Vorgeſetzte, die in den Waldungen befindlichen Grasplätze, entweder zu eigener Oekonomie benutzen, oder auch dieſe Erlaubniß an andere Perſonen gegen Empfang eines Pachtgeldes überlaſſen dürfen. Es geſchieht dieſes bald durch eine, bald durch zwei, auch mehrere Perſonen, daher ſagt man: der hat eine oder zwei ꝛc. Grasſicheln als ein Stück ſeiner Beſoldung.

Dieſes Accidenz gehört offenbar mit unter die nachtheiligſten für die Waldung, zumal wenn ein Forſtbedienter die Oekonomie als das vorzüglichſte Mittel zu ſeinem Unterhalt zu betrachten nöthig hat. Denn will er nicht ſelbſt Noth leiden, ſo wird er gewiß der Grasplätze nicht weniger machen, dagegen ſie noch vermehren, oder die ſchon gegenwärtigen doch erweitern, mithin nicht auf einen guten Beſtand ſeiner

Waldung ſehen. Ein gleiches findet ſtatt, wenn die Grasſichel an andere Perſonen verpachtet wird; denn um eines guten Gewinſtes halber läßt der Pachter gewiß kein Pflanzchen aufkommen, und der Forſtbediente ſieht durch die Fingßr, damit er ſich ſein Pachtgeld nicht ſelbſt verringert. In vielen Ländern, wo auf eine gute Forſtwirthſchaft Bedacht genommen worden, iſt dieſes Accidenz ſchon längſt abgeſchafft, und in ein Geldquantum verwandelt worden.

Grasſpecht. ſ. unter Buntſpecht.

Grauer Würger; wird unterſchieden in den großen und in den kleinen grauen Würger. Beide ſind Arten von der Gattung der Würger (Lanius), und gehören unter die erſte Ordnung, nämlich die Raubvögel.

Der große graue Würger, Lat. Lanius Excubitor, Linn. Fr. la Pie-grieche griſe, Buff. Engl. the great Shrike, Penn. auch genannt: aſchfarbiger Würger, großer blauer Würger, gemeiner Neuntödter, großer Europäiſcher Neuntödter, Würgengel, Warkengel, Gebüſchfalke, wilder Elſter, Speralſter, Griegelelſter, wachender Würgvogel, grauer großer Afterfalke, Buſchelſter, Thornkrätzer, Thorngraſer, Walathee, Neunmörder, Wildwald, Krück-Kruck- oder Krauſelſter, blauer Neuntödter, Krickelſter. Als Kennzeichen ſeiner Art iſt der Schwanz keilförmig, an den Seiten weiß, der Rücken grau, die Flügel ſchwarz mit einem weißen Fleck.

Dieſer Vogel iſt in Deutſchland allenthalben bekannt, 10 und 3 Viertel Zoll lang, wovon der Schwanz 4 und einen halben Zoll, und die Breite der Flügel, welche zuſammengelegt bis auf ein Drittheil des Schwanzes reichen, 1 Fuß 3 Zoll. Er wiegt 4 Loth. Der Schnabel iſt 9 Linien lang, ſchwarz, an den Seiten ſehr gedruckt, der Haken und Zahn groß und ſcharf, die eirunden Naſenlöcher und der Winkel des Oberkiefers mit Borſtenhaaren beſetzt, die Augen groß und ſchwarzbraun, die Beine (Fänger) 1 Zoll 2 Linien hoch, und mit den ſcharfen bewaffneten Zehen bleifarbenſchwarz, die mittlere Zehe 12 und die hintere 8 Linien lang.

Der ganze Oberleib iſt ſchön hellaſchblau, ins weißliche übergehend, von den Naſenlöchern läuft durch die Augen ein ſtarker ſchwarzer Streifen, die untere Seite vom Schna-

bel bis zum Schwanz iſt weiß, an der Bruſt ein wenig ins Röthliche ſpielend und graulich gewäſſert, die Deckfedern der Flügel ſchwarz, desgleichen die Schwungfedern, die aber an der Wurzel faſt bis zur Hälfte herein weiß ſind. Hieraus entſtehen zwei weiße Flecken auf den Flügeln, der eine an der Spitze, der andere an der Wurzel der Schwungfedern. Der keilförmige Schwanz hat in der Mitte 4 ſchwarze Federn, die nur weiße Wurzeln und Spitzen haben, an den übrigen achten zur Seite wird das Weiße immer breiter, ſo daß an der äußerſten auf jeder Seite das Schwarze nur noch auf der Mitte des Schaftes zu ſehen iſt. — Das Weibchen iſt heller auf dem Rücken, und an der Bruſt mit deutlichen hellkreisförmigen blaßbraunen Linien bezeichnet, und etwas ſchmutziger.

Dieſer Würger hat vielen Muth und Unerſchrockenheit, und jagt daher den ſtärkſten Falken von ſeinem Reviere weg, ſogar benachrichtiget er aus Nahrungsneid die kleinen Vögel durch ein ſcharfes Geſchrei: Trui, trui! von der Gegenwart eines Habichts, Sperbers und Falken, woher er auch der Wächter genannt wird. Seines Fluges und Schwanzes halber heißt er auch Bergelſter. Bewundernswürdig iſt es, daß die kleinen Vögel, deren Feind er iſt, nicht vor ihm, wie vor andern Raubvögeln fliehen; denn wäre dieß, ſo würde ihm nie einer ſeiner ſchwachen Füße und ſeines langſamen Fulges halber zu Theil werden. Er läßt ſich leicht, ſowohl alt als jung zähmen und zu Luſtjagden auf Vögel abrichten.

Sommer und Winter bleibt er bei uns. Zur Zeit ſeiner Fortpflanzung lebt er in den Gärten, Vorhölzern, Feldhölzern und auf den einzelnen Bäumen, die in den angränzenden, freien Gegenden ſtehen. Von der Mauſerzeit bis zu Anfang des Winters zieht er mit ſeiner Familie in den Umkreis von 1 bis 2 Stunden herum; alsdann ſucht jedes Glied derſelben allein ſich einen Platz aus, wo es den Winter über ſeine Nahrung finden kann. Dieſe beſteht im Winter aus Feldmäuſen, die ſie von der Spitze eines Baums aus ihren Löchern ſchlüpfen ſehen, oder aus Goldammern, Stieglitzen und Feldſperlingen. Sie fangen allen ihren Raub, wegen der Schwäche ihrer Füße, mit dem Schnabel, treten mit den Füßen auf ihn, doch ergreifen ſie ihn auch wohl mit der

Füßen, wenn ſie verſcheucht werden, und tragen ihn fort. Sie zerfleiſchen und zerreiſſen ihn in kleine Bißchen, ehe ſie ihn verſchlucken. Im Frühjahr und Herbſt gehen ſie auch die Finken, Zeiſige und Lerchen an. Vorzüglich fangen ſie von den größern Inſekten, Hirſchkäfer, Roßkäfer, Heuſchrekken, Maulwurfsgrillen, und nähren damit auch ihre Jungen. Auſſerdem iſt ihre Sommernahrung Eidechſen, Blindſchleichen und junge Vögel, die kaum das Neſt verlaſſen haben. Im Winter ſind ſie verwegen genug, auf größere Vögel, als Rebhühner, Krammetsvögel, Seidenſchwänze und dergl. zu fallen; müſſen aber mehrentheils unverrichteter Sache wieder abziehen; und nur kann er dieſe Vögel erhalten, wenn ſie in Schlingen gefangen ſind. Er wird ſehr zahm.

Er horſtet in Wäldern und gebirgigen Gegenden auf hohen Bäumen, auf einzelnen Obſtbäumen im Felde, und zwar auf den unterſten Zweigen derſelben; auch im Feldgeſträuche. Sein unregelmäßiges Neſt iſt groß, und das Weibchen legt 5 bis 7 Eier, welche blaßblau und am obern Ende, wie mit einer Krone, dichte mit bräunlichen Flecken beſetzt ſind. In 15 Tagen ſind ſie ausgebrütet. Die Jungen ſehen in ihren Stoppelfedern grünlich aus, werden aber bald nachher am Rücken ſchmutzig aſchgrau und am Bauch ſchmutzig weiß und grau gewellt. Sie ziehen des Jahrs zwei Gehecke auf, und es fallen auch zuweilen weiße aus. — Wenn er zuweilen einen Falken oder Sperber neckt, ſo ergreifen dieſe ihn, fallen mit ihm auf die Erde, und erwürgen ihn.

Mit dem Schießgewehr kann man nicht leicht an dieſe Vögel kommen, ſo ſcheu ſind ſie. Dem Jäger werden die Fänger ausgelöſt und bezahlt. Da es nicht ungewöhnlich iſt, daß ſie im Frühjahr zuweilen auf den Leimſpindeln, wenn ſie auf dem Vogelfange nach den Lockvögeln, die in Bauern ſind, fliegen, gefangen werden, ſo bekömmt man ſie gewiß in ſeine Gewalt, wenn man einen kleinen Vogel auf einen Buſch mit Leimſpindeln bindet, und dieſe in ihrer Nähe aufſtellt.

Sie nützen dadurch, daß ſie manche ſchädliche Feldmaus und manches ſchädliche Inſekt tödten. — Da ſie faſt alle Raubvögel verfolgen, ſo gewöhnt man die zahmen ſo, daß ſie diejenigen Falken, welche man zur Baize abrichten

will, wenn ſie im Herbſte ſtreichen, zum Fang herbei bringen. — Schaden thun ſie den Vogelſtellern, indem ſie theils auf die Läufer im Heerde ſtoßen, theils über die Vogelbauer herfallen, und wenn ſie die Lockvögel darin auch nicht in ihre Gewalt bekommen, doch ſo ſcheu machen, daß ſie weder mehr locken, noch ſingen, theils aber auch die großen und kleinen Vögel, die ſich auf dem Heerde fangen wollen, wenn ſie auf ſie losfliegen, verſcheuchen. Ueberhaupt thun ſie unter den kleinen Vögeln großen Schaden.

Der zweite iſt der kleine graue Würger, lat. Lanius minor, Linn. Fr. la Pie-grieche d'Italie, Buff. auch genannt: der kleine aſchgraue Neuntödter, der kleine Bergelſter. Als Kennzeichen ſeiner Art iſt der Körper aſchgrau, die Stirn ſchwarz, und durch die Augen geht ein ſchwarzer Strich. Dieſer, dem großen ſo ähnliche Würger, iſt nicht ſelten, und bewohnt außer Deutſchland, noch Italien, Spanien, England und Rußland, iſt 9 Zoll lang, wovon der Schwanz 3 Zoll 10 Linien, und die Flügelbreite 14 Zoll. Zuſammengelegt reichen die Flügel bis auf ein Drittheil des Schwanzes.

Der Schnabel iſt 8 Linien lang, ſehr ſtark, mit einem großen Zahn, aber kleinen Haken am Oberkiefer, glänzend ſchwarz, die Naſenlöcher ſind rundlich, die Augen koffeebraun, die Füße ſchwärzlich, die Beine 1 und einen halben Zoll hoch, die Krallen ſchwarz und nicht ſo ſcharf, aber gekrümmter, als bei den andern Würgern, die mittlere Zehe 10 und die hintere 8 Linien lang.

Die Stirn iſt ſchwarz; ein breiter ſchwarzer Strich geht durch jedes Auge; der Kopf, Nacken, Hintertheil und die Seiten des Halſes, der Rücken und die obern Deckfedern des Schwanzes ſind aſchgrau; der ganze Unterleib iſt weiß, die Bruſt roſenroth überlaufen, die Deckfedern der Flügel und die Schwungfedern ſchwarz, letztere faſt bis zur Hälfte weiß, daher ein weißer Fleck auf den Flügeln; der Schwanz iſt keilförmig, die zwei äußerſten Federn weiß, mit einem ſchwarzen Schafte; die übrigen ſind ſchwarz, doch hat die dritte und vierte eine weiße Spitze, und iſt von der Wurzel an bis auf die Hälfte weiß, die fünfte und ſechſte iſt ganz ſchwarz; die untern Deckfedern der Flügel ſind theils weiß, theils grau, auch zuweilen ſchwärzlich ge-

fleckt. — Das Weibchen iſt ein wenig kleiner, hat einen kürzern und etwas ſchmälern ſchwarzen Backenſtreifen, und nur eine einzige weiße Seitenfeder am Schwanze; die andern ſind alle mehr ſchwarz, als beim Männchen.

Er iſt von bewundernswürdiger Gelehrigkeit, indem er nicht nur einzelne Strophen aus den Liedern anderer Singvögel, ſondern die ganzen Geſänge ohne Zuſatz bis zur größten Täuſchung nachahmt. So gelehrig er aber iſt, ſo beißig und zänkiſch iſt er auch; beſonders lebt er mit den Elſtern im Kriege, die es bisweilen wagen, ſeine Eier oder Jungen zu holen. Beide Gatten jagen und verfolgen die Feinde unter einem ſteten ängſtlichen Geſchrei: Gäck, gäck, gäck! ihre Lockſtimme hingegen iſt: Quóbá! Er fliegt äußerſt ſanft und ſchön, und ſchwimmt ſo leicht, wie ein Falke in der Luft. Als Zugvogel geht er im Anfange des Septembers fort, und kömmt im Anfange des Mais wieder. Am Fuße der Wälder hält er ſich in den Gärten auf, die an die Aecker ſtoßen, und ſitzt immer auf den Gipfeln der Bäume.

Er nährt ſich vermuthlich mehrentheils von Mai- Miſt- Erd- und andern Käfern; wenigſtens ſieht man ihn nicht ſo häufig, wie den großen grauen Würger, nach den Vögeln ſtoßen. Nur die jungen Vögel verfolgt er bei Regenwetter, daher ihm alsdann auch die Bachſtelzen, die ſonſt friedlich neben ihm wohnen, mit Geſchrei nachfliegen.

Sein großes und unregelmäßiges Neſt ſteht meiſtentheils in Gärten auf einem Apfel- oder Birnbaum, und man findet darin 6 rundliche, grünlichweiße, violet und braungefleckte Eier, welche beide Gatten wechſelsweiſe in 15 bis 16 Tagen ausbrüten. Die Jungen wachſen ſehr geſchwind heran, ſind bald flügge, und die Alten können das meiſtemal zwei Bruten machen. Die Jungen werden mit lauter Aas- Raub- Miſt- und Erdkäfern ernährt. Bis zum erſten Mauſern fehlt ihnen die ſchwarze Stirnbinde gänzlich, der Oberleib iſt dunkelaſchgrau, der Unterleib weiß, an der Bruſt gelblich überlaufen und an den Seiten röthlich gewellt.

Man kann ſie leicht fangen, wenn man auf den Feldbuſch, wo ſie ſich immer hinſetzen, Leimruthen legt, und vor der Flinte ſind ſie vollends gar nicht ſcheu. — Sie

nützen, daß ſie wohl manches ſchädliche Inſekt tödten, und ſind auch gut zu eſſen.

Graufink, lat. Fringilla petronia, Fr. la Soulcie, Buff. Engl. the Ring-Sparrow, Lath. auch Waldfink und Ringſperling genannt. Gehört unter die Ordnung der Singvögel, und iſt eine Art von der Gattung der Finken. Als Kennzeichen ſeiner Art iſt er grau, hat einen weißen Streifen über den Augen und einen gelben Fleck an der Gurgel. In Europa trifft man ihn in den Wäldern an, in Deutſchland hin und wieder, auch einzeln in Thüringen. An Größe und Farbe iſt er dem Weibchen eines Goldammers ſehr ähnlich, der Schnabel aber macht ihn kenntlich.

Er iſt 6 und 3 Viertel Zoll lang und 12 Zoll breit. Der Schwanz mißt 2 und ein Viertel Zoll, iſt etwas geſpalten, und die gefalteten Flügel bedecken drei Viertheile des Schwanzes. Der Schnabel iſt 6 Linien lang, an der Wurzel dick und nach der Spitze ſpitzig zulaufend, die Schärfe etwas eingekantet, oben graubraun, unten weiß, die geſchilderten Füße ſind graubraun, die Beine 10 Linien hoch, die mittlere Zehe 8, und die hintere 6 Linien lang, die Nägel hornbraun.

Der Kopf iſt bis zum Nacken röthlich aſchgrau, dunkelbraun gefleckt, rund um den Kopf läuft von den Augen an ein ſchmutzig weißer Ring, der Rücken iſt braun und graugefleckt, der Steiß und die Seiten ſind graubraun, der Unterleib röthlichgrau und weiß gemiſcht, der Vorderhals gelb, an den Seiten aſchgrau, die Flügel graubraun, die großen Deckfedern mit weißen Spitzen, die vordern Schwungfedern inwendig weiß, die Schwanzfedern graubraun, an den Spitzen der äußern Fahne weiß, die letzte auswendig weiß gerändet. — Das Weibchen iſt mehr grau auf dem Oberleibe, und hat einen kleinern blaßgelbern Fleck am Vorderhalſe.

Man ſagt, daß dieſer Vogel keinen Laut oder Singſtimme von ſich gebe. In kältern Gegenden ſoll er wandern, in wärmern aber nicht. Zu Ende des Julius ſammelt er ſich in Heerden und bleibt ſo bis ins Frühjahr. Er iſt zärtlich, und man hat ihn daher ſchon in hohlen Bäumen erfroren gefunden. In dieſe niſtet er auch, und brütet 4 bis 5 Eier aus. Er frißt Körner, Sämereien und Inſek-

ten, liebt die Geſellſchaft ſeines Gleichen, und es ruft einer dem andern zu, wenn ſie Nahrungsmittel im Ueberfluß antreffen. Da ſie in manchen Gegenden in großen Haufen fliegen, ſo hält man ſie auf friſch beſäeten Feldern für ſchädlich. Es iſt iſt auch ſchwer, ſie zu verjagen und auszurotten, da ſie ſo mißtrauiſch wie die Sperlinge ſind, und die Leimruthen und Schlingen kennen. Doch werden ſie in Netzen gefangen.

Grauſpecht, ſ. Spechtmeiſe und Wendehals.

Greifen, ſ. Gegriffen.

Griffe; werden auch die Klauen oder Fänger der Raubvögel genannt.

Grimmen, ſ. Burgſtall.

Grinitz, ſ. Kreuzſchnabel.

Grobjährig, Fr. les Cercles de l'arbre ſont groſſes, Wird genannt, wenn die Jahresringe im Holz weit aus einander ſtehen. So viele Jahre nämlich ein Baum alt iſt, ſo viele Ringe oder Jahrwüchſe ſetzt er am Holze an, und dieſes wird man gewahr, wenn man einen Baum quer abſchneidet, und die Ringe auf den offenen Enden des Stammes zählt (ſ. unter Baum). Einige Holzarten, z. B. die Fichte, ſetzet alle Jahre vieles Holz oder ſtarke Ringe an, und dieſes nennt man daher grobjährig; andere ſetzen kleine Ringe an, als der Lerchenbaum und die Weißtanne, und dieſes nennt man im Gegentheil kleinjährig.

Großer Habicht, ſ. Stockfalke.

Großer Reiher, Lat. Ardea major, Linn. Fr. Heron hupé, Buff. Engl. Common Heron, Penn. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und unter die Gattung der Reiher. Kennzeichen ſeiner Art ſind: weißer Vorderkopf, langer ſchwarzer Federbuſch am Hinterkopf, von dem Mittelrücken laufen lange ſilberweiße Federn über die Flügel herab, und die Seiten des Leibes ſind ſammetſchwarz.

Er iſt 3 Fuß 7 Zoll lang, und die Breite der ausgeſpannten Flügel 5 Fuß 9 Zoll. Der Schwanz mißt 6 und 3 Viertel Zoll, und die gefalteten Flügel endigen ſich an ſeiner Spitze, da ſie bei dem gemeinen Reiher (ſ. Reiher) etwas über die Spitze hinaus ſtehen. Der Schnabel iſt 5 und einen halben Zoll lang, wie die nackten Zügel dunkel

goldgdelb, und ſtärker als am gemeinen Reiher, der Augenſtern goldgelb, die vorne geſchilderten und hinten netzförmigen Füße ſind dunkelbraun, fleiſchroth überlaufen, der nacktere Theil der Schenkel ziegelroth und 2 und 3 Viertel Zoll hoch; die mittlere Zehe 4 und einen halben Zoll lang, und die hintere 2 Zoll und 2 Linien.

Die Stirn und der Vorderkopf mit ſeinen großen Federn ſind weiß, über den Augen ein ſchwarzer Streifen, die zugeſpitzten Straußfedern des Hinterkopfs, die am Nacken herab liegen, ſind lang, der Hinterhals iſt weiß, ins Graue ſchillernd, der Rücken aſchgrau, von dem Mittelrücken und den Schultern laufen lange zugeſpitzte ſilberweiße Federn über die Flügel herab. Die Deckfedern des Schwanzes und der Schwanz ſelbſt, ingleichen die Deckfedern der Flügel ſind dunkelaſchgrau, der ganze Unterleib weiß, an der Kehle rein weiß, von der Gurgel an aber laufen bis zur Hälfte der Bruſt herab lange zugeſpitzte Federn mit ſchwarzen Flecken, über dem Flügelwinkel ſteht ein großer weißer Fleck, der Rand der Flügel iſt weiß, unter den Achſeln fängt ein breiter ſammetſchwarzer Streifen an, der an den Seiten weg bis zum After läuft, wo er die langen weißen Afterfedern ſchwarzbunt macht; die Schenkelfedern ſind vorn weiß, hinten grau, die vordern Schwungfedern ſchwarz, blau angelaufen, die hintern dunkelaſchgrau, die Deckfedern der Unterflügel grau, weiß verwaſchen. — Das Weibchen hat auf dem Kopfe weit kürzere Straußfedern, der Augenſtern iſt grüngelb und die Füße ſind olivenbraun.

Dieſer Vogel gleicht in der Lebensart dem gemeinen Reiher (ſ. unter Fiſchreiher), nährt ſich auch, wie jener, von Fiſchen und Amphibien, doch frißt er wohl auch, wie der Storch, Maulwürfe, gemeine und andere Spitz- und Feldmäuſe.

Großer Schwarzbacken, ſiehe unter Baumfalke.

Großes Weidewerk, Fr. gros gibier. Heißt beim hirſchgerechten Jäger alles, was zur hohen Jagd gehört.

Grubenkohlen, Fr. menus charbons. Heißen diejenigen Kohlen, welche in einigen Orten von Aeſten und Reißig in beſondern dazu verfertigten Gruben gemacht, und von Kleinſchmieden, als Schloſſern u. ſ. w. verbraucht werden.

Grünfink, ſ. unter Girlitz und Grünling.

Grünitz, ſ. Kreuzſchnabel.

Grünling, lat. Loxia Chloris, Linn. Fr. le Verdier, Buff. Engl. the Green Grosbeak, Penn. auch genannt: Grünfink, Grünſchwanz, Gründling, Zwuntſche, Schwunz, Schwanſchel, welſcher Hänfling, Gelbhänfling, Schwunſche, grüngelber Dickſchnäbler, Hirſenfinke, Grünvogel, Rapfinke, Hirſvogel, Kutvogel, grüngelber Finke, grüner Dickſchnabel, grüner Hänfling, Schwanzka, Schwaniß, Schwonetz, Grinzling, Tutter. Gehört unter die Ordnung der Singvögel, und iſt von der Gattung der Kernbeiſſer eine Art, deren Kennzeichen in gelblichgrüner Farbe, vielem Gelben der äußern Schwung- und Schwanzfedern, und fleiſchfarbenen Füßen beſtehen.

Er iſt 6 und einen halben Zoll lang, der Schwanz faſt 2 und einen halben Zoll, und die ausgebreiteten Flügel meſſen 11 Zoll, und legen ſich auf der Mitte des Schwanzes zuſammen. Der fleiſchfarbige Schnabel iſt 6 Linien lang, die Augen ſind dunkelbraun, die Beine 9 Linien hoch, geſchildert, mit den Füßen bräunlich fleiſchfarbig, die Klauen hornfarbig, die mittlere Zehe 1 Zoll und die hintere 3 Viertel Zoll lang.

Der ganze Oberleib iſt olivengrün, an der Stirn, dem Bürzel und den Deckfedern des Schwanzes ins rein Zeiſiggrüne übergehend, an den Backen und den Seiten des Halſes aſchgrau, und am Hinterkopfe und auf dem Rücken bräunlichgrau ſchattirt, der Unterleib ſchön grüngelb oder zeiſiggrün, die Weichen rothgrau, die Schenkelfedern hellgelb, die kleinen Deckfedern der Flügel zeiſiggrün, die größten dunkelaſchfarben, die Flügeldecken hochgoldgelb, die Schwungfedern ſchwärzlich, nach der innern Seite weißlich, und an den Spitzen weißgrau, die Federn der erſten Ordnung an der äußern Fahne hellgelb, die der zweiten nach unten aſchgrau und nach der Wurzel zeiſiggrün ſo wie die Afterflügelfedern eingefaßt, die untern Deckfedern der Flügel ſehr hellgelb, der Schwanz geſpalten, ſchwärzlich, die vier äußern von der Hälfte an nach der Wurzel hochgelb, die übrigen ſo wie alle an den Spitzen weißgrau gerändet. — Bei alten Männchen iſt die grüngelbe Farbe ſchön und hoch, bei Jungen undeutlicher und dunkler.

Das Weibchen iſt kleiner, und unterſcheidet ſich dadurch gar merklich vom Männchen, daß der Oberleib mehr graubraun, und der Unterleib mehr aſchgrau als grüngelb iſt; an der Bruſt ſind einzelne unordentlich gelbe Flecken, und der Bauch und die untern Deckfedern des Schwanzes mehr weiß als gelb.

Im Freien iſt der Grünling ſcheu und wild, im Zimmer aber ſtill und zahm, zieht Waſſer, und beträgt ſich, wenn er immer vollauf zu freſſen hat, ſehr friedfertig gegen die andern Vögel, die mit ihm in einem Gitter wohnen, wenn aber dieß fehlt, ſo iſt er ſehr beißig. Er fliegt ſchwer, und ſchreit dabei immer faſt wie ein Hänfling: Jäck, jäck! Im Sitzen iſt ſeine Lockſtimme: Schwoinz! Sein Geſang iſt nicht unangenehm, und das öftere ſchnarrende Durchſchlagen eines Akkords zeichnet ihn beſonders aus. Er ſingt im Zimmer und in der Gegend ſeines Neſtes ſehr fleißig und anhaltend, und ſchweigt nur 4 bis 5 Monate.

Der Grünling iſt im ſüdlichen und mittlern Europa häufig, ſeltner in dem nördlichen. Als Strichvogel ſieht man ihn das ganze Jahr hindurch in Deutſchland. Im Sommer iſt er in Vorhölzern, Feldhölzern, oder auch wo viele Weidenbäume ſind. Im September zieht er in kleinen Flügen ins Feld ſeiner Nahrung halber. Im Oktober ſchlägt er ſich in größern Heerden zuſammen, und im December trifft man ihn oft in Thüringen in Eichwäldern, die einzeln liegen, zu Tauſenden an. Er ſtreicht von einem Orte zum andern, und zu Ende des Märzes kommt er wieder in ſeiner eigentlichen Heimath an. Wenn der Winter nicht gar zu kalt iſt, ſo ſieht man ihn in den meiſten Gegenden Deutſchlands immer, nur ſtarke Kälte und hoher Schnee treiben ihn weiter ſüdwärts.

Er nährt ſich von allerhand Geſäme, Hanf, Leinſaamen, Leindotter, Rübſaamen, den Kernen aus den Wachholderbeeren, Kellerhalsſaamen, Saamen von Rüben, Diſteln, Salat, und vorzüglich von Wolfsmilchſaamen. Im Winter nährt er ſich von Baumknospen der Saal- und Palmweiden, und beſonders der Eichen. Im Zimmer und Vogelbauer frißt er Rübſaamen, Leinſaamen, Hanf, Hirſen, eingeweichte Gerſte, und Gerſtenſchrot mit Milch, und befindet ſich viele Jahre wohl, wenn man ihm zuweilen

etwas Grünes, als Salat, Kohl, Brunnenkreſſe oder Hühnerdarm vorlegt. Er frißt gern Salz, daher er auch nach den Salzkrippen der Schafe fliegt.

Er brütet zweimal des Jahrs 4 bis 6 ſpitzige hellſilberfarbene mit einzelnen zimmetbraunen und hellvioletten Pünktchen bezeichnete Eier aus. Das Weibchen iſt ſo emſig auf ihre Brut, daß es ſich im Neſte ergreifen läßt. Dieſes beſteht auswendig aus Flechten, inwendig aus Würzelchen und einzelnen Härchen, und iſt ziemlich gut gebauet. Man findet es auf Bäumen und in Hecken und Gebüſchen, vorzüglich in jungen dichten Schlägen von Schwarzholz, nicht hoch, mehrentheils an dem Stamme auf das Ende eines Aſtes angebaut; auch in hohen Feldhölzern, im freien Felde in dichten Hecken, und auf den alten Köpfen der Weidenbäume. Die Brütezeit dauert 13 Tage, Männchen und Weibchen wechſeln, und die Jungen ſehen vor dem erſten Mauſern mehr grau als grün, faſt wie die Weibchen aus. — Mit dem Kanarienvogel erzeugt er große ſchön geſtaltete, aber ſchlecht ſingende Baſtarde. — Seine Feinde ſind die Wieſeln und Sperber.

Dieſe Vögel fängt man bis im December auf dem Vogelheerd, wenn man einige Lockvögel hat, und derſelbe nicht ſo ſehr im Dickige iſt. Sie fallen nicht plötzlich ein, ſondern halten ſich lange auf den Nebenbäumen auf, bleiben aber auch deſto länger auf dem Heerde ſitzen, beſonders wenn er mit Wachholderbüſchen bedeckt iſt. — Da ſie auf die Hanfäcker ſehr häufig fallen, ſo ſetzt man den Hanf ſo zuſammen, daß ſich in dem Haufen ein Vogelſteller verbergen kann; dieſer breitet ein Schlaggarn vor ſich hin, umlegt es mit ausgezogenem Hanf, und kann zuweilen eine große Menge auf einmal rücken. — Im Frühjahr werden ſie, wenn man einen Locker hat, auf den Lockbüſchen gefangen. — Im Winter laſſen ſie ſich auch in Geſellſchaft der Goldammer zuweilen auf den Wegen und Meierhöfen mit kleinen Schlaggarnen und Leimruthen berücken.

Sie nützen durch ihr ſehr ſchmackhaftes Fleiſch, und die Männchen werden im Käfig als Singvögel gehalten. — Schaden thun ſie in Küchengärten und auf Hanfäckern, und man muß, wenn man zu große Schaaren

in den Hanf fliegen ſieht, ihn ausziehen und in Haufen ſetzen laſſen.

Abweichungen von ihm ſind: 1) der weiße Grünling (lat. Loxia Chloris candida), welcher ganz weiß iſt; 2) der Baſtardgrünling (lat. Loxia Chloris hybrida), welcher von einem Grünlingmännchen und Kanarienvogelweibchen entſteht.

Grünſpecht, lat. Picus viridis, Linn. Fr. le Pic verd, Buff. Engl. the green Woodpecker, Penn. Heißt auch Zimmermann und Grasſpecht. Gehört unter die Ordnung der Waldvögel, und iſt von der Gattung der Spechte eine Art, deren Kennzeichen darin beſtehen, daß ſie grün iſt, und einen karmoiſinrothen Scheitel hat. Dieſer Specht iſt in Europa bis zur Lappmark hinauf zu Hauſe, und in Deutſchland, beſonders im Thüringerwalde ein gewöhnlicher Vogel. Er hat die Größe einer Taube, iſt 14 Zoll lang, und mit ausgeſtreckten Flügeln 20 Zoll breit. Der Schwanz iſt 5 Zoll lang, und die Flügel reichen bis auf die Mitte deſſelben. Der Schnabel iſt 1 Zoll 10 Linien lang, ſtark, am Oberkiefer dreieckig, keilförmig, ſcharf zugeſpitzt, dunkelbleifarbig, an der Wurzel der untern Kinnlade olivenfarbig gelblich, der Augenſtern hellfleiſchfarben mit einer hellbraunen Einfaſſung um die Pupille, die Zunge wie beim großen Bundſpecht (ſiehe unter Bundſpecht); die Füße ſind grünlich bleifarbig, die ſtarken Klauen ſchmutzig aſchgrau, die Beine 1 Zoll 5 Linien hoch, vorn unter dem Knie ein wenig befiedert, die äußere Vorderzehe 1 und einen halben Zoll, die innere 1 Zoll 2 Linien, die äußere Hinterzehe 1 Zoll 4 Linien und die innere 7 Linien lang.

Der Oberkopf iſt bis in den Nacken glänzend karmoiſinroth mit ſchwärzlich aſchgrauem Grund. Die Gegend um die Augen iſt ſchwarz, und verbindet ſich mit einem ſchwarzen Strich, der vom Unterkiefer bis in die Mitte des Halſes an den Seiten herabläuft. Der Leib iſt obenher glänzend olivengrün, wird am Steiß glänzend grüngelb und alle Federn ſind ſtark zerſchliſſen. Die weißliche Kehle fällt an Hals und Bruſt ins hellolivengrüne, und der weißliche Bauch iſt mit ſchwarzen Streifen in die Quere durchzogen, und hie und da auch mit Grün beſpritzt. Die

Schwungfedern ſind ſchwärzlich, auf der innern Fahne mit weißen Flecken, die erſtern auf der äußern mit weißgelben Flecken, und die übrigen, ſo wie ihre Deckfedern eben daſelbſt olivengrün ins kupferfarbige glänzend. Die untern Deckfedern der Flügel ſind gelblichweiß mit ſchwärzlichen Wellenlinien. Der Schwanz iſt ſchwärzlichgrün mit graubraunen Querflecken und Spitzen, doch haben die mittlern Federn ganz ſchwarze Spitzen und eine grüngelbe Einfaſſung. — Das Weibchen hat weniger Roth auf dem Kopfe, weniger Schwarz um die Augen, und iſt oben und unten bläſſer, als das Männchen.

Es iſt ein ſcheuer, kecker, luſtiger Vogel, der oft und laut Gäck, gäck! ſchreit. Er fliegt in Abſätzen, ſteigt Anfangs ſchief in die Höhe, und fällt in einem Bogen wieder nieder. Er hat einen hüpfenden Gang. In faule und anbrüchige Bäume hackt er große und tiefe runde Löcher, geht aber keinen geſunden Baum an, und wird daher mit Unrecht von den J´gern als ein ſchädlicher Vogel getödtet. Wenn er ein Loch in einen Baum macht, ſo läuft er alle acht bis zwölf Hiebe um den Stamm herum, um zu ſehen, ob Würmer oder Maden durch ſein Pochen zwiſchen der Schale hervorgekrochen ſind; denn dieſe fürchten ſein Pochen, und ſuchen ſich durch die Flucht zu retten.

Er bleibt im Winter bei uns, hält ſich den Sommer über vorzüglich in großen Eich- und Buchwäldern, doch auch in Feldhölzern auf. Im Auguſt aber fängt er ſchon an einzeln von den Bergen herab in die Gärten, an die mit Bäumen bepflanzten Flüſſe und Bäche zu gehen, und im Winter zieht er ſich noch näher nach den Häuſern. Im März ſucht er ſich ſein Weibchen, und fliegt mit demſelben in ein Gehölz, um ſich fortzupflanzen.

Seine Nahrung beſteht vorzüglich aus Ameiſen, Raupen und Puppen des Goldkäfers. Sonſt hackt er auch die Puppen, Holzwürmer und Inſekten aus faulen Bäumen und unter deren Rinde hervor, die Engerlinge und Regenwürmer aus der Erde, die Puppen und Maden aus den Horniſſenneſtern, und im Winter ſucht er in Städten und Dörfern, unter dem Gebälke, in den Lehmwänden und Strohdächern die Inſektenpuppen und Raupenneſter auf,

und beſchädigt auch die Bienenſtöcke, um zu den Bienen zu gelangen.

Er niſtet in hohle Bäume, und legt ſeine 5 bis 6 grünliche, ſchwarzgefleckte, ſpitzige Eier auf das bloße faule Holz hin. Zur Paarungszeit ſchreit das Männchen aus vollem Halſe, daß man es eine halbe Stunde weit hören kann, und ſetzt ſich dazu auf den Gipfel eines hohen Baums. Wenn ihm kein Weibchen antwortet, ſo fliegt er weiter und wiederholt daſſelbe Geſchrei in dem Umfang von einer Meile, bis ihm eins zuruft. Er fliegt demſelben alsdann entgegen; ſie empfangen einander ſehr freundlich, laufen um einen niedrigen Baumſtamm herum, und das Männchen ſingt leiſe ein zärtliches Gi, gi, gi! Gä, gä, gä! und dergl. Sie brüten des Jahrs nur einmal. Die Jungen ſehen, bis ſie ſich mauſern, oben graugrün aus, mit lichtern, verloſchenen, weißlichen Flecken; unten ſind ſie weißlichgrau, grünlich überlaufen mit ſchwarzen Punkten und nach hinten zu mit großen Flecken, haben eine weißliche ſchwarzgeſtreifte Kehle, einen aſchgrauen Kopf mit karmoiſinrothen Punkten und einen ſchwärzlichgrünen Schwanz mit acht dunkeln Querſtreifen. Die weiblichen bleiben das erſte Jahr ohne Roth auf dem Kopfe.

Seine Feinde ſind die Baummarder, Wieſeln, Iltiſſe, wilde Katzen, Eulen und dergleichen Raubthiere, welche alle beſonders ſeiner Brut nachſtellen; dieß iſt auch wohl die Urſache, warum er immer ſelten iſt und bleibt. Auch wird er ſo wie alle Spechte von Läuſen und Milben, beſonders von Zangenmilben, geplagt.

Er iſt ſchon leichter zu erſchleichen, als der Schwarzſpecht, ſollte aber vom Jäger nicht geſchoſſen werden, weil man die Fänge einlöſt, indem er weit mehr nützet, als ſchadet. Man kann ihn übrigens mit Schlingen, die man in der Gegend der Ameiſenhaufen hinſtellt, leicht fangen. — Sonſt reizt man ihn durch Klopfen mit einem Meſſer auf der Flintenkolbe zum Schuß oder lockt ihn mit einer Pfeife, mit welcher man ſein Gäck gäck! ängſtlich nachmacht, auf einen Baum, den man mit Leimruthen beſteckt hat, oder auf die Krähen- und Heherhütte.

Er nützt durch ſein ſehr gut ſchmeckendes Fleiſch; ſonſt iſt ſein übriger Nutzen, ſo wie ſein Schaden aus den Nahrungsmitteln zu erkennen.

Grünzling, ſ. Goldammer.

Guckguck, ſ. Kuckuk.

Gurt, Fr. Ceinture. Wird von dem Jäger der Riemen genannt, welcher, ohne Muſchel mehrentheils, um den Leib getragen wird, um den Schrotbeutel daran zu hängen und die Hunde daran zu führen.

Güte, Fr. Valeur. Nennt man eigentlich die Feiſte und Stärke bei dem Roth- und Schwarzwildpret.

Gut Anſehen, Fr. grand et fort. Iſt ein weidmänniſcher Ausdruck des hirſchgerechten Jägers, indem er von einem Hirſche, welcher ſtark vom Leibe und Gehörne iſt, ſagt, daß der Hirſch gut ausſieht. Denn der edle Hirſch darf niemals ſchön genannt, oder für ſchön angeſprochen werden, und ſo auch nicht mager oder dürre, ſondern allemal für gut oder geringe.

Gute Bache, ſ. Starke Bache.

Gute Naſe, Fr. Chien de haut nez, qui halène la bête. Spricht der Jäger, wenn der Hund einen ſtarken Geruch hat, indem er die Fährten und Spuren, beſonders bei trockenem Wetter, bald annimmt, und gern und richtig darauf fortſuchet.

Guter Bock, ſ. Starker Bock.

Guter Boden, Fr. la Terre graſſe. Iſt derjenige Holzboden, wo das Erdreich fein ſchwarz, und nicht ſteinigt iſt, und die Hölzer in ſelbigem ein gutes Wachsthum haben; ſiehe Boden.

Guter Hirſch, Fr. Cerf fort. So nennt man einen Hirſch, wenn er jagdbar, nämlich 10 — 12 und mehr Enden auf dem Kopfe hat, auch feiſt und ſtark vom Leibe und Gehörne iſt; je nachdem er ſtark iſt, wird er auch wohl ein Kapitalhirſch genannt.

Guter Morgen, Fr. un beau Matin. Heißt ein Morgen, da die Witterung ſo beſchaffen, daß es nicht windig und naß iſt, und mithin die Hunde gute Spur haben.

Guter Wind, Fr. être au deſſus du vent. Hierunter verſteht der Jäger, wenn der Wind von dem Wildpret auf ihn zugehet; wenn aber der Wind von dem Jäger

oder von dem Zeuge auf das Wildpret zugehet, ſo wird die Jagd niemals gut gehen; daher auch die Jäger, ſowohl beim Anſtellen, als auch im Birſchen gehen, den Wind genau in Obacht nehmen müſſen.

Gutes Gehörne, prächtiges Gehörne. Wird ein Geweih genannt, das ſtarke Stangen, hohe und viele Enden, auch oben in der Spitze eine Krone von 4 bis 5 Enden hat; ein ſchlecht Gehörn im Gegentheil, wenn es ſchwach, und kurze Stangen, obgleich wohl viele Enden, aber keine Krone hat.

Gut von Leibe. Sagt man von allen wilden Thieren, welche edel ſind und zum Verſpeiſen dienen, beſonders aber von den Hirſchen, wenn ſie recht feiſte ſind.

Gut werden. Dieſes Ausdrucks bedient ſich der Jäger bei den Feldhühnern, wenn ſie den Schild annehmen, ſich ſicher weiden, und vertraulich vor dem Hühnerfänger hin auf das Treibzeug losgehen, und ſich fangen laſſen.

H

Haarfaſern, Haarwurzeln, Fr. Filament. Sind die kleinen Faſern oder ſogenannten Saugwurzeln an den großen Wurzeln der Bäume (ſ. unter Baum.)

* Haarſchnepfe, Lat. Scolopax Gallinula, Linn. Fr. la petite Becaſſine ou la Sourde, Buff. Engl. the Jack, Penn. auch genannt: ſtumme Schnepfe, Waſſerhühnchen, Rohrſchnepfe, Waſſerſchnepfe, Fledermaus, Haberbock; bei den Jägern Halbſchnepfe. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und iſt eine Art von der Gattung der Schnepfen, nämlich von der zweiten Familie derſelben mit geradem Schnabel. Als Kennzeichen ihrer Art iſt der Schnabel gerade, an der Spitze etwas höckerig, die Füße fallen ins Grüne, und über die Augen läuft ein gelber Strich.

Dieſe kleine Schnepfe, die deswegen, weil ſie keinen merklichen Laut von ſich giebt, ſtumme Schnepfe heißt, iſt etwas größer als eine Feldlerche und etwas kleiner als eine Rothdroſſel, 8 und 3 Viertel Zoll lang, der Schwanz 1 und 3 Viertel Zoll, die ausgeſpannten Flügel 14 und einen

halben Zoll breit und reichen zuſammengelegt faſt bis auf die Schwanzſpitze. Sie wiegt etwas mehr als 2 Unzen. Der Schnabel iſt 1 und 3 Viertel Zoll lang, ſcharf vertieft, vorn platt und höckerig, an der Spitze ſcharf, braun und an der Spitze ſchwarz. Die Füße ſind vorne geſchildert, hinten netzförmig und olivenbraun, die Klauen ſchwarz, die Schenkel 5 Linien weit, nackt, die Beine 1 und 1 Viertel Zoll hoch, die Mittelzehe 14 und die hintere 4 Linien lang, alle Zehen völlig getrennt.

Der Scheitel iſt ſchwarz, roſtfarbig überlaufen; die Wangen ſind ſchwärzlich; vom Schnabel aus läuft um den Kopf herum eine doppelte blaßgelbe Linie; die Zügel ſind dunkelbraun; der übrige Oberleib iſt glänzend purpurröthlichblau und mit einem goldgrünen und violetten Glanze überzogen; vier blaßgelbe Linien laufen vom Halſe an über den Rücken der Länge nach hin; die ziemlich langen obern Deckfedern des Schwanzes haben weiße Spitzen; der Hals iſt weiß, braun und dachziegelroth geſprenkelt; der übrige Unterleib mit den langen Afterfedern iſt weiß. Die ſchmalen Schulterfedern ſind dunkelbraun und röthlichgelb gefleckt, die vordern Schwungfedern dunkelbraun mit weißen Schäften, die hintern hellbraun mit weißen Spitzen und weißem Rand der innern Fahnen; von den 12 Schwanzfedern ſind die zwei mittlern ſchwarz mit hellbraunen Spitzen, die übrigen braun mit gelben Flecken. — Die Federn ſind ſehr fein, und gleichſam haarig (daher der Name Haarſchnepfe), und ihre Farben zieren ſie ohnehin gar ſehr.

Ob ſie gleich ſo ſcheu iſt wie die mehreſten Schnepfen, ſo flieht ſie doch den Jäger nicht von weitem, ſondern verbirgt ſich nur vor ihm in den Binſen- und andern hohen Sumpfpflanzen, läßt ihn ſo nahe kommen, daß er ſie faſt mit dem Fuße berührt, und fliegt alsdann zickzackförmig und ſo blitzſchnell auf, daß er erſchrickt, und nicht hurtig und ſicher genug ſein Gewehr abfeuern kann.

Sie kömmt in Europa, Amerika und Aſien bis nach Sirien vor. In Deutſchland gehört ſie ſchon unter die etwas ſeltnern Vögel. Sie hält ſich in den Sümpfen, und um die Teiche und Seen herum auf.

Sie nährt ſich von allerhand Inſekten und Gewürmen, die ſie im Schilfe, Riedgraſe, in Pfützen und Moräſten

aufſucht; auch findet man Gras und Graswurzeln in ihrem Magen. — Vier bis 5 grüngelbe, dunkelbraun gefleckte Eier findet man von ihr in einem Binſenſtrauche.

Da man ſie faſt immer nur einzeln antrifft, ſo muß man ſie durch den Stöberhund am Tage auftreiben, oder des Abends im Mondenſcheine, wenn ſie aus dem Bruche fliegt, im Fluge erlegen. — Sie nützt durch ihr ſehr delikates Fleiſch.

Habicht, Lat. Falco palumbarius, Linn. Fr. L'Autour, Buff. Engl. the Goſhawk, Penn. auch genannt: Tauben- Hühner- oder Gänſehabicht, die aber mehreren Arten zukommen; ſonſt noch: großer Habicht, Taubenfalke, Taubengeier, Hühnergeier, brauner Taubengeier, Sternfalke, Stockaar, ſchwärzlicher Falke mit pfeilförmigen Flekken, größter gepfeilter Falke; nach Hrn. Bechſtein, Stockfalke. Gehört als Raubvogel unter die erſte Ordnung, und iſt eine Art von der Gattung der Falken, und zwar von der zweiten Familie derſelben, den eigentlichen Falken. Als Kennzeichen ſeiner Art läuft über jedes Auge ein weißlicher Strich; der Körper iſt tiefbraun und der Schwanz hat blaſſe Binden.

Dieſer ſchöne Vogel hat viel Aehnlichkeit mit dem Sperber, ob er gleich viel größer iſt. Er iſt ſehr weit verbreitet, wohnt in ganz Europa, in Aſien, Afrika und im nördlichen Amerika. In ganz Deutſchland iſt er ſehr gemein. Seine Länge beträgt 2 Fuß 4 Zoll, und die Breite faſt 4 Fuß. Die Flügel reichen bis zur Mitte des Schwanzes, welcher 8 Zoll lang iſt. Das Männchen iſt um ein Drittheil kleiner, hat aber mit dem Weibchen einerlei Farbe.

Der ſchmutzig bläulichbraune 1 Zoll lange Schnabel hat eine große, ſcharfe, ſchwarze Spitze mit einem gelblichen ſtark ausgeſchweiften Zahn; die Wachshaut iſt an den Seiten ſchwärzlichblau, in der Mitte und am Rande gelblichgrün (in der Jugend heller, im Alter dunkler); der Augenſtern iſt in der Jugend gelb, dann feuerroth, die Füße ſind gelb, die ſtarken Klauen ſchwarz, die Beine 3 Zoll hoch, die Mittelzehe 2 und einen halben Zoll und die hintere 2 Zoll lang, die mittlere und äußere mit einer Haut faſt bis zum erſten Gelenke verbunden.

Der Kopf iſt tief braun; über jedes Auge läuft ein langer weißlicher Strich, der bis zum Nacken geht und dieſen weißbunt macht, der Hintertheil des Halſes, der Rücken und die Flügel tief braun, die Kehle weiß dunkelbraun gemiſcht, der Unterhals, die Bruſt und der Bauch ſchneeweiß (am Weibchen gelblich) mit dunkelbraunen Querlinien bis zum After, der rein weiß iſt, bezeichnet, die im erſten Jahre ſenkrecht laufen, die Schwungfedern tief braun, die der zweiten Ordnung an den Spitzen fein weiß geſäumt, der Schwanz aſchgraubraun mit 4 bis 5 ſchwarzen Querſtreifen, die Schenkelfedern (Hoſen), die einen halben Zoll über die Beine hängen, weiß (am Weibchen gelblichweiß) mit dunkelbraunen feinen Querſtrichen, die Unterflügel und Seiten eben ſo gezeichnet.

Obgleich das Männchen viel kleiner als das Weibchen iſt, ſo iſt es doch weit ſchneller, muthiger, verwegener und tapferer. Beide laſſen ſich nicht leicht zähmen, und beide Geſchlechter zanken mit einander, tödten ſich ſogar, wenn man ſie zuſammen in einem Käfig einſperret, und ſind ſo blutdürſtig, daß wenn man ihnen in Geſellſchaft vieler Falken die Freiheit läßt, ſie dieſelben alle nach einander erwürgen. Dafür ſchicken ſie ſich aber auch unter allen Falken vorzüglich zur Jagd. Wegen ſeiner kurzen Flügel kann er ſich nicht ſo hoch ſchwingen als andere Raubvögel. Er ſchreit unaufhörtich, beſonders im Frühjahr, heiſer, und ſein Geſchrei endigt ſich allemal mit einigen durchdringend ſcharfen, ſehr unangenehm klingenden Tönen. — Er wandert nicht aus, und hält ſich allenthalben, wo Tannen- und Fichtenwälder, und auch andere Holzungen ſind, auf, und durchſtreicht die Felder.

Er gehört zu den gefährlichſten Feinden des Waldgeflügels, der Rebhühner, Haushühner, jungen Puterhühner, junger Gänſe und der Tauben, und holt ſie oft vom Hofe weg. Auſſerdem ſtößt er auch auf andere kleine Vögel, und vorzüglich auf allerhand Feldmäuſe und auf Spitzmäuſe. Im Winter geht er auch aufs Aas. Die erbeuteten Vögel rupft er, und zerreißt ſie erſt in Stücken, ehe er ſie frißt; die Mäuſe aber verſchluckt er ganz, und ſpeit die Häute derſelben mit den Knochen wieder von ſich. Gezähmt

frißt er das friſche blutige Fleiſch lieber, als das gekochte, welches er nur bei großem Hunger anbeißt.

Seinen Horſt legt er auf hohen Waldbäumen, beſonders Tannen und Fichten an, und legt darein 3 bis 4 rothgelbe Eier mit ſchwarzen Flecken und Strichen, unter welchen hier und da die weiße Farbe vorſchimmert. Die Jungen ſehen bis zur 6ten Woche weißgrau aus, und alsdann wird erſt der Oberleib allmählich braun. Das Männchen hat übrigens im erſten Jahre auch noch unter der Kehle eine Miſchung von röthlicher Farbe, die dem Weibchen fehlt. — Von der Art ihn zu fangen ſehe man unter Edler Falke. — Sein Nutzen ergiebt ſich vorzüglich aus ſeiner Nahrung, und daraus, daß er auf Haſen, Kranniche, Gänſe, Faſanen und Rebhühner abgerichtet werden kann; ſ. Falkenjagd. Eben ſo iſt ſein Schaden vorzüglich aus ſeinen Nahrungsmitteln bemerklich, und verdient daher gar keine Schonung.

Eine Abänderung von ihm iſt eine groſse weiße, welche mit Braun und Gelb gemiſcht und auf den Uraliſchen Gebirgen zu Hauſe iſt; in Kamtſchatka ſind dieſe Vögel ganz weiß. — Der gefleckte Hühnerfalke (Circus major varius Briſſonii) iſt keine beſondere Art oder Abweichung, ſondern ein ganz junger Habicht, und der Hühnerfalke (Circus major Briſſ. und Falco gallinarius, Linn.) iſt ein Habicht oder Stockfalke im zweiten Jahre.

Habichtseule, lat. Strix accipitrina, Linn. Fr. la Chouette à longue queue ou Chouette-epervier, Buff. Engl. the little Hawk-Owl, Penn. auch genannt: die kleine Falkeneule, Geiereule, Sperbereule. Gehört unter die erſte Ordnung, nämlich die Raubvögel, und iſt eine Art von der Gattung der Eulen, und zwar den Eulen ohne Federbüſche, oder Käutzen. Als Kennzeichen ihrer Art iſt der Köper braun und weiß gefleckt, der Schwanz lang und keilförmig.

Dieſe Eule macht mit ihren langen Flügeln und ihrem langen Schwanze, wodurch ſie den Falken ähnlich wird, einen ſchicklichen Uebergang zu dieſen Raubvögelarten, wozu noch kömmt, daß ſie auch am Tage auf ihren Raub ausfliegt; doch nähert ſie ſich durch die Form ihres Kopfes und ihrer Füße noch mehr den Eulenarten. Man trifft ſie in

Deutſchland, auch in und vor dem Thüringerwalde, wiewohl nur ſelten an. Sonſt iſt ſie in Dännemark, Schweden und Nordamerika ꝛc. ſehr gemein. Sie iſt 19 Zoll lang, 2 Fuß 4 Zoll breit, der Schwanz 7 und einen halben Zoll lang, und die Flügel legen ſich auf der Hälfte deſſelben zuſammen. Sie wiegt 12 Unzen. Der Schnabel hat die Geſtalt eines Sperberſchnabels, doch ohne Zahn, iſt 1 Zoll lang und von glänzender Orangenfarbe, ſo wie der Augenſtern, die Klauen ſind ſehr ſpitzig, ſcharf, krumm und dunkelbraun.

Der Kopf und Oberhals ſind ſchön dunkelbraun und rein weiß gefleckt, der äußere Rand der Ohren ſchwarz und weiß eingefaßt; den Schnabel decken, wie bei allen Eulen, weißliche borſtenartige Federn; der Rücken iſt heller mit einigen großen weißen Flecken, die obern Deckfedern des Schwanzes dunkelbraun mit einigen hellen Querſtreifen, der Obertheil der Bruſt weiß, der übrige Unterleib ebenfalls weiß, aber in die Quere braun geſtreift, die Beine bis auf die Klauen weich weiß beſiedert, und zart braun geſtreift, die Deck- und Schwungfedern der Flügel tiefbraun, regelmäßig weiß gefleckt, die Schwanzfedern, wovon die mittlere 2 Zoll länger als die äußerſte iſt, mit breiten braunen und ſchmalen weißen Streifen; unten ſind die Schwanzfedern aſchfarbig, die Deckfedern der Flügel weiß mit braunen Querſtreifen, und ihre Schwungfedern dunkelaſchfarbig, an beiden Fahnen weiß gefleckt.

Dieſe Vögel fliegen hoch wie ein Habicht, flattern aber auch über den nächtlichen Feuern wie die Eulen, herum. Sie gehen am hellen Tage auf den Raub der Vögel, beſonders der Schnee- und Birkhühner aus, und ſind oft ſo dreiſte, daß ſie dem Jäger das geſchoſſene Wildpret, z. B. Rebhühner, wegſtehlen, ehe er es aufnehmen kann.

Habichtskorb, Fr. Cage, Panier à prendre le faucon. Iſt ein einem Tragkorb faſt ähnliches Gehäuſe, welches im freien Felde auf einem Hügel, an ſolchen Orten, wo Faſanen- oder Feldhühner- auch Haſengehege ſind, aufgerichtet wird, um die Habichte darin wegzufangen. Man gräbt hiezu eine Säule ein, die 10 bis 15 Fuß hoch über der Erde ſtehet, und einen Fuß ins Gevierte ſtark iſt. Oben auf dieſer Säule wird ein bretterner Boden gemacht, welcher 3 und einen halben Fuß breit und lang ſeyn muß. In jeder

Ecke des Bodens wird ein viereckigtes Säulchen, 3 Zoll ſtark im Quadrat und 4 Fuß hoch, feſt eingezapft. Oben werden die Säulen mit Querriegeln an einander befeſtiget, und 16 Zoll hoch über den bretternen Boden müſſen ebenfalls Querriegel in den Säulen herum ſeyn.

Hierauf ſtricke man ein Netz von gleicher Höhe mit den vier Säulen, auch muß es um ſelbige herum reichen. Das Netz muß ſpiegelicht geſtrickt werden, ſo, daß mit einer Maſche angefangen, und mit einer aufgehört wird, und es alſo auch oben und unten einen Saum hat. Dieſes wird nun feſt an die Säulen angemacht, jedoch an einer Ecke ſo eingerichtet, daß man hineingreifen, und eine Taube hinein thun und heraus holen kann. Noch wird ein viereckigtes Netz geſtrickt, welches ſo weit und lang ſeyn muß, als die Säulen von einander entfernt ſind. Dieſes Netz wird an den unter der Mitte befindlichen Querriegeln, ſo in den Säulen ſind, recht feſte gemacht, daß es alſo die Decke oder der Schutz über der Taube iſt, weil die Taube auf dem bretternen Boden eingeſetzt wird. Wenn dieſe vier Seiten, wie auch die Decke über der Taube, anſtatt eines geſtrickten Netzes, von Dratgitter gemacht werden, ſo iſt es deſto dauerhafter. Oben an zwei gegen einander überſtehenden Seiten neben den Querriegeln, inwendig herüber, werden an jeder Seite ein eiſernes rundes Stängelchen gemacht, woran das Zufallnetz mit Rinken leicht auf- und zugehen kann.

Das Zufallnetz wird auch von feſtem Bindfaden und ſpiegelicht geſtrickt, mit einer Maſche angefangen, und mit einer aufgehöret, daß es alſo auf ſeinen vier Seiten einen Saum bekommt, dann müſſen an zweien Seiten des Garns eiſerne oder beinerne Rinken feſt angemacht ſeyn, damit das Netz mit ſeinen Rinken an den beiden eiſernen Stängelchen leicht hin- und hergezogen werden kann. — An einer Seite nun, wo das Garn keine Rinken hat, wird es feſt an die Querriegel der Säulen oben angemacht. An der vierten Seite dieſes obern Zuggarns wird quer über ein Stängelchen oder Stock, eines Fingers dicke, angemacht, woran denn, und gegen die Mitte ein Schnürlein mit dem Stellholze ſeyn muß. An beiden Enden dieſes erwähnten Stängelchens kömmt wieder eine Schnur, woran Gewichte hängen.

Damit aber die Gewichte leichter und ſchneller gehen; ſo können an den zwei Säulen, wo die Gewichte hinunterziehen, kleine Kloben oder Rollen verfertiget ſeyn, worin die Schnuren mit dem Gewichte gehen.

Zur Stellung braucht man noch von Haſeln oder anderm Holze eine Spitze, die etwa Fingersdicke iſt, und einen oder zwei Seitenäſte hat, welche in gerader Linie einander gegenüber und nicht auf allen Seiten, wie ein Quirl, ſteſten; dieſe Spitze wird das Trittholz, und reichet quer herüber. Am ſtarken Ende deſſelben wird eine Kerbe eingeſchnitten, und die Spitze von dieſem Trittholze mit einem Bindfaden an der andern Seite, am Seitengarn oder Dratgitter angebunden, ſo, daß es von oben in die Mitte ſenkrecht hinunterwärts komme; und ſo iſt es zum Aufſtellen fertig.

Hierauf ſetzt man unten auf den bretternen Boden eine Taube hinein, ziehet oben das Garn zurück, nimmt das daran befindliche Stellholz, und ſetzt es oben an den Querriegel mit einem Ende, faßt das Trittholz oder die Fallruthe, ziehet ſie an, und mit der Kerbe zum Seitennetze heraus, und ſetzet das andere Ende vom Stellholze auf dieſes Trittholz, worauf es denn aufgeſtellet iſt.

Wenn nun der Raubvogel oben hinein nach der Taube ſchlagen will, und er trifft die Mitte, oder doch ein Seitenäſtchen des Trittholzes; ſo fällt es herunter, und das Gewichte ziehet das obere Garn herüber, und iſt mithin gefangen. — Dergleichen Körbe können an allen Orten aufgeſtellt werden; auch kann man die Taube immer darin laſſen, nur muß man ſie mit dem nöthigen Futter verſorgen.

Haderer, ſ. Hauer.

Hagedorn, ſ. Weißdorn.

Hagel, Schrot, Fr. Dragée ou Poudre de plomb. Er beſtehet aus kleinen, nach Verhältniß der Größe in verſchiedene Nummern abgetheilten, bleiernen runden Körnern, welche auf den Bleifabriken verfertiget, und zum laden der Jagdflinten gebraucht werden. Das Blei wird hiezu geſchmolzen, und wenn es flüßig iſt, mit Operment (Aurum pigmentum), damit es ſich reiniget und gut körnt, vermiſcht, dann aber mit einem Schmelzlöffel in die Schrotformen, welche von geſchmiedetem Eiſen ſind, den Durch-

ſchlägen in den Küchen gleichen, und nach Verſchiedenheit der Schrot-Größe kleinere oder größere Löcher und Oefnungen im Boden haben, gegoſſen, aus denen es in die unter die Schrotformen geſtellten mit Waſſer angefüllten Gefäße läuft, wo es ſich nach Verhältniß der Formen in große oder kleine Tropfen bildet. Die ſich in dem Waſſer hin und wieder unförmlich bildenden Körner werden durch ein Sieb abgeſondert. Es werden acht verſchiedene Nummern gegoſſen. Für jede Nummer iſt eine beſondere Form und ein beſonderes Sieb. No. 1 iſt das ſtärkſte Schrot; dieſes wird durch zwei verſchiedene Siebe, alles übrige nur einmal geſiebet. Was bei dem erſten Durchſieben zurück bleibt, und dieſes ſind die größten unförmlichen Körner, wird mit No. 0 bezeichnet. Hierbei kömmt es vorzüglich auf die ſorgfältige Abſonderung der unförmlichen ungleichen Körner an, daher man auch guten Hagel vorzüglich daran erkennt, wenn die Körner ſo viel möglich rund und von gleicher Größe ſind; dagegen iſt er untauglich, wenn die Körner ungleich, wenn ſie hohl ſind, und Löcher haben.

Unter allen Hagelſorten aber verdient der gemahlene einzig und allein den Vorzug, welcher in England folgendergeſtalt verfertigt wird: Das Blei wird in einer beſondern Maſchine in kleine Würfel geſchnitten, und dieſe demnächſt in einen großen hohlen Cylinder geſchüttet; der Cylinder wird vermittelſt einer Winde gedreht, und durch das Reiben der Würfel gegen einander dieſe letzten rund und eben gemacht.

Jede Gattung von Wildpret erfordert nach Verhältniß der Größe und des Knochenbaues eine andere Schrotſorte, nämlich Nummer; nur ſind die Nummern in den Kramläden oftmals verſchieden, ſo daß man ſich nicht darnach richten kann, und man daher am beſten nach dem Augenſchein wählet. Zu Haſen und Füchſen bedient man ſich in der Regel No. 1, — zu Enten nach Verſchiedenheit der Größe der No. 2, 4 bis 6, — zu Hühnern und Waldſchnepfen der No. 5 bis 6; obwohl man dieſe auch, beſonders die Pfuhlſchnepfen, wenn ſie feiſt ſind, und ſehr feſt liegen, mit Dunſt (der kleinſten Schrotſorte) ſchießen kann. Man richtet ſich aber auch nach der Jahrszeit, weil das Wildpret zu einer Zeit den Jäger näher als zur andern kommen läßt. So

halten die Hühner z. B. im Spatherbſt nicht ſo gut als im Auguſt. Der Haſe ſitzt zu einer Zeit feſter als zur andern. Beim Aufgang der Jagd iſt ſein Haar dünner u. ſ. w.

Hagen. Wird das Recht genannt, in eines andern Waldung, in welcher einer das Recht zu jagen hat, auch zugleich Aeſte Zweige, Hecken und Gebüſch, ſo zu Schirmen, Verbrüchen, Stäben, Forkeln, Hefteln und anderm Jagdbedürfniß nöthig iſt, abzuhauen. Nicht allezeit aber beſtehen beide Rechte mit einander, weil einer wohl das Recht zu jagen, nicht aber auch das Recht zu hagen hat. Wo es aber Statt findet, da kann es die Veranlaſſung zu mancherlei Streitigkeiten geben, zumal wenn die Jagd von unbillig denkenden Jägern dirigirt wird, die oft mehr aus Leidenſchaft gegen den Waldeigenthümer, als aus unentbehrlichem Bedürfniß zum Jagen, die Heger aufrichten, und alſo ohne Noth großen Schaden verurſachen, ja zuweilen unter dieſer Maske manche Stelle im Walde verwüſten. Oft hat man auch dem Waldeigenthümer, der Abſtändigkeit ohngeachtet, ein ſtarkes Aushauen unter dem Vorwande ſtreitig gemacht, daß das Wild dadurch verſcheucht, und aus den Forſten vertrieben werde. Hierher gehört auch noch der Schade, welcher Eigenthümern an ſolchen Orten, wo ſtarke Wildbahnen ſind, durch das Anſinnen verurſacht wird, des Geäſes zur Winterszeit halber, die beſten wüchſigen Tannen niederzuhauen.

Hagenwild, Rehhagen, Fr. Vue et montrée de haies. Heißt ein umzäuntes Stück Wald, welches auf den Wegen offen gelaſſen, und wenn darin gejagt wird, ſo werden die Oefnungen mit beſtellt, und das Wildpret, das durch ſelbige zu flüchten ſucht, daſelbſt gefangen.

Hägereißer, ſ. Laßreißer.

Hahn, Fr. le Coq. Wird jederzeit das Männchen vom Federwildpret genannt.

Hahn, Fr. le Chien. Heißt der Theil an den Flinten- und Büchſenſchlöſſern, wo der Stein (ſ. Flintenſtein) eingeſchraubt wird.

Haide, iſt ſo viel, als Forſt.

Haidenpfeffer, Lat. Charadrius apricarius, Linn. Fr. le Pluvier doré à gorge noire, Buff Engl. the Alwargrim Plover, Penn. auch genannt: Grillvogel, Feld-

läufer, ſchwarzgelber Ackervogel, goldgrüner Regenpfeifer. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und iſt eine Art von der Gattung der Regenpfeifer. Dunkelbrauner und ſchön glänzender orangegelb gefleckter Oberleib, ſchwarze Kehle und Bauch unterſcheiden ihn von den übrigen Arten. Er iſt 1 Fuß 5 Linien lang, und gleicht an Größe einer Taube. Der Schwanz iſt 3 Zoll lang, und die Flügel reichen etwas über ſeine Spitze hinaus.

Der ſchwarze Schnabel iſt 1 Zoll 2 Linien lang, gegen die Mitte zu ein wenig kolbig, die großen Augen haben einen braunen Regenbogen; die Füße ſind dunkelaſchgrau, die Schenkel 8 Linien hoch, nackt, die Beine netzförmig und 2 Zoll hoch, die Mittelzehe 1 Zoll 2 Linien lang, und die äußere und mittlere Zehe hängen durch eine kleine Haut bis zum erſten Gelenke zuſammen.

Die Stirn iſt weiß; aus jedem Winkel derſelben geht eine weiße Linie über die Augen weg, fällt an den Seiten des Halſes etwas bauchig herab, und beide laufen an der Bruſt zuſammen; der von ihnen eingeſchloſſene Raum, die Bruſt, der Bauch, die Seiten, die Schenkel und der After ſind ſchwarz, nur letzterer hat einige rundliche weißliche Flecken; der Scheitel, Hintertheil des Halſes, die Schultern, der Rücken, wie auch die Deckfedern der Flügel und des Schwanzes dunkelbraun, ſehr ſchön glänzend orangengelb gefleckt, die vordern Schwungfedern ſpitzig, dunkelbraun, in der Mitte an der einen Fahne weiß, aſchgrau eingefaßt, die hintern ſtumpfer, ſchwarz und dunkelbraun quergeſtreift mit weißen Spitzen, die 12 Schwanzfedern zugerundet, ſchwarz und dunkelbraun geſtreift, ihre Ränder zu beiden Seiten (faſt immer) mit 8 gelben Flecken geziert. — Das Weibchen hat dunkelbraune Schläfe.

Er bewohnt das nördliche Europa, Aſien und Amerika. In Deutſchland iſt er als einheimiſch bloß in den nördlichſten Gegenden z. B. in Pommern, anzutreffen, in ſüdlichen nur zuweilen als Zugvogel, und hält ſich meiſtens in dürren, offenen Feldern auf. Im October ſammelt er ſich in ungeheure Heerden und zieht in ſüdlichere Gegenden, und im Mai kehrt er wieder zurück. — Im Frühjahr und Herbſt nährt er ſich von Inſekten, Schnecken und andern Würmern, und ſucht deshalb die Aecker ab. Sonſt frißt

er auch Heidelbeeren. — Sein Neſt baut er auf den Anhöhen bei Sümpfen, und legt ſeine bunten Eier ohne alle Unterlage hin. — Man findet eine Laus auf ihm, die man deshalb Haidenpfeiferlaus nennt. — Er nützt durch ſein Fleiſch ſowohl, als ſeine Eier, indem beides für ein wohlſchmeckendes Eſſen gehalten wird.

Hainbuche, ſ. Hornbaum.

Haken, Fr. Croc. Werden die 4 Fuß langen und unten zugeſpitzten Stangen genannt, worauf die Reh- und Haſennetze, ingleichen die Tuchlappen aufgenommen und aufgeſteckt werden. Einige laſſen ſie am andern Ende mit einem breiten eiſernen Ringe beſchlagen, welches zwar dauerhaft iſt, zumal wenn man den Haken unten mit der Spitze feſt in die Erde ſchlagen will, jedoch bei den Netzen vielfältige Verſäumniß und den Verdruß macht, daß ſie an dem eiſernen Ringe gar oft hängen bleiben, wenn man ſie zum Stellen hurtig ablaufen laſſen will.

Ha là lit! iſt der Zuruf der Piquirs an die Meute, wenn ſie im Anſchießen auf den gejagten und zerwirkten Hirſch iſt, um ſolchen zu freſſen; ſ. Gepfneiſch.

Halbe Maſt, ſ. unter Maſt.

Halbe Rüdenhörner, ſ. Hiefhörner.

Halbe Tücher, Halbtücher, Fr. petites toiles. Werden ſolche Tücher zu einem Jagdzeug genannt, welche 200 Schritte ſtellen, und 3 Ellen hoch ſind, und daher ſehr bequem fortgeſchafft werden können. Sie koſten nicht allzu viel, und ſind zu allerhand Jagen nützlich, beſonders zu den Sau- Wolfs- Reh- Haſen- und Fuchsjagen bequemer und der Geſchwindigkeit halber beſſer, als die hohen Tücher, zu gebrauchen. Im Nothfall kann man ſie auch zur Hirſchjagd mitnehmen.

Halb Knappholz. Iſt ein Stück geſpaltenes Eichenholz 6 und einen halben Rheiniſche Schuh lang und 11 Zoll hoch. Sechs halbe Knapphölzer gelten ſo viel als 1 Wagenſchuß, oder ein Stück. S. auch geſpaltenes Holz.

Halbſchnepfe, ſ. Haarſchnepfe.

Halbthill, ſ. Ausſchußthill.

Halbweihe, Lat. Falco Pygargus, Linn. Fr. la Soubuſe et l'oiſeau St. Martin, Buff. Engl. the Ringtail, Penn. auch genannt: Ringelfalke, Ringelgeier,

Ringſchwanz, Falke mit einem Ringe um den Schwanz, weißſchwänzige Falke, Kornvogel; bei den Jägern Milane; kleine Weihe, Hühnerfalke (Feldhühnerfalke); fälſchlich Bleifalke und Lerchengeier, weil dieß Namen von andern Raubvögeln ſind. Gehört als Raubvogel unter die erſte Ordnung, und zwar unter die Gattung der Falken, von deren zweiten Familie, den eigentlichen Falken, er eine Art iſt, deren Kennzeichen ſind: gelbe Wachshaut und Füße, und der Kopf iſt, wie bei den Eulen, mit einem Kragen (Schleier) umgeben. In Sachſen und Thüringen gehört dieſer Vogel unter die gewöhnlichen Raubvögel, und geht in Europa nicht hoch nach Norden hinauf.

Das Männchen iſt 1 Fuß 7 und 3 Viertel Zoll lang, die Flügelbreite 3 Fuß 9 Zoll, der Schwanz 9 und einen halben Zoll lang, und wird von den Flügeln nicht weit über die Hälfte bedeckt. Der Schnabel iſt kurz, 1 Zoll lang, von der Wurzel an gleich ſtark übergekrümmt, dunkelbraun, die Wachshaut gelb, aber von ſteifen Borſten faſt ganz bedeckt, der Stern gelb, die langen dünnen Füße gelb, die Nägel dunkelbraun, die Beine 2 Zoll hoch, die Mittelzehe 1 und einen halben Zoll und die hintere 1 Zoll lang.

Dieſer Raubvogel iſt ſchon von weitem durch ſeine helle graue Farbe von andern zu unterſcheiden; in der Nähe hat er einen eulenähnlichen Kopf (beſonders das Weibchen); beim Männchen ſind Kopf, Hals, Rücken, Deckfedern der Flügel, die Kehle und der obere Theil der Bruſt dunkelaſchgrau, doch fällt der Scheitel und Rücken allezeit ins Braune, und bei ſehr alten iſt er ganz hellbraun. Der Hinterkopf, ſo wie der Schleier, iſt weiß und hellbraun gefleckt, bei ſehr alten grau. Die Augen liegen in einem weißen Kreiſe, welcher ſich bis an die Kehle zieht, und an der Wurzel des Unterſchnabels ſteht ein kleiner Bart von ſchwarzen ſteifen Borſten. Der untere Theil der Bruſt, der Bauch, After, die Schenkelfedern ſind weiß, bei jüngern mit roſtfarbenen oder röthlichen Flecken; bei alten iſt der Bauch mit bräunlichen Querbändern beſetzt, und bei ſehr alten iſt der ganze Unterleib weiß. Der Steiß iſt allezeit weiß. Der Rand des vordern Flügelgelenkes und die untern Deckfedern der Flügel ſind weiß, die ſechs erſten

Schwungfedern ſchwarz, die übrigen aſchgrau mit hellbraunen Spitzen und weißen Rändern, die 3 äußerſten Schwanzfedern weiß mit aſchgrauen Querbinden, die 4te und 5te aſchgrau mit ſchwarzen Querbinden, und die 2 mittelſten aſchgrau.

Das Weibchen, welches wegen ſeines großen Unterſchiedes ſonſt für eine eigene Art ausgegeben wurde, iſt 1 Fuß 10 und 3 Viertel Zoll lang, und der Kopf hat das natürliche Anſehen eines Eulenkopfes. Der Kopf, Hals, Schleier, die Bruſt, der Bauch und After ſind gelblich mit dunkelbraunen Flecken. Die Schenkelſedern ſind roſtgelb mit dunkelbraunen, der Länge nach laufenden Strichen, die Deckfedern der Flügel dunkelbraun mit roſtfarbenen Rändern, die ſechs erſten Schwungfedern braun, die übrigen dunkelbraun mit weißlichen Rändern. Auf der unterſten Seite ſind die erſten Schwungfedern weiß mit ſchwarzen Querbinden, die übrigen braun. Die drei äußerſten Schwungfedern ſind roſtgelb mit braunen Querbinden, die übrigen braun, die Spitzen aller roſtgelb. Alles übrige iſt wie beim Männchen.

Dieſer Falke ändert bis ins vierte Jahr ſeine Farbe ſehr merklich, und hat daher mit Unrecht einigen Raubvögelarten ſein Daſeyn gegeben. Wenn man daher Männchen ſieht, bei welchen das Aſchgraue mehr ins Graue oder Braune fällt, oder Weibchen, die faſt ganz braun, oder braun und weiß gefleckt ſind, ſo haben ſie noch nicht 4 Jahre erlangt. So ſahe auch Herr Bechſtein einen Vogel dieſer Art, welcher auf dem Rücken ſchmutzig hellblau, am Bauche weiß, und an der Schwanzſpitze 2 Zoll breit ſchwärzlich aſchgrau war.

Nach den Jahren verhält ſich der Farbenwechſel folgendergeſtalt: Im erſten Jahre iſt er röthlichgrau gewäſſert, und hat am Unterleibe auf ſchmutzigweißem Grund bräunliche verloſchene Streifen; in dieſer Kleidung heißt er bei den Jägern Terſch. Im zweiten Jahre wird der Grund am Unterleibe lichter, und die Streifen werden bräuner, und heißt alsdenn St. Martin, blauer Habicht (Lat. Falco cyaneus, Linn. Fr. l'Oiſeau St. Martin, Buff. Engl. the Hen-harrier, Penn.), auch weiße Weihe, blauer Falke, Bleifalke genannt, unter welchem Namen

er vormals für eine eigene Art gehalten wurde. Im dritten Jahre bekömmt er eine blaugraue Farbe und am Unterleibe braune Querbänder.

In gelinden Wintern bleibt er das ganze Jahr bei uns; bei zu hohem Schnee aber muß er aus Mangel an Nahrung ſüdlichere Gegenden beſuchen. Er hält ſich in der Nähe der Felder auf. Er iſt das Schrecken der Feldhühner, die, wenn ſie ihn erblicken, ein gräßliches Geſchrei erheben, und die Flucht ergreifen, auch ſo lange ſie fliegen können, ſicher ſind, nicht von ihm gefangen zu werden; aber ſobald ſie ſtille ſitzen, in ſeine Klauen fallen. Er kann nichts im Fluge erhaſchen, muß daher beſtändig langſam und niedrig über die Oberfläche der Erde hinſchwimmen und genau zuſehen, ob er nicht etwa einen Vogel, eine Maus, einen Maulwurf, eine Eidechſe, oder einen Froſch auf der Erde ſitzend antrifft. Die Rabenkrähen fällt er zuweilen an, doch iſt dieß mehr Kampf als Raubbegierde.

Er baut ein großes Reißigneſt (Horſt) in die Feld- oder Vorhölzer auf dichtbewachſene Bäume, und legt 3 bis 4 Eier hinein, die ſo groß wie Faſaneneier, ſchmutzigweiß ins Grünliche fallend, und mit einigen graubraunen Flekken, die ſich abwaſchen laſſen, gewölkt ſind. — Auf einem Feldbaume, wo er Mittags ſchläft, kann er oft mit der Flinte erſchlichen werden.

Halbwüchſig, Fr. qui n'a que la moitié de ſon accroiſſement. Werden die jungen Haſen genannt, wenn ſie bereits ein ziemliches Wachsthum erreicht haben, ſo daß ſie zu verſpeiſen dienen.

Halsbraten, ſ. Kehlbraten.

Halſung, Fr. Collier de cuir en plate longe. Heißt das breite lederne Halsband an dem Hängeſeile, welches mit Dachsſchwarten oder weichem Leder gefüttert iſt, und dem Hunde um den Hals gemacht wird; oben iſt es mit einem Wirbel verſehen, in welchen das Hängſeil eingeknüpft wird.

Halte machen, Fr. faire halte. Heißt ſo viel als ſtille ſtehen, und dieſes müſſen die Jagdleute thun, wenn bei einem Jagen im Treiben etwas losbricht, und rege wird; hierauf muß man ſie ganz machen und genau beobachten, daß durch die Jagdleute nichts zurücke geht.

Hamen, Fr. Tonnelle. Iſt ein langer ſpiegelicht geſtrickter Garnſack, welcher zum Hühnerfang gebraucht und auf folgende Art verfertiget wird: Man fängt den Hamen mit 24 Maſchen, jede von einem Knoten zum andern 1 und einen halben Zoll weit an; bei der letzten Maſche wirft man die Maſchen vom Strickholze ab, und faßt die letzte Maſche zu der erſten, auf dem dritten Theil der Länge derſelben Maſche, ſtrickt dann ſo fort, immer rund herum, bis man auf 2 Klaftern geſtrickt, worauf man anfängt abzunehmen, nämlich nach 3 bis 4maligem Herumſtricken eine Maſche, die man entweder fallen läßt, oder zwei Maſchen zuſammen nimmt, und nun ſtrickt man bis zur Länge von 8 bis 9 Klaftern, und der Sack hinten hinaus durch das Abnehmen ſpitziger zuläuft.

Hierein muß man aber auch 1 bis 2 Einkehlen, wie bei einem Fiſcher-Garnſack, ſtricken. Da, wo die Einkehle werden ſoll, muß man an jeder Maſche eine nehmen, und alſo einmal herumſtricken. Im zweitenmale Herumſtricken läßt man allemal eine Maſche fallen, und ſtrickt ſo eine Maſche um die andere den Hamen fort. Wenn nun die Einkehlen gemacht werden ſollen, ſo ſtrickt man an den Maſchen, die ſtehen geblieben, rund herum fort, nimmt aber dabei ab, daß die Einkehle enger werde, und die Hühner, wenn ſie hinein gelaufen, nicht wieder zurück hinaus können. Hinten werden die Maſchen an ein Leinchen gefaßt und angereihet, und an dieſem Leinchen muß ein Heftel etwa Spannen lang ſeyn.

In dieſem Hamen müſſen ferner 2 Ellen weit aus einander Reifen, und zwar die vorderſten weiter, hinten hinaus etwas kleiner ſeyn. Die Reifen müſſen an die Maſchen eingebunden, die Einkehle aber muß mit 4 Bindfaden inwendig an den äußerſten Hamen angeheftet ſeyn, damit ſie ſteif und gerade ſtehen. Vor den Hamen muß auch ein Stücke Garn ſeyn mit einer Decke, welches der Himmel genannt, und nach Gefallen ſchmal, jedoch beſſer breiter alſo gemacht wird.

Der Himmel kann mit 8 Maſchen an dem Hamen angefangen, und alsdenn auf beiden Seiten zugenommen werden. Will man ſolchen vorne hinaus weit haben, ſo wird er auch etwas lang. Mit der Länge von 2 Klaftern wird er vollkommen lang und breit. An den Seiten wird ein Ge-

leiter geſtrickt, dieſes mit einer Maſche, von einem Knoten zum andern 1 und ein Viertel Zoll weit angefangen, und ſo zu beiden Seiten bis zu 12 Maſchen zugenommen; alsdenn werden die 12 Maſchen fortgeſtricket, und auf einer Seite zu- und auf der andern abgenommen, daß alſo die Seitenwände am Himmel ſpiegelicht ſtehen, und zu beiden Seiten ſo lang werden, als der Himmel iſt.

Dieſe Geleiter werden an Spindeln eingebunden, allemal 2 Ellen weit aus einander, und daß das Geleiter ſtraff wie eine Wand ſtehet. Zu den Spindeln ſind weißdornene Stecken, von der Stärke eines kleinen Fingers, wovon die Rinde im Feuer abgebähet iſt, die beſten.

Wenn man die Geleiter einbinden will, ſo bohret man oben am Ende 1 und einen halben Zoll herunter ein klein Loch ſo groß, daß feiner Bindfaden nur etlichemal durchgeſtochen werden kann. An dieſer Spindel und gegen das Loch bindet man den obern Saum von dem Geleiter-Garne an, und zieht alsdann das Garn ſtraff fadengleich an; und wo unten der Saum hinan reicht, daſelbſt wird wieder ein ſolches kleines Loch gebohret, und der untere Saum angebunden, da denn an der Spindel unten vollends eine Spitze zum Einſtecken iſt. Auf dieſe Art werden auch die andern Spindeln angemacht.

Hierauf wird die Decke oben auf den Geleitern feſte angemacht, und mit Zwirn verſtricket, alsdenn aber auch der Himmel mit dem Geleiter an dem vorderſten Bügel oder Reifen des Hamens befeſtiget. Hiezu müſſen nun noch beſonders mehrere Geleiter gemacht werden, ebenfalls, wie die vorigen, 12 Maſchen hoch. Ein jedes kann 6 bis 7 Klaftern ſeyn, und man macht deren noch 5 bis 6 Stücke, welche als Flügel von dem Treibezeuge an, und ſofort hinausgeſteckt werden; ſ. Rebhühnerfang.

Ferner macht man auch auf dieſe Art ein Treibezeug. Dieſes fängt man mit einer Maſche von obiger Weite an, und nimmt alsdenn auf jeder Seite allemal eine Maſche zu, bis man 40 Maſchen hat. Alsdann ſtrickt man gleich fort, nimmt allezeit auf einer Seite ab, und auf der andern wieder eine zu. Wenn man nun 1 oder 1 und eine halbe Klafter fortgeſtricket hat, ſo läßt man an der Seite eine Maſche auf die andere fallen, da es denn ſchmäler wird, und ſo

ſtricket man noch 10 Maſchen fort, worauf man den geſtrickten Strich zuſammen ſchlägt, und beide Säume zuſammen ſtrickt.

Die 49 Maſchen theilt man in vier Theile, ſo, daß es recht viereckig wird, und bindet ſodann erſt vorne auf jeder Seite eine feine ſtarke Spindel, und ſo fort an den Hamen zu beiden Seiten Spindeln auf 2 Ellen weit an. Hinten müſſen die letzten Maſchen mit einem Leinchen zuſammen gereihet, und ein Heftel einer Spannen lang daran befeſtiget werden. So hätte man nun den Hamen.

Hieran wird auch ein Himmel wie bei dem vorigen, geſtrickt. Dieſer Hamen ſtellt ſich recht viereckigt, und weil er ſo platt auf dem Boden liegt, laufen die Hühner bequem hinein. Bei der andern Spindel des Hamens wird eine Brücke hineingeſtrickt. Unten an die 10 Maſchen nämlich wird wieder zu ſtricken angefangen, und 8 bis 10 Maſchen gerade fortgeſtrickt, welches Stückchen Garn mit einem durchgezogenen Bindfaden an beiden Seiten und etwas vom Boden erhaben, ſtraff angebunden wird. Auf dieſe Art wird es wie eine Brücke, damit die Hühner, wenn ſie über ſelbige in den Hamen hineingelaufen ſind, und wieder umkehren und herauslaufen wollen, an die Brücke mit der Bruſt anſtoßen, mithin aufgehalten werden, und ſich bequemen wieder zurück zu laufen und im Hamen zu bleiben, bis der Jäger kömmt, und hinter ihnen zubindet, ſie ſo nach Hauſe trägt und nachmals auslöſet.

Handgehörne, Fr. Empaumure. Heißt ein Hirſchgeweih, welches am Gipfel der Stangen breit, und an den Seiten mit mehreren Enden verſehen iſt.

Hänfling, Lat. Fringilla Cannabina et Linota, Linn. Fr. la Linotte et grande Linotte des Vignes, Buff. Engl. the Linnet and greater Redpole, Lath. auch genannt: gemeiner und Bluthänfling, Braunhänfling, Leinfink, Artſche, Flachsfink, Krauthänfling, rother Hänfling, Rothhänfling, blutrother Brüſtling, Haneſſerl, Hämpfling, Hanffink, Karminhänfling. Gehört unter die Ordnung der Singvögel, und macht von der zweiten Familie der Gattung der Finken eine Art aus, bei welcher als Kennzeichen die vordern Schwungfedern und die Schwanzfedern ſchwarz, an beiden Rändern weiß ſind.

Er iſt 6 Zoll lang, der Schwanz 2 und einen halben Zoll, und die Flügelbreite 10 und einen halben Zoll; die Flügel bedecken 3 Viertheil des Schwanzes. Der Schnabel iſt einen halben Zoll lang, an der Wurzel dick, vorne ſpitzig, beide Kinnladen gleich lang, am Rande eingefügt, im Sommer ſchmutzigblau, im Winter weißgrau mit einer braunen Spitze, der Augenſtern dunkelkaſtanienbraun, die geſchilderten Beine 3 Viertel Zoll hoch, mit den Zehen ſchwarzbraun, die Nägel ſchwarz, die mittlere Zehe 8 und die hintere 7 Linien lang.

Die Farbe der Hänflingsmännchen iſt nach Alter und Jahreszeit ſehr auffallend verſchieden. Ein altes, wenigſtens 3jähriges Männchen, unter dem Namen des Bluthänflings, hat im Frühjahr blutrothe Stirn, der übrige Kopf iſt röthlichaſchgrau, auf dem Scheitel mit ſchwärzlichen Flecken, an den Wangen, den Seiten des Halſes, um die Augen herum ein röthlichweißer Flecken, der Oberrücken roſtbraun und die Schulterfedern mit hellern Federrändern, der Unterrücken weiß und grau gemiſcht, die Deckfedern des Schwanzes ſchwarz und röthlichweiß eingefaßt, bei ſehr alten auch wohl blutroth beſpritzt, die Kehle und der Unterhals gelblichweiß mit einzeln röthlichgrauen Längsflecken, die Seiten der Bruſt blutroth, die Weichen hellroſtfarben, der übrige Unterleib röthlichweiß, die Deckfedern der erſten Ordnung der Schwungfedern ſchwarz mit röthlichweißer Einfaſſung, die übrigen roſtbraun, die Schwungfedern ſchwarz mit ſchmuzzigweißen Spitzen, der Schwanz gabelförmig, ſchwarz, die vier äußerſten Federn ſtark weiß eingefaßt, die beiden mittlern ſchmäler, und röthlichweiß. — Nach dem Mauſern im Herbſte ſieht man die blutrothe Stirn faſt gar nicht, und die Bruſt glänzt auch nicht ſo ſchön roth; der Winter mahlt erſt alle dieſe Farben gehörig aus.

Die einjährigen Männchen haben auf dem Kopf gar nichts Rothes, mehr ſchwärzliche Flecken; die Bruſt iſt hellroſtfarben, hell und dunkel gewäſſert, der innere ſonſt rothe Theil der Bruſtfedern hat nämlich entweder eine röthlich graubraune oder eine röthlich grünbraune glänzende Farbe, welche bald mehr bald weniger vorſticht; die Ränder derſelben ſind aber allemal röthlichweiß. Der roſtfarbene Rücken hat einzelne dunkelbraune und röthlichweiße Flecken.

Dieß ſind die ſogenannten grauen Hänflinge (Weißhänflinge, Weißhänflinge).

Nach dem zweiten Mauſern ſpürt man an der Stirn, wenn man die röthlichaſchgrauen Federn aufhebt, blutrothe Pünktchen, und die rothe Bruſt wird nur noch durch die großen gelblichweißen Federränder verdeckt. Dieß ſind die gelben Hänflinge, oder Steinhänflinge. Es giebt aber auch Hänflinge, die ſtatt des Roths an der Bruſt und auf der Stirn daſelbſt glänzend röthlichgelb ſind, wie zuweilen die rothe Farbe in der Stube abſchießt. Auch dieſe werden Gelbhänflinge genannt. — Auſſer dieſen drei Hauptunterſchieden giebt es noch verſchiedene Abſtufungen in der Farbenzeichnung, die das höhere Alter und der Herbſt und der Frühling verurſachen. Je älter ſie z. B. werden, deſto mehr Roth bekommen ſie auf dem Kopfe.

An dem Weibchen bemerkt man keinen Farbenwechſel. Es iſt etwas kleiner als das Männchen; der ganze Oberleib grau ſchwarzbraun und gelblichweiß gefleckt, am Unterrücken und Steiß röthlichweiß und ſchwarzbraun, der Unterleib röthlichweiß und graubraun gefleckt, auf der Bruſt am ſtärkſten, die Deckfedern der Flügel ſchmutzig roſtbraun. Es zeichnet ſich ſchon im Neſte durch ſeine mehr graue als braune Rückenfarbe, und durch ſeine ſtark geſprenkelte Bruſt, die faſt wie eine Lerchenbruſt ausſieht, vor dem Männchen aus.

Der Hänfling hat einen ſehr angenehmen, lauten und flötenartigen Geſang, der deſto ſchöner iſt, je öfterer einige hellrauſchende Töne, die man ſein Krähen nennt, vorkommen, weil ſie mit dem Hahnengeſchrei Aehnlichkeit haben. Er ſingt Sommer und Winter — die Mauſerzeit allein ausgenommen — im Fluge und auf den Bäumen ſitzend. Dieſe vorzügliche Eigenſchaft hat ihn auch zu einem Stubenvogel gemacht, ob er gleich, wenn man ihn erwachſen gezähmt, nicht ſo kirre, wie andere Vögel wird. Wenn man ihn aus dem Neſte nimmt, und mit eingeweichtem Rübſaamen und Semmel auffüttert, ſo lernt er nicht nur den Geſang aller Vögel, die er im Zimmer hört, z. B. der Nachtigallen, Lerchen, Finken rc. ſondern auch, wenn er allein hängt, Melodien von Arien und Tänzen, die man ihm vorpfeift, nachahmen; ja er lernt ſogar Worte nachſprechen. Die Weibchen

ſingen nicht, lernen es auch gewöhnlich nicht, und können nur die verſchiedenen gemeinſchaftlichen Locktöne, vorzüglich: Gäcker, gäcker, gäcker! hervorbringen. Ihr Gang iſt hüpfend und ſchwerledig, ihr Flug ſehr ſchnell, und in einer Linie gerade fort, ohne ſich wechſelsweiſe zu heben oder zu ſenken. Im Zimmer kann man ſie 8 ja wohl 16 Jahre am Leben erhalten.

Man findet ſie in ganz Europa bis Drontheim hinauf, in Rußland, Nordamerika und in Deutſchland in Menge. Wenn zu Ende des Auguſts die Jungen erzogen und die Federn ausgemauſert ſind, ſo fliegen die Hänflinge in großen Schaaren aus den Vorhölzern, wo ſie ſich vorzüglich im Sommer aufhalten, nach den Feldern, und lagern ſich am Tage in die Stoppeläcker, des Nachts aber auf die Feldbäume. Sie ſind nur Strichvögel; denn ſo lange kein hoher Schnee liegt, findet man ſie allenthalben in den Stoppel- und Brachäckern; ſobald aber keine bloßen Plätze mehr ſind, ſo verſchwinden ſie augenblicklich, ſind aber auch eben ſo geſchwind wieder da, wenn der Schnee ſchmilzt. Man trifft ſie faſt allezeit in der Geſellſchaft ihres Gleichen an; ſie ſetzen ſich alle auf einmal nieder, und fliegen alle auf einmal wieder auf, ſingen, wenn ſie ſitzen, gemeinſchaftlich, und locken, wenn ſie fliegen, ebenfalls alle zuſammen. Des Nachts ſchlafen ſie im Winter in Feldhölzern, in den dicken noch mit trockenem Laube verſehenen Eichen- und Buchenbüſchen. — Im Zimmer ſetzt man ſie entweder in Glockenbauer oder in viereckigte kleine Finkenbauer; in letztern ſingen ſie noch beſſer.

Ihre Nahrung beſteht aus Sämereien, die ſie aushülſen und im Kropfe weichen, ehe ſie in den Magen gelangen. Im Sommer holen ſie allerhand Gras- und Kräutergeſäme, fliegen auf Rübſaamen- Hanf- Flachs- und Kanarienſaamenäcker, freſſen Rüben- Kohl Mohn- Leindotterſaamen, und im Herbſt beſuchen ſie vorzüglich die Rübſaamen- Flachs- und Hanfäcker. Im Winter ſuchen ſie in den Stoppel- und Brachäckern ihren Unterhalt, beißen aber auch die Eichen- und Pappelknospen an. Im Zimmer bedürfen ſie weiter nichts als Sommerrübſaamen; der Hanf ſchadet ihnen. Im Käfig darf man ſie nicht zu ſtark füttern, ſonſt werden ſie zu fett und erſticken. Salz lieben ſie vorzüglich; daher

finden ſie ſich immer bei den Krippen ein, worin die Schäfer auf dem Felde die Schafe Salz lecken laſſen, und bei den Salzlecken im Walde, die für das Rothwild angelegt ſind. Im Zimmer iſt es ihnen ſehr geſund. Sie baden ſich in Sand und Waſſer, wie die Sperlinge. Ins Waſſer aber ſtecken ſie bloß den Schnabel, und beſprengen den Körper damit.

Sie brüten des Jahrs zweimal 4 bis 6 recht ovale bläulichweiße mit klaren fleiſchfarbenen Punkten und Strichelchen überall beſtreute Eier aus, und legen im April zum erſtenmal. In gebirgigten Gegenden bauen ſie in kleine dichtſtehende Tannen und Fichten in ebenen Gegenden in die Hekken, beſonders in die der Haſel- Schwarz- und Weißdornbüſche. In andern Ländern ſollen ſie in anderes Buſchholz, in die Johannisbeer- und Wachholderbüſche, in junge Kiefern, in Weinſtöcke ꝛc. niſten. Die gut gebauten Neſter beſtehen aus zarten Wurzeln und Moos, oder aus lauter dürren Stengeln von Katzenpfötchen (Gnaphalium dioicum, Linn.), und ſind inwendig mit Wolle und Haaren ausgefüttert. Die Eier werden 14 Tage von beiden Gatten wechſelsweiſe bebrütet. Die Alten füttern die Jungen aus dem Kropfe mit eingeweichten Sämereien, vorzüglich mit Löwenzahn und ätzen ſie auch dann noch, wenn man ſie mit Leimruthen auf dem Neſte fängt, und mit ſamt den Jungen in einem Vogelbauer ſteckt. Will man die Jungen einen fremden Geſang lehren, ſo muß man ſie aus dem Neſte nehmen, ſo bald ſie nur Kiele haben. Mit den Kanarienvögeln zeugen ſie Baſtarden.

Im Käfig ſind ſie der Verſtopfung, Engbrüſtigkeit, fallenden Sucht und Darre unterworfen. — Als Feind verfolgt ſie der Sperber vorzüglich im Winter, im Sommer aber ſucht das große Wieſel ihre Brut auf.

Als ſcheue Vögel laſſen ſie ſich ſchwer fangen, und ſind alſo auf dem Heerde, ob man gleich Läufer und Locker hat, nur einzeln zu bekommen. Im Frühjahr fängt man ſie, ehe ſie ſich begatten, auf den Lockbüſchen, die mit Leimruthen beſteckt ſind, wenn man einen guten Locker im Käfig hat. Wenn man im Herbſte bemerkt, daß ſie ſich gern auf die reifgewordenen Salatſtauden ſetzen, ſo darf man ſie nur mit Sprenkeln behängen oder mit Leimruthen beſtecken. Größere Anſtalten zu ihrem Fange zu machen, verlohnt ſich der Mühe

nicht. — Nutzen ſchaffen ſie durch ihren angenehmen Geſang, und ihr leicht verdauliches, geſundes Fleiſch; aber der Schaden, den ſie zuweilen in Schaaren in den Küchengärten an den Saamen thun, iſt oft auch beträchtlich genug.

Als Abänderungen unterſcheidet man: 1) den grauen Hänfling (Berghänfling, lat. Fringilla montana, Linn. Fr. la Linotte de montagne, Buff. Engl. the mountain Linnot, Lath.), den man auch den Steinhänfling nennt. 2) Den gelben Hänfling (lat. Fringilla montana, Linn. Fr. la Linotte de montagne, Buff. Engl. the mountain Linner, Lath.), in Thüringen Steinhänfling, wozu die Spielart mit orangengelber Bruſt gehört. 3) Den Straßburgiſchen Hänfling oder Gyntel (Fr. la Gyntel de Strasbourg, Buff.). 4) Den weißen Hänfling (lat. Fring. Cannabina candida); iſt ein Naturſpiel. 5) Den weißköpfigen Hänfling (lat. Fring. Cannab. leucocephalus). 6) Den ſchwarzen Hänfling (lat. Fring. Canab. nigra), und 7) den Baſtardhänfling (lat. Fring. Canab. hybrida).

Hängedohnen, Fr. Lacet pendant. Sind Dohnen oder Schlingen, welche aus einem von weidenen Ruthen gebogenen Triangel beſtehen, der unten 6 Zoll breit, aber faſt dreimal ſo hoch iſt, an der Grundlinie die Vogelbeeren, an beiden Seiten aber zwei Schleifen hat. Sie ſind in einer Schneuſe ſehr gut an Bäume, in Hecken und Geſträuche anzubringen, und werden mit der Spitze an einen Zweig angebunden; ſ. Dohnen.

Hängeſeil, Fr. Trait, Plate longe. Heißt das Seil, welches, wenn der Jäger mit dem Hunde auszieht, demſelben an den Hals gemacht wird, und aus dem Leder (ſ. Halſung) und einem Seile beſtehet. Das eigentliche Seil iſt entweder ein lederner Riemen, oder eine fingersdicke Leine. Letztere wird entweder halb von Pferdehaaren und gutem Hanfe, oder auch wohl von lauter Haaren, am beſten von Bockshaaren, gemacht. — Hängeſeil heißt bei den Jägern aber eigentlich dasjenige Seil, welches bei den Leithunden gebraucht wird. Bei andern Jagdhunden heißt es ein Birſchriemen oder Fangſtrick.

Harn. So nennt man lange Stricke, von Pferdehaaren und Hanf gemacht, an welchen die Jägerburſche und Hundejungen die jungen Parforcehunde ausführen, um ſie kuppelbändig zu machen.

Harte Hunde, Fr. Chiens forts. Sind ſolche Jagdhunde, welche wegen Ungehorſam derbe Schläge und andere Strapatzen vertragen und ausſtehen können, dennoch aber nicht verdroſſen oder leiniſch werden, ſondern nach den Schlägen allemal wieder munter ſind, und das ihrige thun; im Gegentheil werden diejenigen Hunde, welche feige und leiniſch ſind, und nach den Schlägen nicht gern wieder zum Herrn wollen, auch keine Careſſen annehmen, weichliche Hunde genannt.

Harte Laubhölzer, Fr. Bois de feuilles dures. Sind die harten Hölzer, welche Blätter tragen und immergrünend ſind; ſ. Holzarten.

Hartes Holz, Fr. Bois dur. Heißt alles Holz, welches den ſchneidenden Werkzeugen ſehr widerſteht, auch als Feuerholz mehr Brennbarkeit beſitzt, und alſo ein ſehr feſtes Gewebe hat, z. B. der Buchsbaum, die Buche, Eiche u. ſ. w.

Hartriegel, Lat. Cornus ſanguinea, Linn. Fr. le Bois-Punais, ou le Cornouiller ſanguin, Engl. The red ſtalk'd Dogwood; auch genannt: wilder Kornelbaum, Beinholz, Hartwiede, Hartſtrauch, Hartbaum, Härten, Röthern, Hartröthern, Rothgerten, Rothbeinholz, Heckenbaum, Heckenſtrauch, Hundsbeerſtrauch, Teufelsbeere, Teufelsmettern, Hartreder, wilde Dürlitze, Scheißbeeren. Iſt ein ſommergrünes Laubholz, und gehört unter die ganzen Sträucher. Es wächſt überall in friſchem guten Boden, und wird häufig in den Feld- und Waldhecken gefunden; an den Rändern der Wieſen, Dämmen und dergl. wächſt er als gemeiner Strauch ziemlich ſchnell und ſtark auf.

Er treibt flache, 1 Fuß tief und 6 Fuß in die Weite gehende Wurzeln, und wuchert ſehr ſtark mit Wurzellohden. Die Rinde iſt am jungen Holze im Sommer grün, im Herbſt und Winter aber glatt blutroth; an ältern Zweigen und Stämmen iſt ſie weißgrau und glatt. Innerlich hat ſie einen Rettiggeruch. Die Blätter ſtehen an den Zweigen einander gegenüber, ſind eiförmig länglich zugeſpitzt, ungezahnt, die Oberfläche iſt hellgrün, die untere aber blaſſer, mit feinen weißen Haaren beſetzt; ſie werden im Herbſt blutroth. Die Blattſtiele ſind glatt, oben gefurcht. Die Zwitterblüthen erſcheinen im Junius; bei warmen fruchtbaren Sommern aber noch einmal im Herbſt. Die kleine

Blumendecke iſt vierzahnig und weißgrünlich, die vier Blumenblätter, und vier auch fünf Staubfäden ſind weiß, die Staubhülſen blaßgelb, die Fruchtröhre (Staubweg) iſt weißlich, die Narbe grün. Die Beeren ſind von der Größe einer Erbſe, ganz rund, Anfangs grün, bei ihrer Reife im September ſchwarz, uneßbar, und enthalten in einem grünen Fleiſch einen runden, harten, weißen geſtreiften Kern oder Stein.

Der Saame (dieſe Steine) wird in jedes Erdreich, das aber weder zu naß noch zu trocken iſt, ſogleich im Herbſt einen halben Zoll tief eingelegt; im folgenden Frühjahr geht er auf; der junge Stamm kann ſchon im zweiten Jahre verpflanzt werden. Ableger und bewurzelte Brut dienen auch zur Fortpflanzung, Steckreißer aber nicht. Da indeß dieſer Strauch mit unter dem Treibebuſch vorkömmt, und ſich von ſelbſt vermehrt, ſo wird er in den Forſten eben nicht durch Kunſt angebaut.

Der Hartriegel iſt gegen das funfzehnte bis zwanzigſte Jahr reif, und wird dann im Frühjahr gefällt. Das Holz iſt weiß, wie hornbaumenes, hart und zähe, bricht und ſpaltet nicht, und läßt ſich gut bearbeiten. Es iſt zu allerhand mittlern und kleinen Nutzholz brauchbar, giebt kleine Speichen und Kämme zu kleinem Räderwerk, wie auch gute dauerhafte Speiler für die Schlächter. Die ſehr langen und geraden Schoſſe werden auf allerhand Art, z. B. von den Büchſenſchäftern zu Ladeſtöcken gebraucht, beſonders zu Tobacksröhren oft viele Meilen weit herbeigeholt. Die feinen jungen Schüſſe dienen den Winzern ſtatt der Bandwieden, die ſtärkern Zweige zu kleinen Reifen; auch ſind ſie zu Zaunſtöcken dauerhaft genug. In manchen Gegenden ſoll man aus den Saamenkernen der reifen Beere, vermittelſt des Kochens in Waſſer und nachherigen Auspreſſens derſelben, ein Brennöl für die Lampen bereiten.

Harz, Fr. la Réſine. Iſt der Saft der Nadelhölzer, welcher aus ihren Wunden ſchwitzt.

Harzen, ſ. Harzſcharten.

Harzfloß. Heißt ein Floß Bauholz, auf welchen Harz zur Oblaſt geladen wird. Wenn das Holz recht leicht und flott iſt, ſo können 2 = 3 = bis 400 Centner auf ein ſolches Floß geladen werden.

Harzgalle, Fr. Dépot de réſine. Entſteht im Nadelholze, wenn der Stamm entweder durch Verwahrloſung, oder durch einen andern Zufall eine Wunde bekömmt, in welcher ſich, da ſie nicht wieder zuwächſt, das Harz ſammelt, das Holz aber um daſſelbe wächſt. Dergleichen harzgallige Bäume taugen nicht viel zu Bauholz.

Harzgriefen, ſ. unter Harzkuchen.

Harzigtes Holz, Fr. Arbre réſineux. Wird alles Nadelholz genannt, weil es einen harzigten Saft bei ſich führet. Dergleichen Hölzer ſind: die Tanne, Kiefer, Fichte und der Lerchenbaum.

Harzkuchen. Werden die großen Ballen genannt, welche von dem geſcharrten und in den Pechhütten ausgeſottenen Harz als Ueberreſt oder Trebern (in manchen Orten Harzgriefen genannt) zurückbleiben, und zum Kienrußbrennen angewendet werden.

Harzmeſſer, Fr. Couteau à ramaſſer la réſine. Iſt ein krumm gebogenes und hohl geſchmiedetes Eiſen, mit einer Hülſe, in welche ein 2 Ellen langer Stiel kömmt, und mit dieſen Meſſern wird von den Harzſcharrern das Harz aus den Furchen der Fichten (Lachen) herausgeſchabet.

Harzmeſte, Fr. Cornet d'écorce pour ramaſſer la réſine. Iſt ein von Fichtenrinde gefertigtes Gefäß, welches unten ſpitzig und oben weit, an einem Theile breit, übrigens rund iſt, wovon der breite Theil von den Harzſcharrern an den Baum gelegt, die Rundung aber zwiſchen die Kniee genommen, und ſo das Harz hineingeſchabt wird.

Harzreiſen, ſ. Harzſcharren.

Harzſcharren, Harzen, Harzreiſen, Fr. ramaſſer la réſine, retirer le ſuc reſineux du pin. Iſt eine Nebennutzung aus fichtenen Wäldern, da das in den an den Fichten gemachten Lachen ausgeſchwitzte Harz, vermittelſt beſonderer Harzmeſſer, von eigenen Arbeitern, den ſogenannten Harzſcharrern, herausgeſchabet oder geſcharret, und aus dieſem Harz in den Pechhütten das Pech bereitet wird.

In den ältern Zeiten, wo Holz in Ueberfluß vorhanden war, und in manchen Gegenden faſt gar nicht abgeſetzt werden konnte, wurden von hohen Landesherrſchaften Privatperſonen, gegen ein ſehr billiges Lehngeld und einen ge-

ringen Erbzins, mit der Erlaubniß beliehen, ganze Reviere oder einzelne Diſtrickte derſelben zu Harzwäldern vorzurichten, um nur einigen Nutzen aus ihren Waldungen zu nehmen. Damals wurde auch nicht auf die Art und Weiſe, wie man das Harzen betreiben möchte, geachtet, mithin den damit beliehenen Perſonen keine Ordnung hierin vorgeſchrieben, ſondern ihnen überlaſſen, wie ſie dieſe Erlaubniß nur irgend zu ihrem Vortheil benutzen wollten und konnten. Daher entſtanden denn viele Mißbräuche, welche den Waldungen großen Nachtheil verurſachten, der aber nicht eher berückſichtiget wurde, als bis er für die ſtehende Waldung nicht mehr abzuwenden war.

In neuern Zeiten, da Hütten- und Hammerwerke, und allerhand ſonſtige holzfreſſende Fabriken ſich vermehrten, und die Bevölkerung der Länder zugleich mit dem Luxus ſtieg, mithin ungleich mehr Holz, als ehemals, erfordert wurde, und der Preis der Hölzer von Zeit zu Zeit ſtieg; ſo war man endlich bei den Veranſtaltungen, die Waldungen in Aufnahme zu bringen, um dem einreiſſenden Holzmangel vorzukommen, auch dazu gleichſam genöthiget, die ſchädlichen Folgen des Harzens zu beherzigen, und ſowohl den Nutzen als den Schaden deſſelben in ernſtliche Betrachtung zu ziehen.

Auf der einen Seite iſt das Pech, wenn man auch nicht auf den Nutzen ſehen wollte, welcher dem Forſteigenthümer durch das Harzen zukömmt, ein unentbehrliches Produkt, mithin ſchon in letzterer Rückſicht nöthig, ſo viel Pech wenigſtens zu verſchaffen, als in einem Lande verbraucht wird. Auſſer dem Pech können auch die Harzgrieſen und der Fluß zum Kienrußbrennen benutzt werden, welches als eine Fabrike zu betrachten iſt, wodurch eine nicht unbeträchtliche Geldſumme aus entfernten Ländern herbeigezogen, und den Waldbewohnern Nahrung verſchafft wird.

Auf der andern Seit iſt es hingegen auch ausgemachte Wahrheit, daß durch die Entziehung des Harzes das Wachsthum der Bäume gehemmt, und zu früh angefangen und öfters wiederholt, die Fäulniß des Holzes veranlaßt wird. Sache des Forſtmanns iſt es demnach, hierin eine ſchickliche Auskunft zu treffen, nämlich das Harzſcharren in einer dazu ſchicklichen Waldung nach einer auf gute

Grundſätze gebauten Behandlung und Einſchränkung zu veranſtalten, um weder dieſe Forſtnebennutzung verlohren gehen zu laſſen, noch auch dadurch der Waldung zu ſchaden. Ueber dieſen Gegenſtand verdient beſonders die Abhandlung des Herrn Forſtmeiſters Oettelt *) nachgeleſen zu werden.

Wenn alſo zu einer guten Forſtpflege gehört, daß das Harzen nur mit gehöriger Einſchränkung geſtattet werden darf; ſo muß der Forſtbediente genaue Aufſicht haben, daß es auch bloß unter den nothwendigen Einſchränkungen geſchieht. So dürfen junge Hölzer gar nicht angeriſſen werden, ausgewachſene und ſchlagbare nur, wenn ſie zu Brenn- und Kohlholz beſtimmt ſind. Kein Baum darf eher, als 8, 10, höchſtens bis 12 Jahre vor dem Abtrieb, auch nie zwei Jahre nach einander geharzet werden. Denn durch das öftere, ununterbrochen fortgeſetzte Harzen wird wenig Harz gewonnen, der Baum ſehr geſchwächt, und ſein Verderben beſchleuniget. Wenn ſonach die Zeit des Abtriebs das Harzen beſtimmt, ſo verſteht ſichs von ſelbſt, daß es nur in ordentlichen Schlägen geſtattet werden darf. Schläge, die drei- bis viermal geharzet worden, müſſen alsdenn abgetrieben werden, weil das Holz nachher an Güte abnimmt, ſo daß man es alſo nicht länger ſtehen laſſen darf. In Jahren, wo die Bäume häufig geblühet haben, ſollte das Harzen gänzlich unterlaſſen werden; denn ohne dieſe Vorſicht wird ſowohl an Menge, als Güte der Saamen verloren.

Hat der Forſtmann fichtene Hölzer auf ſeinem Reviere, welche von kurzem Wuchſe ſind, und unter Kiefern und Birken vermiſcht ſtehen, und die niemals zu guten Bauſtämmen erwachſen, ſo kann er dieſe allerdings zum Harzen benutzen, zumal auch ſolche einzeln ſtehende Fichten, wenn ſie ihre gehörige Zeit zum Harzen, etwa 60 bis 70 Jahre, erreicht haben, weit mehr Ausbeute an Harz geben, als auf einem Waldforſt, wo ſie geſchloſſen ſtehen. Immer jedoch muß es nur unter obiger Einſchränkung, nämlich 10 bis 12 Jahre vor dem Abtrieb, geſchehen, damit die Fichten nicht anbrüchig und zu Feuerhölzern untauglich werden. Auf

*) Etwas über die Harzgeſchichte oder die Pechnutzung fichtener Waldungen ꝛc. Eiſenach, 1789. 8.

gleiche Art können auf einem Waldforſt in ſolchen Gegenden, wo die meiſten Hölzer nur zu Brenn- und Kohlhölzern, aber wegen der weiten und beſchwerlichen Abfuhre nie zu Bauhölzern anzubringen ſind, ſelbige 10 bis 12 Jahre vor dem Abtrieb zur Pechnutzung geharzet werden; denn als Brennholz verliert unter ſolchen Umſtänden das geharzte Holz nichts von ſeiner Güte.

Auf den Vorhölzern eines Waldforſtes hingegen, die meiſtentheils aus Fichten, Tannen und Buchen beſtehen, und wo die Hölzer zu Bau- und Werkhölzern angenehm, auch ſonſt zur Flöße und der Abfuhre gelegen, und daher in einem höhern Preiſe abzuſetzen ſind, darf das Harzen niemals ſtatt finden, indem es da allen forſtmäßigen Grundſätzen zuwider iſt.

Das Harzſcharren ſelbſt geſchieht auf folgende Weiſe: Im Anfange des Frühlings, wenn der Saft in Bewegung gekommen, und die Schaale abgehet, im Mai und Junius, werden an den Bäumen auf einer oder zweien Seiten, je nachdem ſie dick ſind, mit einem krummen Schneidmeſſer (Harzmeſſer) zwei parallele Einſchnitte, einer von dem andern 1 bis 1 und einen halben Zoll entfernt, bis auf den Splint, von 3 Fuß Länge und 2 Fuß über der Erde hoch, gemacht. Die ſchmalen Rindeſtreifen zwiſchen den parallelen Einſchnitten werden von oben bis unten los gemacht und abgeſchälet. Dieſe Riſſe (Lachen) bleiben ſo 2 Jahre ſtehen, und dann wird aus ſelbigen, während dem Sommer bis in Auguſt, das darin ſich angeſammelte Harz herausgeſcharret, und Pech daraus bereitet. Wenn der Wald wieder zwei Jahre geſtanden hat, wird er abermals geſcharret; hierauf werden die Ecken in den Lachen friſch ausgeſchnitten, und das Harz, welches auf die Erde herunter gefloſſen, wird ſobald mit nachgeſcharret, welches letztere der Fluß genannt wird. Bei dem zweiten und dritten Harzen wird abermals eine neue Lage gemacht, und höher als 3 darf die Anzahl der Lagen nicht ſteigen, weil dem Baume ſonſt zu viel brennbare Theile entzogen werden.

Das Scharren des Fluſſes indeſſen iſt an und für ſich immer ſehr nachtheilig, beſonders wenn es eine Zeitlang nach dem Harzſcharren, gegen den Herbſt, geſchiehet, und zwar ſchadet es ſowohl dem Waldeigenthümer, indem die

Wunden vor Eintritt der Kälte nicht verheilen können, mithin Fäulniß in den Bäumen erregen; als auch dem Eigenthümer des Harzes, weil er in der Folge am neu angeſetzten Pech leidet, indem es mit unter den Fluß geſcharret wird. Aus dieſen Gründen iſt daher das Flußſcharren an einigen Orten gänzlich eingeſtellt und abgeſchafft worden, und ſollte von Rechtswegen überall geſchehen.

Das nun geſammelte Harz wird von den Harzſcharrern in große runde Ballen gebracht, und dieſe mit Fichtenrinde umgeben, damit es bequem tranſportiret werden kann; da es aber ſehr unrein und noch nicht Kaufmannswaare iſt, wird es durch Kochen von den fremden Theilen geſchieden, und zu Pech bereitet. Die Scheidung geſchieht auf zweierlei Art. Man ſchmelzet das Harz in irdenen trichterförmigen Häfen mit durchlöcherten Böden, die in den beiden äuſſern Abtheilungen eines dreitheiligen, parallelepipedförmigen Ofens, oben in der Decke, eingemauert ſind, von dem Flammenfeuer, das in der mittlern mit Roſt, Schür- und Aſchenloch verſehenen Abtheilung unterhalten wird, zwar erhitzt, aber nicht unmittelbar berührt werden können, und ſammelt das ausfließende Harz durch eine untergelegte eiſerne Rinne in hölzernen Stützen. Ehe das Harz in die Häfen gebracht wird, ſo legt man zuvor in den Grund ein eiſernes Kreuz, ſtatt Roſt, und über dieſes ein Neſt von dürrem Fichtenreiſig, damit der Unrath zurück bleibt und das Pech reine abfließen kann. Statt der eiſernen Rinnen werden auch hölzerne eingelegt.

Oder man ſiedet das Harz mit 1 Viertel Waſſer in einem eiſernen Keſſel, bei mittelmäßig ſtarkem, gleichförmigen Feuer, unter beſtändigem Umrühren, gießt es in einen Filtrirſack und preßt es aus. Das auf dieſe Art gereinigte Harz wird in einem Keſſel zu einer harten und trockenen Maſſe, die Pech genannt wird, eingekocht.

Harzſcharrer, Harzſchaber, Fr. Ouvrier qui ramaſſe la réſine du pin, ou Ramaſſeur de réſine. Sind gewiſſe im Harzſcharren unterrichtete und dazu beſtellte Arbeiter, welche das Harz zu gehöriger Zeit, nachdem ſie ſich zuvor bei dem Forſtbedienten angemeldet, ſowohl ſcharren, als auch nachher das Pech davon verfertigen. Der Ordnung halber iſt es nöthig, daß dergleichen Leute mit einer beſon-

dern Anweiſung, wie ſie bei dem Harzſcharren verfahren ſollen, verſehen, und auf dieſe vereidiget werden.

Haſe, lat. Lepus. Macht eine Gattung der Säugthiere aus, bei welcher man, als Kennzeichen, in beiden Kinnladen 2 Vorderzähne findet, doch ſind die obern doppelt, ſo daß hinter den äußern größern noch 2 kleinere liegen. An den Vorderfüßen ſind 5, und an den Hinterfüßen 4 Zehen. Die Thiere dieſer Gattung ſollen einen natürlichen Uebergang von den nagenden zu den wiederkäuenden machen, weil man ihnen ein Wiederkäuen zuſchreibt. Zu dieſer Gattung gehören 2 Arten: der gemeine Haſe, von welchem jetzt geſagt wird, und das Kaninchen.

Der gemeine Haſe, lat. Lepus timidus, Linn. Fr. le Liévre, Bouquet Buff. Engl. the Hare, Penn. Als Kennzeichen ſeiner Art ſind die Ohren länger als der Kopf und an der Seite ſchwarz; der kurze Schwanz hat eine ſchwarze Oberſeite. Er bewohnt alle Gegenden der Erde, die heiſſeſten Zonen ausgenommen, iſt in Deutſchland und beſonders in Sächſiſchen und Thüringiſchen Feldern und Wäldern ſchaarenweiſe zu finden. Seine Länge iſt 1 Fuß 10 Zoll, die Höhe 10 Zoll und der Schwanz (Blume, Federlein) mißt 3 Zoll.

Der Kopf iſt länglich, herunterwärts gebogen, nach der Spitze zu ſchmal und vom Munde bis zu den Ohren abgerundet. Die Schnauze iſt dick und groß, mit langen Barthaaren beſetzt. Er hat oben 4 Vorderzähne, nämlich 2 vorne, die durch einen Einſchnitt getheilt zu ſeyn ſcheinen, und 2 hinter denſelben, welches bloße Stifte ſind; unten befinden ſich nur 2 Schneidezähne, oben an jeder Seite 6 und unten 5 ſchmale Backenzähne, zuſammen 22 Zähne. Die Naſenlöcher ſehen, wegen der Vertiefung der Naſenſcheidewand, wie ein zweiter Mund aus, und wird eine Haſenſcharte genannt. Die Augen ſtehen zur Seite, ſind groß, weit hervorragend, ſchwarz und blöde. Die Ohren (Löffel) ſind lang, an der Spitze ſchwarz, und ſcheinen ſich an ihrem Urſprunge zu berühren. Er hat kein ſcharfſehendes Auge, dafür aber ein ſcharfhörendes Ohr und eine feine Naſe. Er hat einen ſtarken Hals, eine enge fleiſchige Bruſt, einen langgeſtreckten und überall gleich dicken Leib. Die Vorderfüße (Vorderläufte) ſind kurz, dünne und mit 5 Fingern

verſehen, und die Hinterfüße (Sprünge) ſind länger, ohngefähr halb ſo lang als der Körper, und haben 4 Zehen. Beide haben ſchwarze lange, ſpitzige und ausgehöhlte Nägel, und ſogar die Fußſolen ſind mit Haaren dichte beſetzt. Er geht auf dem ganzen Hinterfuß bis zur Ferſe.

Die Farbe ſeines Balges, der mit wolligen Haaren (Wolle) und einzelnen Stachelhaaren dicht beſetzt iſt, iſt oben gelb und ſchwarz geſprengt, zur Seite röthlicher und unten gelb und weiß. Der kurze Schwanz ſteht in die Höhe gekrümmt, und iſt oben ſchwarz und unten weiß.

Der Haſe hat die Augen ſtets offen und ſchläft ſogar mit ganz oder halb offenen Augen, weil ſie ſeine kurzen Augenlider nicht bedecken können, und ihm die Augenwimpern fehlen. Er ſitzt immer auf den Hinterfüßen, welches man ein Männchenmachen nennt, und ſpielt oft mit ſich ſelbſt, mit Feldmäuſen und mit ſeines Gleichen. Seine längern Hinterfüße verwandeln ſeinen Gang in ein ſtetes Hüpfen; daher iſt er auch bergauf ſchneller, als bergunter. — Seine Stimme iſt zur Zeit der Begattung ein dumpfes Murkſen, und in der Noth und Todesſtunde ein lautes ängſtliches Geſchrei, nach Art der ganz kleinen Kinder. — Sein Lebensziel hat er in 8 bis 10 Jahren erreicht.

Beide Geſchlechter, den Haſen (Ramler) und die Häſin (Setzhaſe, Mutterhaſe) kann man noch durch beſondere Kennzeichen von einander unterſcheiden. Der Ramler iſt kürzer gebaut, hat breitere Lenden, einen ſtärkern, rundern, wolligern Kopf, einen längern und ſtärkern Bart, kürzere und breitere Ohren, iſt röther auf den Schultern und Vorderblättern als die Häſin, und mit breitern und weißlichen Ohren, die er oben nahe zuſammen und über dem Rücken neben einander hinhält, verſehen. Der Setzhaſe higegen iſt größer und langgeſtreckter als der Ramler. Die Wolle iſt auf dem Rücken grau und fällt ins Schwärzliche, die Seitenfarbe lichter, die Blume länger und nicht ſo weiß, und breit, als bei jenem, und er ſperrt die Ohren weiter von einander, und legt ſie an den Seiten hin.

Von Natur iſt der Haſe furchtſam und ſchreckhaft, ſo daß ihn das geringſte Geräuſch, das zuweilen Fröſche, Eidechſen und Schlangen verurſachen, aus ſeinem Lager vertreiben kann. In Gegenden, wo er ſich Sommer und

Winter im Felde aufhalten muß, gräbt er daſſelbe mehrentheils auf die Mittelfurche des Ackers in Geſtalt eines Ovals, ſo lang als er ſelbſt iſt, und ſo tief, daß ſein Rücken noch etwas hervor ſieht, und zwar im Sommer in ſolchen Gegenden, wo er die Nordluft, und im Winter, wo er die Sonne genießen kann, im Winter alſo nach Süden und im Sommer nach Norden zu. Er liegt darin wie ein Knaul zuſammengedrückt, die Vorderfüße dicht am Kopf angezogen, und die Hinterfüße unter den Leib verkürzt, und man hält ihn ohne die gehörige Kenntniß und Uebung für eine Erdſcholle. So lange als das Getraide noch auf dem Halm ſteht, geht er nicht aus demſelben, und bis zum Winter bleibt er in den Stoppeln. Alsdann aber ſucht er in Gegenden, wo er Wälder und Feldhölzer in der Nähe hat, dieſelben zu ſeinem Aufenthalte auf. Er ſteht nicht gern Regen, Hagel, Schnee, ſtürmiſche und kalte Winde, große Kälte und außerordentliche Hitze aus, und meidet beſonders alle Gegenden, wo ihn im Winter die ſcharfen Oſt- und Nordwinde treffen könnten, und wo er im Sommer der brennenden Sonnenhitze ausgeſetzt wäre. — Um in ſeinem Wohnſitze vor ſeinen Feinden, beſonders den Hunden, ſicher zu ſeyn, hat ihn die Natur gelehrt, ihnen die Spur durch Wiedergänge uud Abſprünge zu verwirren. — Wenn man zuweilen durch das Getraide ganzer Fluren ſchmale, ſchöne Wege von 1 Fuß Breite findet, die die abergläubiſchen Landleute den Bilſenmähern zuſchreiben, ſo ſind es Haſenſtraßen, auf welchen ſie ihrer Nahrung und den Geſchäften der Liebe nachgehen.

Die Haſen nähren ſich von Getraide, beſonders von Hafer, Kohl, Krautblättern und Krautfrüchten, von Wurzeln, Gras und Heu, und lieben beſonders die Pflanzen, deren Saft milchartig iſt. Im Winter thun ſie der unter dem Schnee verborgenen Saat großen Schaden, nagen die Rinde aller jungen Bäume, die Linden und Erlen ausgenommen, und die Spitzen des jungen Schlagholzes, und beſonders des Schwarzdorns ab. Junge Gerſtenſaat, Pappelrinde und Laub, Esparſette und Radiſchen, welche ſie aus der Erde graben, ſind ihre Lieblingsſpeiſen. In ſehr harten Wintern werden ſie von den Jägern mit Heu und Erbſenſtroh gefüttert. — Der Regel nach gehen ſie nur mit einbrechen-

der Nacht ihrer Aeſung nach; in den längſten Sommertagen aber verlaſſen ſie ſchon 6 Uhr ihr Lager, und im Winter, wenn zu tiefer Schnee liegt, und ihre Nahrung ſparſam iſt, gehen ſie den ganzen Tag auf die Aeſung. Auch die Häſinnen, welche Junge ſäugen, die ſie abzehren, ſteigen am Mittage auf und befriedigen ihren Hunger ungeſcheut. — Da dieſe Thiere ihre Oberlefze ſtets bewegen, indem ſie alles beriechen, ſo ſagt man, ſie käueten wieder.

Die Haſen begatten ſich (laufen, rammeln) bei warmen Wetter ſchon im Jänner und Hornung, im März aber ſind ſie am hitzigſten. Der Ramler iſt zu dieſer Zeit flüchtig, ſchwärmt allenthalben herum, wo es Häſinnen giebt, und ſpürt ihnen durch ſeinen guten Geruch auf der Erde, wie die Hunde, nach, wenn er ſie verliert. Es folgen einer Häſin bei der erſten Begattung zuweilen 3 bis 4 Haſen mit einem ſteten Knurren nach, und kämpfen ſehr heftig um ſie, indem ſie ſich auf die Hinterbeine ſtellen, und mit den Vorderbeinen nach einander ſchlagen und beiſſen. Dem Sieger, oder demjenigen, welcher ihr am beſten gefällt, ergiebt ſie ſich, und dieſer hält ſich denn mehrentheils den ganzen Sommer hindurch allein zu ihr, und begleitet ſie während ihrer Schwangerſchaft allenthalben hin. Nach 30 oder 31 Tagen ſetzt ſie das erſtemal 1 bis 2, dann aber gewöhnlich 3 Junge im Felde, entweder in ein flach gegrabenes und zuweilen mit ihren Haaren ausgefüttertes Neſt, oder in einen Miſthaufen, und im Walde in Moos zwiſchen junge Tannen, oder Sträucher, in abgefallenes Laub oder hohes Haidegras. Die Jungen werden mit offenen Augen gebohren. Wenn ſie zuweilen 4 und 5 Junge zur Welt bringt, ſo erzieht ſie doch meiſt nicht mehr als drei, und läßt die übrigen umkommen. Sie begattet ſich den ſechsten Tag, nachdem ſie gebohren hat, ſchon wieder, und ſäugt die Jungen nur 20 Tage, verläßt ſie alsdann, und dieſe müſſen ſich ſelbſt ihre Nahrung ſuchen. Wenn ſie die Mutter ſäugen will, ſo lockt ſie dieſelben um ſich herum, indem ſie die langen Löffel zuſammen ſchlägt, welches ein Klappern verurſacht. Das Weibchen läßt das Männchen bis in Julius und länger zu, und kann in einem Jahre, wenn das Frühjahr ohne Schnee und der Sommer trocken iſt, ſehr viele Junge gebähren. Der erſte Satz geſchieht im März, der zweite

im Mai, der dritte im Julius, und zuweilen ein vierter noch im September. Man glaubt, daß die Häſin wegen des ſonderbaren Baues ihrer Geburtsglieder überſchwängert werden könnte, und daraus erklären die Jäger die Mißgeburten, die man nicht ſelten unter den jungen Haſen im Neſte antrifft.

Die Jungen ſind an der Stirn mit einem weißen ſternförmigen Fleck bezeichnet, den ſie oft ein ganzes Jahr behalten. Sie verlaſſen die Gegend nicht, wo ſie geboren worden ſind, leben aber einſam, und jedes macht ſich ſein beſonderes Lager. Ihr vollkommener Wuchs iſt in 15 Monaten vollendet, und ſie begatten ſich noch in demſelben Jahre, da ſie gebohren ſind.

In der Begattungszeit bekommen die Haſen wegen der übermäßigen Hitze an der Lunge, Leber, dem Herzen, Rükken und den Geburtsgliedern zuweilen Hitzblattern, die unter den Namen Pocken, Finnen und Franzoſen bekannt ſind, und ihr Fleiſch im Sommer ekelhaft machen.

Ihre Feinde ſind Raubthiere und Raubvögel; Wölfe, Luchſe, Füchſe, Hunde, Wieſel, Uhue, Habichte und Raben, welche ſie verfolgen und tödten. Die Raben ſtoßen nur auf junge Haſen. — Im Sommer werden ſie von Flöhen ſehr geplagt, ingleichen von Bandwürmern, Blaſenwürmern, Trichuriden, und den Zwirn- und Egelwürmern.

An den Haſen machen Jäger und Jagdhunde die erſten Verſuche. Der junge Märzhaſe wird ſchon als ein Leckergericht im Julius und Auguſt auf dem Anſtand geſchoſſen; die eigentliche Haſenjagd aber fängt in der Mitte des Septembers an, und dauert bis zum Februar, oder bis zu der Zeit, wo ſich der Haſe wiederum begattet.

Die Fährte aller 4 Füße iſt, da er ſtets, langſam und geſchwinde, galloppirt, wie ein Dreieck geſtaltet, woran die Grundlinie, oder die Seite, wo die beiden Fährten gerade gegen einander überſtehen, dahin weiſet, wohin er gelaufen iſt, und wovon die zwei Spuren, die hinter einander ſtehen, die Spitze des Dreiecks bilden. Die zwei vordern gegen einander überſtehenden Spuren ſind aber nicht von den vordern abgedruckt, ſondern von den hintern, und die zwei Vorderfüße machen die Spuren, die nachſtehen. Er hebt alſo, wie die mehreſten Thiere, die auf den ganzen Ferſen gehen, die zwei Vorderfüße zu gleicher Zeit auf, und

ſchnellt ſie über die vordern weg. Je geſchwinder er gallop-pirt, deſto weiter ſtehen die Spuren und umgekehrt.

Im Herbſt wird er im Felde durch Jagdhunde aufgejagt und geſchoſſen. — Man hetzt ihn mit Windhunden, denen er oft durch ſeine Querſprünge und Wendungen entkömmt, indem er auch mit ſeinen langen Hinterläuften große Sprünge zu machen und beſonders bergan ſehr ſchnell zu laufen im Stande iſt. Er ſteht im Laufen oft ſtill, ſieht ſich aufgerichtet nach ſeinem Feinde um, und thut beim Stillſtehen allzeit mit einem von ſeinen Hinterfüßen einen Schlag auf die Erde. Packt ihn ſein Gegner, ſo ſchnickt und ſchreit er bloß, ohne andre Gegenwehr.

Man erlegt ihn auf dem Anſtand des Abends an Feldhölzern, aus welchen er in der Dämmerung, ſeine Nahrung im Felde zu ſuchen, kömmt. — Im Winter wird er vermittelſt des Treibjagens (ſ. auch unter Haſenjagd) und vermittelſt des Klapperjagens im Felde geſchoſſen. Hierbei muß aber der Jäger bemerken, daß der Haſe, als ein Wetterprophet, ſchon 24 Stunden vorher das Wetter fühlt, und darnach auch ſeinen Aufenthalt wählt. Wenn es daher am Tage regnet, ſo findet man ihn auf trockenen und erhabenen Orten, in Steinbrüchen, an Orten, wo es kleine Diſtelbüſche giebt in kleinen Haiden, und allezeit unter dem Winde; in kalten Nächten, bei Schnee und Froſt hingegen muß man ihn in dickem Geſträuch aufſuchen.

Man fängt ihn auch in Schlingen, welche aus ausgeglühtem dünnen Drath, wie eine Haarſchlinge, gemacht, und in ſeinem gewöhnlichen Gange, wo er durch eine Hecke oder unter einem Buſch wegkriechen muß, aufgeſtellt werden. — In ſeinem Lager erſchießt man ihn, indem man ihn umgeht. — Er wird auch in Haſennetze getrieben, und wo er ſelten iſt, eingelappt. — Bei großem Schnee kann man ihn mit abgekochtem Kohl, den er ſehr weit riecht, hinlocken, wohin man will. — An der Naſe und hinter den Ohren iſt er am empfindlichſten, und kann an dieſen Orten durch einen leichten Schlag getödtet werden.

Der Haſe nützet durch ſein Fleiſch (Wildpret), welches bei jungen zart, leicht verdaulich und nahrhaft iſt; auch der alte Haſe giebt gute Braten und Gerichte. Will man das Alter eines Haſen erkennen, ſo zieht man ihm die Ohren

von einander; giebt das Fell nach, ſo iſt er jung, hält es aber feſt, ſo iſt er alt; eben ſo ſind die Glieder eines alten Haſen an den Vorderfüßen größer und ſtärker als an einem jungen. — Der Winterbalg kann gefärbt werden, und dient zu allerhand Pelzwerk. — Aus den Haaren werden ſchöne Hüte, geſponnene Beinkleider, Handſchuhe, Mützen Strümpfe und Zeuge verfertigt. — Die Bälge werden mit Nutzen an diejenigen Theile des Körpers gelegt, wo Flüſſe ſind, und verhindern auch das Wundliegen in langwierigen Krankheiten als Unterlagen. — Auch die Flöhe ziehen ſich ſehr gern nach dem Haſenfelle. — Die abgehaarten Haſenfelle nutzt der Beutler, Schuhmacher, Siebmacher und Leimkocher. — Die Abgänge bei den Gerbern und Hutmachern geben guten Dünger.

Die Hinterfüße gebrauchen die Goldſchmiede zu Glättung des Silbers, die Buchbinder um das Leder mit der Baitze und dem Eiweiß zu überſtreichen, die Phyſiker, wie den Fuchsſchwanz, um den Elektrophor damit zu reiben, und jedermann als einen kleinen Beſen, um Kleinigkeiten damit abzukehren. — Das Fett braucht man zur Erweichung der Abſceſſe und Blutſchwären, und zur Vertreibung großer Geſchwülſte, auch der Kröpfe.

Der Haſe ſchadet der jungen Saat, dem reifen Getraide, den Kohlfeldern und den jungen Bäumen, deren Schalen er abnagt. Wenn man um die Pflanzſchulen herum Reiſe einſteckt, deren untere Seite alle 14 Tage mit Schweinefett und Schießpulver beſtrichen wird, ſo werden ſie leicht verſcheucht.

Die Jäger theilen die Haſen ein, in Feldhaſen, in Berg- Wald- Holz- oder Buſchhaſen (ſ. Holzhaſen), und in Sumpfhaſen. Es ſind dieſes aber nur verſchiedene Benennungen, die den Ort des gewöhnlichen Aufenthalts bezeichnen. — Auf den höchſten Gebirgen des öſterreichiſchen Kreiſes giebt es, wie in der Schweiz auf den hohen Alpen, weiße Haſen, die aber nur im Winter weiß, und im Sommer von der gewöhnlichen Haſenfarbe ſind. Nur in den nördlichſten Gegeden, z. B. in Grönland, behalten ſie Sommer und Winter die weiße Farbe. — Man hat auch ſchon oft gehörnte Haſen gefunden, nämlich Haſen, aus deren Stirnknochen ein paar kleine Geweihe gewachſen waren.

Haſelhuhn, Lat. Tetrao Bonaſia, Linn. Fr. la Gelinote, Buff. Engl. the Haſel-Hen, Penn. auch genannt: Haſelwildpret, Rothhuhn, Jerpe. Gehört unter die Ordnung der Hausvögel (Gallinae), und iſt von der Gattung der Waldhühner eine Art, deren Kennzeichen graue, mit ſchwarzen Punkten und einer ſchwarzen Binde beſetzte, Schwanzfedern ſind, die beiden mittlern ausgenommen.

Es iſt 1 Fuß 3 Zoll lang, der Schwanz 5 Zoll, und die Flügelbreite beträgt faſt 2 Fuß. Die gefalteten Flügel bedecken kaum den vierten Theil des Schwanzes. Der Schnabel iſt kaum 9 Linien lang, am Oberkiefer ſtark übergekrümmt, ſchwarz, unten an der Wurzel gelblich; die rundlichen Naſenlöcher ſind ſo wie die Schnabelwurzeln dicht befiedert, der Augenſtern nußbraun, die Beine 2 Zoll hoch, faſt halb befiedert, vorn geſchuppt, an den Seiten und hinten netzförmig, die Zehen an den Seiten ausgezackt, ſcharf bewaffnet, klargeſchuppt, die Schuppen an den Beinen und Zehen ſo wie die Krallen ſchmutzig hellbraun und gelblich gezeichnet; die Mittelzehe 1 Zoll 8 Linien und die hintere 8 Linien lang.

Der Oberkopf, Oberhals und Oberrücken ſind roſtfarben, mit ſchönen ſchwarzen Wellenlinien, der Mittelrücken, Unterrücken und die mittelmäßigen Deckfedern des Schwanzes hellaſchgrau und roſtfarben gemiſcht; über den Augen iſt ein hochrother warziger Fleck und hinter demſelben ein weißer Strich bis in den Nacken; die Wangen ſind roſtroth, die Kehle ſchwarz bandförmig eingefaßt, der Unter- und Seitenhals und die Seiten der Bruſt rothbraun mit ſchwarzbraunen Wellenlinien und weißen Endſäumen, die Mitte der Bruſt, des Bauchs und die mittelmäßigen untern Deckfedern des Schwanzes weiß mit ſchwarzbraunen Flecken, die Seitenfedern roſtbraun, weiß und dunkelbraun gefleckt, die Schenkelfedern roſtgrau, die Schulterfedern und Deckfedern der Flügel ſchwarz und roſtfarbig gefleckt, dunkelbraun beſpritzt und mit weißen Punkten einzeln beſetzt, die kurzen einwärts gebogenen Schwungfedern dunkelbraun, die Deckfedern der Unterflügel dunkelbraun mit röthlich weißen Flecken, die Achſelfedern weiß mit einzelnen dunkelbrau-

nen Querſtreifen; der aus 16 Federn beſtehende Schwanz iſt zugerundet, etwas erhaben gebogen, die beiden mittlern Federn wie die Deckfedern des Schwanzes, die übrigen hellaſchgrau, dunkelbraun geſtreift, vor dem Ende mit einer ſchwarzen Binde, und an den Spitzen weiß.

Das Weibchen iſt etwas kleiner, der kahle Augenfleck bläſſer, der Oberleib dunkler und ſtärker ſchwarz gefleckt, die Kehle ſtatt ſchwarz, hellroſtgelb und dunkelbraun gefleckt, und ohne weiße Einfaſſung, die Wangen kaſtanienbraun, mit ſchwarzen Strichen, der Unterhals hellroſtfarben und ſchwarzbraun gefleckt, die weiße Farbe des Bauchs unreiner, die Schulterfedern und Deckfedern der Flügel rothbrauner und die weißen Flecken auf denſelben gelblich, die untern Deckfedern des Schwanzes roſtfarben mit dunkelbraunen Querlinien und weißen Spitzen, die vordern Schwungfedern auf der äußern Fahne mit röthlich weißen Kanten.

Die Haſelhühner ſind ſcheu, wild, liegen ſtets verborgen, fliegen niedrig, geſchwind, obgleich mit Anſtrengung und großem Geräuſch, laufen ſehr ſchnell, fürchten die Raubvögel gar ſehr, und ſitzen daher ſtets, mit einem Auge in die Höhe gerichtet, auf den niedrigſten Zweigen der Bäume. Ihre Lockſtimme iſt ein ziſchendes ſtarkes Pfeifen; ſie ſind ſchwer zu zähmen.

Sie finden ſich in allen gebirgigen Waldungen von Europa, und die dichten Tannen- und Fichtengehege im tiefen Gebirge, wo Gründe von Haſelnußſtauden und Birken in der Nähe ſind, machen ihren Lieblingsaufenthalt aus, daher ſie ſehr ſelten in die Vor- und Feldhölzer kommen. Sie bleiben Sommer und Winter an ihrem Wohnorte, ziehen nicht weg, ſondern ſtreichen nur im Herbſte in Menge und im Winter einzeln von einem Berge zum andern. Auſſer dieſer Verſammlungszeit leben ſie, ſogar als Gatten, getrennt und einſam.

Sie haben mit den Auer- und Birkhühnern faſt einerlei Nahrung. Doch lieben ſie die Beeren noch mehr. Im Sommer freſſen ſie allerhand Gewürme und Inſekten, Heidelbeeren, Preiſelbeeren, Bromm- und Himbeeren; im Herbſte Vogelbeeren, rothe Hollunderbeeren, und im Winter Birken- und Haſelkätzchen und Knospen, Wachholder-

beeren, Spitzen von Haidekraut, von Fichten, Wachholdern und dergl.

In der letzten Hälfte des Märzes und der erſten des Aprils iſt ihre Falzzeit. Die Gatten locken ſich einander durch ein ſtarkes Pfeifen, und das Männchen verläßt ſein Weibchen gleich nach der Begattung wieder, ob es gleich daſſelbe und ſeinen alten Platz alle Jahre wieder aufſucht. Die Henne verbirgt ihr Neſt, das mit vielem Geniſt umlegt iſt, unter dichtes Gebüſch oder Heide- und Farrenkraut, und legt 10 bis 16 hellroſtfarbige und dunkler gefleckte Eier, die in 3 Wochen ausgebrütet werden. — Die Jungen bleiben bis zum Winter bei der Henne, alsdann vereinzeln ſie ſich nach und nach, und bilden im März wiederum neue Familien.

Ihre Feinde ſind viele Arten von Raubvögeln und Raubthieren, als Luchſe, Füchſe, Baummarder, Wieſeln, Uhu, Adler und Falken, welche ihnen auflauern, vorzüglich den Hennen und der Brut, ſo lange ſie ſich auf der Erde aufhalten müſſen. — Daß ſie die Eier bedecken, hilft ihnen gewöhnlich nicht viel, und ſie müſſen, wo ihnen Füchſe nahe wohnen, gewöhnlich zweimal brüten.

Die Haſelhühner gehören zur niedern Jagd, und werden im Frühling und Herbſt gefangen und geſchoſſen. Zum Schuß lockt man ſie durch Pfeifen von zweierlei Art herbei. Zur erſten löſet man die Knötchen oder Auswüchſe, die auf dem büchenen Laube durch den Stich eines Inſekts entſtehen, vom Blatte ſo ab, daß ſie ganz bleiben und die Schärfe nicht verlieren. Dieſes hohle Knötchen faßt man unten bei der flachen Hand zwiſchen dem Zeige- und Mittelfinger, ſetzt die Knöchel von den Fingern an den Mund, und pfeifet auf das Knötchen zu, worauf ein dem Locken der Haſelhühner ähnlicher Ton entſteht. Im Herbſt bedient man ſich der friſchen, im Frühjahre aber der zum Voraus eingeſammelten gedörrten Knötchen.

Dieſes Mittel wendet man nicht allein im Frühling zur Falzzeit an, ſie in der Morgen- und Abendſtunde zum Schuß an ſich zu locken, ſondern auch im Herbſt, wenn ſie im Kitt oder Volke liegen. Man geht alsdann an den Ort, wo ſie ſich aufhalten, und ſtöbert ſie auseinander, ſetzt ſich mit dem genannten Knötchen an einem verborgenen Ort

und pfeift, alsdann kommen ſie, beſonders die Jungen, ſetzen ſich in der Nähe auf die Bäume, und können ſo, eins nach dem andern, leicht erlegt werden.

Zur zweiten Art Pfeife nimmt man auch einen groben, an beiden Enden glatt geſchnittenen Gänſeknochen, oder eine Röhre oben aus den Haſenläuften, und macht ſie ſo zurecht, wie die Röhre an der Wachtelpfeife. Wenn man ſie oben bis auf die Hälfte mit einem Finger zuhält und drauf pfeift, ſo geben ſie einen eben ſo lauten und ſcharfen Ton von ſich, wie die Haſelhühner zu rufen pflegen. Das Knötchen iſt nur für den Fall, wenn man keine Pfeife bei ſich hat.

Man kann ſie auch im Herbſt in Steckgarnen, die wie bei den Rebhühnern gemacht ſind, fangen. Hiebei hat man weiter nichts nöthig, als daß man ihren Stand bemerkt, ſie durch Hunde oder Schüße aufzuſtöbern ſucht, und die Steckgarne, wie bei den Rebhühnern, an dieſen Ort hinſtellt. Wenn ſie ſich alsdann wieder zuſammenrufen und zuſammenlaufen, ſo fangen ſie ſich. Wenn man ſie lebendig haben will, ſo macht man im Haſelgebüſche, wo ſie ihrer Nahrung nachgehen, hin und her Steige, ſchleppt oder kehrt das Laub mit einem Dornbeſen weg, beſteckt den Ort mit vielen Netzen, etwa mit 40 Stücken, die man ſo hin und her ſtellt, daß ſie gleichſam Dreiecke und Winkel machen. Wenn die Haſelhühner dahin kommen, laufen ſie auf den ebenen Wegen fort, gerathen in die Netze, verwirren ſich in den Winkeln und fangen ſich. — In der Schneuß fängt man im Herbſt die mehreſten, vorzüglich wenn man große krumme Bügeldohnen macht, viel Vogelbeeren, wornach ſie gern gehen, vorhängt, und wo man ſie bemerkt, die Wege gerade, lichte und rein hält.

Sie nützen durch ihr Fleiſch, welches man gewöhnlich für das geſundeſte, zärteſte weißeſte, und ſchmackhafteſte unter allem Geflügel ausgiebt, und beſonders delikat ſeyn ſoll, wenn man es vorher in halb Wein und halb Weineſſig baitzt. — Aus Vorurtheil brauchten die Alten Fleiſch, Federn und Magen zu Menſchen- und Thierarzneien. — Ihr Schaden, den ſie ihrer Nahrung halber an Bäumen und Stauden thun, iſt für gar nichts zu rechnen. Vormals ließ der Aberglaube den Hähnen Eier legen, aus

welchen die Baſelisken, wenn ſie von Kröten ausgebrütet waren, ſchlüpften.

Haſelſtrauch, lat. Corylus Avellana, Fr. le Noiſettier ſauvage, Engl. the common Hazel, auch genannt: Haſelſtaude, wilder Haſelnußſtrauch, Nußſtrauch, Waldhaſelſtaude. Iſt ein ſommergrünes Laubholz, und in Deutſchland die einzige Art des Geſchlechts, die in allerlei Boden und Lage einen anſehnlichen und gewiß ſehr nutzbaren wilden Strauch ausmacht. Er gehört als ganzer Strauch unter das maſttragende lebendige Buſch- und Unterholz, welches vom Wilde und dem Vieh, wegen der rauhen jungen Lohden, und rauhen ſtrengen Blätter, nicht wie das übrige Laubholz, verbiſſen wird.

Als Zwitterpflanze bringt er männliche und weibliche Blüthen zugleich, aber nicht auf ein und eben denſelben Stielen beiſammen, ſondern aus beſondern Augen zum Vorſchein. Die männlichen Blüthen ſind die langen herabhangenden Kätzchen, die weiblichen aber die runden kurzen Knöspchen. Die Blüthen zeigen ſich ſchon im Herbſt, und kommen zu Anfang März ganz zum Vorſchein. Die aus der weiblichen Blüthe weiter erfolgenden Nüſſe erlangen im Sommer ihre Reife, und dienen zur Vermehrung.

Die Wurzel iſt ſtark, dick und holzig, gehet 1 Fuß tief und 3 Fuß in die Weite, und wuchert mit gerad aufſchießenden Wurzellohden. Die Rinde hat am jungen Holze ein glatt bräunliches, im Alter ein glatt graues Oberhäutchen; darunter iſt ſie grün. Die Blätter ſind groß, eirund, ſpitzig, und der Rand ausgebogen und doppelt gezahnt, weich, auf beiden Flächen behaart, oben dunkel, unten hellgrün, und ſtehen abwechſelnd an haarigen Stielen. In 20 Jahren erreicht er ſeine Vollkommenheit. Die Früchte ſtehen theils einzeln, theils traubenförmig. Jede Nuß ſitzt in einem hohlen, vielfach geſpaltenen Näpfchen, das ſie nicht ganz bedeckt. Die Nüſſe ſind länglich rund, ſtumpf, etwas plattgedrückt, glatt, einſaamig, da wo ſie in dem Näpfchen ſitzen, rauh. Der Kern iſt weiß, mit einer zimmetfarbigen Haut bekleidet.

Dieſer ſo ſehr verkannte, verachtete und doch ſo nützliche Strauch verdient wirklich eine wirthſchaftlichere Behandlung. In deutſchen Wäldern kömmt er meiſtens im

Unterholze vor und nimmt mit dem Schatten anderer Bäume vorlieb, ſo wie er den aufkeimenden Eichen- und Buchenpflanzen die erſte Bedeckung gegen Froſt und Hitze giebt. Er kann durch Einſtecken der Nüſſe einen halben Zoll tief in die Erde, welches gleich im Herbſte geſchehen muß, fortgepflanzt werden. Die jungen Pflänzchen kommen alsdann im nächſten Vorſommer als kleine Zweige ohne Saamenblätter zum Vorſchein, und erlangen in wenig Jahren die Größe, daß ſie ins Freie geſetzt werden können, wo ſie mit allerlei Boden, nur nicht mit allzu dürrem und ganz naſſem vorlieb nehmen.

Er läßt ſich zwar auch durch Einlegen, Abſenker und Abnehmen der Wurzelſproſſen ſehr gut vermehren, wird aber doch in den Forſten am beſten und leichteſten aus Nüſſen erzogen. Aus dieſen wachſen ſie am ſchnellſten auf, und erlangen in 8 bis 10 Jahren ihre Höhe und Größe, ſo daß man ganz ſteile Oerter und Blößen am baldigſten wieder dadurch in Anwachs bringen, und ihnen damit zu einer künftigen Waldung von noch beſſern Holzarten die erſte Vorbereitung geben kann. Wo man ihn zu Befriedigungen nimmt, giebt er zwar eine feſte Hecke, hat aber wegen ſeiner ſtark kriechenden Eigenſchaft die größte Aufſicht nöthig.

Sein Holz iſt zu verſchiedenen Abſichten brauchbar; es dient zu Stangen, Korbſtücken, Faßreifen, Gabelſtielen, Angelruthen, Spazierſtöcken; es iſt weiß, geſchmeidig und weich. Die Wurzel läßt ſich beſſer durch den Hobel bearbeiten als die Stangen. In Gegenden, wo das Faßreifholz guten Abſatz hat, ziehet man die Haſeln ordentlich zu Reifſtangen. Sie geben nebſt den Saalweiden auch Sieb- und Korbſtöcke, und allerhand kleines Haus- Garten- und Handwerksgeräthe. Von ſtarkem Holze und Wurzeln von etwa 5 bis 6 Zoll werden die beſten Kohlen für Kleinſchmiede gemacht, welche nicht ſpringen und doch eine ſtarke Hitze ſehr lange unterhalten. Sonſt macht man auch Zeichenkohlen daraus und wendet auch die Kohlen zu Schießpulver an. Zu Reiß- und Brennholz iſt es ſehr nützlich. Ein Revier von Haſeln Unterbuſch kann alle 12 Jahre abgetrieben werden, und ſchlägt immer ſicher wieder aus. Der größte Schaden wird ihnen durch den Sommerhieb zugefügt, wodurch die Stöcke geſchwächt und zum Theil ganz getödtet werden.

Die Haſelnüſſe gehören unten die Maſtfrüchte; man kann ſie auch als eine gangbare Waare überall verkaufen. Wo man ſie in Menge ſammeln kann, kann man ſie auf Oel benutzen, welches ſehr ſüß und angenehm ſchmeckend iſt, und ſich bloß durch den Geruch vom Mandelöle unterſcheidet. Drei Pfund reine reife Kerne geben zwei Pfund Oel.

Haſenbaitze, Fr. Vol au lièvre. Iſt die Jagd, wenn die Falkenierer mit abgetragenen Falken die Haſen fangen.

Haſenfett, Fr. Graiſſe de lièvre. Seihe unter Haſe.

Haſengarn, Haſennetz, Fr. Filet de chaſſe de lièvre. Dieſe Netze brauchen nicht gar ſtark zu ſeyn, und werden nur von gewöhnlichem Bindfaden gemacht; da ſie aber auch vielfältig zu Einfangung der lebendigen Füchſe mit gebraucht werden, ſo muß man dazu recht gut ausgehechelten Hanf nehmen laſſen. Ein ſolches Netz wird 14 Maſchen hoch angefangen, und über ein 3 Zoll breites Holz geſtrickt, bis das ganze Netz die Länge von 75 Klaftern hat, da es denn 50 Klaftern oder 100 Waldſchritte mit Buſen ſtellet. Oben und unten kömmt durch das Netz eine Leine; dieſe Leinen müſſen nicht völlig eines Fingers ſtark ſeyn, und werden auf einen Haken genommen, aufgeſteckt und gebunden. Da an einem Ende beide Oberleinen am Haken angebunden ſind, wird am andern Ende der Leinen ein Heftel von etwa 16 Zoll Länge, und oben faſt Arms ſtark, feſt angemacht, da man denn beim Stellen den Heftel gleich hinein ſchlägt, und der Haken, welcher auch ſpitzig iſt, am andern Ende den Heftel abgiebt, womit die Leinen angezogen werden.

Haſengehege, Fr. Canton pour les lièvres. Iſt ein Revier, wo die Haſen geſchonet werden, ſo daß bei Strafe niemand daſelbſt etwas ſchießen oder fangen darf, damit ein Herr immer Gelegenheit hat, ſich mit der Jagd derſelben, ſowohl im Schießen als auch im Hetzen, zu beluſtigen.

Haſengeier, Lat. Vultur criſtatus, Linn. Fr. le Vautour à aigrettes ou hupé, Buff. Engl. the Hare-Vulture, Lath. auch genannt: Aasgeier, Kiebgeier, Roßgeier, Gänſeaar. Iſt ein Raubvogel, und von der Gattung der Geier eine Art, welche als Kennzeichen röthlichſchwarz, an der Bruſt mehr zum Gelblichen hinneigend iſt, mit nackten Beinen und wolligem Kopfe. Zu ſeinem

Vaterlande giebt man Schleſien an; eigentlich aber bewohnt er die ſüdlichern bewachſenen Gebirge von Europa. Er iſt faſt ſo groß als der gemeine Adler, und ſeine Flügelſpitzen ſtehen 7 Fuß weit von einander. Der Schnabel iſt ſchwarz; die Beine ſind gelblich, die Nägel ſchwärzlich, die Augen häßlich. Der ganze Leib iſt von röthlich ſchwarzer Farbe, die am Unterleibe heller oder gelblicher wird; der Schwanz iſt lang und gerade.

Dieſen Vogel würde man wegen ſeines befiederten Kopfs und Halſes zu den Falken rechnen, wenn er nicht den geraden an der Spitze nur umgebogenen Schnabel, als das einzige Kennzeichen der Geiergattung hätte.

Wenn er ruhig ſitzt, ſo ſträubt er die Kopffedern ſo in die Höhe, daß ſie zwei Hörner zu bilden ſcheinen, die man aber im Fluge, welcher mit großem Geräuſch verbunden iſt, nicht bemerkt. Wenn er geht, macht er Schritte von 16 Zoll. Er iſt ſo wild, daß er auf keine Weiſe gebändiget werden kann.

Er nährt ſich ſowohl von todten als lebendigen Thieren, und ſtößt nicht nur im Fluge von der Höhe eines Baums oder Felſens herab, ſondern auch im Laufen auf allerhand Vögel, desgleichen auf Haſen, Kaninchen, Hirſch- und Rehkälber, und auf junge Füchſe. Auch die Fiſche im Waſſer ſind vor ſeinen Nachſtellungen nicht ſicher. So gefräßig er aber iſt, ſo kann er doch ohne Lebensgefahr 14 Tage faſten. — Er horſtet in den dickſten, und entlegenſten Wäldern auf hohen Bäumen, z. B. Eichbäumen.

Haſenjagd, Fr. Chaſſe du lièvre. Eigentlich wird hierunter ein Jagen nach Haſen und Füchſen mit dem kleinen Zeug verſtanden, wozu die halben Tücher ſehr bequem ſind, wenn man nur einen Wagen mit 6 dergleichen Tüchern beladen hat. In Ermangelung derſelben werden dazu die gewöhnlichen Haſennetze genommen.

Vorher verlappt man des Nachts einen Ort Holz, ſo, daß in den Lappen ein Stück vom Vorholze, worin auch Dickigt iſt, mit eingelappt werde. Ferner wird auf beiden Flügeln mit den Federlappen vor Holze fortgelappt, ſo weit als die Lappen reichen, oder bekannt iſt, daß daſelbſt die Haſen vom Felde gegen Holze des Morgens rücken. Die Lappen müſſen frei vor das Holz, wo es ſich thun läßt, auf

50 Schritte hinaus gelappet werden, dabei aber ganz niedrig, und nur auf kurzen Furcheln, jedoch daß ſie nicht auf dem Boden liegen, und ſich bewegen können. An den Lappen muß hie und da ein Mann ſtehen, damit, wenn die Lappen zu ſtille liegen, ſie ſelbiger bewege, damit ſie hin und her ſpielen.

Des Morgens früh ſtellt man die mit eingelappten Holzecken entweder in halben Tüchern oder Haſengarnen ein; an den Garnen aber — weil darin gejagt und geſchoſſen werden ſoll — muß der Buſen ausgezogen, ſtraff oder feſte geſtellet werden, damit ſich kein Haſe oder Fuchs fangen kann. Vorn am Holze gegen das Feld zu aber bleibt das Jagen offen.

Wenn dann die Füchſe und Haſen des Morgens nach ihrer Gewohnheit zu Holze rücken wollen, und an die Lappen kommen, ſo laufen ſie vor den Lappen hinunter. Finden ſie nun den Ort, wo es offen, und ohne Lappen und Zeug iſt, ſo rücken ſie daſelbſt hinein. Jedoch bleiben aber auch viele Haſen im Felde ſitzen, ſo wie auch die Füchſe; wo ſie Feldbau wiſſen, kriechen ſie da hinein, oder auch in die im Felde liegenden Dornraine.

Es müſſen daher auf den erſten Fall die Baue des Tags vorher zugemacht werden, und das, was nun erwähntermaßen noch im Felde ſitzen möchte, treibet man mit Treibeleuten aus dem Felde und den Feldbüſchen ab, und gegen das Jagen zu. Sobald es hineingetrieben worden, wird zugeſtellet. Dabei ſuchet man aber auch einen freien Platz in dem Jagen aus, worauf ein kleiner Schirm von grünem Reißig gemacht wird, damit man aus ſelbigem heraus um ſich herum auf 50 bis 60 Schritte frei ſchießen kann.

Iſt etwa das Jagen noch zu weitläuftig, ſo thut man noch einen oder zwei Triebe, macht es enger, und unterſucht die Zeuge, ob ſie unten wohl aufgehaket und recht feſt geſtellet ſind; dann tritt der Herr in den Schirm nebſt denen, welchen mit zu ſchießen erlaubt wird; hierauf löſet man etliche Kuppel Jagdhunde ins Jagen, welche die Haſen und Füchſe um den Schirm herumjagen, damit ſie daſelbſt geſchoſſen werden. Zuletzt nimmt man die Treibeleute, und treibt alles vollends gegen den Schirm heraus.

Haſenkaſten, Fr. Cabane pour les lièvres. Sind Kaſten, welche gebraucht werden, um die Haſen, wenn ſie in Netzen gefangen worden, lebendig fortzubringen. Sie werden dergeſtalt gemacht, daß ſie die ganze Länge eines Wagens einnehmen, und alſo 8 Fuß lang und 1 und halben Fuß breit ſind. Solchergeſtalt ſind dergleichen Kaſten mit acht Unterſchieden, und als acht Kaſten anzuſehen, die ein gemeinſchaftliches Unter- und Oberbrett haben. Auf der einen Seite ſind die Vorſchiebebretter vor jedem Kaſten, ſo wie auch oben auf jedem Kaſten an dem Vorſchiebebrett, und an dem Breit gegenüber ein Luftloch 2 Zoll lang und 3 Zoll breit angebracht wird. Unter den Kaſten ſind zwei Latten genagelt, wobei man ihn anfaſſen und wie an zwei Bäumen forttragen kann. S. Einfangen.

Haſenlager, Fr. Gîte, Forme; ſiehe unter Haſe.

Haſennetze, ſ. Haſengarn.

Haſenſprung, Fr. Aſtragale de lièvre. Wird der kleine krummgebogene Knochen genannt, welcher ſich in den Hinterläuften des Haſens am unterſten Gelenke befindet.

Hal Statt, Fr. le rendezvous. Heißt derjenige Ort, wo zwei Jäger, wenn ſie mit den Leithunden ziehen, auf einmal oder mit einander einen Ort verſichern oder beſtätigen wollen, und daher einer rechts und der andere links herum ziehet, alsdann zuſammen kommen, und einander benachrichtigen, was ſie gehabt, oder was ſie angegangen iſt.

Hatze, Hatzhunde, Fr. Chiens courants. Nennt man eine Anzahl leichte und ſchwere Hunde, welche ſo zuſammen rangirt ſind, daß ſie mit einander auf eine Sau gehetzet werden. Zu einer Hatze nimmt man ein paar Windhunde, welche, da ſie ſehr flüchtig ſind, die Sauen bald einholen, und doch auch packen können; ferner ein paar leichte Zwitter, von Engliſchen und Windhunden gezogen, welche, wenn ſie an ein Schwein kommen, es durch ihr Packen etwas aufhalten können, bis daß die zu der Hatz noch abgerichteten ſchweren Hunde herbeikommen, deren man etwa 4 bis 6 dazu nimmt. Mit ſolchen 8 bis 10 Hunden kann man das ſtärkſte Hauptſchwein behetzen, und müſſen es vollkommen halten können; ſ. unter Streifjagen.

Haubenmeiſe, Lat. Parus criſtatus, Linn. Fr. la Meſange hupée, Buff. Engl. the creſted Titmouſe, Penn. auch genannt: Kupp= Kupf= Schopf= Kobel= Strauß= Haubel= Heidenmeiſe; in Thüringen Hörnermeiſe. Iſt ein Singvogel und von der Gattung der Meiſen diejenige Art, welche zu ihren Kennzeichen einen Federbuſch auf dem Kopfe, und um den Hals einen ſchwarzen Ring hat. Sie iſt 5 Zoll lang, davon der Schwanz 1 und 3 Viertel Zoll, und iſt 8 und 1 Viertel Zoll breit. Zuſammengelegt bedecken die Flügel über die Hälfte des Schwanzes. Der Schnabel iſt 4 Linien lang, kurz, ſpitzig, und ſchwarz, der Augenſtern dunkelbraun, die geſchilderten Füße bleifarbig, ihre Krallen grau, die Beine 7 Linien hoch, die mittlere Zehe 8 und die hintere 6 Linien lang.

Der Kopf iſt mit einem faſt Zoll langen, ſpitzig zulaufeuden Federbuſch verſehen, der aus ſtufenweiſen größern ſchwarzen Federn mit weißen Kanten beſteht; die Stirn iſt weiß und ſchwarz geſchuppt; die Wangen ſind hellaſchgrau; von der Schnabelecke läuft ein breiter röthlichweißer Streifen bis zum Nacken; im Nacken befindet ſich ein ſchwarzer Fleck, der wie ein Halsband den Hals einſchließt und ſich vorne an der Bruſt mit dem ſchwarzen Vorderhals und der ſchwazen Kehle vereinigt; der Rücken und die Schultern ſind röthlichgrau, die Bruſt und der Bauch weißlich, die Seiten röthlich, die Flügel und der gerade Schwanz graubraun, die vordern Schwungfedern mit weißlicher Kante, die Schwanzfedern röthlichgrau eingefaßt. — Das Weibchen zeichnet ſich vom Männchen nur durch die weniger hohe Haube aus.

Sie hat eine ganz eigene, ſchnurrend klingende Lockſtimme: Görrrky; ſonſt ſingt ſie auch noch einige unmelodiſche Töne. — Gezähmt iſt ſie zärtlicher als die andern Arten ihrer Gattung. Sie trägt den Schwanz etwas erhaben.

Dieſe ſeltene Meiſe findet ſich faſt in ganz Europa, die kälteſten Zonen ausgenommen. In der Normandie und den thüringiſchen Schwarzwäldern iſt ſie noch am häufigſten. Die Schwarzwälder verläßt ſie nie, und zieht nur auſſer der Begattungszeit von einem Berge zum andern; nie erſtreckt ſich ihre Geſellſchaft über vier, welche gewöhnlich die Anführer von einer Cohorte Tannenmeiſen oder Goldhähn-

chen ſind. Sie kriecht immer in den niedrigſten Aeſten und Gebüſch herum; daher ſie auch die Gegenden, wo viele Wachholderbüſche ſind, allen andern vorzieht. — Sie nährt ſich von Raupen, Inſekten, Inſekteneiern, von Tannen= Fichten= und Kiefernſaamen ꝛc. faſt wie die Tannenmeiſe.

Ihr Neſt beſtehet aus Baummoos, und iſt mit Wolle und Haaren ausgefüttert. Man findet es des Jahrs zweimal in hohlen Bäumen und Stöcken, in Steinritzen, in alten Mauern, auch in verlaſſenen Elſter= und Eichhornneſtern. Die 8 bis 10 Eier ſind ſchneeweiß, und oben mit blutrothen Flecken bezeichnet. Die Jungen werden mehrentheils mit Raupen aufgefüttert.

Ihre Feinde ſind die aller Meiſen. — Allein läßt ſie ſich ſchwer zum Fang locken, leichter in Geſellſchaft der Tannenmeiſen. — Ihr Nutzen ergiebt ſich aus ihrer Nahrung, und Schaden verurſacht ſie gar nicht.

Haubentaucher. Unter dieſem Namen ſind zwei Arten Waſſervögel bekannt, welches Arten von der Gattung der Taucher, und von deren dritten Familie, mit vier lappigen Füßen und kleinem Schwanze ſind, nämlich der große und der graukehlige Haubentaucher.

Der große Haubentaucher, lat. Colymbus criſtatus, Linn. Fr. le Grebe hupé, Buff. Engl. the great creſted Grebe, Penn. auch genannt: der große gehaubte Taucher, der große Kobeltaucher, der Steißfuß, der große Arſchfuß, der große Haubenſteißfuß, der Schlaghahn, die Greve, der Merch, Straußtaucher, Meerrachen, Zorch. Kennzeichen ſeiner Art ſind: lappige Füße, brauner geſchopfter Kopf, und weiße hintere Schwungfedern.

Dieſen am Kopfe ſehr wunderbar geſtalteten Vogel trifft man allenthalben in Europa bis nach Island hinauf an den Meeresufern, und beſonders auf allen ſchilfreichen Landſeen an; des Winters verfliegt er ſich auch auf Teiche und Flüſſe. In Deutſchland und in dem nördlichen Aſien iſt er nicht ſelten. An Größe gleicht er einer Hausente. Seine Länge beträgt 2 Fuß, die Flügelbreite 2 und ein Drittel Fuß, und ſein Gewicht 2 und ein halbes Pfund. Die zuſammengelegten Flügel berühren die obern Deckfedern des Schwanzes.

Der Schnabel iſt zwei und einen halben Zoll lang, gedrückt ſpitzig, mit einem ſcharfen Rücken verſehen. Der Oberkiefer ſchwarzbraun, an den Seiten röthlich, der Unterkiefer röthlich und gegen die Spitze zu weiß, die Zunge lang, dreieckig und ſpitzig, wie eine Degenklinge geſtaltet. Der Stern hochgelb, die Beine 2 und einen halben Zoll hoch, die Mittelzehe 2 und einen halben Zoll, die hintere 8 Linien lang. Den ſonderbaren Fortſatz am Knochen des Dickbeins, den alle Taucher haben, bemerkt man an dieſer Art ſehr genau. Die Füße ſind ſtark belappt, die Auſſenſeite dunkelbraun, die innere grünlich, an Jungen röthlich.

Der Oberkopf iſt ſchwärzlich, an den Seiten und an der Kehle fahl, der Augenkreis weiß, die Gegend von dem Mundwinkel bis zu den Augen nackt, die Wangen und Kehle mit einem langen glänzend hellbraunen Kragen nach dem Hinterkopf zu umgeben, auf dem Kopf ein großer dunkelbrauner in zwei Theile getheilter Federbuſch, der aufgerichtet und niedergelegt werden kann. Der Hintertheil des Halſes, der Rücken, der Steiß und die ſehr langen Achſelfedern ſchwarzbraun, die Bruſt und der Bauch glänzend ſilberweiß, die vordern Schwungfedern dunkelbraun, die hinteren weiß und einige der letztern weiß und ſchwarz gefleckt, der Flügelrand ſilberweiß. — Das Weibchen iſt kleiner und hat einen dünnern Kopf, weil die Halskrauſe und der Federbuſch nicht ſo groß und ſtark ſind. Vom Schnabel bis zu den Augen läuft eine ſchmale, von Federn entblößte Linie, über dieſer eine andere von weißen Federchen, und unter dieſer noch eine braune, die ſich bei den Augen in zwei Linien zertheilt. Der Scheitel iſt ſchwarzbraun; an der Stirn haben die Federn weißliche Endigungen. Auf dem Hinterkopf ſteht eine kleine Haube. Da wo ſich der Kopf an den Hals anſchließt, ſteht an jeder Seite des Halſes ein Büſchel langer weißer Haare. Der Rücken, der Schwanz und die ſehr langen Achſelfedern ſind glänzend ſchwarzbraun. Ein ſchmaler Streif auf dem Rücken des Halſes iſt braun. Die Deckfedern der Flügelgelenke und einige von den kürzern Achſelfedern ſind weiß. Die erſte Reihe der Deckfedern des Flügels iſt ganz ſchwärzlich, die zweite ſchwärzlich mit röthlichen Endigungen. Die vordern Schwungfedern ſind ſchwärzlich, die mittelſten weiß und

nur an der Wurzel ſchwärzlich, einige der folgenden weiß und ſchwarz gefleckt; alle übrige Gegenden ſind weiß mit einem ſchönen Silberglanze. An den Seiten des Leibes verläuft ſich das Braune des Rückens ins Gelbliche. Der After iſt weißgrau; die Füße ſind auswendig ſchwärzlich, übrigens gelbgrün; die Ränder der Zehen ſind roth.

Er iſt ſehr ſchüchtern und ſcheu, und entfernt ſich, wenn er einen Menſchen gewahr wird, ſogleich 2- bis 300 Schritte, weiß es aber ſehr genau, wenn man ihn nicht mehr mit dem Gewehr erreichen kann; denn in dieſer Entfernung geht er wieder ſicher, obgleich noch behutſam genug, ſeinen Geſchäften nach. Er kann zwar ſehr ſchnell untertauchen, bleibt aber nicht ſo lange unter dem Waſſer als die andern Taucher. Er giebt oft, beſonders in Gefahr, ein helles Geſchrei von ſich.

In Deutſchland iſt er ein Zugvogel, der wärmere europäiſche Seen im Winter beſucht. Sonſt bewohnt er allenthalben nur ſchilfreiche Gewäſſer, weil er dieſe zu ſeiner Niſtung und Nahrung nöthig hat. Letztere beſteht in kleinen Fiſchen, verſchiedenen Waſſerinſekten und Waſſerkräutern. Vielleicht, daß er auch die Neſter der kleinen Vögel, die ins Schilf niſten, als der Rohrammern, Bartmeiſen ꝛc. ausnimmt.

Er niſtet im Schilf, und legt ſein großes und unkünſtliches, aus allerhand Sumpf- und Seekräutern ꝛc. beſtehendes Neſt da an, wo er eine etwas trockne Unterlage hat, oder läßt es auch ſchwimmen. Die 3 bis 4 Eier ſind weiß, und den großen Taubeneiern gleich. Wenn das Weibchen 150 Schritte weit von dem Neſte einen Kahn mit Menſchen bemerkt, ſo ſteigt es ſchon von den Eiern auf, bedeckt ſie mit den Materialien des Neſtes, ſchwimmt in die See und geht nicht eher wieder drüber, als bis die Gefahr erſt etliche 100 Schritte weit entfernt iſt, alsdann ſchwimmt es wieder mit der größten Geſchwindigkeit hin. Auch benachrichtiget es das Männchen, das immer in der Nähe des Neſtes ſich aufhält, durch ein lautes ängſtliches Geſchrei. Es brütet 3 Wochen, und die haarigen Jungen ſchwimmen ſogleich, nachdem ſie ausgekrochen ſind, mit ihm auf das Waſſer nahe an dem Schilf, und in demſelben herum, damit ſie ſich ſogleich, wenn es nöthig iſt, verſtecken können. Wenn

Wenn es Sturm giebt, ſo nimmt ſie das Weibchen auch auf den Rücken, und ſchwimmt mit ihnen an einen ſichern Ort.

Seine Feinde ſind die Rabenkrähen, welche die Eier wegtragen, wobei oft blutige Kriege vorfallen, die Mutter aber mehrentheils weichen, und derſelben ein Ei nehmen laſſen; und hat ſie erſt einmal nachgegeben, ſo iſt es um ihre Brut geſchehen; denn ſie holt ſie alsdann alle weg. Auch andere Raubvögel ſtoßen auf die junge Brut; die Alten aber ſind, wegen ihrer Geſchwindigkeit im Untertauchen, ſicher genug.

Sie werden zwar hinterſchlichen und geſchoſſen; man muß aber die Entzündung des Schießgewehrs zu verbergen ſuchen, ſonſt tauchen ſie unter, ehe das Blei zu ihnen gelangt. Man ſtellet ihnen auch unter dem Waſſer verſteckte Garne in ausgeſchnittene Schilfgänge, durch die man ſie oft ſchwimmen ſieht.

Es iſt ein ſehr fetter Vogel, aber ſein Fleiſch hat einen thranigen, unangenehmen Geſchmack und iſt ſchwarz. — Aus der Bauchhaut, deren Federn eine ſehr ſchöne, perlfarbige und prächtige ſilberglänzende Farbe haben, weich und dabei doch dicht, feſt und ſtark ſind, werden ſehr koſtbare Damenmüffe gemacht, Mützen, Beſetzungen der Kleider und andere zum Damenputz gehörige Dinge. — Ihr Schaden ergiebt ſich aus ihrer Nahrung.

Die Abweichungen, die man gewöhnlich aufzählt, rühren alle vom Alter her, da dieſe Vögel erſt im dritten Jahre die beſchriebene bleibende Farbe bekommen.

Hauend Schwein, ſ. Hauptſchwein.

Hauer, ſ. wildes Schwein.

Hauhechel, Lat, Ononis ſpinoſa, Fr. l'Arrête beuf épineux, Engl. the thorned Reſt-harrow, or Cammock or Pettywin; auch genannt: Pflugſterz, Heuhechel, Stallkraut, Harnkraut, Ochſenbruch, Hauhachel, Ackerhauhechel, Hechelkraut, Haickelkraut, Hartelchen, Heuſchel, Katzenbeere, Katzenſpeer, Queſtenkraut, Schmelzheſen, Stachelkraut, Stuhlkraut, Weiberling, Weiſen, Aglarkraut. Iſt ein ſommergrünes Laubholz, und ein kleiner niedriger dornigter Erdſtrauch, der auf den wüſten Feldern und um die Vorhölzer in allerlei trocknem unfruchtbaren Boden ge-

ſunden wird, und in 5 Jahren ſeine Vollkommenheit erreicht. Er treibt flache, 1 Fuß in die Tiefe und 3 Fuß in die Weite gehende Wurzeln, daher er auch beim Pflügen der damit bewachſenen Aecker ſehr hinderlich wird.

Die Rinde iſt an jungen Stengeln haarigt grün, und an alten glatt rothbraun. Ihre kleine Nebenzweige endigen ſich in Stacheln. Die ſtielloſen Blätter ſtehen einzeln oder zu drei, ſind eirund, am Rande ſcharf gezahnt, auf beiden Flächen behaart. Das Holz iſt weißlich, ſehr ſchwach, mittelmäßig hart und nicht dauerhaft. Im Sommer bringt er fruchtbare Zwitterblüthen, die mit 5 zuſammen verwachſenen Staubfäden und mit einfachen Staubhülſen verſehen ſind. Die Frucht iſt eine braune Hülſe, die einige nierenförmige braune, rauche Erbſen, als Saamen, enthält, welche im September reif werden und im nächſten Frühlinge aufgehen.

Dieſer Erdſtrauch iſt ein gemeines Forſtunkraut, aber ein ganz vorzügliches Farbengewächs. Unvorbereitetes Tuch erhält in dem Abſude von 6 Loth friſchen Zweigen mit Blättern eine ziemlich gute aber nicht ganz reine Paillefarbe, alauntes Tuch eine ſchwefelgelbe Farbe, in Pottaſche geweichtes, eine hohe, etwas ins Grünliche fallende pommeranzengelbe Farbe, mit Eiſenvitriol vorbereitetes Tuch, eine bouteillengrüne Farbe.

Haupt, Krone, Zopf, Kopf, in Thüringen Giebel. Heißt der obere Theil eines Baums, oder oben alle ſeine Zweige zuſammen.

Hauptbaum, Oberbaum, Fr. Arbre capital. Iſt ein vollkommen ausgewachſener überſtändiger Baum, der haubar iſt.

Hauptdickigt, ſ. Dickigt.

Hauptgeſtelle, Fr. Têtière. Werden im Preußiſchen diejenigen Geſtelle genannt, welche den größten Theil eines Forſtes durchſchneiden,

Hauptgränze, Fr. Confies. Wird die Gränze genannt, wo zwei Herrſchaften mit ihren Landen zuſammenſtoßen, und iſt mithin ſo viel als Landesgränze.

Hauptjagen, Fr. Chaſſe générale. Iſt ein ſolches Jagen, wobei jagdbare Hirſche und Hauptſchweine befindlich ſind, auch das Jagen in Kammern und einen ordentli-

chen Lauft geſtellet und gerichtet iſt. Zuweilen wird dazu ein ganzer Wald oder Haide auf etliche Stunden oder Meilen zuſammen getrieben, zuweilen noch weiter, je nachdem das Jagen ſtark werden ſoll.

Bei der Vorrichtung eines dergleichen Jagens iſt es ſehr gut, wenn der Chef den ganzen Wald auf einem Riſſe hat, um deſto leichter befehlen zu können, wie die Treiben gehen ſollen. Ehe aber etwas geſchiehet, müſſen die Jäger das Waldrevier mit den Leithunden beſuchen, um zu ſehen, wie viel an guten und jagdbaren Hirſchen und Sauen da iſt, indem dieſe auſſer vielen andern ſchlechten (geringen) Hirſchen oder Sauen das Jagen anſehnlich machen müſſen, auch in deren Ermangelung kein ſo großes Jagen gemacht wird.

Ferner werden die umliegenden Feldhölzer oder kleinen Wälder rege gemacht und abgetrieben, ſodann um den Wald die Zeuge geſtellet, und gleich auf zwei Flügeln angebunden. Wenn aber der Wald genau auf dem Riſſe vorhanden oder abgeſchritten iſt, ſo kann an zwei Orten aus einander gebunden, und alſo vier Flügel zugleich geſtellet werden. Jedoch müſſen die hohen Zeuge zuſammen reichen, und wo ſie dieſes nicht thun, ſo braucht man Lappen, und verlappt den Ort vollends zu; ſ. Jagdwagen, hohe Tücher, Tuch- und Federlappen, Zeugſtellen und Verlappen.

An den Lappen müſſen des Nachts Feuer gemacht, und gute Wache dabei gehalten werden; an den Tüchern muß des Nachts ebenfalls viſitiret werden, nur macht man keine Feuer daran, auſſer wo Landſtraßen durchgehen, wohin zugleich Wache gelegt werden muß, um die Reiſenden durchpaſſiren zu laſſen, und dieſe Wache muß auch ſo lange, als das Jagen über der Straße ſtehet, Tag und Nacht daſelbſt bleiben. Von dieſer Wache muß an den Zeugen herum nachgeſehen werden, ob ſie noch feſte ſtehen, auch müſſen ſie bei Regenwetter die Ober- und Windleinen etwas nachlaſſen, weil ſonſt dieſelben ſehr leicht ſpringen.

Bei dem Stellen ſowohl, als Treiben, wird die Jägerei eingetheilet, und jeder bekömmt ſeine Nummer mit der Anweiſung ſeiner Verrichtung; ſiehe auch unter Zeugſtellen.

Der Chef führet den rechten Flügel, und der im Range ihm folgende den linken.

Die erſte Nacht, wenn das Jagen nicht im Gangen, ſondern noch weit in den Lappen ſteht, bleiben die Jäger nebſt den Jagd- oder Treibeleuten hauſſen bei den Lappen und Zeuge. Des andern Tages wird mit einem Jagdhorne der Ruf geblaſen, worauf ſich die Jägerei mit ihren Leuten verſammelt, und alſo Befehl gegeben, wo das erſte Treiben angelegt werden ſoll. Dieſes wird von den Lappen zuerſt genommen, ſo wie überhaupt die erſten Treiben groß genommen werden können. Die Jäger theilen ſich nach ihren Nummern zwiſchen den Treibeleuten ein. Auf jedem Flügel iſt ein Jäger mit dem Flügelhorn, desgleichen auch in der Mitte einer oder zwei, je nach der Größe des Jagens, damit ſie einander mit dem Horne vollkommen hören können, da denn gemeiniglich ein Ober- oder Hofjäger, nämlich der erſte im Range, den rechten Flügel, der zweite dem Range nach den linken, und der dritte die Mitte führen. Wenn das Treiben angehen ſoll, ſo bläſet der auf dem rechten Flügel das Treiben an; ſogleich folgt der auf dem linken, wie auch der in der Mitte, und ſodann geht das Treiben vor ſich, wobei darauf geſehen wird, daß die Leute gerade durchgehen, und nicht auf einen Haufen laufen, oder neben den Dikkigten ſich herum ziehen, weil das Durchgehen derſelben am nöthigſten iſt. Bricht nun etwas los, oder begehret wohl gar durch die Treibeleute zurück zu fliehen, ſo wird ſogleich Halt gemacht, die Leute neben einander hergeſtellet, bis das Wildpret von den Leuten weggewichen, und ſodann geht das Treiben weiter fort. Kömmt man auf einen Weg oder Stellflügel, ſo werden die Leute angehalten, daß ſie wieder gerade bei einander kommen (ſ. Ganz machen).

Iſt man nun auf dem Stellwege, wo wieder durchgeſtellet werden ſoll, ſo wird längſt des rechten Flügels von einem Jäger zum andern gerufen: Was zurücke ho! bis zum linken Flügel. Iſt nun nichts zurück, ſo wird wieder zurück gerufen: Nichts zurücke ho! Sodann wird beordert: Stell her, ſtell her! alsdann wird aufs geſchwindeſte auf dem Stellwege hergeſtellet. Sind aber Lappen vorräthig, ſo wird ſogleich verlappet.

Die Treibeleute bleiben auſſerhalb des Jagens an den Lappen ſtehen. Wären aber noch keine Tücher losgetrieben, ſo wird doppelt verlappt, und alsdann die Leute zum Treiben wieder in Ordnung an den Lappen geſtellet, und alſo das andere Treiben angeordnet, wie beim erſten geſchehen, und ſo die Treiben fortgeſetzt, bis man im ganzen oder zu den Tüchern gekommen. Nach dieſem werden die äußerſten Treiben vorgenommen. Wenn man nun die äußerſten Treiben abgetrieben, ſo muß man ſich nachher nach den Dikkigten richten, und die lichten Holzungen zuerſt nehmen, damit ſich das Wildpret in die Dickigte retirire. Iſt nun das meiſte vom Walde abgetrieben, und ſtehet denn auch ſchon ziemlich enger in den Tüchern, ſo beobachtet man den Platz, wo der Lauft hinkommen kann.

Wenn das Jagen im Ganzen oder in den Tüchern ſteht, ſo brauchen des Nachts nicht alle Jäger und Jagdleute, ſondern nur etliche bei dem Jagen zu bleiben; dieſe machen auſſer dem Zeuge um das Jagen Feuer, müſſen dabei munter ſeyn, und die Zeuge die Nacht hindurch wohl viſitiren; die, welche des Nachts ſowohl, als des Tages über die Zeuge umgehen, müſſen allemal Hebegabeln, Schlägel, Heftel und Windleinen bei ſich haben, damit, wenn etwas fehlet, oder wohl gar ein Tuch umfallen will, wie bei Sturmwinden und naſſem Wetter leicht geſchehen kann, daß die Ober- und Windleinen reiſſen, oder etwa Heftel heraus ſpringen, man ſogleich wieder abhelfen kann.

Da die übrigen Jäger und Jagdleute in den umliegenden Ortſchaften einquartiret liegen, ſo wird allemal des Morgens der Ruf geblaſen, worauf ſich alles an dem des Abends vorher beſtimmten Orte wieder einfinden muß. Ein jeder Jäger lieſt aus ſeiner Rolle ſeine Mannſchaft ab, welches auch des Abends geſchehen muß, und wenn ſie wieder bei einander iſt, wird das Treiben ſogleich wieder angelegt.

Die Treiben können nun entweder von beiden Seiten, oder aber auch alle erſt von einer Seite herein gethan werden; überhaupt muß man auch allemal, wenn die erſten vier Treiben nicht viel Dickung haben, und die meiſten Dickungen in den folgenden Treiben auſſer dem Abjagen ſind, mit dem Treiben ſich eines Theils nach den Dickungen,

und ſodann auch darnach, wo das Wildpret ſeinen Wechſel gern hin hat, richten. Nach dieſem wird das fünfte Treiben angelegt, und ſo ferner die Treiben vom ſechsten bis zum eilften, wie die erſteren, abgetrieben.

Jedesmal, wenn ein Treiben durch iſt, bleiben die Treibeleute alle am Stellflügel in guter Ordnung ſtehen, die Lappen müſſen auf beiden Flügeln bereit liegen, und ſogleich wird von beiden Flügeln herein verlappt; auch werden die Tücher von dem letztern Treiben, nicht vorher abgeworfen oder gehoben, ob es gleich zuvor durch verlappt iſt, ſondern man muß die Tücher von vorhergehenden Treiben auf beiden Flügeln ſchon bereit ſtehen haben, und ſobald ein Treiben durch iſt, wird auch ſogleich von beiden Flügeln mit den Lappen vorher gelaufen, und ſofort mit dem Zeuge nachgeſtellet.

So wie oben geſagt worden, daß allemal, wenn das Treiben heraus, und auf dem verlangten Stellflügel iſt, längs des rechten Flügels hinunter bis zum linken gerufen wird: Was zurücke ho! ſo wird, in ſo fern etwas zurück gegangen, ſofort gerufen: zurück, zurück! und auch mit dem Flügelhorn zurück geblaſen; die Treibeleute werden ſofort in der Mitte getheilet, und auf beiden Flügeln wieder zurück genommen, und das Treiben von neuem wieder angelegt. Solches geſchieht auch, wenn in währendem Treiben etwas zurück gehet, ſo wird ſogleich zurück gerufen und geblaſen, und die Leute von beiden Flügeln heraus und zurück gezogen.

Wenn man bis an das 11te Treiben gekommen, ſo ſind nun die Beitreiben alle weg, und ſtehet alſo das Wildpret in dem wirklichen Abjagen. Ehe dieſes aber vorgehen kann, ſo gehören noch zu den weſentlichſten Umſtänden bei einem Hauptjagen: die gehörige Anlegung des Lauftes, des Leibſchirms für die Herrſchaft, eines Schirms für die Hunde, ingleichen eines Verbergeſchirms.

An beiden Flügeln vom Laufte werden auf die Tücher, dem herrſchaftlichen Schirm gegenüber, Brüche von grünen belaubten Baumäſten um deswillen gehängt, daß zwiſchen dieſen Brüchen ſich niemand unterſtehen darf, hinzugehen, weil der Ausſchuß dahin gehet; überdies müſſen ſich auch die Schützen darnach zu richten wiſſen, daß ſie nicht eher ſchieſ-

ſen, als bis das Wildpret zwiſchen dieſen Brüchen iſt. Würde jemand während dem Abjagen zwiſchen den Brüchen auſſerhalb des Tuches gehen, und verwundet oder wohl gar todt geſchoſſen, ſo kann es dem, der ihn geſchoſſen, nicht zur Laſt gelegt werden, weil er ihn nicht ſehen können, und Anweiſung dahin zu ſchießen gehabt. Geſchieht aber mit Schießen auſſer dem mit Brüchen bezeichneten Raume ein Unglück, ſo hat der, welcher geſchoſſen, allerdings darüber Verantwortung.

Je nachdem es ein Hauptjagen iſt, da öfters in ſolchen Jagen wohl etliche hundert Stücke Wildpret ſind, ſo muß es die Länge von 4 Tüchern haben, damit es Raum darin hat. Die Jagensrundung iſt 1 und ein halbes Tuch breit, und ſo wird zuerſt die Rundung oder das Hinterjagen in das Zwangtreiben getrieben.

Das Zwangtreiben iſt 1 und ein halbes Tuch lang. In die Länge durch das Zwangtreiben muß noch ein Stellflügel gemacht ſeyn, damit, wenn Rothwildpret und Sauen zugleich im Jagen ſind, und beides vorgejagt werden ſoll, es vorher geſchieden werde, ſo daß das Rothwildpret in dem einen und das Schwarzwildpret in dem andern Theile zu ſtehen komme, und alſo eins nach dem andern auf den Lauft gebracht werden kann. Dieſes Auseinanderſcheiden des Wildprets muß des Tags vorher, ehe abgejagt werden ſoll, geſchehen; ſ. unter Saujagen.

Wenn die Beitreiben in das wirkliche Jagen ab- und hinein gebracht ſind, ſo muß das ganze Jagen herum mit Nezzen dupliret werden. Bei einem Saujagen kommen die Netze inwendig an die Tücher; bei einem Hirſchjagen aber müſſen die Netze auswendig an den Tüchern dupliret werden. Der Lauft und Schirm muß des Tags vorher völlig fertig ſeyn. Der Lauft iſt in der Rundung 525 Schritte lang, und von einer Krummruthe an dem Hinterjagen bis zur andern 225 Schritte breit, an dem Schirme aber 150 Schritte von einer Krummruthe bis zur andern gegenüber ſtehenden, daß alſo nach Abzug des Schirmes 70 Schritte weit zu ſchießen iſt. Es könnte zwar mit den Krummruthen beſſer nach dem Schirme hinein gefahren werden; wenn es aber ein Hauptjagen iſt, und mithin viel Wildpret darin ſeyn muß, ſo will es auch Platz haben.

Die Kammer hat die Länge von 1 und einem halben Tuche, und iſt 180 Schritte breit, wodurch aber auch noch ein Stellflügel läuft, damit, wenn ja zuletzt das Wildpret nicht recht heraus wollte, die Kammer auf dieſem Flügel noch einmal durchgeſchnitten und durchgeſtellet werden kann. Den Tag, da das Abjagen gehalten werden ſoll, wird des Morgens früh das Theil aus dem Zwangtreiben in die Kammer getrieben.

Wenn es ein Hirſchjagen iſt, werden die Hirſche und das Rothwildpret zuerſt vorgejagt und die Sauen zuletzt; heißt es aber ein Saujagen, ſo müſſen erſt die Sauen heraus, und die Hirſche bleiben bis zuletzt.

Wenn nun das Zwangtreiben in die Kammer hinein gebracht worden, ſo wird während deſſen am Laufte ein Thor gemacht, wo die Herrſchaften hinein fahren können, nämlich ſo, daß das Tuch und die Netze von unten nach der Oberleine hinauf auf Stellſtangen mit den Unterleinen gebracht werden, damit ſie drunter weg fahren können. Wenn ſie bei dem Leibſchirm ausgeſtiegen, werden die Wagen wieder hinaus gebracht, da denn die Zeugknechte das Thor wieder herunterlaſſen und befeſtigen. Beim Einfahren der Herrſchaften werden ſie durch das Anſtimmen der Jagdmuſikanten bewillkommet, und während dieſer Zeit ſtellt ſich die Jägerei in Ordnung, zu Holze zu ziehen; ſ. unter Abjagen.

Das bisher Geſagte gilt von einem edlen Hirſchjagen, und noch iſt anzuführen, wie bei einem Haupt-Saujagen verfahren wird. Wenn die Treiben gemacht ſind, das Jagen eingerichtet und ins Enge, aus dem Hinterjagen die Sauen in das Zwangtreiben und die Kammern gebracht, und das Quer- und Rolltuch vor das Jagen geſtellet worden; ſo wird alsdann ein zirkelrunder Lauft abgeſtochen, und in deſſen Mitte der Leibſchirm angegeben.

Iſt der Lauft in ſeiner Rundung geſtellet, ſo werden die Prellnetze inwendig vor den Tüchern feſt geſtellet, wozu Strebeſtangen genommen werden, welche das Tuch und die Prellnetze gegen einander halten müſſen (ſiehe unter Zeugſtellen). Alsdann wird der Schirm gemacht, welcher auch rund ſeyn muß.

Man hat aber auch Schirme zum Saujagen, die viereckigt von Holz ſind, und auf zwei Wagen gefahren, auch darauf aufgeſchlagen werden können, und mit Fenſtern und einem Ofen verſehen ſind. Ein dergleichen Schirm wird von mittelmäßig ſtarkem Holze, gleich einem Häuschen gemacht, aus einander genommen, und ſo auf zwei Wagen fort geſchafft. Wenn derſelbe gebraucht wird, ſo werden die zwei Wagen neben einander geruckt, die Stücke zum Schirme hinunter gelegt, worauf man wieder anfängt, von unten an aufzuſchlagen, da denn alles genau in einander paſſen und mit Schrauben befeſtiget werden muß. Ein ſolcher Schirm, da er von der Erde erhaben ſtehet, iſt ſehr bequem für die Damen, weil ſie, ohne von den Sauen beſchädiget zu werden, in Sicherheit ſtehen, auch wegen der bei der Sauhazzeit gewöhnlichen kalten und unfreundlichen Witterung vor Froſt ſich verwahren können. Die Schirme werden in der Rundung des Laufts herum dicht an die Zeuge gebracht. Vom übrigen ſehe man ebenfalls unter Abjagen.

Hauptleine, Fr. Corde ſuperieure. Iſt die Ober- und Unterleine an einem hohen Jagdtuche.

Hauptſchwein, hauend Schwein Fr. grand vieux ſanglier. Wird gemeiniglich ein wildes Schwein genannt, wenn es 6 Jahre alt und drüber iſt.

Haupttreiben, Fr. Battue. Heißt ein ſolches Treiben, wenn in einem großen Reviere das Wild zuſammen, und nach dem Abjagen zu getrieben, auch mit Zeugen zugleich geſtellet wird.

Hauptwände, Fr. Panneaux principales. Werden die Wände an einem ſolchen Lerchenfange genannt, der mit 4 Seitenwänden geſtellet und mit einem darzu geſtrickten Himmel überzogen wird.

Hauptzeichen, Fr. Signes cardinaux. Sind die untrüglichen Kennzeichen, nach welchen man einen Hirſch von einem Thiere unterſcheiden und ohnfehlbar anſprechen kann.

Hausrothſchwänzchen, ſ. Wiſtling.

Hausſchwalbe, ſ. unter Schwalbe.

Hausvögel, Hühnervögel, Lat. Gallinae, Fr. Oiſeaux domeſtiques. Sind die hühnerartigen Vögel, welche mehrentheils alle, vermittelſt ihres Fleiſches, ihrer

Eier und Federn einen wichtigen Artikel in der Haushaltung ausmachen, leicht zahm werden, und die Geſellſchaft der Menſchen lieben.

Die Vögel dieſer Ordnung haben einen erhabenen Schnabel, und die obere Kinnlade iſt ſo gewölbt, daß ihr Rand über die untere herſtehet. Die Naſenlöcher ſind mit einer erhabenen, knorpelartigen Haut halb bedeckt. Die Füße haben meiſt 4 Zehen, wovon die drei vordern an dem erſten Gelenke mit einander verbunden ſind, und unten Hervorragungen haben. Bei den meiſten hat das Männchen auch hinten am Schienbein einen Sporn. Die Flügel ſind kurz und legen ſich unten oder neben dem Schwanze zuſammen: daher auch einige nicht weit fliegen können. Der Schwanz hat mehr als 12 Federn. Ihr Leib iſt reinlich und mit Fett überzogen; ihr Fleiſch daher wohlſchmeckend und härter alsan andern Vögeln.

Die Nahrung der Hausvögel beſteht in Saamen der Pflanzen, die ſie in ihrem Kropfe einweichen, und verſchiedenen Arten von Inſekten und Gewürmen, ohne welche ſie ſich nicht wohl befinden, und ſie baden ſich im Sande. Sie werden mit den wiederkäuenden Thieren unter den Säugethieren verglichen.

Für den Jäger ſind von dieſer Ordnung folgende Gattungen bemerkbar: Der Trappe, der Faſan, das Perlhuhn und das Waldhuhn.

Haut, Fr. Peau. So werden bei allen wilden Thieren, die Bären ausgenommen, die behaarten Felle genannt, welche auf dem Bauche aufgeſchärft, und aus der Haut gewürket werden, als beim Roth- und Schwarzwildpret; diejenigen aber, ſo nicht aufgeſchärft, ſondern ganz über den Kopf geſtreift werden, wie bei den Haſen und den meiſten Raubthieren geſchiehet, heiſſen Bälge.

Hauung, Hieb, Fr. Taillis, Abattis. Wird in Schwarzwäldern ein leer abgetriebener Platz ſo lange genannt, bis er wieder in Anflug ſtehet und bewachſen iſt, da er ſodann ein Dickigt heißt.

Hebebäume, Hebeknittel. Sind Bäume, womit Laſten aufgehoben, oder Bäume umgewalzet werden, und die, je wozu ſie gebraucht werden ſollen, von der Dicke eines Arms, auch ſtärker oder ſchwächer ſeyn können.

Hebegabel, Fr. Fourche pour lever les toiles. Beſtehet aus einem 6 Fuß langen Stabe, an welchem oben eine eiſerne Gabel befindlich iſt, die auf einer Seite einen etwas kürzern und flach gebogenen Zinken haben; auf der andern Seite aber muß der Zinken höher und die Spitze auswärts krumm gebogen ſeyn. Man hat ſie bei Aufſtellung des hohen Zeuges nöthig, und braucht ihrer 16 dazu.

Heckenkirſchenſtrauch, Lat. Lonicera Xyloſteum, Fr. le Chamaecériſier des Haies, Engl. the Fly Honey-Suckle; auch genannt: Hundsbeerſtrauch, Hundskirſche, Hundsbaum, Walpurgisſtrauch, Wolpermai, Wolbermai, Wolbertmai, Welbertmai, Walpurgismaie, Zäunling, Purgierkirſche, Teufelskirſche, rothe Vogelkirſche, Flühkirſche, Ahlkirſche, Beinholz, Zweckholz, Beinröhrholz, Teufelsholz, Metternholz, Mutterholz, Marterholz, Seelenholz, Sellenholz, Söllenholz, Röhrholz, Tobaksröhrenholz, Fospiepen, Brechweide, falſche Schießbeere, Sprözern, Ströʒern, Ahlbaum, Läuſebaum, Tunkirſch, Fiedelrümpſchen.

Iſt unter den ſommergrünen Laubhölzern ein harter Strauch, der mit dem wilden Geisblatt ein Geſchlecht ausmacht, und in den Vorhölzern als Unterholz, dergleichen in Hecken wild wächſt, bald als ein 5- 6- bis 8füßiger dauerhafter, öfters auch nur als ein niedriger Strauch mit ſehr geraden aufrecht wachſenden Schoſſen erſcheint. Er erreicht in 15 Jahren ſeine Vollkommenheit, wird aber übrigens über 30 Jahre alt. Er treibt flache, 1 Fuß tief und 2 Fuß weit gehende Wurzeln, die holzig, hart, lebhaft und dauerhaft ſind. Die Rinde iſt an jungen Stämmen röthlich und glatt, an ältern Stämmen weißlichgrau und zerriſſen. Die Blätter ſind eirund, ungezahnt, weich, auf beiden Seiten wollig, geſtielt, und ſtehen paarweiſe einander gegenüber. Die Zwitterblüthe erſcheint im Mai, darauf folgen kleine rothe Beeren, je zwei und zwei beiſammen, die eine kleiner als die andere; ſie werden im Julius und Auguſt reif, und enthalten 6 gelbe Kerne. — Es giebt aber auch eine Abänderung dieſes Strauchs, die kohlſchwarze Beeren zum Vorſchein bringt.

Man ſäet den Saamen am vortheilhafteſten im Herbſt, in einen ſchattigten, kühlen, feuchten und guten Grund in

Rinnen, und bedeckt ihn mit 1 Viertel Zoll lockerer Erde. Im erſten Sommer, nach 10 Monaten, erſcheinen die jungen Pflanzen. Im 8ten bis 10ten Jahre verſetzt man ſie zu Hecken, wozu jeder Boden gut iſt, der nicht zu dürre iſt. Das Wachsthum aus den Saamen geſchieht indeß etwas langſam, daher die künſtliche Vermehrung weit geſchwinder durch Ableger, Schößlinge und Stöcklinge geſchieht. Die Wurzel ſchlägt zu Schlagholz aus.

Die Blüthen enthalten viel Honigſtoff, daher ihnen die Bienen nachfliegen. Den Beeren ziehen die großen Waldvögel nach. Das harte zähe Holz dient zu Reiß- und Brennholz, und giebt gute Aſche. Man verfertigt daraus Weberkämme, Rechenzähne, Schuhzwecken und andere kleine Waaren. Die langen Zweige geben gute Tobaksröhre. Beſonders dient es zu ſehr ſchönen Ladeſtöcken, weshalb die geraden Stammlohden von den Büchſenſchäftern und Jägern ſehr geſchätzt werden. In Gärten dient dieſer Strauch zur Abwechſelung in Hecken, grünen Wänden; aber in den Forſten wird er nicht kunſtmäßig angezogen, da er ſich von ſelbſt hinlänglich vermehrt.

Heckenſchmatzer, ſ. unter Grasmücke.

Heerd, ſ. Vogelheerd.

Heermännchen, Lat. Muſtela vulgaris, Linn. Fr. la Belette, Buff. Engl. the common Weeſel, Penn. auch genannt: das kleine Wieſel, Hauswieſel, Speicherwieſel. Gehört unter die Raubthiere, und iſt als Säugthier von der Gattung der Marder eine Art, bei welcher als Kennzeichen der Schwanz mit dem Oberleibe einfarbig und ohne Haarbüſchel iſt. Die Geſtalt dieſes Thieres, das ſich vorzüglich über den kalten und gemäßigten Theil der Erde verbreitet, und in Sachſen, Thüringen ꝛc. nicht ſelten iſt; unterſcheidet ſich von dem großen Wieſel (ſ. Wieſel) bloß in Anſehung der Größe, und Form und Kürze des Schwanzes merklich. Es iſt 7 Zoll lang, der Schwanz 1 und 3 Viertel Zoll, und die Höhe 1 und einen halben Zoll.

Der halbzolllange Kopf hat mit dem Halſe und Leibe faſt einerlei Dicke und iſt breit gedruckt. Der Mund hat ein ſcharfes Gebiß, nämlich in beiden Kinnladen vorne 6 Schneidezähne, 4 Eckzähne, oben 4 Backenzähne auf jeder Seite, in der untern Kinnlade 5 Backenzähne. Die kur-

Himmelsgeis, Schnibbe, das Haarekenblatt, der Haberbock, das Haverlämmchen, Schnepfchen, kleine Pfuhlſchnepfe, Ketſchnepfe, Himmelsziege. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und iſt eine Art von der Gattung der Schnepfen, die als Kennzeichen geraden und mit Erhabenheiten beſetzten Schnabel, auf dem Kopfe einige ſchwarze Linien und braungrüne Füße hat.

Sie hat ohngefähr die Größe einer Wachtel, iſt 12 Zoll lang, der Schwanz 2 und 3 Viertel Zoll und die Breite der Flügel 1 und einen halben Zoll. Sie wiegt 6 Unzen. Der Schnabel iſt 3 Zoll lang, gerade, dünne, und 1 Zoll lang mit lauter eckigen Knöchen beſetzt, der Oberkiefer rund ablaufend und etwas vorragend, von unten an zwei Drittheile weit grüngelb, das übrige gegen die Spitze hinaus ſchwarz, der Augenſtern nußbraun, die Beine 1 und einen halben Zoll hoch, der Schenkel einen halben Zoll lang nackt, die Mittelzehe 1 und einen halben Zoll und die Hinterzehe 5 Linien, die Zehen ganz geſpalten, die ganzen Füße braun ins Grünliche fallend und die Nägel ſchwarz.

Der kleine Kopf hat nicht bei allen einerlei Zeichnung; bei einigen iſt der Scheitel ſchwarz, roſtfarben überlaufen; in der Mitte dieſes Grundes läuft eine roſtgelbliche Linie der Länge nach hin, über die Augen ein roſtgelber Strich, vom Schnabel bis zu den Augen oben eine weiße breite und unten eine ſchwarzbraune Linie; andere haben einen ſchwarzen Scheitel, zu beiden Seiten einen roſtfarbenen Streifen, der unter den Augen durch einen dazwiſchen hinlaufenden durchſchnitten wird, und von den Naſenlöchern geht durch die Augen weg wieder ein ſchwarzer Streif, wodurch alſo der Kopf durch 5 ſchwarze Bandſtreifen geziert wird, und dieß ſind die alten Männchen. Auch iſt bei einigen der Kopf mit 3 ſchwärzlichen oder dunkelbraunen und 3 ſchmutzig roſtbraunen Längsſtreifen beſetzt, und dieß ſcheinen die einjährigen Männchen zu ſeyn. Die Wangen und das Kinn ſind weiß, erſtere mit einzelnen ſchwarzen Punkten, der Oberhals dunkelbraun, die Kehle und der Unterhals ſchwarz und roſtgelb gefleckt; die Bruſt und der Bauch ſind weiß, der Rücken und die Schultern dunkelbraun, die obern Deckfedern des Schwanzes grau, und ſo lang, daß die Schwanzfedern nur

einen halben Zoll vorſtehen, die Seitenfedern weiß mit dunkelbraunen Querbinden, die Schenkelfedern grau, der After dunkelbraun, die größern Deckfedern und vordern Schwungfedern ſchwärzlich, die letzten Schwungfedern dunkelbraun, mit weißlichen und gelben Streifen, die kleinern Deckfedern dunkelbraun mit röthlichen Spitzen, die Unterflügel weiß und ſchwarz geſprenkelt, die 14 Schwanzfedern an der Wurzel ſchwarz, nach der Spitze zu orangengelb mit zwei dunkelbraunen Streifen. — Das Weibchen ſieht am Kopfe und Unterleibe etwas heller aus, und ſcheint immer etwas größer zu ſeyn.

Dieſe Schnepfe iſt ſehr ſcheu, und dabei auch liſtig. Sie bleibt ſo lange als möglich in ihrem Stande im Graſe auf der Erde niedergeduckt, und wenn man ihr zu nahe kömmt, ſo fliegt ſie blitzſchnell auf, ſchwingt ſich hoch in die Luft und fliegt ſehr weit, ehe ſie ſich wieder wie ein Pfeil gerade herab auf die Erde ſtürzt, und ſchreit dabei unaufhörlich: Mäckerä! und Ket, Ket! daher der Name Ketſchnepfe. Bei anhaltender ſchöner Witterung ſteigt ſie oft ſehr hoch, daß man ſie kaum mehr ſehen kann, wälzet und taumelt ſich im Fliegen herum, und macht alsdenn das erwähnte traurige Geſchrei, als wenn eine Ziege mit grober Stimme meckere; daher der Name Himmelsziege (Capella coeleſtis), welcher bei den Alten allerlei Aberglauben veranlaßt hat. Das Weibchen ſitzt alsdann mehrentheils in der Gegend auf der Erde, wo ſich das Männchen in der Luft herum taumelt, und dieſes fällt hierauf zu ihm herunter und zwar ſo ſchnell, daß man es deutlich hören, aber kaum ſehen kann.

Sie bewohnt Europa bis Island hinauf, das nördliche Amerika, geht ſogar bis Grönland hinauf, und iſt in ganz Rußland und Sibirien bekannt. In Deutſchland iſt ſie beſonders im Frühjahr und Herbſte gemein. Als Zugvogel zieht ſie im Auguſt und September ihrer Nahrung halber von einem Orte zum andern und im Oktober ganz weg, und kömmt zu Anfang des Aprils wieder. Aſien ſoll ihr Winteraufenthalt ſeyn; doch hält ſie ſich auch den Winter über in England auf. Am Tage liegt ſie in ſumpfigen Wieſen im Graſe hinter den Binſenhügeln gemeiniglich ganz ſtille; des Nachts aber beſuchet ſie offene Pfützen und Teiche. In

moorigen, ſumpfigen Gegenden iſt ſie alſo ſehr gemein, wenn ſie beſonders mit Gebüſchen bewachſen, oder Holzungen in der Nähe ſind.

Ihre liebſte Nahrung ſind Regenwürmer, Schnecken, Inſekten und Inſektenlarven, doch freſſen ſie auch Getraide, zumal Hafer (daher der Name Haberbock) und weiche Sumpfgraswurzeln.

Das Weibchen legt in ausgeſpülte Erdhöhlen, auf einige Gras- und Strohhalmen, im April oder Mai 4 bis 5 ſchmutzig olivengrüne, mit braunen Flecken beſetzte Eier, und brütet ſie allein in 3 Wochen aus. Die Jungen laufen aus dem Ei davon, und werden von der Mutter in ſumpfige Wieſen geführt und ihre Nahrung ſelbſt zu ſuchen angewieſen. Vor der erſten Mauſer ſind die Streifen am Kopfe noch nicht deutlich, auch oft in der Anzahl verſchieden.

Feinde der jungen Brut ſind die Kolkraben, Krähen und Elſtern, und die Alten werden von Habichten und Falken verfolgt. Auch ſind ſie von der gemeinen Hühnerlaus oft ganz bedeckt.

Sie ſind ſchwer zu ſchießen. Doch ſtellen ſich die Jäger auf ihrem Wegzuge im Herbſt an ſolchen Orten, wo ſie im Sumpfe liegen, oder wo ſie vorbei ziehen, des Abends an, und ſchießen ſie, weil ſie alsdenn nicht in die Höhe ſteigen, im Fluge. — Da, wo ſie ihre gewiſſen Gänge in Binſen haben, ſtellt man ihnen Schlingen hin und im Graſe Stecknetze. — Wenn man des Abends kleine Schlagnetze an die Grabenufer legt, und mit friſchem Schlamm bedeckt, ſo kommen ſie in der Morgendämmerung, ſuchen ihre Nahrung, Würmer und dergl. in demſelben, und können leicht gefangen werden. Dieſe Schlagnetze ſind eben ſo gemacht, wie die zum Entenfange (ſ. B. I. Seite 512.), aber nur den vierten Theil ſo groß und mit engern Maſchen.

Sie nützen durch ihr delikates Fleiſch; man macht ſie auch, wie die Waldſchnepfen, unausgenommen zurecht. — Ihre meckernden Ziegentöne ſollen Veränderung des Wetters andeuten, ſo wie man auch auf ihr Pfeifen Ket, Ket! anhaltendes gutes Wetter erwartet.

Heftel, Fr. le Piquet. Sind Pfähle von Buchen, Eichen, Rüſtern, Fliegenbaum, Arlsbeeren, Masholder und dergl. feſtem Holze, welche bei Aufſtellung der Jagd-

zeuge in die Erde geſchlagen werden, um die Tücher damit feſt zu halten, wenn keine Bäume mit den Leinen erreicht werden können.

Hegereuter, Fr. Garde-bois, Garde-forêt, Garde.-Chaſſe, Surgarde. Iſt ein unterer Jagdbedienter, welcher gemeiniglich zu Beſorgung der Feldjagden angeſtellet iſt, zuweilen aber auch Holzungen, beſonders Feldhölzer, unter ſeiner Aufſicht mit hat.

Hegewiſch, Fr. Bouchon ou Marque de défends. Sind Bündelchen von Stroh oder grünem Reißig, welche an die Büſche gehangen, oder auf ſchwache Stangen in die jungen Schläge und Hiebe, auch in die verbotenen Wege geſtecket werden, um dadurch zu warnen, daß weder der Hirte dahin hüten, noch ſonſt jemand die jungen Schläge betreten und darin graſen, oder auch die verbotenen Wege fahren darf. Dieſe Hegewiſche werden beſonders bei abgehauenen Unterholzrevieren oder Plätzen, welche vor dem Vieh verheget werden ſollen, gebraucht, wenn man ſie nicht mit Graben einſchließen kann.

Hegezeit, Schonzeit, Fr. Temps bien ſec. Iſt diejenige Jahreszeit, wo das große und kleine Wildpret allerhand Gattung, zu ſeiner Satz- Brut- und Heckzeit nicht beunruhiget, mithin binnen dieſer Zeit weder gefangen noch ſonſt geſchoſſen oder gejaget werden darf. Dieſe Zeit fällt beſonders im Mai, wenn das Wildpret ſetzt, und nach Egidy hin, wenn die Brunftzeit iſt, wo auch 4 Wochen lang niemand in die Waldung darf. Ferner, wo Vaſallen an herrſchaftliche Gehege ſtoßen, und die hohe und niedree Jagd haben, ſo iſt bei der hohen Jagd von Andreas bis Trinitatis, und bei der Niederjagd von Faſtnacht bis Bartholomäi, die Schon- oder Hegezeit.

Hegung, Zuſchlag, Fr. Champ fermé d'une haie, Défenſe. Hierunter verſtehet man überhaupt gewiſſe Diſtrikte in Forſten, die mit Gräben und andern Befriedigungen ſo verwahret ſind, daß das junge Holz ungeſtört darin heranwachſen kann. Daher ſagt man: einen Wald, einen Hau oder Schlag in Hegung bringen oder in Zuſchlag thun.

Die Hegung an und für ſich iſt faſt das kräftigſte Mittel zu Erhaltung und Vervollkommung der Waldungen,

weil ohne dieſelbe die beſtmöglichſte forſtmäßige Behandlung derſelben vergebens, und alle Holzſaat und Pflanzung fruchtlos ſeyn würde. Sie iſt aber auch von großem Umfange, und begränzt ſich bei weitem nicht allein auf Huth und Weide, ſondern auch auf mehrere wichtige Gegenſtände. Denn ſo iſt auſſer der Hutung eine übermäßig ſtarke Wildbahn der Hegung äuſſerſt nachtheilig, und wohl der Beweis überflüßig, daß bei ſelbiger die Hegung nicht ſtatt finden kann, und die Waldungen einem großen Verderben ausgeſetzt ſind. In einem ſolchen Fall iſt kein anderes Mittel, als daß die Anſaaten und Anpflanzungen verzäunet werden.

Ferner gehört zur Hegung, daß das im Sommer zum beſſern Aufkommen des jungen Holzes auf jungen Schlägen ausgezeichnete Waldrecht, im Winter beim Schnee gefället, und ſogleich weggeſchafft werde. Auch muß das auf den Schlägen ſich ergebende Klafter- Nutz- Bau- und Wellenholz, gleich nach der Fällung, aufgeklaftert, aufgebunden und abgezählet, und der Schlag, wo möglich, davon befreiet werden, ehe der Anflug und Stockausſchlag grünet; oder wo Umſtände dieſes verhindern, muß ſolches Holz, ſo viel es thunlich iſt, an Wege, Felder oder ungehegte Walddiſtrikte aufgeſetzet werden, damit der junge Schlag ſo wenig als möglich von den Fuhren beunruhiget, mithin ſo wenig Holz als möglich iſt, verderbt werden möge.

So dient auch zur Hegung, daß man im Forſt ſo wenig Nebenwege als möglich geſtatte, diejenigen unentbehrlichen Wege aber, beſonders da, wo dieſelben über junge Hegungen gehen, zu beiden Seiten mit Gräben und beim Ein- und Ausgang mit Quergraben begleite und beſchütze. — Das hie und da gewöhnliche verderbliche Ernd- und Wellen- Wied- Schneiden, das meiſt in jungen Dickungen geſchiehet, muß abgeſtellet werden. — Das noch an verſchiedenen Orten gewöhnliche, äuſerſt ſchädliche Laubſtreifeln, zur Nahrung der Schafe und Ziegen, iſt gänzlich abzuſtellen, weil eine jede Pflanze, da es nur an jungem Holze geſchehen kann, dadurch verdorben wird.

Ein Haupthegungsmittel iſt, daß das Graſen in den jungen Schlägen gänzlich unterlaſſen werde. — Durch das dürre Laubrechen zum Streuen wird oft ein beträchtlicher Schaden angerichtet, wenn ſolches an allen Plätzen des

Forſtes ohne Unterſchied verſtattet wird. Wenn ſolches nicht ſchädlich ſeyn ſoll, darf es nur an ſolchen Orten verſtattet werden, wo haubare Waldungen ſich befinden, welche nach 4, 5, 6 und mehreren Jahren abgetrieben werden, oder auch da, wo in Stangenhölzern in tiefen Graben oder Thälern das Laub oft mehrere Schuh hoch auf einander liegt; in ganz jungen Waldungen aber iſt ſelbiges durchaus nicht zu geſtatten. Eben ſo verhält ſichs auch mit dem Moosrechen in Nadelholzwaldungen, welches nur auf ganz holzleeren Blößen junger Dickungen, oder in ſolchen haubaren Waldungen, die nach einigen Jahren abgetrieben werden ſollen, verſtattet werden kann, wenn es ſchlechterdings nicht zu entbehren iſt.

Das eigenmächtige Heidehacken zur Streuung für das Vieh, oder gar das Heidebrennen zur Vieh- beſonders zur Schafweide muß aufs ſchärfſte unterſagt werden. Das Heidehacken darf nur auf ſolchen Plätzen erlaubt werden, wo gar kein junges Holz ſich befindet, und welche allenfalls zur Holzſaat zubereitet werden ſollen; das Heidebrennen aber iſt in Waldungen durchaus nicht zu geſtatten. — Nicht minder iſt das ſogenannte Plaggenhauen in Waldungen gänzlich zu unterſagen.

Weiter muß der Forſtmann der Hegung halber ſcharfe Aufſicht haben, damit die Arbeit aller, hie und da einträglicher Forſtnützungen, des Kohlen- Aſche- Kalch- und Pechbrennens, wie auch des Harzſcharrens und Kienhauens, an lauter den Waldungen unſchädlichen Plätzen verrichtet werden möge, wie auch, daß Hirten, Holzmacher oder andere Leute nicht zur Unzeit, bei warmen Tagen, oder bei Dürrung, auf Plätzen, wo durch Feuer-Ausbruch großer Schaden geſchehen könnte, Feuer zum Wärmen anmachen.

Auch kann als ein Hegungsſtück hierher gerechnet werden, daß der Forſtmann die tiefen Löcher, welche durch Ausgraben der Stöcke in Laub- und Nadelhölzern gemacht werden, jederzeit wieder ausebnen und mit Holzſaamen beſäen laſſe. — Endlich iſt ein Haupthegungsmittel, daß alle hohe und niedere Forſtbediente, ſonderlich jeder in ſeinem Forſt, aller Holzmauſerei, und überhaupt allen im Forſt zu treibenden unerlaubten Dingen, durch fleißiges auch zuweilen nächtliches Begehen des Forſtes, durch

ſcharfe Aufſicht, ſteten Fleiß, Nachforſchen ꝛc. möglichen Einhalt und Abbruch zu thun, ſich äußerſt bemühe, die betroffenen Frevler aber, nach Maasgabe des verübten Frevels, zur nachdrücklichen Beſtrafung anzeige.

Heide, lat. Erica. Von dieſem Geſchlechte kommen in deutſchen Forſten nur zweierlei Arten vor, die gemeine Heide und die Sumpfheide, und dieſe ſind ſehr gemeine, niedrige, immergrünende Erdhölzer, von verſchiedner Geſtalt, Höhe und Stärke. Sie bringen ſämmtlich fruchtbare Zwitterblüthen mit 8 Staubfäden hervor. Der Saamenſtock iſt rundlich, der Staubweg fadenförmig, länger als die Fäden, die Narbe viereckig, vierſpaltig. Das Fruchtbehältniß iſt eine rundliche, viereckige braune Kapſel; der darin befindliche Saame beſteht aus vielen kleinen Körnern.

Die gemeine Heide, lat. Erica vulgaris, Linn. Fr. la Bruyere commune, Engl. the common Heath or Ling; auch genannt: glatter Heideſtrauch, Heide, Heidekraut, rothe Heide, Hede. Iſt ein ſehr gemeines immergrünes Erdholz, welches in ausgelichteten Wäldern, und auf trocknen, rauhen, ſandigen, unfruchtbaren Blößen häufig vorkommt, und dieſen den Namen Heide (Ericetum) giebt. Der Stamm iſt niedrig auf der Erde hingeſtreckt, treibt mehrere harte, aufgerichtete, theils abwechſelnd, theils einander gegenüber ſtehende braunrothe Zweige. Sie erreicht in 15 Jahren ihre Vollkommenheit, treibt Pfahl- und flache Wurzel, die 1 Fuß tief und 2 Fuß in die Weite gehen, und ſind zähe und braunroth; die Rinde iſt am jungen Holze röthlich, und am alten braun; die vielen zarten Aeſtchen ſind mit kleinen lanzenförmigen, glänzendgrünen Blättern, die einander gegenüber ſtehen, häufig beſetzt; die röthlichweißen Blumen kommen im Herbſt hervor; der Saame wird im December reif, fällt gegen den Frühling aus, und liegt über ein Jahr in der Erde, ehe er aufgeht.

Die Sumpfheide, lat. Erica Tetralix, Linn. Fr. la Bruyere des marais, Engl. the fir-leaved Heath, Croſs-leaved Heath; auch genannt: Winterheide, braunrothe Heide, Beſenheide, ungariſche Heide, brabanter Heide, fichtenblättrige Heide, rothſchwärzliche Heide. Dieſe Heide kömmt in 10 Jahren zu ihrer Vollkommenheit, und wird

nur in Niederungen und Brüchen gefunden. Bei dieſer Art ſind die Stengel und Zweige kürzer und dünner, und höchſtens 1 Fuß hoch. Die dicken, ſchmalen und ſehr ſpitzigen Blätter laſſen ſich mit den Nadeln der Rothtanne vergleichen. Auch ſind hier die röthlichen Blüthen größer, und der Saame wird im Oktober reif; übrigens kömmt ſie in allem mit der gemeinen Heide überein.

Sowohl die gemeine als die Sumpfheide pflanzen ſich durch den Saamen und die Wurzeln in dem allerſchlechteſten kaltgrundigen, rauhen, ſteinigten, und in dem brennend heiſſen, ſandigen Grunde und ſelbſt im Flugſande fort. Hingegen können ſie kein gedüngtes fettes Land, wenn es noch dazu bearbeitet wird, vertragen, und werden durch die Bearbeitung und Düngung bald ausgerottet, eben ſo wie ſie wieder im Gegentheil in einem verwilderten ungebauten Boden ſtark überhand nehmen, alles neben ſich vertreiben, und dem Anflug des Holzes ganz und gar zuwider ſind. Hieraus iſt es klar, daß das Daſeyn der Heide mehr als ein Beweis übelgeführter Wirthſchaft in einem ſchlechten Boden, als ein dem Holzwuchs ſchädliches Gewächs anzuſehen ſey.

Indeß muß doch die Heide, wo ſie einmal iſt, wo ſie zum Anpflanzen des Gehölzes ausgerottet wird, oder wo die Forſten ſo groß ſind, daß ohnehin Holz genug da iſt, ordentlich wirthſchaftlich benutzt werden. Wo das Reißholz ſelten, iſt die Heide zum Brennen gut; ſie giebt Hitze genug, zumal in derben Bündeln, und dabei eine gute ſcharfe und viele Aſche. Die junge weiche Heide hackt man mit ſcharfen Hacken wie Raſenſchollen ab, und ſtreuet ſie mit Nutzen dem Vieh unter; auch giebt die Heide für die Schafe, wie die Heideſchmacken beweiſen, eine gute Weide, nur muß ſie jung ſeyn, wenn ſie nähren ſoll; daher die Schäfer die alte Heide öfters zur Ungebühr ſehr gern abbrennen, welches aber der Feuersgefahr wegen nicht, wenigſtens nicht ohne Aufſicht, geſtattet werden darf. Aus den Heiden zieht auch die Bienenzucht zur Zeit der Blüthe ungemeine Vortheile. Die höhern Sträucher dienen zu Beſen; man füllt damit ſtatt der Faſchinen Löcher und Tiefen in den Wegen aus. Die Heide kann man auch zu Spinnhütten beim Seidenbau gebrauchen. In England nimmt man ſie, nach Plot, zum Bierbrauen ſtatt des Hopfens; auch ſtatt des Strohes zu

Bettſäcken. Man hackt auch die Heideplatzen, fährt ſie auf Haufen zuſammen, läßt ſie mit dem andern Miſte modern, und bringt ſie hiernächſt aufs Feld. Der mit Heide zubereitete Miſt iſt kräftig und ſehr gut für bindende Felder.

Nach Suckows und Dambourneys Verſuchen iſt die Heide eins der wichtigſten Farbengewächſe. Drei und ein halbes Loth etwas getrocknete Stengel mit Blüthen gaben eine ſehr feurige gelbrothe klare Brühe. Aufgelöſte Pottaſche machte ſie dunkel und feurigrothbraun, Kochſalzſäure röthlichgelb und etwas trübe, aufgelöſtes Kochſalz unten gelb, oben feurig rothgelb ohne Niederſchlag, Alaun gelbröthlich ins Grünliche ſpielend ohne etwas zu fällen, Eiſenvitriol ſchwarzgrün und durchſichtig mit gleichfarbigem Niederſchlag, Zinkvitriol eben ſo, Zuckerſäure blaßröthlich mit vielem weißem Niederſchlag. Unvorbereitetes Tuch erhielt in dem Abſud eine lederbraune Farbe, Seide eine gute Fleiſchfarbe, alauntes Tuch eine ſehr geſättigte, hohe und ſchöne pomeranzengelbe Farbe, Seide eine röthlichbraune. Mit Eiſenvitriol vorbereitetes Tuch bekam eine ſatte ſchöne ſchwarzbraune Farbe, Seide eine grauliche in das Rothbraune fallende Farbe. Der Abſud mit 1 Viertel gleichviel geſättigter Pottaſchen- und Alaunſolution vermiſcht, gab einem mit Eiſenvitriol vorbereiteten Tuche eine nußbraune, der eben ſo zubereiteten Seide eine röthlichbraune Farbe. Die mit 1 Viertel geſättigter Kochſalzſolution vermiſchte Brühe gab alauntem Tuche eine geſättigte, aber nicht ganz reine ſchwefelgelbe Farbe, und der alaunten Seide eine braungelbe.

Heidelbeere, lat. Vaccinium. Hievon giebt es in Deutſchland vier verſchiedene Hauptarten, welche wegen der großen Uebereinſtimmung ihres natürlichen Charakters in den Blumen und Früchten, ein Geſchlecht unter ſich ausmachen. Dieſe ſind: der Trunkelbeerſtrauch, die Heidelbeere, die Moosbeere und die Preußelbeere.

Die eigentliche Heidelbeere, lat. Vaccinium Myrtillus, Linn. Fr. les Airelles, le Bleuet, Engl. the black Whorts, the Whortle-berries, or Billberries; auch genannt: ſchwarze Preußelbeere, ſchwarze Beere, ſchwarze Heidelbeere, ſchwarzer Heidelbeerſtrauch, Rosbeere, Staudelbeere, Bickbeere, Pickbeere, Blaubeere, blaue Heidelbeere, Heidel, Heidelſtaude, Heidelſtrauch, Beſige, Be-

ſinge, ſchwarzer Beſingſtrauch, Bickelbeere, Pückelbeere, Pickelbeerſtrauch, Waldbeerſtrauch, Kuthecken.

Dieſer kleine Erdſtrauch gehört unter die ſommergrünen Laubhölzer, und iſt eins der dauerhafteſten wuchernden Gewächſe, in allen unfruchtbaren und kalten Heideboden, und welches die Blößen in Fichten- Birken- und Buchenwaldungen, in platten und bergigten, auch in den höchſten Gebirgen und ſteinigten, mooſigten, wüſten Gegenden bald überzieht, und da es aus ſolchen ſehr ſchwer zu vertilgen, dem jungen Aufſchlag des Holzes ungemein ſchädlich iſt.

Sie kommt in 10 Jahren zu ihrer Vollkommenheit, und wird auf den höchſten, rauheſten Gebirgen am anſehnlichſten bis 2 Fuß hoch. Die Wurzel iſt kriechend, holzig, dünn, zähe, und läuft oben in der Dammerde fort, wo ſie häufige Wurzelſproſſen treibt. Die Rinde iſt am jungen Holze glatt grün, und am alten unterwärts nach der Wurzel hin glatt bräunlich. Die Blätter ſind grün, klein und eirund, ſtehen abwechſelnd auf kurzen Stielen, brechen in der Mitte des Maies aus, und fallen zu Ende des Oktobers ab. Das Holz iſt weißlich, hart und wenig dauerhaft. Die fruchtbaren weißlichen Zwitterblüthen brechen zu Ende des Maies hervor; darauf erfolgen die Früchte, die bekannten ſchwarzblauen Heidelbeeren, auf welchen die Blumendecke einen Nabel bildet; dieſe werden im Julius und Auguſt reif, und enthalten viele kleine Körner als Saamen in ſich, der im Sommer ſeine Reife erlangt. Die Körner liegen ein, auch zwei Jahre, und ſind, auſſer im Mooſe, ſchwer zu erziehen. Auch kann man den Strauch verpflanzen, wenn man ihn mit ſeiner Erde aushebt, und ihn in einen ähnlichen Boden verſetzt.

Ob zwar der Heidelbeerſtrauch kein Gegenſtand der Fortpflanzung in den Forſten iſt, ſo hat er dennoch mannichfaltigen Nutzen. Der Strauch giebt eine gute Aſche, und kann auch zu manchen Arten Gerbereien gebraucht werden. Die Blüthen werden von den Bienen emſig aufgeſucht, daher auch manche ihre Bienenſtöcke zur Blüthezeit an diejenigen Gegenden, wo dieſes Erdholz in Menge wächſt, bringen laſſen. Die Beeren werden theils roh, theils mit Milch und Zucker als eine heilſame Sommerkur genoſſen, und zu mancherlei Backwerk und an andere Gerichte genommen. In

Schottland nimmt man den Saft zu Punſch. Friſch giebt er mit Alaun eine ſchöne Violettfarbe, womit man in Schweden Strümpfe färbt. Setzt man noch Kupferſchlag bei, ſo wird ungekochte Wolle blau, nimmt man aber Galläpfel, ſchwarz. Mit lebendigem Kalche, Grünſpan und Salmiak eingekocht, erhält man eine Purpurfarbe für die Mahler. Man nimmt auch die Beere zur Färbung der Weine, zur Bereitung des künſtlichen Pontaks. Getrocknet ſind ſie ein gelind zuſammenziehendes Mittel in anhaltenden Durchfällen. Auch dienen ſie zu Mus (Rob myrtillorum), indem man ihrer eine Menge mit einer hölzerner Keule in einem ſteinernen Mörſer ſtößt, ſie in einem irdenen Gefäße auf einige Tage in Keller ſetzt, dann durch Leinwand drückt, den vierten Theil Zucker hinzuthut, und die Miſchung in einem irdenen Gefäße unter beſtändigem Umrühren zur Honigdicke einkocht. Wo ſie in Menge zu haben ſind, wird auch Branntwein daraus bereitet. Endlich ſind ſie eine Nahrung für verſchiedene Arten kleiner Waldvögel.

Heidelerche, ſ. Pieplerche.

Heidelhahn, ſ. Birkhuhn.

Heidereiter. Heißt ein Forſtbedienter in ſolchen Gegenden, wo die Forſte und Reviere Heiden genennet werden.

Heiliger Wald. War bei den alten Deutſchen ein mit unzähligen Bäumen bewachſener finſterer Ort, woſelbſt man unter den ſchattigen Zweigen den Göttern opferte. Der Urſprung ſolcher Art göttlicher Verehrung rührte wahrſcheinlich von den Erzählungen der Alten her, daß ſich Gott den Vorfahren oft unter ſchattigen Bäumen und auf Höhen geoffenbaret habe, ihm auch daſelbſt geopfert worden, daher ſie auf die Gedanken fielen, es klebe den Bäumen und deren Schatten eine beſondere Gottheit an. Je älter und düſterer nun ſolche Oerter gefunden wurden, je größere Vermuthung hatte man von einer ſich daſelbſt befindlichen Gottheit.

In mehreren heiligen Wäldern verehrten die alten Deutſchen eine unſichtbare Gottheit, wovon Tacitus uns die Nachricht hinterlaſſen hat. Den Anfang ihres Gottesdienſtes machten ſie damit, daß ſie öffentlich einen Menſchen ſchlachteten. Niemand durfte anders als gefeſſelt hinein gehen, und wenn er ohngefähr niederfiel, ſich nicht aufhel-

ſen laſſen, ſondern mußte ſich auf der Erde hinaus wälzen. So haben auch die Schweden und Preußen die zum Opfer beſtimmten Körper der Menſchen und Hunde in dem Walde nächſt an dem Tempel aufgehangen, auch nicht allein den Wald ſelbſt, ſondern auch alle Bäume wegen des Opferblutes heilig gehalten, ja ſogar ſolche Heiligkeit auf alle Aeſte der Bäume gezogen. Am meiſten iſt zu verwundern, daß ſie auch den darin ſich aufhaltenden Vögeln und wilden Thieren eine Heiligkeit zugeeignet, und deshalb ſolche zu tödten ſehr hart verboten haben.

In den folgenden Zeiten blieb man nicht allein bei der Verehrung gewiſſer Waldörter, ſondern man fieng auch an einzelne Bäume für heilig zu halten, und endlich gar ungeſtaltete Götter zu bilden. Unter andern ſchrieb man den Eichen, vorzüglich den älteſten, eine beſondere Heiligkeit zu. Nicht allein aber geſchahe den Eichen dergleichen Ehre, ſondern man erwies auch ſolche den Linden. Nächſt dieſen eignete man auch den Göttern einen Sitz unter den Hollunderbäumen zu, und hielte daher dieſelben für heilig. Ja es gieng die Verblendung ſogar dahin, daß man die Eichen im Walde und Feldern den Schlangen heiligte; abſonderlich aber beſuchten ſolche die Weiber zum öftern, brachten den Schlangen Milch, und baten ſie, ihren Männern Kraft zu geben, daß ſie von ihnen ſchwanger würden. Uebrigens iſt es erſt nach eingeführtem Chriſtenthum gelungen, das Volk von dieſem Aberglauben abzubringen.

Heiſter, Fr. Plantard. Heißt bei dem Laubholz ein aufgeſchoſſener aus dem Saamen gezogener Baum, der über 2 Zoll, aber nicht über einen halben Fuß dick iſt. Einige brauchen das Wort bei jungen Eichen, welche zum Verpflanzen tüchtig ſind, unter dem Namen Pflanzheiſter. Andere unterſcheiden ihn mit dem Namen Vorſtänder, angehenden Baum, Hauptbaum oder Bauholzſtamm, Mühlenwelle, Schlußbaum, Hammerwelle ꝛc.

Heiſterwald, hoher Wald. Hierunter werden ſolche Waldungen verſtanden, ſo aus dem Saamen gezogen ſind, und die man, wenn alle geſunde Bäume 4 und 6ſpaltig werden ſollen, wohl 150 und mehr Jahre muß ſtehen laſſen.

Hela. Heißt ein Leithund weiblichen Geſchlechts.

Helle. Iſt ſo viel, als Auslichten.

Herbſtſtand, Fr. la Démeure du cerf automnale. Werden diejenigen Oerter genannt, wo zur Herbſtzeit die Hirſche und das Wildpret ihren Aufenthalt ſich gern wählen.

Herrenbretter, ſ. unter Brett.

Herzbein, ſ. Hirſchbein.

Herzkammer, Fr. Cavité du coeur. Nennt der Jäger bei allen Thieren den Ort zwiſchen dem Vorderlauft und dem Buge, wo die Ribben enge zuſammen treten, und worin das Geräuſche, als Herz, Lunge und Leber, befindlich iſt.

Herzreis. Iſt bei dem Aufſchlag das mittlere oder eigentliche Stämmchen.

Herzwurzel, Fr. Pivot. Iſt die eigentliche Hauptwurzel, unmittelbar am Stamme, wovon die andern Wurzeln gleichſam Aeſte ſind.

Heſſen, Fr. couper les jarrets. Heißt nach Jägerſprache, wenn dem Hirſche die Flechſen an den Hinterläuften entzwei geſchnitten oder gehauen werden, daß das Thier nicht mehr auf den Läuften ſtehen kann. Es geſchiehet dieſes bei Parforcejagden, um den Herrn vor Beſchädigungen zu ſichern, wenn er den gejagten Hirſch abfangen will; ſ. unter Parforcejagd.

Hetzen, Fr. Chaſſer avec les chiens. Heißt überhaupt, wenn man die Jagdhunde an etwas bringt, ſolches fangen und würgen läßt. So hetzt man die Sauen mit großen Hatzhunden, ingleichen die Haſen mit Windhunden. Desgleichen wird auch ein angeſchoſſenes Stück Wildpret mit dem Schweißhunde gehetzet und verfolgt.

Hetzenreiten, Fr. Courſe de gibier. Iſt, wenn man mit Windhunden ins Feld reitet, um Haſen zu hetzen und zu fangen, und dieſes iſt für die Liebhaber des Reitens und der Jagd, die angenehmſte Art Haſen zu fangen, die auch mit den wenigſten Umſtänden verknüpfet iſt, wenn nur die Hunde gut laufen, und Haſen vorhanden ſind. Da aber durch keine Art von Jagd die Haſen-Gehege ſo ruinirt werden, als durch das Hetzen, ſo ſollte man nur ſo oft hetzen, als man Stricke Hunde mit nimmt, damit jeder Hund in der Uebung bleibt, und deswegen lieber ein paar Stricke auf einmal laufen laſſen, als mehr wie 2, höchſtens 3 Haſen zu fangen. Bei tiefem Schnee ſollte man mit den Wind-

niemals ausreiten. Wenn man dieſe Regeln, die jeder Liebhaber der Jagd auf ſeinen eignen Revieren niemals überſchreiten müßte, befolgt, ſo wird man ſelten vergebens ausreiten, und iſt auch viel angenehmer, auf dem Reviere immer etwas zu finden, als eimal 6, 7 und mehr Haſen auf einer Jagd zu fangen, und dagegen hernach vielmal ganz vergebens die Felder durchzuſuchen, ohne, nach dem Windhetzer Ausdruck, ein Haar zu ſehen.

Wenn zum Hetzen ausgeritten werden ſoll, und eine große Waldung ans Feld ſtößet, ſo thut man wohl, die Nacht vorher, wenn der Haſe aus dem Holze zu Felde gezogen iſt, die ganze dahin gelegene Seite des Waldes mit Federlappen zu verlappen, damit die Haſen entweder im Felde, oder in den Feldbüſchen und Dornhecken ſitzen bleiben, und man deſto gewiſſer iſt, den folgenden Morgen Haſen zu finden. Iſt nun alles eingerichtet, ſo müſſen, nachdem viele auf der Jagd mit reiten, auch weniger oder mehr Stricke Hunde mitgenommen werden. Wollen Herrſchaften dieſer Jagd in einem offenen Wagen fahrend mit beiwohnen, ſo kommt dieſer in der Mitte, und bei oder kurz vor demſelben ein Strick Windhunde; neben demſelben auf beiden Seiten, reiten in einer Linie die an der Jagd Theil nehmen, jedoch nie weiter als 40 Schritte von einander, oft aber, wenn es das Terrain erfordert, näher zuſammen, und auf jedem der beiden Flügel wieder ein Strick Hunde. In dieſer Ordnung durchziehet man das ganze Feld, und dieſe muß ununterbrochen beibehalten werden; fällt bei den Hunden etwas vor, wodurch das eine Strick aufgehalten wird, ſo ruft ein hinterwärts in der Mitte reitender Jäger, der darauf ſehen muß, daß der Zug immer in gleicher Entfernung und in einer Linie bleibt, Halt, alsdenn muß alles halten, bis er wieder vorwärts ruft. Hat man kleine Feldhölzer oder Büſche auf dem Reviere, ſo hat dieſer Jäger eine oder mehr Koppeln Jagdhunde bei ſich, die von einem Burſchen zu Fuße geführet werden. Der Jäger hat auch ein Flügel- oder Jagdhorn, in welches er dreimal ſtößet, wenn der Zug halten, und ebenfalls wieder, wenn er fortrücken ſoll. Auf dieſe Weiſe ſuchet man die Felder auf und ab; fährt nun ein Haſe heraus, ſo hetzet das Strick, das zunächſt iſt, auch wohl, nachdem er ſich wendet, zwei Stricke,

und reiten die dazu gehörigen Jäger, und die an dem Vergnügen Theil nehmen wollen, mit, ſo wie auch der Wagen in möglichſter Eil nachfahren oder eine Anhöhe zu erreichen ſuchen muß, von welcher man die Jagd überſehen kann.

Iſt der Haſe gefangen, ſo werden die Hunde aufgenommen und geſchüttelt, damit ihnen der Schweiß vom Herzen komme, dem Haſen die Blume abgeriſſen und dem Herrn, oder wem zu Ehren die Jagd gehalten wird, überreicht, welcher ſie zum Zeichen einer guten Beute, auf den Hut ſteckt. Der Haſe wird alsdenn entweder auf den Wagen gelegt, oder durch die geſchränkten Hinterläufte, an den am Sattelknopf befindlichen Riemen gehangen, und die gehetzt haben, kehren zu den übrigen zurück; denn der Flügel, bei welchem der Haſe nicht herausgefahren, macht, ſo bald das Hetzen angeht, Halte, und erwartet die Zurückkunft dieſer Jagenden, ohne weiter einen Schritt zu thun. Sind dieſe nun wieder in ihren Poſten eingerückt, ſo geht es wieder weiter fort. Kommt man bei einem Feldbuſch oder Bruch, ſo werden die Wechſel mit Windhunden beſetzet, und der Jäger mit dem Flügelhorn ſitzt ab, und geht mit den Jagdhunden hinein, indeß der Burſche, welcher dieſe Hunde geführet hat, das Pferd hält. Bringen nun die Hunde etwas heraus, ſo geht das Hetzen wieder an; iſt alles heraus, ſo koppelt man die Jagdhunde wieder auf, giebt ihnen, wenn ein Haſe oder Reh gefangen, das Jägerrecht, und ſo geht der Zug vorbeſchriebenermaßen weiter. In die kleinen mit Schilf und Binſen bewachſenen Feldſümpfe ſetzen ſich oft die Füchſe, wenn ihre Feldbaue zugemacht (ſ. auch unter Haſenjagd), und ſie wegen der Federlappen nicht haben zu Holze kommen können; dieſe darf man nicht überſehen, weil es ein Hauptnutzen der Windhunde iſt, daß man mit ihnen dieſen ſchädlichen Raubthieren vielen Abbruch thun kann.

Hetzlos, Fr. découplé. Iſt der Zuruf eines Jägers an ſeinen Kameraden; wenn nämlich ihrer zwei, drei, auch wohl mehr mit einander hetzen reiten, und nur einen Strick Windhunde haben, ſo theilen ſie ſich dergeſtalt, daß ſie einen Strich Feld auf einmal vornehmen, die Hunde aber allezeit im Mittel haben können. Derjenige nun, bei

welchem ein Haſe herausfährt, rufet dem andern, welcher die Hunde bei ſich hat, das Hetzlos zu.

Hetzriemen, Fr. Leſſe ou Accouple à conduire les chiens. Sind die langen Riemen, woran die Windhetzer ihre Windhunde führen, beſonders wenn ſie zu Pferde ſind. An dem einen Ende hat ein ſolcher Riemen ein Oehr, um ihn in oder über der Hand feſte machen zu können; das andere Ende, das durch die Rinken der Halsbänder geſtochen iſt, haben ſie in der Hand, damit, wenn ein Haſe heraus fährt, oder bei einem Strick Hunde das vorbenannte Hetzlos gerufen wird, ſie ſelbiges ſogleich fahren laſſen können.

Heulen, Fr. hurler, faire hurlemens. Heißt die Stimme des Wolfs, womit er ſich mehrentheils zur Winterszeit, beſonders des Nachts hören läßt.

Heuſchreckenbaum, ſ. Acacienbaum.

Heuſchuppe, Wildſchuppe, Fr. Hangard. Sind Schuppen oder Scheuern, welche in den Waldungen hie und da aufgeführet werden, um ſowohl das Heu darin trokken zu verwahren und aufzubehalten, als auch das Wildpret daſelbſt zu füttern. Sie machen ſich in ſolchen Gegenden nöthig, wo das Wildpret des Winters über gefüttert wird, damit es nicht wegen Mangel an Aeſung wegzieht, oder gar krepirt.

Hieb, ſ. Hauung.

Hiefhorn, Fr. Cor, Cornet de Chaſſeur. Sind lange Jagdhörner, wovon es dreierlei Gattungen giebt, als Zinken, Mittelhörner, und ganze und halbe Rüdenhörner; von letztern trägt man heutzutage mehrentheils halbe, weil die ganzen Rüdenhörner gar zu groß und unbequem ſind.

Alle dieſe verſchiedenen Arten von Hiefhörnern werden von eigenen Meiſtern von Büffelshörnern gemacht, weich gekocht, in ein Loch, das in einen Kloß gebohret iſt, hineingezwungen, das behörige Loch durchbohret, herausgenommen, und äuſſerlich um das Mundſtück abgedrechſelt. Hierauf wird es vorn am Schallhorn mit rothem Wachſe gepüffet, vom Riemer eingebunden, und an das Hornfeſſel mit gehörigen Schnallen und Beſchlag angefeſſelt, wozu noch ein bocks- oder kameelhaarener Hornſack und eine grüne Bandſchleife kömmt. Das Hiefhorn dient, um bei Treibejagen oder

auch bei eingeſtellten Jagen, durch drei Hiefen das Zeichen zu geben, ferner, einen jagdbaren Hirſch nach Anzahl der Enden mit eben ſo viel Hiefen anzumelden, und endlich auch das Jagen abzuſtoßen, mit nach einander folgenden kurzen Hiefen reinlich geblaſen, und zuletzt mit einem langen Hief ohne Rundung oder Triller.

Hilo. Iſt der Zuruf der Falkenier an ihre abgetragenen Vögel, wenn ſie, um ſelbige aus der Luft wieder an ſich zu locken, einen ledernen Ball mit zwei Taubenflügeln, den ſie deshalb bei ſich tragen, unter dieſem Ruf in die Höhe werfen, da die Vögel ſodann wieder zu ihnen kommen.

Himmel, Fr. Dais, Poile. Werden Garne genannt, welche ſpiegelicht geſtricket, aber nicht zum Fangen, ſondern lediglich zum Abhalten als Decken angebracht ſind, dergleichen man bei dem großen Lerchenfange, an den Treibzeugen, und auch an der Schneehaube bei dem Hühnerfange hat.

Himmelsgegend, Fr. la Région du ciel. Hierunter verſtehet man einen Ort am Horizonte, deſſen Benennung und Lage von irgend einem angenommenen feſten Punkte am Himmel beſtimmt worden iſt. Man mag ſich auf dem Meere oder auf der Erde befinden wo man will, (gebirgigte Gegenden ausgenommen, wo die Berge die freie Ausſicht verhindern), ſo ſiehet es immer aus, als ob man ſich in dem Mittelpunkte einer kreisförmigen Ebene befände, auf welcher der Himmel wie eine hohle Halbkugel rings herum aufliegt, und dieſe kreisförmige Ebene heißt der Horizont. Verändert man ſeinen Ort, ſo verändert ſich dieſer zugleich mit, und zwar ſo, daß man von weit entlegenen Dingen zuerſt die Spitze, nach und nach aber immer mehr ſiehet, je näher man ihnen kömmt; dieſe Erſcheinung beweiſt, daß die Erde eine große Kugel iſt.

Demjenigen, der ſich auf dem Meere oder auf einem Berge befindet, erſcheint die Sonne bei ihrem Aufgange und Untergange allezeit in der Oberfläche des Meeres, oder am Ende des Horizonts; da aber beide horizontal ſind, ſo folgt daraus, daß die Sonne, wenn ſie an einem Orte der Erde auf- oder untergehet, ſich allezeit in der horizontalen Ebene deſſelben Orts befindet.

Nach ihrem Aufgange erhebt ſich die Sonne nach und nach immer höher über jene Ebene, und ſenkt ſich dann wieder allmählich bis ſie ſich bei ihrem Untergange wieder in der horizontalen Ebene verlieret. Sie muß alſo einmal am Himmel am höchſten ſtehen, dieſes geſchieht zu der Zeit, welche wir Mittag nennen, und zwar immer in einer und eben derſelben Gegend.

Die Höhe der Sonne iſt etwas ganz anders, als die Höhe eines Gegenſtandes auf der Erde. Letztere wird durch eine vertikale Linie gemeſſen, aber die Höhe der Sonne und der Geſtirne nicht; dieſe iſt keine Linie, ſondern nur ein Winkel, den eine nach dem Geſtirne gehende gerade Linie mit der horizontalen Ebene macht. Dieſe Höhe der Sonne läßt ſich auf eine leichte Art meſſen. Die Schatten der Körper nämlich ſind beim Auf- und Untergange der Sonne am längſten, werden aber immer kürzer, je höher die Sonne über den Horizont heraufſteigt. Wenn man alſo auf einem horizontalen Brette einen dünnen vertikalen Stift befeſtiget, und die Länge des Schattens des Stifts von Zeit zu Zeit mißt, ſo kann man ſchließen, daß es Mittag iſt, wenn dieſer Schatten am kürzeſten iſt. Hat man nun dieſen Punkt bemerkt, und ziehet durch ihn eine gerade Linie an den Stift, ſo hat man eine Mittagslinie, und bei unverrücktem Brette wird der kürzeſte Schatten immer auf ſelbige fallen. — Unter dem Artikel Mittagslinie werden aber genauere Methoden beſchrieben werden, um ſie zu finden.

Jede Mittagslinie gehet von einer Seite gerade nach Süden, oder nach der Gegend, wo die Sonne zu Mittage ſtehet; die entgegengeſetzte Gegend aber nennt man Norden oder Mitternacht. Schneidet man dieſe Linie unter einem rechten Winkel durch eine andre gerade Linie, ſo gehet dieſe von Oſten (Morgen) nach Weſten (Abend), oder von Sonnen Aufgang nach Sonnen Untergang. Kehrt man das Geſicht nach Norden, ſo hat man Oſten zur Rechten, Weſten zur Linken und Süden hinter ſich. Auf dieſe Art kann man ſich in einer unbekannten Gegend leicht orientiren, wenn man nur eine Himmelsgegend weiß. Auf den Landkarten iſt allezeit Norden oben, und nach dem K. Preußiſchen Ingenieur-Reglement d. d. Berlin d. 10 April 1787. muß nicht allein in allen Forſtkarten die Lage auch ſo genommen,

ſondern auch zu Rectifizirung der Bouſſolen die wahre Mittagslinie mit aufgetragen werden.

Die übrigen Himmelsgegenden werden beſtimmt, wenn die vier rechten Winkel zwiſchen Norden, Oſten, Süden und Weſten in mehrere gleiche Theile getheilt werden. Dieſe heiſſen Nebengegenden, die aber keine beſondere Namen erhalten, ſondern nach der Uebereinkunft der Seefahrer, aus den Namen der vier Hauptgegenden, ihre Benennungen bekommen, und zwar auf eine regelmäßige und merkwürdige Art. Unter den vier Hauptgegenden ſind Norden und Süden die vornehmſten, weil ſie der Grund der ganzen Eintheilung ſind. Um alſo den Namen einer Nebengegend zu erhalten, werden die Namen der zwei nächſtanliegenden Himmelsgegenden zuſammengeſetzt, aber ſo, daß der Name der vornehmſten Gegend immer voran ſtehet. Theilet man z. B. die rechten Winkel zwiſchen Norden und Oſten in zwei gleiche Theile, ſo heißt die neue Gegend, N. O. oder Nord Oſt, nicht aber Oſt Nord, weil Nord und Süd die vornehmſten Hauptgegenden ſind. Eben ſo bekömmt man weiter S. O. oder SüdOſt, S. W. oder Süd Weſt, und N. W. oder Nord Weſt. Fährt man aufs neue fort jeden Winkel in zwei gleiche Theile zu theilen, ſo fällt zwiſchen N. und N. O. N. N. O. oder Nord Nord Oſt, zwiſchen N. O. und O. fällt O. N. O. oder Oſt Nord Oſt, zwiſchen O. und S. O. fällt O. S. O. oder Oſt Süd Oſt, zwiſchen S. O. und S. fällt S. S. O. oder Süd Süd Oſt u. ſ. w. wie die unten folgende Figur zeiget. Man nennt eine ſolche Figur eine Windroſe, weil ſie hauptſächlich den Seefahrern dient, um die Richtung der Winde darnach zu beſtimmen.

Aber auch dem Forſtmann iſt ſie nothwendig und bei Anlegung der Schläge in gebirgigten Revieren unentbehrlich. Aus S. W. und S. kommen gewöhnlich die heftigſten Stürme, und die Thäler und Schlufter, welche nach dieſen Gegenden geöffnet ſind, oder dahin auslaufen, ſind ihren Wirkungen am erſten ausgeſetzt. Sodann geben aber auch vorliegende Berge oder Neben-Thäler, den Winden öfters einen Abſchlag oder geänderte Richtung, und hauptſächlich iſt ihre Wirkung da am heftigſten, wo am Ende ei-

nes Thales ein Rücken quer vorläuft, jenſeits deſſelben aber wieder eine Tiefung iſt. So lange die Waldung in ſolchen Gegenden noch geſchloſſen ſtehet, ſo lange kann auch der Sturmwind nicht eindringen, wenigſtens keinen beträchtlichen Schaden anrichten; ſo wie aber ein einziger Schlag nach einer falſchen Richtung, oder auch zu groß angeleget wird, ſo entſtehet eine Lücke, in welche die Stürme ſogleich eindringen, und ſich gewöhnlich einen Weg durchreiſſen.

In Revieren, wo der Wiederwuchs auf der natürlichen Beſaamung, oder auf dem Saamenanflug beruhet, iſt es eben ſo wenig einerlei, nach welcher Richtung oder Himmelsgegend ein Schlag angelegt wird: denn wenn der Vorſtand auf der Morgen- oder Mitternachts-Seite bleibt, ſo wird der ausfliegende Saame nimmermehr auf den abgetriebenen Schlag, ſondern in das lange Holz kommen; der Schlag wird alſo in der Kultur zurückbleiben, und nur mit vieler Mühe und Koſten wieder nachgebracht werden können.

Es iſt alſo durchaus nothwendig, daß auf der Forſtcharte an der Nordlinie wenigſtens die vier Haupt- und die erſten vier Nebenwinde mit etwas langen Linien aufgezeichnet werden. Von dieſen kann man alsdenn mittelſt Winkel und Lineal die Richtung der verlangten Himmelsgegend zu Anlegung eines Schlages, oder wozu es ſonſt nöthig iſt, auf jedem Diſtrikt mit leichter Mühe abſchieben.

Es kömmt oft der Fall vor, daß man in Ermangelung einer Charte oder eines Kompaſſes, in einer unbekannten Gegend, die Himmelsgegend nicht genau finden, oder ſich nicht orientiren kann. Hier muß man einige natürliche Erſcheinungen und Erfahrungen zu Hülfe nehmen, welche allgemein in folgenden beſtehen:

Die Sonne ſtehet alle Mittage in der vertikalen Fläche der Mittagslinie, oder in der Mittagsebene, daher iſt es Mittag, wenn die Sonne am höchſten ſtehet, und hinter ihr gerade Süden. Es kömmt alſo darauf an, den höchſten Stand der Sonne beurtheilen zu können, und unter den Landleuten trifft man oft welche an, welche ihn ziemlich genau zu ſchätzen wiſſen.

Hat man einige Kenntniß in der mathematiſchen Geographie und kann ſich die Breite der Ecliptik denken, ſo wird man aus der Jahreszeit und dem Orte des Auf- oder Untergangs der Sonne, den Morgen- oder Abendpunkt ebenfalls ermäßigen können.

Wenn aber trübes Wetter iſt, ſo fallen dieſe Beobachtungen an der Sonne natürlich weg, und man muß ſich auf andere Art zu helfen ſuchen.

An den Bäumen iſt gewöhnlich an einer Seite die Rinde rauher als an der andern, und auch mit Moos bedeckt; dieſes bezeichnet die Mitternachtsſeite, wo nicht ganz genau, doch im Allgemeinen.

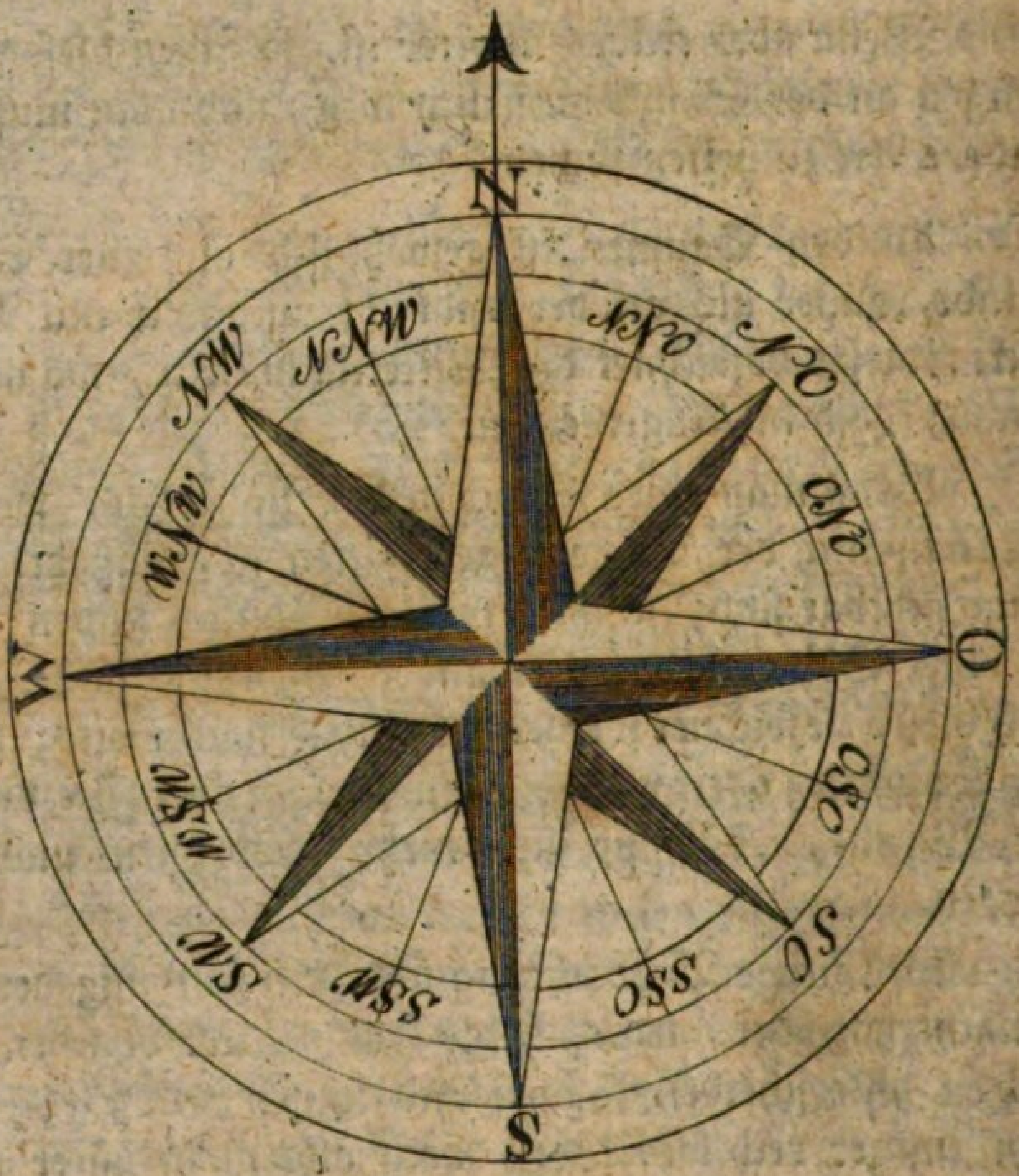
Wenn man einen Stock in der Nähe hat, wovon der Stamm mit der Säge abgeſchnitten iſt, daß die Jahresringe ſichtbar ſind, ſo wird man gewöhnlich finden, daß ſie an einer Seite enger an einander liegen als an der andern; und dieſes bezeichnet wieder die Mitternachtsſeite; denn an der Sommer- oder vielmehr an der Sonnenſeite verurſacht die Wärme, daß ſie ſich mehr ausdehnen und breiter werden.

Wer einige Beobachtung über die Bildung der Thäler gemacht hat, der wird auch die Hauptthäler von den Nebenthälern unterſcheiden können und wiſſen, daß letztere, wo nicht immer rechtwinklicht, doch allgemein unter weniger Abweichung vom rechten Winkel in erſtere fallen. Weiß man nun z. B. daß das Hauptthal ſein Streichen von Süden nach Norden hat, und man weiß ferner, daß man ſich in oder an einem Nebenthale befindet, welches unmittelbar in jenes fällt, ſo kann man auch allgemein ſchließen, daß dieſes von Morgen nach Abend ſtreicht, mithin auch wiſſen, wo Morgen oder Abend iſt.

Kann man ſich auf die Kenntniſſe des Förſters verlaſſen, und man trifft einen neuen oder jungen Schlag an, ſo wird man aus der Anlage deſſelben auch ziemlichermaßen abnehmen können, wo Morgen oder Abend iſt.

Ob es wohl dergleichen Folgerungen noch mehrere geben mag, die ſich aus dieſer oder jener Erfahrung abſtrahiren laſſen; ſo wird man aber doch leicht einſehen, daß ſie

zu irgend einer allgemeinen Angabe dienen können, aber ohne eine bekannte Mittagslinie keineswegs hinlängliche Beſtimmtheit haben. Man ſehe auch: Mittagslinie und Sonnenuhr.



Himmelsgeis, ſ. Heerſchnepfe.

Himmelsſpur, ſ. unter Schlagen.

Himmelszeichen, Wenden, Fr. Connoiſſance des Portées. Dient vorzüglich bei hartem Boden als Zeichen einen Hirſch anzuſprechen. Wenn nämlich der Hirſch zu Holze zieht, ſo ſtreicht er mit ſeinem Gehörne oben an die belaubten Aeſte an, ſo daß ſich das Laub umkehrt, und ſo umgewendet hängt, auch bricht er wohl kleine Reißer mit dem Gehörne ab.

Himmelsziege, ſ. Heerſchnepfe.

Hindin, ſ. Hirſchkuh.

Hinterfährte, Nachfährte, Fr. Menée, Foulées. Sagt man von dem Gange des Thieres, wo es hinaus ge-

kommen, oder hingewechſelt iſt; Rückfährte heißt es im Gegentheil, wo das Thier hergekommen iſt.

Hinterlaſſen, zurücke bleiben, die Erfüllung, Fr. Allure irrégulière, courte du cerf qui le fait ſe méjuger. Wird genannt, wenn alte und feiſte Hirſche mit den Hinterſchalen 2 bis 3 Finger breit gerade hinter der Fährte der vordern Schale zurück bleiben, und alſo den vordern Tritt mit den hintern Läuften nicht erreichen können. An dergleichen Fährte erkennt man mehrentheils einen alten und guten Hirſch, weil dieſem die Sehnen ſteifer und kürzer werden.

Hirſch, lat. Cervus. Gehört zu den wiederkäuenden Thieren, die nach dem Naturſyſtem des Linne' die fünfte Ordnung ausmachen. Als eigene Gattung hat das Hirſchgeſchlecht 8 Vorderzähne in der untern Kinnlade; auch finden ſich bei einigen Arten einzelne Eckzähne in der obern Kinnlade. Die dichten, äſtigen, Anfangs mit einer rauhen Haut oder Baſte überzogenen Gehörne fallen jährlich ab; dem weiblichen Geſchlechte fehlt meiſtens das Gehörne. Sie leben in Wäldern, ſind flüchtig, und es ſoll ihnen die Gallenblaſe gänzlich fehlen. Zu dieſer Gattung gehören drei Arten: der edle Hirſch, der Damhirſch und das Reh.

Der Hirſch lat. Cervus Elaphas, Linn. Fr. le Cerf, Buff. Engl. the Stag, Hart; hat als Kennzeichen ſeiner Art, rückwärts gekrümmte und ganz runde Geweihe. Er iſt wegen ſeines ſchlanken Wuchſes, ſeines großen, leicht beweglichen Körpers, ſeiner feſten, biegſamen Schenkel und wegen ſeines anſehnlichen Kopfputzes die Zierde der Wälder und der vorzüglichſte Gegenſtand der Jagdluſtbarkeit großer Herren, daher er auch den Beinamen edel in der Jägerſprache erhalten hat. Er hält ſich unter allen mäßigen Himmelsſtrichen auf und iſt in Deutſchlands Wäldern ſehr gemein. In Island und auf Grönland findet er ſich nicht. Die in Afrika wohnenden Hirſche ſind etwas kleiner. Das Männchen heißt der edle Hirſch, Rothhirſch, auch Hirſchbock, Hirſchboll, und das Weibchen die Hirſchkuh, das Wild, Stückwild, Thier, die Hindin.

Der Körperwuchs des Hirſches iſt langgeſtreckt und hoch. Er wird oft 7 Fuß lang, 4 Fuß hoch, und der kurze Schwanz (Blume, Bürzel) hält gegen 11 Zoll. Der

längliche Kopf iſt gegen das Verhältniß zum übrigen Körper klein, das Stirnblatt aber lang und dick. Die beim geringſten Geräuſch aufrecht ſtehenden Ohren (das Gehör) und die gelben im Affekte blitzenden Augen ſind groß und ſtehen weit aus einander. Unter dem Vorderwinkel der Augen ſammelt ſich in einer mehr als 1 Zoll tiefen länglichen Höhle eine wie Ohrenſchmalz geſtaltete Materie, die den bekannten Hirſchbezoar oder die Hirſchthränen giebt. Die Naſenlöcher ſind weit und rund. Von den 8 breiten Schneidezähnen in der untern Kinnlade kehren ſich 3 etwas nach der rechten und 3 nach der linken Seite, fallen bis ins vierte Jahr einzeln aus, und werden durch neue breitere, feſtere und bräunere erſetzt; hingegen in der obern Kinnlade ſtehen 2 krumme ſtumpfe Eckzähne, und auf jeder Seite der beiden obern Kinnladen 6 ſcharfe eckige Backenzähne: zuſammen alſo 34 Zähne.

Auf dem Kopfe hat der Hirſch Hörner, nämlich das Gehörn, Geweih oder Gewichte, welches rund, dicht, äſtig und mit zurückgebogenen Spitzen (ſ. Enden) verſehen iſt. Die Stangen ſind die beiden hochaufſtehenden Haupttheile des Geweihes, und ſitzen auf dem ſogenannten Roſenſtock feſt; der krauſe Untertheil an jeder Stange wird die Roſe genannt und die Knöpfe an dieſer und der Stange heiſſen die Perlen. Die Enden am Gehörne unterſcheidet man in Augenſproſſen, Eisſprüſſel und die Krone. Alle dieſe Theile zuſammen machen das Gehörne aus, welches, wenn es groß und weit iſt, nicht ſchön, ſondern ſtark, ſchwer oder prächtig genannt, und alle Jahre gewechſelt wird. Der alte (gute) Hirſch pflegt ſich daſſelbe allemal in den letzten Tagen des Februars abzuſchlagen, oder es von ſich ſelbſt zu verlieren; die jüngern (ſchlechten) hingegen erſt im März, April und Mai. In den angeführten Monaten nämlich entſteht um den Roſenſtock ein Streif oder Wulſt von rothem Fleiſche, wodurch die Trennung entweder von ſelbſt oder durch eine ſehr geringe äußere Gewalt verurſacht wird.

Nach den erſten 5 Tagen findet man bereits auf dem Roſenſtocke die weiche mit einem rauchen Baſte oder Haut überzogene Roſe, welche nach Verlauf von 14 Tagen eine Stange von einem halben Fuß mit den Augenſproſſen bil-

det, in den nächſten 14 Tagen die Eisſprüſſel getrieben hat, und alsdann in Zeit von 10 bis 14 Wochen bis zur Krone fortwächſt. Während dieſer Zeit läuft der Hirſch beſtändig mit niedergebogenem Kopfe herum, um das hervorſproſſende Gehörn nicht zu beſchädigen, und heißt ein Kolbenhirſch. Nachdem das mit Baſt überzogene Gehörn völlig wieder gewachſen iſt, und die Enden daran wieder hart werden, ſagt man, der Hirſch hat vereckt, welches bei alten Hirſchen im Julius und bei jüngern im Auguſt erfolgt. Hierauf fängt ſich das Baſt an abzulöſen, und der Hirſch fühlt ein Jucken, welches ihn nöthigt, ſich an Bäumen zu reiben, und dadurch das Baſt gänzlich abzuſchlagen, welches die Jäger das Schlagen, Fegen um die Himmelsſpur nennen. Bisweilen feget der Hirſch ſein Gehörn in einem Tage und genießt, wenn er nicht geſtöhrt wird, den abgeſchlagenen Baſt ſelbſt, der ſonſt ein Leckerbiſſen für die Ameiſen iſt, auch von den Waldleuten aus Aberglauben ſorgfältig aufgeſucht, getrocknet und zu allerhand abenteuerlichen Wunderkuren gebraucht wird. Anfänglich ſieht das gereinigte Gehörn weiß aus, erhält aber in etlichen Tagen eine gelbe, und in 14 Tagen die gewöhnliche ſchwarzbraune oder dunkelbraungelbe Farbe, hingegen die Enden deſſelben macht er durch das öftere Schlagen in die Erde, den Sand und Kies wieder weiß.

Wahrſcheinlich entſtehet das Gehörne aus den Hauptbeſtandtheilen des männlichen Saamens, welche, weil ſie jetzt an andern Orten des Hirſches entbehrlich ſind, durch das Blut in den feinſten Kanälen hierher geführt werden, das alte abtreiben und in einem neuen verhärten. Die Gründe zu dieſer Vermuthung ſind, weil bei kaſtrirten Hirſchen das Geweih ſtehen bleibt, wenn es vorhanden iſt, und wenn es nicht da iſt, auch nicht vollkommen wieder wächſt, ſondern nur, wenn die Zeit ſeines Wachsthums eintritt, einen kleinen ungeſtalteten Knorpel treibt. Eben dieß geſchieht bei einer bloß ſtarken Verletzung oder Verwundung der Geſchlechtsglieder oder des Kurzwildprets und der Ruthe. Ferner wächſt auch dem jungen Hirſche erſt alsdann, wenn er anfängt, mannbar zu werden, ſein erſtes Gehörn, und der alte eilt dann erſt zur Begattung, wenn ihm daſſelbe völlig vereckt iſt, und mithin dieſer Saft in dem Kurzwild-

prete zu einem edlern Zwecke entwickelt und verbraucht werden kann.

Die Anzahl und Geſtalt der Enden an einem Geweihe iſt nach dem Alter, der Nahrung und andern zufälligen Urſachen verſchieden. Das Hirſchkalb ſetzt nach dem erſten Jahre bloß zwei Stangen oder Spieſſe ohne Enden auf, und heißt daher ein Spießhirſch oder Spieſſer; nach dem zweiten Jahre bekömmt er die Augenſproſſen oder gewöhnlicher zwei Gabeln, und wird alsdann ein Gabelhirſch oder Gabler genannt. Iſt der Hirſch dreijährig, ſo nennt man ihn einen Hirſch vom zweiten Kopfe (Cerf à ſa ſeconde tête), im vierten Jahre einen Hirſch vom dritten Kopfe (Cerf à ſa troiſiéme tête), und im fünften Jahre vom vierten Kopfe (Cerf à ſa quatriéme tête) im ſechsten Jahre einen Hirſch von 10 Enden, oder ſchlechten jagdbaren Hirſch) un Cerf de dix cors jeunement), und im ſiebenten Jahre, wenn er mehr als 10 Enden hat, einen guten jagdbaren Hirſch; erlebt er endlich das achte Jahr, ſo wird er von der Zeit an ein recht guter oder ſtarker, auch wohl ein Capitalhirſch genannt. Die Anzahl der Enden am Gehörne wird dadurch beſtimmt, daß man die Enden an derjenigen Stange, wo die meiſten ſind, doppelt zählt, z. B. es ſtehen an einer Stange vier und an der andern fünf Enden, ſo zählt man letztere doppelt und ſagt: es iſt ein Hirſch von 10 Enden (chevillé de dix cornichons); er heiſt aber auch ein Hirſch von ungleichen Enden (Cerf mal ſemé, tête faux marquée). Nach dem achten Jahre iſt die Anzahl der Enden gänzlich unbeſtimmt; doch kennt der Jäger das Alter des Hirſches an der Dicke der Stangen, an der Roſe, die jetzt dicht am Kopfe ſitzt, an den Perlen, die ſtärker und durchſichtiger werden, an den breitern und tiefern Rinnen und an der breitern und ausgehöhltern Krone. Man hat Hirſche gejagt, deren Gehörne 66 Enden, 3 Fuß Höhe und 28 bis 30 Pfund Schwere hatten. Eins dergleichen ließ der König von Polen und Churfürſt von Sachſen Friedrich August I. zu Morizburg aufbewahren, welches von einem Hirſche war, den Friedrich I. König von Preußen im Jakobsdorfiſchen zum Amte Fürſtenwalde gehörigen Forſte 1696 geſchoſſen hatte. So wurden auch für ein auf dem Junkerhofe in Danzig befindliches Hirſchge-

weihe von 32 Enden 500 Thaler geboten. Selten weicht die Stellung und Biegung der Enden in der Folge von der Form ab, welche ſie im dritten und vierten Auffatze hatten; und nur Verletzung während der weichen Hervorſproſſung können ihm eine andere Richtung geben und Misgewächſe verurſachen. Ueberdem theilt man das Gehörn in das Kronengehörn, Handgehörn und in das widerſinnige Gehörn.

Der Hirſch ſtößet mit dem Geweihe nicht, ſondern er ſchlägt, und wenn zwei Hirſche mit einander ſtreiten, ſo kämpfen ſie; bringen ſie aber einem Menſchen oder einem Thiere eine Wunde bei, ſo nennt man dieß geforkelt.

Hals und Rücken des Hirſches ſind lang, erſterer erhaben, über ſich hingewandt, und giebt dem Hirſche ein trotziges Anſehen, letzterer hingegen, der vom Zimmer bis auf die Blätter reicht, an den Lenden etwas eingebogen, an den Keulen und Zimmer aber etwas abgerundet. Der dicke Knoten, wo hinten die Zunge an dem Schlunde und der Gurgel iſt, heiſt die Droſſel. Der Schwanz heiſt die Blume und der Theil des Rückens von der Blume über den Keulen bis an die Ribben der Zimmer. Die Oefnung für den Auswurf des Koths heiſt das Weideloch, und der Koth ſelbſt die Loſung oder das Geloß. Das männliche Geburtsglied nennt man die Ruthe, den Zimmer, Zimmel oder Pinſel, und die Hoden das Kurzwildpret oder Geſchröte; das weibliche Glied hingegen das Feigenblatt.

Der Hirſch hat keine Beine oder Füße, ſondern Läufte, deren Schenkel hoch, wohlproportionirt, oben ſtark und nach unten dünne ſind. Ueber den vordern Läuften befinden ſich die Blätter oder Büge, und über den hintern die Keulen. Die unten an den Läuften befindlichen Theile nennt man die Schalen, über welchen, ohngefähr 3 Querfinger über den Ballen, ſich zwei Spitzen, der After, Geäfter oder Oberrücken genannt, befinden, welche ihnen beſonders in der Flucht Bergab, durch das Einſetzen derſelben gute Dienſte leiſten. Durch dieſe untern Theile der Läufte entſtehen ſowohl im Gange und Trabe, als auch, wenn der Hirſch fliehet oder flüchtig iſt, verſchiedene Fährten, die man wieder in den Burgſtall, den Beitritt, das Hinterlaſſen, Zurückbleiben oder die Erfüllung und die Uebereilung unterſcheidet. Auſſer dieſem geben auch viele Jäger

noch auf folgende Zeichen acht: auf den Zwang, den Kreuztritt, das Blenden, den Schluß, den Pürzel, das Schrenken, den Schritt, den Abtritt, das Geäſter, den Einſchlag, das Innſiegel, das Näßlein oder Näſchlein, die Stümpfe, das Fädelein, Scheubel, die Ballen, das Reiflein, das Kränzen, das Lecklein, das Beuchel, die reine Fährte, den Schloßtritt, das Ereilen und das Wenden oder Himmelszeichen.

Durch dieſe mancherlei Kennzeichen muß der Jäger die Fährten, nicht nur im Gange und Trabe, ſo wie im Fliehen, des Spieſſers bis zum Capitalhirſch, durch alle Alter hindurch, kennen lernen, ſondern auch die Fährten der alten, trächtigen und gelten Thiere von den Fährten der alten Hirſche zu unterſcheiden wiſſen, ja ſogar ihre Schwere anzugeben im Stande ſeyn. Die Fährte eines jagdbaren männlichen Hirſches iſt ohngefähr 3 und einen halben Zoll lang und 2 und einen halben Zoll breit. Seine Schalen ſind breiter und ſtumpfer, als der Hindin ihre, welche ſchmal und ſpitzig zulaufen. Seine Ballen ſind länger, breiter und ſtärker, drücken ſich tiefer ein, und zwar in Geſtalt eines Herzens, da hingegen der Hirſchkuh ihre nur gerade und ſchmal auslaufen, und auch vor den Ballen nicht die gewölbte Erhöhung (den Burgſtall) wie jene verurſachen. Er tritt beinahe gar nicht in die Vorderfährte, ſondern einen Finger breit dahinter, da hingegen das Thier in die Vorderfährte tritt. Wenn der Hirſch fliehet, ſetzt er die Schalen nicht ſo feſt voraus, ſondern ſtützt ſich meiſt auf die Ballen. — Die Spieſſer haben keine ſcharfe Spitzen an den Klauen, welche geſpalten ſind, die Afterklauen ſtehen hoch, und ſind ſehr ſpitzig; bei den andern jungen Hirſchen wird alles nach und nach ſtumpfer, und die Afterklauen ſtehen mit zunehmendem Alter niedriger (ſie werden kürzer gefeſſelt.)

Zur Unterſcheidung des Hirſches von dem Thier dienen auch noch folgende Zeichen: Der Hirſch nimmt das Geäſe höher, als das Thier; auch nimmt er das junge Korn oder Holz ſcharf weg, da es ein Thier nur quetſcht. Wenn er Rüben genieſſet, macht er Gruben in dieſelben. In und gegen der Brunſt macht er ſich einen Brunſtplatz, auch macht er mit den Läuften und dem Gehörne den ſogenannten

Wimbel. Der Hirſch zieht gern in die alten Wege, weil er wegen des Gehörns die Weite haben muß; ein Thier aber ſchleicht in den Dickigen herum, von einem Buſche zum andern. Wenn der Hirſch beim Wild iſt, zieht er gemeiniglich auf der Seite oder hinten her. Man kann den Hirſch zuweilen auch hören kommen, zumal wenn er völlig verecket hat, da er ſtolz zieht und ihm die Läufte knakken, als ob man Stecken zerbricht. Der Hirſch geht mit dem Kopfe aufgerichteter als das Thier, welches den Kopf voraus ſteckt. Der Hirſch tritt allenthalben feſter als das Thier; dieſem weichen die Schalen, beſonders ſo es auf hartem Boden geregnet hat. Wenn der Hirſch über langes Gras geht, ſo zwingt er es herunter, von einem Thiere aber ſteht es gleich wieder auf. Auch nimmt er das ſämmtliche Gras, welches die Schalen ergreifen, mit herunter; von einem Thiere aber ſteht das Gras zwiſchen den Schalen gerade in die Höhe. Zähes und nicht gar langes Gras oder Moos will zwar nach dem Auftreten des Hirſches wieder in die Höhe, bleibt aber doch bogenförmig gebogen, bis die Sonne den Thau oder Reif wieder abtrocknet. Der edle Hirſch ergreift mit der hintern Schale die vordere bis in die Hälfte (ſ. Ereilen.). Im Schnee und tiefen Sande macht der Hirſch ein breiteres und tieferes Geſchleppe, als das Thier. Im weichen Schnee findet man den Burgſtall und andere Zeichen. Der Hirſch näſſet zwiſchen den Fährten, ein Thier aber in die Fährten. Wenn der Hirſch in eine Furche auf dem Acker kömmt, beſonders wenn er zu Holze ziehen will, zieht er gern gerade darin fort, auch ſo im Holze, wo er die Weite haben kann. Ein Thier aber taumelt hin und her über die Ackerfurchen und im Holze von einem Buſche zum andern. Der Hirſch ſetzt auch die Schalen auswärts, daran man auch beobachten muß, welches der rechte oder linke Fuß geweſen iſt. Sieht man nämlich, welches der rechte Lauft geweſen, und gedenkt an den Schritt und Schrank, ſo kann man alsdann auch die andern Fährten weiter finden, und daſelbſt ſuchen, wo nach dem Schranke die Fährte wieder ſtehen muß. Ueberhaupt laſſen ſich im Schnee, Sand, Thon, Thau und Gras die Fährten immer beobachten. Endlich zählt man noch unter die Hauptzeichen eines Hirſches die Loſung (ſ. Hirſchgeloß).

Das Herz, die Lunge und Leber heiſt das Geräuſch, Gelünge oder Lunze, das Gedärme aber das Geſcheide, um welches das Netz ſchließt, und der große Theil daran der Wanſt. Die Dünnungen, walche das Geſcheide umgeben, heiſſen die Flanken oder Wammen.

Der Hirſch hat ſtatt Blut, Schweiß, ſtatt Fleiſch, Wildpret, und dieſe Ausdrücke gelten bei allem Weidwerke. Das Fett nennt man Feiſt, und die zwei Streifen Wildpret am Halſe, wo der Schlund und die Gurgel liegen, heiſſen die Kehlbraten; die über den Nieren und am Rückgrat liegenden zwei Stücken Wildpret aber, die Mehrbraten; der Zimmer, das derbgewachſene Fleiſch an den Keulen und Bügen nebſt dem Rücken geben die beſten Braten; zuletzt kömmt das Kochwildpret, nämlich Hals, Bruſt und die Seiten oder Krieben, Wümmer und Wände.

Das behaarte Fell wird bei den Hirſchen die Haut genannt, welche ſich nicht härt, ſondern färbt. Seine gewöhnliche Farbe iſt vom Maule bis zur Blume fahlroth, daher der Name Rothwildpret kommt, oder kaſtanienbraun und am Bauche weißlicht und zur Brunftzeit durch die Schärfe des Saamens ſchwärzlich oder brandfarbig, welche Farbe aber mit der neuen Verfärbung im Herbſte ſich wieder verliert; hinten auf den Keulen findet man einen Fleck weißlicher Haare, welchen man den Spiegel nennt. Im April verliert er ſeine Winterhaare, und bekömmt bei der Verfärbung neue, die entweder gemein roth, braunroth oder gelbroth ſind, und ſich beim Färben im November mit neuen verdichten, deren Spitzen ins Weiße oder Gelbweiße fallen, und der Haut ein graues Anſehen geben. Uebrigens findet man auch bei den Hirſchen mancherlei, jedoch nicht öftere Abänderungen der Farbe, als: ganz weiße; ferner am Kopf und Füßen weiß gezeichnete, roth und weiß gefleckte, und endlich, wiewohl ſelten, ſilberfarbene Hirſche; die Alten aber ſind ſtets mehr grau als roth gefärbt.

Ein Hirſch wiegt gemeiniglich von 1 und einem halben bis 2 und einen halben Centner; denn von 3 Centner, in Oberdeutſchland wenigſtens, werden jetzt wenig mehr angetroffen; und eine noch beträchtlichere Schwere, von welcher man ſie ehemals hatte, z. B. von 4, 5, ja 8 Centner, iſt

noch ſeltner. Ueberhaupt hängt ſeine Größe und Schwere von dem guten und ſchlechten Geáſe, von der Ruhe in ſeinem Stande, und von der Nähe der Dickige und Sümpfe in der heiſſen Sommerszeit ab.

Das Geſchrei des Hirſches (Brayement) gleicht dem Brüllen der Kühe, nur iſt es anhaltender und heller, ſonſt aber läßt der Hirſch und die alte Hindin, wenn ſie einen Menſchen oder ſonſt etwas auffallendes bemerken, einen kleſſenden abgebrochenen Laut von ſich hören, welches das Schmälen oder Melden genannt wird.

Das höchſte Alter des Hirſches erſtreckt ſich bis ins 30ſte Jahr, bei dem Weibchen (Hirſchkuh) aber länger, weil es den heftigen und zerrüttenden Affekten des Hirſches nicht unterworfen iſt. Wenn der Hirſch zu leben aufhört, ſo ſagt man nicht, er ſtirbt, ſondern der Hirſch endet, hat geendet oder verendet; ſ. Enden.

Die Hirſchkuh unterſcheidet ſich ſehr auffallend vom Hirſch, indem ihr nicht nur das ganze majeſtätiſche Anſehen und die Hauptzierde deſſelben, die Geweihe, ſondern auch jener gut proportionirte Körperbau des Männchens fehlt. Sie hat nicht den ſchön gewölbten Rücken, nicht die dicken, runden Keulen, nicht den ſtarken langbehaarten Hals und trägt den Kopf nicht ſo erhaben, ſondern iſt kleiner und dünner gebaut und geht gebückter als der Hirſch.

Der Hirſch iſt von Natur ſanftmüthig und geſellig und zeigt in ſeinem Betragen ſowohl Großmuth als Adel. Er iſt mit einem ſcharfen Geſichte, leichtem Gehör und überaus feinem Geruch (Witterung) begabt. Seinen Feinden ſucht er Anfangs durch die Behendigkeit ſeiner Füße, und wenn ihm dieſe den Dienſt verſagen, durch allerhand liſtige Schwenkungen zu entgehen; kann er ſich auch durch dieſe nicht befreien, ſo ſucht er ſeine Feinde theils durch ſeine Stärke, theils durch die Kraft ſeiner bewaffneten Stirn zu beſiegen. Er iſt nicht weniger neugierig als liſtig: denn wenn man ihm pfeift oder ihn anruft, ſo bleibt er ſtehen, beſieht Vieh und Wagen, die ihm begegnen, und ſcheuet die Menſchen nicht, wenn ſie keine Hunde und Flinten bei ſich haben, ſondern geht gelaſſen und ſtolz vor ihnen vorbei.

Die Hirſche ändern ihren Aufenthaltsort (Stand) öfters. Im Winter, wenn in den hohen Gebirgen der Schnee ſehr tief liegt, ziehen ſie ſich in die Vordergebirge, beim Anfange des Frühlings aber, wenn ſie den jungen Saamen geäſet haben, gehen ſie wieder zurück. Sobald nun die Hirſche hin und wieder gezogen ſind, ſo ſagt man: die Hirſche haben gewechſelt; und wenn ſie vom Felde zu Holze ziehen: die Hirſche machen den Wiedergang. Ueberhaupt haben ſie ihren beſtimmten Bezirk, den ſie bewohnen, und ſich faſt immer in einer einſamen Gegend wählen. Aus derſelben kann ſie nur das Wachsthum ihres Geweihes, die Brunft, der große Hunger, das Holzfällen und harte Verfolgungen verdrängen. Wenn man daher den Hirſch verſpüret, ſagt man: der Hirſch iſt darüber gegangen. So liegt auch derſelbe nicht in dieſem oder jenem Reviere, ſondern er ſteckt darin (ſe cacher). Im Winter ſuchen ſie in großen Dickigen, den trocknen Abhang eines Hügels auf, wo ſie vor kalten Winden und häufigem Schnee ſicher ſind, und ſcharren ſich Laub und Gras in ihr Bette, in welchem ſich die Hirſche niederthun, und worin bei kalter Witterung ein Hirſch den andern deckt, um ſich zu erwärmen. Im Frühjahr hingegen, wenn ihr Geweihe weich iſt und wächſt, ſuchen ſie niedriges und ſchwaches Gebüſche auf, wodurch ſie ohne Anſtoß laufen können. Auſſer der Brunftzeit leben ſie allezeit in Rudeln oder Truppen von 4, 5, 8 und mehrere Stücken beiſammen, wo die alten Hirſche, welche wenigſtens 5 Jahre alt ſeyn müſſen, die eine, und die Hindinnen mit den dreijährigen Jungen männlichen und weiblichen Geſchlechts die andere, die Hirſche von 3 und 4 Jahren aber die dritte Geſellſchaft ausmachen.

Von ihrem Standorte ziehen die Hirſche täglich des Abends bei Sonnenuntergang in einem Trabe oder Trollen auf das Geäſe (oder halten den Wechſel, ruſer), und bleiben die ganze Nacht daſelbſt. Mit der Morgendämmerung machen ſie den Wiedergang oder Kirchgang ſehr langſam, und halten ſich dabei, wenn es ungeſtört geſchehen kann, ſo lange in den Vorhölzern auf, bis die Sonne ſowol von ihnen als von den Gebüſchen den Morgenthau getrocknet hat. Im Frühjahr ſuchen ſie, ſobald der Schnee die Erde entblö-

ſet, die junge Saat und Brunnenkreſſe, dem Winde entgegen, oft eine Meile weit auf, und verſchaffen ſich dadurch ihre verlornen Kräfte in kurzer Zeit wieder. Nach dem Verluſte ihrer Kopfzierde halten ſie ſich gleichſam aus Schaam einige Tage im Holze verborgen, und genießen blos die ihnen naheſtehenden Frühlingskräuter und Knospen. Ueberhaupt halten ſie ſich, ſo lange ihr Gehörn noch weich und zart iſt, aus Furcht vor einer ſchmerzhaften Verletzung entweder in hohen lichten Stangenhölzern, oder lieber niedrigen Buſchhölzern bis in den Mai auf, und beſuchen von da aus die Felder und Wieſen, die jungen Gehaue und Schläge, wo ſie ſich an dem jungen Sommerwuchſe, an den männlichen Blütekätzchen der Weiden, Aſpen, Haſelſträucher ꝛc. erquicken. Diejenigen, die nicht ruhig in den Vorhölzern leben können, ziehen ſich nun in den Hochwald zurück, wo ſie alsdenn Gras, Laub und Kräuter genug haben, um ſich zu äſen. In Gegenden, wo man die Hirſche heget, ſuchen ſie, ſobald ihnen die Winterſaat zu zähe wird, ſo lange die Sommerſaat auf, bis jene reiſe Körner bekömmt, wo ſie ſich denn, beſonders in Waitzenfeldern, ſehr wohl thun, und dem Landmann großen Schaden zufügen. Dies Geäſe verlaſſen ſie jedoch freiwillig wieder, wenn der Haber, ihr größter Leckerbiſſen, und die Flachsknoten reif werden, und entzieht ihnen auch dieſe der erndtende Landmann, ſo halten ſie ſich an ſeine Grummetwieſen, Kraut- und Rübenfelder, in welchen ſie endlich ihre höchſte Feiſtigkeit und diejenige Stärke erlangen, welche ihnen bei ihrer nunmehro eintretenden Brunftzeit ſo nöthig iſt. Wenn ſie jenſeits eines Fluſſes gute Nahrung ſehen oder wittern, ſo ſchwimmen ſie alle Nächte dahin.

Sie äſen langſam und wo möglich mit Wahl, und ſuchen nach der Sättigung allezeit einen Ruheplatz zum Wiederkäuen. Während der Brunftzeit nehmen ſie ſehr wenig Aeſung zu ſich, und ſuchen nur für den höchſten Hunger die nahen Kraut- Rüben- und Erbſenäcker auf; auch genießen ſie alsdenn Eierſchwämme, (Dotterſchwämme, Pfifferlinge, Riechböcke, Agaricus Cantharellus), Fliegenſchwämme, (Todtenköpfe, Agaricus muſcarius) und Pilze (Boletus bovinus). Bis zum harten Winter bedienen ſie ſich der Eicheln, des wilden Obſtes, abſterbenden Graſes und der

jungen Sproͤslinge der Baͤume und Straͤucher, alsdann aber muͤſſen ſie auch mit Baummoos, beſonders von Birken, mit den Spitzen von Heidekraut, mit altem welken Graſe, mit junger Aſpen- Weiden- Pappel- und Fichtenrinde, mit Buchen- und Birkenknoſpen, nebſt den jungen Lohden von dieſen Baͤumen, mit Miſtel, den ſie an Windbruͤchen finden, mit Ginſter, Brombeerblaͤttern, Epheu, Kreſſe und andern Waſſerpflanzen, wenn ſie nicht auf Wildraufen mit Heu und Stroh gefuͤttert werden, vorlieb nehmen. Zu dieſer Jahrszeit wagen ſie ſich in den Walddoͤrfern auch in die Gaͤrten, ſchaͤlen die jungen Obſtbaͤume, und leſen wol gar vor den Scheunen und Staͤllen das verſtreute Stroh und Heu auf.

Im Fruͤhjahr und Sommer bereitet man ihnen ſowol im Walde als auch in Thiergaͤrten Salzlecken. Im Fruͤhjahr, Herbſt und Winter trinken die Hirſche wegen ihrer ſaftigen und feuchten Nahrung ſehr wenig, aber in der Brunftzeit und im heißen Sommer ſuchen ſie die hellen Baͤche oft auf. Zu dieſer Zeit kuͤhlen und baden (ſiehlen) ſie ſich auch in denſelben und in flachen Teichen zuweilen und lieben uͤberhaupt in ſchwuͤlen Tagen die kuͤhlen Oerter ſehr. — Der balſamiſche Duft der Ameiſenhaufen muß ihnen ein angenehmer und ſtaͤrkender Geruch ſeyn, denn ſo oft ſie einen antreffen, zerſcharren ſie ihn, ſtehen ſtundenlang dabei, und ziehen dieſen Balſam mit wolluͤſtigen Mienen in ſich (ſ. Wimbel).

In Forſten, wo die Hirſche geheget werden, alſo haͤufig ſind, und wo ſie gute Aeſung haben, trennen ſich die alten Hirſche ſchon zu Ende des Auguſts um Bartholomaͤi, und ſuchen die Hirſchkuh in den Waͤldern von der Abenddaͤmmerung an bis zur Morgendaͤmmerung, mit gaͤnzlichem Verluſt ihrer angebornen Schuͤchternheit auf. Sie thun dieſes mit einem melancholiſchen Anſehen und mit niederhaͤngendem Kopfe, indem ſie wie die Spuͤrhunde auf dem Erdboden immer dem Winde entgegen ziehen, und ſo ſicher ihre Geliebte auffinden. Die Brunftzeit der Hirſche tritt alſo zu Ende des Auguſts oder zu Anfang des Septembers mit Egidi ein; hingegen bei den juͤngern Hirſchen zeigt ſich der Begattungstrieb einen halben oder ganzen Monat ſpaͤter, und die Brunftzeit dauert uͤberhaupt 5 bis 6 Wochen. Den heftigen Drang

ihres Zeugungstriebes kündigen die Hirſche durch das Abſchlagen des Laubes und durch Aufſcharrung des Bodens mit den Vorderläuften und Augenſproſſen an, welches man den Blohm- oder Brunſtplatz machen heißt, vorzüglich aber durch ihr fürchterliches Geſchrei. Letzteres thun aber nur die Alten; denn diejenigen, welche noch nicht ihr viertes Jahr erreicht haben, ſchreien gar nicht, und die es erreicht haben, geben, wiewol ſelten, einen holen gebrochenen Laut von ſich; ſ. auch Schreien.

Die Hirſche wiſſen diejenigen Oerter, wo ſie das Jahr vorher die Freuden der Liebe genoſſen haben, genau wieder zu finden, und bleiben auch denjenigen Thieren, welche ſie zuerſt antreffen, die ganze Brunſtzeit über vorzüglich gewögen; jedoch vermiſchen ſich beide Gatten wechſelsweiſe auch mit andern, und ein ſtarker Hirſch fühlt oft Kräfte genug, 20 Thiere zu beſchlagen. Während der Brunſtzeit zeigt auch der ſonſt ſo ſanftmüthige Hirſch den größten Zorn und die ſtärkſte Wuth, wenn er mit einem andern erwachſenen Hirſche zuſammentrifft. Denn indem er in ſeiner heftigen Brunſt auf einen Rudel Thiere ſtößet, ſo iſt ſein erſtes Geſchäfte, alle die bisher in dieſem Rudel ſich befundenen jungen Männchen zu entfernen, die alsdann nur verſtohlnerweiſe ein Thier beſchlagen können, und will ſich ein Hirſch nicht gutwillig von ihm verſcheuchen laſſen, ſo kömmt es zwiſchen beiden Nebenbuhlern zum Kampfe. Beide Kämpfer ſehen ſich erſt einander grimmig an, ſcharren dann die Erde auf, erheben ein entſetzliches Geſchrei und beginnen endlich mit ihrem Gehörn unter dem Schall, als wenn ſtarke Stangen zerbrochen würden, die blutigſten Gefechte, wobei ſie ſich zuweilen mit den ſcharfen Enden ſo ſehr ſchlagen, daß einer von beiden verendet, oder ſie verwickeln ſich ſo in einander, daß ſie nicht wieder aus einander kommen können, und jämmerlich auf dem Kampfplatze für Hunger enden müſſen. In dieſem Kampfe empfängt auch mancher eine Wunde, die ihn zeitlebens zu einen Kümmerer macht. Dieſen Kämpfen ſieht das Weibchen allezeit gelaſſen zu, und überläßt ſich nach demſelben ſogleich dem Sieger (Planhirſch). Nach vollendeter Brunſtzeit ſucht jedes dieſer Thiere ſeine verlaſſenen Rudel wieder auf. Große Liebhaber der Jagd pflegen auch Brunſtplätze anzulegen, um dem Beſchlagen der Hir-

ſche zuſehen, und ſie bequem birſchen zu können; ſ. Brunftplätze.

Das Thier geht 8 und einen halben Monat oder 40 Wochen hochbeſchlagen, ſchleicht ſich bei Herannahung ſeiner Setzzeit von dem Rudel weg, und ſetzt in der Regel im Monat Mai in jungen Schlägen oder dickem finſtern Gehölze auf einem Bette von Moos ein Kalb, ſelten zwei, welches hier 4 Tage liegen bleibt und betaſtet werden kann, dann aber mit der Mutter fortläuft. Anfangs geht es ihr nach, wenn es aber ſtärker geworden iſt, geht es vor ihr her. Die Mutter hegt gegen das Kalb, welches ſie ſo lange ſäugt, bis ſie ſich wieder hochbeſchlagen fühlt, die zärtlichſte Liebe, eilt bei dem geringſten Geräuſche zu ſeiner Hülfe herbei, drückt es bei naher Gefahr ins hohe Gras und Gebüſche nieder, und ſucht alsdann den Feind auf Abwege zu bringen. Bis zum dritten Monat hat das Kalb eine weißgelbe und braungefleckte Farbe; iſt es männlich, ſo heißt es ein Hirſchkalb, iſt es aber weiblich ein Wildkalb. Das Wildkalb bekommt von dem Ende des erſten Jahres an bis zu ſeiner Begattung im zweiten und dritten Jahre den Namen eines Schmalthieres, Altthiers oder Gelthiers, und einer Hindin. Das Hirſchkalb aber nach dem erſten Jahre den Namen eines Spießers, dann eines Gablers u. ſ. w. wovon oben bereits geſagt worden iſt.

Die Jungen laſſen ſich zähmen, wenn man ſie ſehr jung von der Mutter wegnimmt, ſie an einer Kuh ſaugen läßt oder ihnen Kuhmilch einflößt, und lernen ihren Fütterer bald ſo gut kennen, daß ſie auf ſeinen Ruf oder bei dem Tone eines Inſtruments herbeikommen. Hirſchkühe werden manchmal deswegen aufgezogen, daß man die wilden Hirſche durch ſie zur Brunftzeit auf beſtimmte Plätze lockt. Ehedem bedienten ſich die römiſchen Kaiſer und die alten Deutſchen der zahmgemachten Hirſche zum Zuge; ja zu Anfang dieſes Jahrhunderts fuhr Auguſt II. König von Polen mit einem Zuge von 8 Hirſchen und der jetzt regierende Herzog von Meiningen hatte 1789 noch einen Zug von 6 Hirſchen; allein zum Reiten hat man ſich derſelben nie bedienen können, ausgenommen, daß man ehedem die Menſchengefühl empörende Grauſamkeit begieng, die Wilddiebe auf Hirſche

zu ſchmieden, um ſie darauf allmälich im Gehölze in Stücken reißen zu laſſen.

Außer den Nachſtellungen der Menſchen und reißenden Raubthiere, enden die Hirſche oft auch vor der Zeit durch mancherlei Krankheiten, wovon die vorzüglichſten folgende ſind. Die Knotenkrankheit (das fliegende Feuer, der fliegende Brand), wo an verſchiedenen Theilen des Leibes große Knoten entſtehen, welche eine gelbe Feuchtigkeit enthalten, zerſtört oft wie eine Peſt ganze Wildbahnen eines Forſtes. Sobald der Jäger dieſe Krankheit an dem Rothwildpret bemerkt, ſo kann er weiter nichts thun, als er birſchet das geſunde weg, oder jagt es in andere Forſte, obſchon dieſe Krankheit nicht anſtecken ſoll, und läßt die hinkenden, weil dieſe Krankheit meiſtentheils mit Hinken verbunden iſt, durch die Hunde fangen, ſchneidet ihnen die Knoten aus, und reiniget die Wunden mit Eſſig und Salz, wodurch die Geneſung bewirkt werden kann. Bei den Hirſchen ſoll dieſe Krankheit durch den Stich der großen Holzweſpe (Sirex Gigas) entſtehen.

An der Auszehrung, welche durch giftige Thaue unter dieſem Wild verurſacht wird, verenden öfters viele. — Die Ruhr erfolgt zuweilen, wenn die hungrigen Hirſche nach einem harten und lang anhaltenden Winter bei plötzlich eintretender warmen Frühlingswitterung zu viel junge Knospen von Kräutern und Bäumen freſſen. Hieraus erhellet die Nothwendigkeit, die Hirſche im Winter immer mit Heu zu füttern. — Eine zu große Menge Engerlinge über die Gurgel verurſacht ihnen ebenfalls oft den Tod, und das Verhalten des Urins macht den männlichen Hirſchen, beſonders in der Brunftzeit, oft große Schmerzen. — Nicht weniger leiden ſie auch zuweilen am Zahnweh, indem ihnen die Eck= und Backenzähne faulen, wodurch die ſtärkſten Hirſche bei der beſten Aeſung mager, oder gar Kümmerer werden. — In ihrem Magen findet man bisweilen Steine, welche ihnen große Schmerzen verurſachen (ſiehe Hirſchſteine).

Die Hirſche haben folgende Feinde: Luchſe und Wölfe zerreiſſen die Hirſche. — Der Afterkriecher iſt in der Naſe beſchwerlich (ſiehe Afterkriecher), und die Vieh= Ochſen= oder Kuhbremſe verurſacht die Engerlinge unter der Haut

(ſiehe Engerlinge). Die Kümmerer werden von einer Laus (ſiehe Hirſchwanze) ſehr geplagt; auch findet man in ihnen Blaſenwürmer und Egelwürmer.

Die Jagd des Hirſches geſchieht auf vielerlei Art. Er verurſacht die großen theuren Jagdluſtbarkeiten, die Hauptjagen, Waſſerjagen, Beſtätigungsjagen, Contrajagen, Keſſeljagen: ſie werden auch von den Jägern geklappert, oder am Anſtand gebirſchet. Sie werden auch in Hirſchnetzen gefangen. Die grauſame Gewohnheit, die Hirſche todt zu jagen (ſiehe Parforcejagd), iſt nicht viel mehr üblich; auch martert man ſie nicht ſo oft mehr langſam durch die zerfleiſchenden Biſſe der Hetz- und Jagdhunde todt.

Die guten jagdbaren Hirſche müſſen wenigſtens 10 Enden haben und 2, 2 und einen halben bis 3 Centner wiegen, vom Mai an bis in die Mitte des Septembers, die Schmalthiere und Kälber aber bis Weihnachten in der Regel gebirſchet werden, wenn die Leckerhaftigkeit der Menſchen keine Ausnahme macht. Ueberhaupt muß der Jäger bloß nach der Stärke oder Schwäche ſeines Wildſtandes jagen.

Wenn der Hirſch durch einen Schuß getroffen wird, ſo ſagt man: er iſt verwundet; ſchlägt er übern Haufen oder fällt, ſo ſagt man: er ſtürzt; dann wird er aufgebrochen und zerwirkt oder zerlegt. Fällt hingegen der Hirſch in das Netz oder Garn, ſo wird er abgefangen oder ihm ein Fang gegeben, damit er verendet; ſpringt er aber darüber, ſo ſpricht der Weidmann: der Hirſch fliehet oder fällt über das Zeug.

Der Hirſch nützet durch viele ſeiner Theile. Das Wildpret (Fleiſch) von Hirſchkälbern giebt die leckerhafteſten Braten; das von Spieſſern iſt mittelmäßig und ſchlechter als das von Schmalthieren, welches ſchon beſſer iſt; das von 3 bis 4jährigen Hirſchen hat den dritten Rang; vom 4ten bis 7ten Jahr iſt es ſchon härter. Ueberhaupt iſt das Wildpret vom weiblichen Geſchlechte immer milder und beſſer als vom männlichen. Nur zur Zeit der Hirſchfeiſte, von Jakobi bis zur Brunftzeit, haben die Hirſche den beſten Geſchmack; vor derſelben aber ſchmecken ſie ſchlechter, und nach derſelben noch ſchlechter. Werden die Hirſche kurz vor

und in der Brunftzeit gebirſchet, ſo muß man ihnen gleich nach der Erlegung das Kurzwildpret ausſchneiden, ſonſt bekömmt ihr Fleiſch einen ſehr widerlichen Geſchmack. Auſſer dem Fleiſch werden die Hirſchohren wie Nudeln klein geſchnitten, und als ein Fricaſſee zugerichtet, die Läufte aber wie Rinder- und Kälberfüße, oder als Sülzen verſpeiſet.

Ferner nützet der Hirſch durch ſeine Haut (ſ. Hirſchhaut); die Haare (ſ. Hirſchhaare), das Geweihe (ſ. Gehörne), die Kolben (ſ. Hirſchkolben), die Schalen (ſiehe Hirſchſchalen), das Mark (ſ. Hirſchmark), das Unſchlitt (ſ. Hirſchunſchlitt), den Knorpel (ſiehe Hirſchbein), des eingebildeten Nutzens der übrigen Theile, welchem vormals der Aberglaube huldigte, zu geſchweigen.

In Gegenden, wo man die Hirſche zu ſehr heget, verurſachen ſie nicht nur dem Landmann auf ſeinen Feldern, Wieſen und Gärten, ſondern auch dem ganzen Saate in den Waldungen einen unbeſchreiblichen Schaden, weil ſie, in harten Wintern beſonders, die Zweige und Gipfel der Maſtbuchen und Birken in den jungen Oertern abbeißen. Daher findet man zuweilen eine große Strecke junger Buchen, deren Spitzen ſo ſcharf abgebiſſen ſind, wie wenn ſie mit dem ſchärfſten Meſſer ſchief abgeſchnitten worden wären. Dieſes iſt eine von den Haupturſachen, daß ſo wenig Baumholz aufwächſt.

Von den Feldern und Kohlgärten kann man ſie am beſten dadurch abhalten, daß man breite und tiefe Graben, den Aufwurf nach der Feldſeite hin, zieht, einen Faßreifen nimmt, die inwendige Seite mit Teufelsdreck in Bergöl zerlaſſen, beſtreicht, und den Reifen in einen halben Cirkel in die Erde ſteckt. Hierdurch bekommt die beſtrichene Seite eine Art von Bedachung, und der Regen kann die Materie nicht abwaſchen, ſondern der Geruch erhält ſich lange Zeit. Die Hirſche wittern dieſen ekelhaften Geruch von weitem, und fliehen ihn wie den Hund. Hanfſaamen um die Aecker herum geſäet, ſichert den Feldbau ebenfalls, und ein Gemiſch von altem Schmeer und Schießpulver, womit man die Krautpflanzen, welche am Rande ſtehen, beſtreicht, ſoll die Krautfelder beſchützen, muß aber öfters erneuert werden.

In Anſehung der verſchiedenen Gegenden, welche der Hirſch bewohnt, ſind einige Abänderungen entſtanden, die nach ihren Standörtern beſondere Namen erhalten haben; daher Berghirſche oder Gebirghirſche, Landhirſche und Brandhirſche. — Ehemals redeten die Jäger auch von Pferde- und Bockhirſchen.

Hirſch anſprechen, ſ. Anſprechen.

Hirſchbein, Herzbein, Hirſchkreuz, Fr. Os du coeur du cerf, Croix de cerf. Iſt ein röthliches Beinchen, oder ein gewöhnlich 3 Viertel Zoll langer und einen halben Zoll breiter, aus verhärteten Häuten oder Blut entſtehender Knorpel, welchen man in dem Herzen des Hirſches an der linken Seite vor der Oefnung zweier Pulsadern findet, und wie zwei halbe Monde an einander liegt. Ehedem ſchrieb man dieſem Knorpel wunderſame Wirkungen zu; beſonders wurde er in mancherlei Zufällen der Frauensperſonen gebraucht, und daher immer in den Apotheken gefunden, gehört aber unter die Mittel der Unwiſſenheit und des Aberglaubens.

Hirſchbezoar, ſ. Hirſchſteine.

Hirſchbiſam, ſ. Hirſchthränen.

Hirſchbrunft, Fr. le Rut des cerfs. Iſt die Begattungszeit des Hirſches, welche kurz vor Egidi angeht, und bis nach Michaelis dauert; ſ. unter Hirſch.

Hirſch der Ebenen, ſ. Landhirſch.

Hirſchfänger, Fr. Couteau de chaſſe. Iſt das Seitengewehr eines Jägers, welches vorzüglich dazu dient, um jagdbare, edle Damhirſche, ingleichen alles Schwarzwildpret, durch einen mit demſelben angebrachten Stoß hinter dem Blatte, nach dem Herzen hin, zu erlegen; oder auch das Schwarzwildpret an ſelbigem anlaufen zu laſſen.

Es giebt deren verſchiedene, die nach dem Geſchmack desjenigen, der ihn trägt, oder auch, wo Jagduniformen gewöhnlich ſind, und die Form dazu vorgeſchrieben wird, eine gerade oder krumme Klinge, ſo wie einen Heft von einem Stück Hirſchgeweihe, Ebenholz, gebeizten Elfenbein, mit oder ohne Bügel haben. In der Hauptſache müſſen ſie aber alle darin übereinkommen, daß die Klinge einen etwas breiten Rücken habe, die Schneide ſcharf, und von der Spitze herab 4 Finger breit zweiſchneidig geſchliffen ſey, da-

mit ſie deſto beſſer eindringe. In der Scheide muß nebſt einem guten Meſſer, das zum Aufbrechen dienen kann, noch ein Genickfänger befindlich ſeyn.

Hirſchfängerkuppel, Fr. Couple pour couteau de chaſſe. Iſt der breite lederne Riemen mit der Muſchel, wo der Jäger ſeinen Hirſchfänger hinein ſteckt, und mittelſt eines Schloſſes, worauf gemeiniglich das Wappen oder der Name des Dienſtherrn, ein Hirſchkopf u. ſ. w. ſteht, um den Leib befeſtiget wird.

Hirſchfeiſtzeitjagen, ſ. Feiſtzeit.

Hirſchgarn, Hirſchnetze. Sind Garne, welche zum hohen Jagdzeug gehören, und zum Dupliren der Jagen und Tücher nöthig ſind, indem ſie, wenn das Wildpret erſt in die Enge gebracht iſt, ſowohl das Durchfallen der Hirſche und Thiere, als auch das Durchfallen der Schweine verhindern und abhalten. Auch werden ſie zum lebendigen Einfangen der Hirſche und des Wildes, ſonſt aber, wo Tücher vorräthig ſind, zu weiter nichts gebraucht. Indeſſen brauchen ſie doch Einige, welche die Koſten zu den Tüchern nicht anwenden wollen oder können, zum Jagen, indem ſie nicht ſo viel koſten und leichter fortzubringen ſind, auch nicht ſo viel Mannſchaft dazu nöthig iſt. Sie richten aber damit nur ſo viel aus, daß ſie dasjenige, was etwa in ihren engen Revieren vorhanden iſt, damit habhaft werden.

Ein ſolches Garn, welches 100 Schritte Buſenreich ſtellet, muß eigentlich 75 Klaftern lang geſtricket ſeyn; auf 1 Klafter werden 2 Waldſchritte gerechnet, der dritte Theil, nämlich 25 Klaftern, ſtellen ſich im Buſen ein; es hat 21 Maſchen Höhe, wird auch gleich mit ſo viel Maſchen angefangen, und ſo gerade fortgeſtricket. Das Modell, worüber die Maſchen geſtrickt werden, iſt ſo ſtark, daß, wenn man einen Faden von 18 Zoll um ſelbiges herum ſchlägt, derſelbe zuſammen reicht. Wenn nun ſolches Garn mit völligem Buſen geſtellet wird, ſo ſtellet es 4 Ellen in der Höhe; wird aber der Buſen ausgezogen, nämlich da wo man es zum Dupliren nöthig hat, ſo bekommt es die Länge und Höhe eines hohen Tuches. — Hat man dieſe Garne nur zum Fangen, ſo dürfen die Ober- und Unterleinen nicht ſo lang ſeyn; ſonſt aber müſſen ſie die Länge gleich den hohen Tücherleinen haben, und gehören auch 12 Furcheln dazu.

Hirſchgeäſe, Fr. Viandis du cerf. Iſt, was der Hirſch zu ſeiner Nahrung zu ſich nimmt; ſ. unter Hirſch.

Hirſchgeloß, Fr. Fumées, Formées. Iſt der Koth oder die Loſung des Hirſches, und eines der vornehmſten Hauptzeichen, um darnach den Hirſch anzuſprechen. Die Loſung iſt indeſſen nach dem Boden und dem Geäſe, ſo wie der Jahreszeit nach, verſchieden, und muß von einem Anfänger gnau beobachtet, und von Monat zu Monat mit der Loſung des Thieres verglichen werden, wenn man ſich in dieſer Kenntniß feſtſetzen will. Im Mai nämlich fängt die Loſung beim Hirſch an, ſaftiger (feiſter), ſtärker und gleichſam breitblättrigt zu werden, fällt Haufenweiſe und hängt an einander, faſt wie bei den Sauen. Nach und nach fängt ſie an, ſich zu formen, und etwas härter zu werden, ſo daß ſie ſich aus einander drücken läßt. Je breiter und größer ſie iſt, deſto mehr zeigt ſie einen Hirſch von 10 und mehreren Enden an. Bei einem Thiere zettelt und fällt die Loſung einzeln und klein, wie Ziegenlorbern, aus einander.

Im Junius formt ſich die Loſung des Hirſches rund und lang, am Ende mit Zäpfchen und Schleim, faſt wie mit einem Spinnegewebe überzogen, bis in den Auguſt, da ſie recht feiſt (ſaftig) und gelblich ausſiehet, iſt aber dabei hart und fällt wie Weintrauben gedrungen an einander hängend.

Im September iſt ſie zwar Anfangs noch gezäpft, wird aber dünner; da hingegen die Loſung vom Thiere im Oktober und November beſſer ausſieht, als zu dieſer Zeit des Hirſches ſeine, weil des Thieres Loſung ſchleimicht und zum Theil an einander hängend wird; jedoch aber wird ſie nicht ſo egal geformt, als die ſchleimichte Loſung des Hirſches im Sommer iſt, ſondern ſie bleibt unförmlich, weil die Klümpchen theils groß, theils klein unter einander gemiſcht ſind. Daher muß ſich ein Jäger hüten, nach dieſer ſchleimichten Loſung des Thieres ſelbige für die Loſung des Hirſches anzuſprechen.

Folgende Wintermonate bleibt des Hirſches Loſung ſchlecht und dünne, jedoch iſt an dem einen Ende ein Zäpfchen, und an dem andern ein Näpfchen, daß es gleichſam an einander gepaſſet zuſammen hängt. Die Loſung vom

Thiere aber fällt ungeformet rund wie Schaflorbern. Ueberhaupt iſt des Hirſches Loſung allezeit geformter und egaler, als die Loſung des Thieres, und wer die Unterſcheidungszeichen ſich gehörig bekannt macht, wird ſich auch in dem Anſprechen gewiß nicht ſo leicht irren.

Indeſſen giebt es Fälle, wo nichts ganz gewiſſes daraus zu ſchließen iſt, und der Hirſch nicht immer dadurch erkannt werden kann, weil die Loſung, wenn der Hirſch Unruhe ausgeſtanden, oder verwundet worden, gern trocken und an einem Ende eckig, vornehmlich zur Fegezeit wird; nachher aber kömmt ſie wieder in ihr voriges Weſen. So kann man alſo auch im September und Oktober durch ſie nichts mehr erkennen; jedoch anders iſt die ſpäte als die frühe Loſung beſchaffen; denn die ſpäte iſt viel trockner und beſſer verdauet, als die frühe, weil der Hirſch den Tag über Ruhe und Zeit gehabt, ſein Geäſe wohl zu käuen und zu verdauen.

Hirſchgerechter Jäger, Fr. Chaſſeur qui eſt au fait de la chaſſe du cerf. Iſt ein Jäger, welcher in der hohen Jagd wohl geübt und erfahren iſt, ſeinen Leithund gut arbeitet, die Fährten deutlich unterſcheidet, richtig im Anſprechen, fertig im Zeugſtellen, und bei allen Jagen gut zu gebrauchen, mithin ein tüchtiger ſogenannter Weidmann iſt.

Hirſchgeſchrei, ſ. Schreien.

Hirſchgeweihe, ſ. Gehörne.

Hirſchhaare, Fr. Poils de cerf. Sie dienen zum Ausſtopfen der Sättel, Stühle, Polſter und Kiſſen, die guten zu Tapezierungen, und die groben zu Fußdecken.

Hirſchhaſe, gehörnter Haſe. Iſt ein ſeltenes Naturſpiel, da ein Haſe mit Hörnern, die eigentlich ordentliche mit Enden verſehene Geweihe ſind, gebohren wird.

Hirſchhaut, Fr. Peau de cerf. Dieſe, wenn ſie durch die Engerlinge nicht zu ſehr durchlöchert iſt, dient weißgegerbt, zu guten Beinkleidern, Reitkollern, Degenkuppeln, Handſchuhen und anderem Riemenwerk; rothgegerbt giebt ſie gute Stiefeln, und wird auch als Pelzwerk z. B. zu großen Müffen verarbeitet.

Hirſchhorn, Fr. Rapure ou Poudre de corne de cerf. Iſt das zu gröblichem Pulver geraſpelte Geweihe

des Hirſches, woraus in den Apotheken verſchiedene Präparate gemacht werden. S. unter Gehörne.

Hirſchhunde, Fr. Chiens de meute. Werden die engliſchen und franzöſiſchen Jagdhunde genannt, welche zur Parforcejagd gebraucht werden; ſ. Parforcehunde.

Hirſchjagd, Fr. Chaſſe du cerf. Die Arten des Hirſches ſich zu bemächtigen ſind vielerlei, als: die Hauptjagd, die Waſſerjagd, die Beſtätigungsjagd, das Contrajagen, die Keſſeljagd, die Parforcejagd, die Klapperjagd, das Birſchen auf dem Anſtand. Auch werden ſie durch den Hirſchruf herbeigelockt, ingleichen in Netzen gefangen.

Hirſchkalb, Fr. le Faon. Wird bei dem Rothwildpret das männliche Geſchlecht im erſten Jahre, an einigen Orten bis zum folgenden März, an andern nur bis zu Michaelis genannt.

Hirſchkaſten, Fr. Cabane du cerf. Iſt ein Wildpretskaſten, welcher zum Fortſchaffen eines eingefangenen Hirſches gebraucht wird. Ein ſolcher Kaſten iſt 6 Fuß hoch, 6 Fuß lang, oben 3 Fuß, unten aber nur 18 Zoll breit, damit er feſter auf dem Wagen ſtehen, auch der Hirſch ſich nicht in demſelben umwenden könne. Vorn und hinten ſind zwei Aufſchubsthieren, die von oben herab zwiſchen Leiſten vorgeſchoben werden, und an den beiden Seiten ſind zwei Oefnungen 6 Zoll hoch und 8 Zoll breit, die zu Luftlöchern dienen. Oben wird, nahe am Ende, noch ein Schiebthürchen angebracht, dadurch man Haber, grüne Wicken, Gras, Laub, ingleichen auch Waſſer ihnen täglich vorgeben kann. Der ganze Kaſten iſt von halbzölligen Brettern zuſammen genagelt und mit Winkeleiſen befeſtiget; auf den vier Ecken ſind vier eiſerne Ringe, den Kaſten auf den Wagen und herab zu heben, auch anzubinden. S. Einfangen.

Zu Damhirſchen wird der Kaſten auf gleiche Art gemacht, iſt aber nur 5 Fuß hoch und 5 Fuß lang, dagegen mit dem vorigen von gleicher Breite, als unten 18 Zoll und oben 3 Fuß. Er wird auch wie der Hirſchkaſten mit Winkeleiſen und Ringen verſehen, und kann auch ſeiner Größe nach für Rothwildpret dienen.

Hirſchkolben, Fr. Boſſe crue de cerf. Iſt das junge, weiche, mit Baſt überzogene Gehörn, welches, nachdem der Hirſch das alte im Frühjahr abgeworfen hat, von

neuem wieder gewachſen iſt. Man kann es in Waſſer kochen, ſchälen, mit Baumöl und Eſſig tränken und wie Sallat eſſen, oder mit Trüffeln frikaſſirt, oder mit einer gewürzten Butterbrühe bereitet.

Hirſchkreuz, ſ. Hirſchbein.

Hirſchkugel, ſ. Hirſchſteine.

Hirſchkuh, das Wild, Stückwild, Thier, die Hindin, Fr. la Biche. Iſt das Weibchen des Hirſchgeſchlechts.

Hirſchmark, Fr. Moëlle de cerf. Dieſes giebt eine gute Salbe, das Eiſen vor dem Roſt zu bewahren, lindert auſſerdem Schmerz, heilet aufgeſprungene Hände, und dient in Steifigkeiten der Gelenke.

Hirſchnetze, ſ. Hirſchgarn.

Hirſchruf, Fr. Cor à contrefaire le cri du cerf. Iſt eine ſehr angenehme Unterhaltung, beſonders zur Brunftzeit, um den Hirſch zum Schuß oder bloß zum Vergnügen herbeizulocken. Einige nehmen dazu Holz, und machen daraus ein Horn, welches an einem Ende ſo weit iſt, daß man eine Fauſt hineinſtecken kann, am andern Ende aber ſpitzig zugehen muß. In dieſes wird an dem ſpitzigen Ende hinein und gerade auf den Hirſch zu gerufen und zugeſchrieen. Andere nehmen ein Gefäß, wie eine Bierkanne geſtaltet, und bedienen ſich deſſen hinein zu ſchreien.

Der reinſte, beſte und natürlichſte Hirſchruf iſt folgender: Man nimmt ein Meerſchnecken-Gehäuſe, welches länglich, an einem Ende ſpitzig, am andern Ende aber ſo weit und geräumig iſt, daß man eine Fauſt hinein legen kann. Das ſpitzige Ende feilet man ab, ſo weit, daß es ein Loch bekömmt, und daß man einen Finger mit der Spitze hinein ſtecken kann. Dieſes ſpitzige Ende nimmt man in den Mund, und ſchreiet hinein, wie ein Hirſch, und zuweilen geſchwinde mit unter, als wie derſelbe, wenn er hinter dem Thiere her iſt, und es zum Beſchlage forciret oder herum jaget. Wenn man nun ſo geſchwinde, wie ein Hirſch, anſtößet, muß man auch ein oder zweimal in den Ruf ſchreien, als wie das Thier, wenn es vom Hirſche gejaget wird, welches einen kurzen und nicht zu lauten Ruf thut.

Wenn man ſich ſo anſtellet, und ein Hirſch allein kömmt, und den Ruf höret, ſo eilet und kömmt er bald nach

dem Rufe, daß er ſich demſelben auch ganz nähert, da man ihn dann nach Gefallen birſchen, oder doch denſelben, wenn man ihn nicht haben will, genau beobachten kann. Und wenn auch ein Hirſch bei den Thieren iſt, ziehet er doch, wenn er den Ruf vernimmt, gern von den Thieren, in der Meinung, als ob ein anderer Galan um ſeine Braut werbe, daher er demſelben entgegen gehen, und ihn abtreiben will, welche Kühnheit ihm aber zuweilen übel belohnet, und er oft ſelbſt gefället wird. Jedoch macht er ſich nicht gern weit von den Thieren. Es iſt alſo nur darum zu thun, wenn er dem Schützen nicht nahe genug iſt, daß er etwas näher komme.

Wenn man auch vermuthet, daß Hirſche im Holze oder in der Dickung ſtehen, und ſie ſich nicht hören noch ſehen laſſen, ſo ſtößet man zweimal in den Ruf, da ſie ſich bald melden und antworten werden; jedoch muß man hier nicht allzuviel Lärm machen, weil ſie ſonſt bald inne werden, daß es nicht recht iſt.

Manchmal kommen die Hirſche in faſt voller Flucht dem Rufe zu, welches ſehr angenehm und vergnügend zu ſehen iſt; und dieſes geſchiehet beſonders, wo viele Hirſche, aber nicht übrig viel Thiere ſind, und wenn ſie unter dem Rufe, den Ruf des Thieres mit hören.

Hirſchſchalen, Fr. Pinces du cerf. Sind die unten an den Läuften der Hirſche ſtehende ſchwarzfarbige, glänzende, hornige Theile, auf welchen ſie gehen. Von dieſen ſieht man im naſſen Sande und in lockerer guter Erde die Wände in der Fährte ſtehen; von einem Thiere aber nicht, ſondern von dieſem iſt es faſt wie bei einer Sau gerade hineingeſchliffen. — Sie werden von den Drechslern zu Ringen und andern Sachen verarbeitet.

Hirſchſchweiß, ſ. Schweiß.

Hirſchſteine, Hirſchkugel, Hirſchbezoar, Fr. Pierre de cerf, Bezoard de cerf. Sind weißgelbe, ſchalige, kugelartige, dem Bezoarſteine ähnliche Steine, welche man bisweilen in dem Magen des Hirſches findet.

Hirſchtalg, ſ. Hirſchunſchlitt.

Hirſchthränen, Hirſchbiſam, Fr. Larmes de cerf. Iſt die aus Schweiß und andern ausſchwitzenden Feuchtigkeiten beſtehende, mit Haaren vermiſchte, anfangs weich wie

Wachs, nach und nach aber an der Luft, wie Horn und Stein, hart werdende, faſt wie Ohrenſchmalz geſtaltete Materie, welche ſich bei den Hirſchen unter dem Vorderwinkel der Augen in einer mehr als 1 Zoll tiefen länglichten Höle ſammelt. Anfänglich riecht dieſe Maſſe ſehr übel, nach und nach aber wird ſie ſehr wohlriechend, und die Jäger halten ſie als ein Arzneimittel in giftigen Seuchen ſehr hoch, wenn ſie zuweilen einige finden, die ſich der Hirſch, dem ſie zur Laſt geworden, an Bäumen und Sträuchern ausgerieben hat. Aus Aberglauben brauchte man ſie ſonſt auch in der fallenden Sucht. Wenn ſie aus den Augenwinkeln hervorkömmt, iſt ſie rund, glatt, glänzend, gelbbraun und mit ſchwarzen Aederchen durchzogen.

Hirſchunſchlitt, Hirſchtalg, Fr. Suif de cerf. Es wird zu Wund- und Brandpflaſtern gebraucht, heilt wundgelegene Theile der Kranken, erfrorne Hände und Füße, dient auf Reiſen die müden Füße damit zu beſtreichen, und kann auch von den Seifenſiedern benuzt werden.

Hirſch von zehn Enden, Fr. Cerf de dix cors. Iſt der erſte jagdbare Hirſch, denn die weniger Enden aufgeſetzet haben, werden nicht für jagdbar angeſprochen, wiewohl ſolche, die zurückgeſetzet, aber das Gewicht haben, dem Leibe nach in der Fährte dennoch dafür erkannt und angeſprochen werden.

Hirſchwanze, Fr. Punaiſe de cerf. Iſt die eigentliche Hirſchlaus (Pediculus cervi), welche, weil ſie braun und breit iſt, ſo genannt wird; ſie plagt vorzüglich die Kümmerer ſehr.

Hitzblattern, Fr. Boutons. Sind die häufigen Blattern von der Größe einer Erbſe, welche bei den Haſen zur Rammelszeit traubenweiſe an dem Geräuſche hängen; ſie ſind nicht ſchädlich, und rühren keinesweges von veneriſchen Urſachen her, wie einige fälſchlich glauben.

Hochbeſchlagen, Fr. pleine, prête à mettre bas. Hierunter verſtehet man ſowohl die ganze Zeit des Trächtigſeyns eines Thieres oder Stückes Rothwildpret, welche 40 Wochen dauert, als auch blos die letzte Zeit, da es tragbar iſt, und nun bald ſetzen will.

Hochgarn, Fr. Hallier. Sind ordentliche Klebenetze, welche zum Rebhühnerfang gut zu gebrauchen ſind,

und alſo gemacht werden. Man fängt ſie mit 300 Maſchen von 3 Zoll Weite an, und kann zuerſt mit dünnen Bindfaden dreimal herum geſtricket werden. Sodann ſtrickt man mit gutem feſten Zwirne fort, bis ſie die Höhe von 15 Ellen haben. Unten durch werden ſie auch dreimal mit dünnen Bindfaden durchgeſtricket. Oben faſſet man ſie an einen ſtarken Bindfaden, und ſchleift von 10 zu 10 Maſchen einen beinernen oder meſſingenen Ring ein. Hierzu gehört nun eine Fingers ſtarke Hauptleine, woran das Garn mit den Ringen geſtochen wird. Unten durch wird auch ein Leinchen, das aber nicht ſo ſtark, als das obere, ſeyn darf, gezogen.

Dergleichen Hochgarne kann man etliche Stücke haben. Wenn man aber den Fang damit einrichten will, beobachtet man in den Feldern, wohin ſich die Hühner gerne begeben, wenn ſie geſprengt werden, welches entweder nach den Rainen oder Feldbüſchen, oder wie ſonſt die Gelegenheit iſt, geſchiehet. Dabei muß man aber auch den Wind wohl beobachten, weil es wohl bei ſehr ſtarkem Winde auch angehet, aber doch etwas beſchwerlich iſt; beſonders fliegen die Hühner gern gegen den Wind. Doch wenn ſie den Buſch vor ſich haben, nehmen ſie den Wind nicht allemal in Acht, und daher iſt es am beſten, die Garne gegen den Wind und die Raine oder Büſche zu bringen.

Bei der Stellung nimmt man 10 Ellen lange Stangen, und ſtellet eine Wand von etlichen dieſer Hochgarne an die beſtimmten Plätze hin, jedoch ein Eckchen von den Büſchen weg, daß die Garne die Quere des Zugs zu ſtehen kommen. Hiezu ſtößet man mit einem Pfahleiſen Löcher, die ſo weit ſind, daß die Stangen leicht aus- und eingeſetzet werden können. Die Stangen legt man mit den untern Spitzen an die Löcher, bindet die unterſte Leine auf 2 Ellen hoch vom Boden an den Stangen feſt an; die Oberleine aber muß 9 Ellen hoch an die Stangen oben ankommen, damit das Garn unten viel Buſen hat, und neben der Unterleine hinunter noch auf dem Boden aufliegt. So wird ein Garn am andern an den hohen Stangen angebunden und aufgerichtet, daß alſo der Ort des Zugs quer vor mit dieſem Garne beſtellt iſt. — Wenn die ganze Wand oder Reihe der Garne ſtehet, ſo müſſen an beiden Enden, oben an den letzten Stangen, Windleinen angebunden, und an einen Heftel

angezogen und befeſtiget werden, damit die ganze Wand mit den Oberleinen ſtraff ſtehet.

Wenn die Garne geſtellt ſind, ſo gehen 2 oder 3 Jäger ins Feld und ſuchen mit den Hunden die Felder gegen die Garne zu ab, nehmen auch wohl, damit es noch beſſer geht, etliche Leute mit, die in einer Linie neben einander, wie im Treiben gehen, damit ſie ſo die Hühner nach dem Garne zu treiben. Flieget nun ein Volk Hühner in die Garne hinein, ſo laufen 2 oder 3 Männer, die ſich ſchon vorher dabei hingelegt haben, ſogleich auf die Garne, heben die Stangen ſofort heraus, werfen das Garn hurtig vollends über die Hühner her, und löſen ſie aus, geben auch den Treibern ein Zeichen, daß ſie ſo lange ſtille ſtehen bleiben, bis die Garne wieder gerichtet ſind, worauf ſie wieder fort auf die Garne zu treiben. Der beſte Fang iſt gegen Abendszeit, und auch bei nebelichtem Wetter. Mit dieſen Garnen können ſehr viele Hühner, auch die allerſcheueſten, die ſchon oft beſchoſſen ſind, gefangen werden. Auch bleiben die Hühner beſſer und geſünder, verſchlagen ſich nicht ſo ſehr, als in den Steckgarnen. Ob gleich auch dieſe Netze etwas koſtbarer, als die Steckgarne oder Treibezeuge ſind, ſo bringen ſie auch wieder das ihrige reichlich ein, wo viele Hühner ſind.

Hochholz, ſ. Hochwald.

Hochreißer, ſ. Antritte.

Hochverecket, völlig verecket, Fr. Cerf qui a fait ſa tête ou ſon bois. Wird geſagt, wenn beim Hirſch das neue Geweihe mit ſeinen Stangen und Enden ganz ausgewachſen hat und völlig reif geworden iſt; ſ. Hirſch und auch Vereckt.

Hochwald, Hochholz, Hochgehölz. Man benennet damit Walddiſtrikte, welche mit mehrentheils großen Bäumen bewachſen, und aus Saamen erzogen ſind.

Hoden, ſ. Geilen.

Hofjäger, Fr. Chaſſeur du Prince. Iſt eigentlich ein Jäger, der bloß Hofdienſte thut, und den Fürſten gewöhnlich auf der Jagd begleitet. Im Range ſtehen ſie verſchieden, je nachdem es an einem Hofe eingeführet, oder dem Herrn ſonſt beliebig iſt; allemal aber haben ſie den Rang über den Büchſenſpanner.

Hofjägermeiſter, Fr. Maitre de Chaſſe de la cour. Iſt eine adeliche Charge, die vormals mehr gebräuchlich war; und die Beſorgung eines ſolchen Herrn erſtreckte ſich an großen Höfen bloß auf die Anordnungen der Jagden, welche der Herr verlangte, wobei natürlich das ganze Jagdperſonale unter ſeinen Befehlen ſtand. Jetzt iſt es in den meiſten Ländern bloßer Charakter, und hat mehrentheils ein ſolcher Herr auch zugleich das Forſtweſen in einem gewiſſen Landesdiſtrikt unter ſeiner Aufſicht.

Hohe Jagd, ſ. unter Jagd.

Hohe Rege, Stangenrege, Fr. Paumille. Iſt eine Art die Vögel nach den Vogelheerden zu locken, und beſteht darin, daß man 2 Stangen, jede 8 Ellen hoch, nimmt, eine davon 20 Schritte hinter die Hütte, wo der Zug herkommt, in den Erdboden ſtößet, 30 Schritte weiter hinaus kömmt die andere, und an dieſer wird oben am Ende ein langer ſchwarzer gewächſter Faden angebunden, welcher ſodann durch den Biegel, der an der andern Stange eingebohrt iſt, gezogen, und in die Hütte genommen wird, um den lebendig geblendeten Vogel, ſo in der Mitte des Fadens angebunden iſt, und auf der Erde liegt, damit auf- und nieder zu ziehen und zu regen.

Hohe Tücher, Fr. Toiles élevées ou eminentes. Dieſe Tücher machen das Vornehmſte beim Jagdzeug aus, werden aber an verſchiedenen Orten unterſchiedlich eingerichtet und verfertiget, wovon die gewöhnlichſten folgende ſind:

Ordinaire hohe Tücher müſſen 5 Leipziger Ellen hoch ſtellen, und ſind ſo eingerichtet, daß ein jedes 150 Schritte ſtellen muß, nach welcher Länge man auch die Ausrechnung und den Ueberſchlag ſehr leicht machen kann. Denn wenn man 4 dieſer Tücher auf einen Wagen ladet, ſo hat man gerade 600 Schritte, und braucht in Gebirgen oder ſchlimmen Wege 8 Pferde davor, im platten Lande aber oder gutem Wege hat man nur 6 Pferde vor einen Wagen nöthig.

In Anſehung der Schritte iſt ein Waldſchritt 1 und eine halbe Elle, oder 3 Fuß nach Leipziger Ellen gerechnet. Ein Mann von mittlerer Größe wird im Schreiten hierin eintreffen; jedoch muß er, wenn es richtig nach dieſem Maaße eintreffen ſoll, im geſchwinden Gange bleiben, weil einer, der langſam geht, nicht ſo weit ſchreitet. Am beſten

thut der Weidmann, wenn er ſich in dieſem Schritte übet, und die Tücher, ſo er einmal vor ſich hat, fleißig abſchreitet, und ſich anmerket, wie lang oder weit ein Tuch nach ſeinem Schritt ſtellt oder zureicht. Jedoch trifft es meiſtentheils daß ein guter Schritt 3 Fuß ausmacht.

Zu einem hohen Tuche nimmt man 450 Ellen Leinwand, und 2 Leinen, jede 285 Ellen lang. Die Leinwand muß 2 und eine Viertel Elle breit ſeyn; die 450 Ellen werden in zwei Theile getheilt, beträgt alſo des Tuches Länge 225 Ellen. Die Leinwand iſt entweder von hänfenem Garne gewebet, welches hiezu die dauerhafteſte Leinwand iſt, oder ſie wird von grobem Garne von nicht viel ausgehecheltem Flachſe gemacht. Dieſe beiden Blätter oder Theile werden mit einer tüchtigen Nath zuſammen genähet. Oben an dieſem Tuche iſt auch das Gemäſche, welches nur eine ganze Maſche iſt, und muß eben auch eine halbe Elle hoch zum Stellen ſeyn; von einigen wird es über die Bank geſtricket, kann aber geſchwinder auf folgende Art gemacht werden: Es werden 2 Leinen kaum eines kleinen Fingers ſtark genommen, welche man an einen ſtarken Haken zugleich anhängt, ſie zu gleicher Länge anzieht, und in der linken Hand hält, nimmt die Leine nach der rechten Hand, legt ſie unter der andern unten weg, und wieder oben darüber, daß alſo dieſe von der an der linken Seite mit jener umgeben oder umgebogen ſey, hält mit dem Daumen der linken Hand oben, und mit den Fingern unten gleich feſte an, nimmt dann die Leine von der linken Seite, die von der andern umgeben iſt, und fährt unter den Fingern mit herum, und ſteckt ſie oben zwiſchen die beiden neben einander befindlichen Leinen, jedoch von unten hinauf durch, über der umgebenen Leine, und wieder durch ſie ſelbſt weg, zieht ſelbige alsdenn feſt zu, da es einen Knoten giebt, als wie in einem Netze, das über die Bank geſtrickt wird; von dieſem Knoten greift man an beiden Leinen 18 Zoll fort, zieht ſie wieder gerade an, und macht 18 Zoll vom erſten Knoten an wieder einen Knoten. Auf dieſe Art wird fortgefahren, daß die Knoten allemal gleich weit von einander entfernt ſind, und ſo giebt es eine ordentliche ganze Maſche, welche 12 Zoll hoch ſtellt, wenn man es aus einander thut.

Die obern und untern Leinen werden gleich ſtark und lang gemacht, eine jede 240 Ellen lang, vierfach geſponnen, in jedem 36 Faden von gutem ausgehechelten Hanfe. Die untere Saum- oder Rinkenleine iſt 225 Ellen lang, und in der Stärke der Gemäſchleine. Die obere Saumleine iſt von gleicher Stärke, und 260 Ellen lang. Die 12 Knebel, ſo der Drechsler macht, ſind ſtärker, als ein Daumen dicke, und 7 Zoll lang. Eine Windleine iſt 12 Ellen lang, und Fingers dicke. Die eiſernen Ringe ſind ſo weit, daß die untere Leine geräumig darin gehen kann.

Wenn nun die beiden Theile Leinwand auf obige Art zuſammen genähet ſind, ſo wird die untere Saumleine eingenähet. Man fängt eine Elle vom Ende an, und nähet die Leinwand unten am Saume um die Leine, daß alſo die Leinwand die Rinkenleine gänzlich umſchließet. Wenn ſie 1 und eine halbe Elle fort umnähet iſt, ſo ſtickt man einen Ring an, daß alſo die Leine den Ring am Tuche feſt hält; der Ring wird an der Saumleine mit umſtochen; und ſo wird weiter die Leine an dem ganzen Tuche unten weg eingenähet, und allemal auf 1 und eine halbe Elle ein eiſerner Ring angeſtochen. Nachdem aber an beiden Enden eine Elle lang unten keine Saumleine eingenähet worden, ſo wird ſolches auf 18 Zoll eingeſchlagen, daß es alſo an den Enden ſo weit doppelt wird; hierin werden 6 Knopflöcher 5 bis 6 Zoll lang geſchnitten, und wird die obere Saumleine eingenähet; dieſe wird an der untern Saumleine angefangen, von derſelben an, und 4 Zoll hinaufwärts in das eingeſchlagene Tuch hinauf, ſodann wird ein Knebel eingeſchleifet, doch gleich dem Knopfloche, und alsdann wird die Leine zurückgezogen und um das Knopfloch gelegt, die Saumleine feſte eingenähet, zugleich das Knopfloch recht gut beſtochen, und alſo mit der Saumleine fortgefahren, daß ſie in das Tuch eingenähet, der Knebel aber allemal dem Knopfloche gleich eingeſchleifet und beſtochen werde, und zwar an der ganzen Breite des Tuches hinauf, da denn an der Ecke nach der Länge zu das Gemäſche mit in das Tuch und an der Saumleine eingeſtochen wird. Weiter wird fortgefahren, oben nach der Länge des Tuches die Saumleine einzunähen.

Wenn nun eine halbe Elle lang eingenähet iſt, ſo muß die Saumleine durch eine Maſche von dem Gemäſche geſtochen werden, alsdann wird die Saumleine und die Maſche zugleich am Tuche fein beſtochen, und ſo wird am ganzen Tuche, alle halbe Ellen weit, fortgefahren; am andern Ende des Tuches wird mit der Saumleine wieder hinunter, auch mit den Kneben und Knopflöchern alſo verfahren, wie am erſten Ende hinaufwärts geſchehen iſt.

Um mehrerer Genauigkeit willen können auch ſogleich die Oerter, wo die Windleinen hinkommen ſollen, mit Zahlen bezeichnet, und zwar die Nummern oben unter dem Gemäſche in das Tuch mit Zwirn eingenähet werden; nämlich an jedem Ende (das der Wechſel genannt wird) kömmt eine Windleine, die andern 10 Windleinen aber paarweiſe, daß alſo ein paar Windleinen gerade in die Mitte des Tuches kommen. Auch gehört es ſehr zur Ordnung, wenn ſowohl die Tücher, als der Wagen, mit einerlei Zeichen bezeichnet werden. Man läßt daher, wenn ein Tuch fertig, kleine runde Scheiben, 4, 5 bis 6 Zoll breit, von wollenem und gefärbtem Tuche oben auf jedem Tuche an beiden Wechſeln gleich nahe bei dem erſten Knopfloche aufnähen, und zwar ſo, daß die 4 Tücher, welche auf einen Wagen gehören, eins wie das andere wird. Ein jeder Wagen Tücher führt alsdenn ſeine beſondere Farbe, grün, roth, blau u. ſ. w.

Wie nun die 4 Tücher auf einerlei Art bezeichnet ſind, ſo wird auch vorne und zu beiden Seiten an ihrem Wagen eben dergleichen Tuchſcheibchen angenagelt, bei dem Aufladen des Zeuges aber werden die Tücher jederzeit auf ihren Wagen gebracht, da denn die Zeugwärter Regiſter darüber führen, und wiſſen können, wenn der Zeug gemacht worden iſt; beſonders weiß man ſich bei Jagen darnach zu richten, und die Wagen mit den alten Tüchern ſo einzutheilen, daß ſie nicht zu den Abjagungs-Flügeln, der Kammer, dem Zwangtreiben, oder gar auf den Lauft kommen. Eben ſo kann man auch den Bauer anweiſen, wo er mit dieſem und jenem Wagen Tücher hinfahren ſoll.

Wenn nun ein Tuch ſo weit fertig genähet und bezeichnet worden iſt, ſo ziehet man alsdenn die obere Leine in das Gemäſche, und die untere Leine in die Ringe, macht die Windleinen paarweiſe an, wo die Nummern im Tuche ſte-

hen, an beiden Wechſeln aber kömmt nur eine Windleine. Was übrigens noch zu einem vollſtändigen Juder Zeug gehöret, davon ſehe man unter Zeugwagen.

Bei einer andern Art Tücher kömmt ein Gemäſche von 1 und einer halben Maſche hoch, und zwar deswegen, daß ſie noch höher ſtellen ſollen, als die vorher beſchriebenen Tücher, welches denn eine Viertel Elle wegen der halben Maſche austrägt. Andere aber wollen das Zeug nicht ſo hoch haben, und nehmen nur Leinwand, welche zwei Ellen breit iſt, und wenn dieſes 1 und eine halbe Maſchen hohes Gemäſche darauf kömmt, ſo wird es eine Viertel Elle niedriger, da denn auch an einigen Orten dieſe Tücher, wegen der Leinwand, um etwas weniges wohlfeiler kommen. An Leinwand dazu werden eben ſo viel Ellen, wie zu dem vorigen Tuche, erfordert, nicht weniger auch dergleichen Oberleinen, Unter- Saum- Ring- und Windleinen, eiſerne Ringe, Knebel, Zwirn, Macherlohn und Wagen; das Gemäſche aber kömmt noch halb ſo hoch im Preiſe, und iſt auf unterſchiedliche Art zu verfertigen.

Man ſtrickt es über die Bank, und fängt nur mit einer Maſche an, wirft die eine Maſche allemal ab, und ſtrickt alſo der Länge nach eine Maſche fort, ſo daß es in der Höhe 1 und eine halbe Maſche giebt, auch auf dieſe Art leicht zu ſtricken iſt, außer daß man oft fortrücken muß. — Auf eine andere Art ſtricken einige, daß ſie gleich 450 Maſchen anfangen, und nachher noch zweimal durch oder herumſtricken, ſo daß es 1 und eine halbe Maſche giebt. — Man fängt auch mit zwei Leinen, wie bei den vorigen Tüchern, an zu ſtricken, macht mit den zwei Leinen eine Maſche durch fort, als zum Tuche der Länge nach nöthig iſt; nachher faſſet man die Maſchen alle auf und an eine Leine, hängt ſelbige wieder an den Haken, und ſtrickt ſodann über die Bank noch einmal an alle die Maſchen durch, ſo ſind gleichfalls die anderthalb Maſchen fertig.

Die Saumleine, welche ins Tuch genähet werden muß, woran das Gemäſche hält, hat man gar nicht nöthig, ſondern wenn man die Maſchen fertig hat, ſo läßt man das Gemäſche an einer Leine gefaßt und am Haken hängen, alsdenn

ſtrickt man über die Bank zum dritten Theil kleinere Maſchen. Dieſe unten angeſtrickten Maſchen zieht man nun gerade, ſo giebt ſolches accurat die Saumleine, und wird alsdenn anſtatt derſelben in das Tuch eingenähet, bis an die Knoten, welche aber auch fein feſte mit am Tuche beſtochen werden müſſen. Wenn auf dieſe Art die Saumleine und das Gemäſche in einander geſtrickt ſind, ſo hält es in den Knoten beſſer, und hat eine vollkommene Dauer.

Bei dieſer Art Tücher machen unten die Ringe das Tuch dichte an der Erde zu und feſte, damit von kleinem Wildpret oder Raubthieren nichts ſo leicht, als wenn auch ein Gemäſche wäre, durch- und fortkommen kann; das Gemäſche oben aber iſt deswegen dienlich, daß es theils gut ausſieht, theils wenn die Hirſche überfliehen wollen, ſie am Gemäſche antreffen und wieder zurück ins Jagen fallen müſſen, oder doch mit dem Gehörn oder den Läuften im Gemäſche hängen bleiben, und Halte machen müſſen.

Zu einer dritten Art hoher Tücher werden ebenfalls 450 Ellen Leinwand, von 2 und eine Viertel Elle Breite genommen, auch wird ſie in zwei Blatt getheilt, und in der Mitte zuſammen genähet, oben und unten wird die Saumleine eingenähet, an beiden Enden (Wechſeln) wird die Leinwand auch 3 Viertel Elle eingeſchlagen, und alſo doppelt gemacht, worin die 6 Knopflöcher mit Bindfaden beſtochen werden. Zu Befeſtigung der Knebel nehmen einige, ſtatt der Saumleinen, Gurte und ſtechen ſolche, nachdem der Knebel daran feſt gemacht iſt, mit Bindfaden an das Tuch, oben und unten aber kömmt eine halbe Maſche Gemäſche, welches auf folgende Art eingezogen wird.

Es werden von Zwillich 4 Zoll breite und 6 Zoll lange Streifen geſchnitten, dieſe um die Saumleine gebogen, daß auf jeder Seite 3 Zoll lang darüber kömmt, eine halbe Elle weit von einander, und alſo oben und unten am ganze Tuche fort feſt angenähet; nachher werden mit einem runden ſpitzigen Eiſen oder einem Ende von Hirſchgehörne durch die Zwillichſtreifen Löcher gemacht, und ſelbige mit Bindfaden gut beſtochen. In dieſen Löchern wird das Gemäſche eingezogen, wozu man eine Gemäſchleine nimmt, ſie durch ein

Loch ziehet, an dem andern Ende anhält, daß die halbe Maſche die Länge, und alſo 8 Zoll die Höhe im Stellen bekomme, ſticht einmal das durchzogene Ende durch die Maſche, daß auf der Saumleine ein halber Knoten werde, und ſo fort am ganzen Tuche. Auf dieſe Art wird oben und unten eine halbe Maſche, und in dieſe alsdenn die Ober- und Unterleine gezogen.

Da die Ober- und Unterleinen hier etwas ſtärker ſind, und beſonders die Oberleinen die Tücher ſehr ſcharf anziehen, daß ſie oben ſo gerade als eine Saite ſtehen müſſen, ſo gehen alſo die Leinen leichter im Gemäſche, als in den Ringen; ſpringt auch eine Leine, ſo kann man ſie durch einen Knoten in der Eil zuſammen bringen, und der Knoten iſt in währendem Anziehen leichter durch das Gemäſche zu führen, wie denn kein Knoten durch die Ringe gehen kann. Denn wollte man auch dem Tuche Buſen zurück geben, daß der Knoten nur bis dahin und dem Tuche wieder gleich kommen ſolle, ſo iſt entweder zu viel Buſen zurück, und bleibt alsdenn hinter dem Knoten als ein Beutel hängen; oder es iſt deſſen zu wenig, der Knoten kömmt an den Ring, und indem die Leine angezogen wird, reiſſet das ganze Tuch von oben bis unten entzwei. Auſſerdem kann man geſchwinder damit nachſtellen, auch weil die Furcheln oder Stellſtangen zwiſchen der Unterleine und dem Tuche in die Erde geſtoßen werden müſſen, kann man auch zwiſchen das Gemäſche geſchwinder, als zwiſchen die Ringe, kommen; auch kann man bei dem untern Befeſtigen oder Verhaken in dem Gemäſche und über der Unterleine die Haken beſſer einſchlagen, dagegen bei dem Zeuge mit Ringen, wenn das Tuch ſtraff angezogen wird, der Haken zwiſchen dem Tuche und der Unterleine nicht ſo geſchwinde durchzuſchlagen iſt, der Haken auch ſehr oft das Tuch faſſet, und daher vielmals Löcher hineingeriſſen werden.

Zu dieſen Tüchern hat man an einigen Orten zweierlei Stellſtangen, eine Sorte, die Tücher völlig hoch zu ſtellen, die andere Sorte aber auf eine Elle kürzer; leztere werden beſonders zu Saujagen genommen, weil da wegen der kurzen Stangen das Tuch unten mit Buſen zu liegen kömmt, und die Sauen ſich in den Buſen nicht ſo leicht durchſchlagen können, als wenn das Tuch ſtraff ſtehet, und das leichte

Ueberſetzen des Rothwildprets zu verhüten, kann im Saujagen ohnedem nicht verlangt werden.

Wirkliche Rinkentücher, welche kein Gemäſche haben, ſtellen eben ſo, wie die vorher beſchriebenen, 5 Ellen hoch und 150 Schritte lang, und damit dieſe Höhe heraus kömmt, ſo nimmt man entweder hiezu dritthalb Blatt 2 Ellen breite Leinwand, oder drei Blatt, 1 und eine halbe Elle und 3 Zoll breite Leinwand, und rechnet alsdenn die Ringe auf 3 Zoll. Die 3 Blatt Leinwand werden zuſammen, oben und unten aber die Saumleinen eingenähet, jedoch allemal auf 1 und eine halbe Elle weit von einander ein Ring an die Leine geſtochen, der Ring aber auch mit Bindfaden feſt am Tuche mit beſtochen, an jedem Ende die ſechs Knopflöcher auch mit Bindfaden benähet, die Zeichen an den Wechſeln, wie auch die Nummern zu den Windleinen (ſ. oben) eingenähet, auch Ober- und Unter- und Windleinen eingezogen.

Ein dergleichen Fuder Zeug kömmt nicht ſo hoch, als die hohen Tücher mit Gemäſche, beſonders wo die Leinwand wohlfeil iſt; die Ringe koſten nicht ſo viel, als das Gemäſche, auch hängen ſie ſich nicht ſo leicht und ſo oft an die hölzernen Stöcke und Reißer, als ein Gemäſche. Ingleichen ſetzt das Wild nicht ſo gern zum Ueberfliehen an, weil es oben höher mit dem Tuche blendet, da hingegen das Gemäſche heller iſt; die Ringe unten her halten auch das Tuch beſſer zu Boden, ſo daß von Füchſen, Haſen und den kleinen Raubthieren nichts ſo geſchwinde unten weg, und fortkommen kann.

Bei der Auswahl der verſchiedenen Arten Tücher kömmt es darauf an, ob alles prächtig angeordnet werden kann, oder mehr auf möglichſte Koſtenerſparniß geſehen werden muß. Da nun die Rinkentücher, zumal von ſchlechter grober Leinwand, am wohlfeilſten kommen, die Tücher aber mit Gemäſche am zierlichſten, ingleichen dauerhaft ſind, beſonders wenn man eine mittelmäßige grobe und derbe Leinwand dazu nimmt; ſo muß man ſich, nach gemachter Koſtenrechnung, darnach richten, wie viel darauf verwendet werden ſoll.

Hoher Strauch, Fr. Aire de brouſſailles haute. Heißt der Buſch auf einem hohen Vogelheerd, welcher mit zwei Wänden geſtellet wird; ein niedriger Strauch heißt er hingegen auf einem niedrigen Heerd, wo nur eine Wand gebraucht wird.

Hohes Innſiegel, ſ. Innſiegel.

Hohlkrähe, ſ. Schwarzſpecht.

Hohltaube, ſ. Holztaube.

Holländerbalken. Sind theils Meßbalken, theils Holländer Dickbalken, und beſtehen beide Sorten entweder aus tannen, fichten oder kiefern Holz.

Holländer Dickbalken. Iſt ein zum Holländerholz-Handel beſtimmter Stamm Tannen- oder Fichtenholz, 44 Schuh lang und am dünnen Ende 16 Zoll und drüber dick. Drei Holländer Dickbalken werden im Werth einer Holländer Tanne gleich gerechnet. Man findet auch geringere von 40 Schuh Länge und 14 Zoll am dünnen Ende; ingleichen Kiefern von 42 Schuh Länge und 12 Zoll am dünnen Ende.

Holländer Geſchirrholz, ſ. Jochſtangen.

Holländer Holz. Heißt in der Gegend des Rheins dasjenige Holz, welches zu dem Floßhandel, der auf dem Rhein nach Holland getrieben wird, tauglich iſt. Es beſtehet in ungeſpaltenem und geſpaltenem Eichenholz und in Tannen. Das ungeſpaltene Eichenholz ſind theils Klötzer von verſchiedener Gattung, nämlich Knappholz, Pfeifklotz; theils ganze Eichen (Ruthen): das geſpaltene aber, Wagenſchuß, Pfeifholz, Knappholz, halb Knappholz und Ranzen. Zu dem Tannenholz gehören: die Holländertanne, Meßbalken (Zweifeltanne), Meß Siebenziger, Holländer Dickbalken und Holländer Kreuzbalken. Das Tannenholz iſt bloß der Wagen, auf dem das Eichenholz geführt wird, und die Holzhändler gewinnen daran wenig; ſie können es aber nicht entbehren, weil ſie ohne daſſelbe das Eichenholz nicht fortbringen können. Was hier überhaupt Tannen genannt wird, das ſind Fichten und Weißtannen: Kiefern oder Forlen ſind den Holländern ſelten angenehm, und daher meiſtens im Preis etwas geringer, jedoch die verſchiedenen Sorten in gleichem Verhältniß gegen einander. Das Maas, mit welchem im Herzog-

thum Würtemberg das Holländer Eichen- und Tannenholz gemeſſen wird, iſt der Nürnberger Schuh, ſonſt iſt der Rheiniſche Schuh gewöhnlich. Das Eichen Holländerholz, das aus dem Würtembergiſchen verflößet wird, kömmt aus dem Neuenburger- Altenſtaiger- und Neuenſtätter Oberforſt; das letzte wird auf der Achſe bis nach Neckarsulm gefahren, und dort erſt auf die Flöße geladen. Ehedem wurden an Holländer Eichenholz auch Knappholzpfoſten, halbe Knappholzpfoſten, Pfeifholzpfoſten und Pföſtlein gemacht; alle dieſe Sorten aber werden nicht mehr geſucht, und folglich auch nicht mehr gemacht. Eichenholz wird von oben in Schwaben an, den ganzen Rhein hinunter aus allen Waldungen zum Holländerholz-Handel verkauft; auch kömmt welches den Main herab, das Tannenholz aber, ſo dazu nöthig iſt, kömmt beinahe alles von dem Schwarzwald, und unter dieſem wieder das meiſte aus dem Würtembergiſchen Theil deſſelben, da ſich die Ausfuhr aus dieſem einigen Herzogthum jährlich wohl auf 10,000 Stämme Tannenholz belaufen kann. Die Preiſe, in welchen die Calwer Handlungs-Geſellſchaft nach einem bis 1787 gehabten Akkord das Holländerholz in den Herzoglichen Cammerwaldungen erhalten hat, ſind folgende:

Eichen.

1 Wagenſchuß — — —	4 fl.	
1 Pfeifholz — — —	2 —	
1 Knappholz — — —	1 —	20 kr.

Weißtannen und Fichten.

1 Tanne von 70 bis 100 Schuh —	16 —	
1 60ger Tanne — —	14 —	
1 70ger Tanne à 15 Zoll — —	12 —	
1 Meßbalken — — —	8 —	
1 Meß 70ger — — —	4 —	
1 Holländer Dickbalken — —	5 —	
1 dergl. à 15 Zoll — — —	2 —	40 kr.

Kiefernholz.

1 70ger von 16 Zoll — —	16 —	
1 dito von 13 Zoll — —	8 —	

1 70ger von 12 Zoll — — 5 fl.
1 44ſchuhiger von 16 Zoll — — 4 —
1 dito von 12 Zoll — — 2 —
1 Dickbalken von 12 Zoll — — 1 — 20 kr.

Vorſpitz-Holz.

1 Dickbalken — — — 45 kr.
1 50ger — — — — 30 kr.
1 40ger — — — — 20 kr.
1 30ger — — — — 4 kr.

Auf dem geſpaltenen Eichenholz wird von den Holländerholz-Händlern die Länge des Stücks mit römiſchen Zahlen angemerkt.

Holländer Kreuzbalken. Iſt ein zum Holländerholz-Handel beſtimmter Stamm Tannenholz von 44 Schuh lang und am dünnen Ende 14 bis unter 16 Zoll dick. Sechs Kreuzbalken werden im Werth einer Holländer Tanne gleich gerechnet. Er wird an andern Orten auch Kreuz-Dickbalken genannt.

Holländertanne, auch ſchlechtweg Tanne. Iſt eine gehauene Fichte, Weißtanne oder auch Kiefer, die 60, 70, 80 und mehrere Schuh lang, und am dünnen Ende 16 Zoll und drüber dick iſt. Im Werth ſteht eine Tanne, 2 Meßbalken, oder 3 Holländer Dickbalken, 4 Meßſiebziger und 6 Kreuzbalken gleich. Hie und da zahlt die Holländer Kompagnie für 1 Sechziger Tanne eben ſo viel als für eine Siebziger, welches auf den Akkord ankömmt, nur darf man ihr von den 60ger Tannen nicht zu viel zumuthen, weil dergleichen geringhaltige Tannen den Holländern gar nicht willkommen ſind. Sie gehen bis auf 100 Schuh, und das geringſte Meß am dünnen Ende iſt 14 Zoll.

Höllende, Zopfende. Iſt das obere Ende eines Stammes, ſo wie das untere, das Stammende oder Wurzelende heißt.

Höllreich, ſ. Gipfelreich.

Hollunderbaum, Lat. Sambucus. Hiervon giebt es zwei Arten, als der ſchwarze und der rothe Hollunder.

Der ſchwarze Hollunder, Lat. Sambucus nigra, Linn. Fr. le Sureau ordinaire à fruit noir, Engl. the common black Elder; auch genannt: Holler, Holder, Hol-

lunderſtrauch, Hollunder, ſchwarzer Hollunderſtrauch, Baumholder, gemeiner Hollunder, Rechholder, Flieder, Flidder, Flitter, Vlieder, Schiebecken, Schiebücken, Alhern, Alhorn. Iſt ſommergrünes Laubholz, und ein ganzer harter Strauch, der ſchnell, hoch und gerade aufwächſt, auch ſich zu mittelmäßigen Bäumen von 12 bis 15 Fuß Höhe erziehen läßt. Er erreicht in 20 Jahren ſeine Vollkommenheit, treibt flache, ſtarke, 1 Fuß tief und 3 Fuß weit gehende Wurzeln, die außerordentlich mit vielen Wurzellohden wuchern. Die Rinde hat einen widerlichen Geruch, iſt an den jungen Sommerlatten grün, an den ältern Zweigen und am Stamm aſchgrau, am Stammende etwas aufgeriſſen, ſonſt iſt ſie runzlich und bedeckt eine grasgrüne Rinde. Das Holz hat an den Zweigen und jungen Lohden eine ſehr weite Markröhre, die aber an ältern Stämmen enger wird, und mit der Zeit vergeht, an deren Stelle ein hartes, feſtes, zähes ſchön gelbes und ſchweres brauchbares Nutzholz entſtehet. Das Laub iſt dunkelgrün, widrig riechend, gefiedert, ſo daß die eirunden, lanzetförmigen, gezahnten Blätter paarweiſe an einem Stiele ſtehen. Er trägt, ſo wie alle Hollunderarten, fruchtbare Zwitterblüthen, die bei dieſem weiß ſind, widerlich ſüß riechen und im Junius erſcheinen. Die Krone iſt mit 5 Staubfäden und der Fruchtknoten auf dem Staubwege mit 3 ſtumpfen Narben verſehen. Die Beeren ſtehen auf röthlichen Stielen, ſind anfangs grün, und erhalten bei ihrer Reiſe im September eine ins Schwarze fallende, rothe Farbe; ſie haben einen ſchwarzrothen Saft, und enthalten einen kleinen, länglichen Saamen, der oft von Vögeln weggetragen wird, und auf hohen Mauern und Ruinen aufkeimt. Die Beeren fallen im Oktober ab, und liegen bis zur Keimung 8 Monate in der Erde.

Der Hollunder vermehrt ſich von ſelbſt häufig aus dem Saamen und den Wurzellohden; will man ihn aber ſäen, ſo muß es gleich nach der Reife der Beeren, in einem guten, etwas feuchten und ſchattigen Boden geſchehen. Er wird einzeln in die Rinnen angezettelt, angegoſſen, und mit ſehr wenig lockerer Erde oder Sand beſiebet. Die daraus erwachſenden Pflanzen nehmen in gutem Boden geſchwind zu, und zeigen ſich ſchon im erſten Sommer als kleine Hollunderzweige, bringen auch ſchon im dritten und vierten Jahre

Blüthen und Früchte. Will man eine Pflanzung wegen Benutzung der Beeren unternehmen, ſo ſetzt man ſie im Herbſte 16 Fuß weit auseinander, damit ſie frei ſtehen und von der Sonne und Luft getroffen werden. — Er läßt ſich auch durch Verſetzung der Wurzellohden, aber ſchwerlich durch Steckreißer fortpflanzen. Der Stock ſchlägt aus, obgleich der Hollunder als Schlag- und Reißholz keinen ſonderlichen Nutzen hat.

Außer in den Wildbahnen gewährt dieſer Strauch noch ſo mancherlei Nutzen, daß er wohl häufigere Anpflanzung verdient. Die Blüthen werden vor ihrem gänzlichen Aufbruch in manchen Haushaltungen wie Gurken eingemacht, und die aufgebrochenen mit Butter gebacken oder mit Milch gekocht, genoſſen. Die Blüthen (Flores ſambuci) werden für die Apotheken ganz und mit ihren Stielen getrocknet, auch wird ein Waſſer (Aqua florum ſambuci) daraus abgezogen. Die noch unreifen grünen Beere können mit Eſſig und Salzwaſſer wie Kapern eingemacht werden. Aus den reifen wird ein Mus (Roob Sambuci) wie das Heidelbeermus, bereitet, welches in manchen Gegenden allein oder mit Zwetſchgenmus vermiſcht, die Abendſpeiſe der Landleute, außerdem aber auch officinell iſt. Die Beeren werden von manchen Weinhändlern zur Färbung der Weine gebraucht. Auch ſoll man Brandtewein daraus brennen können. Aus den Beeren des weißen Hollunders ſoll man nach Haller mit einem Zuſatz von Zucker, Ingwer und Nelken, einen, dem Frontignac ähnlichen Wein bereiten. — Von den Beeren ſollen die Hühner krepiren.

Das Holz von alten Hollunderſtämmen, welches, wenn es ausgetrocknet, weißgelblich, ſehr dicht, hart und zähe iſt, wird zu Einfaſſung mathematiſcher Inſtrumente, zu Linealen, Maasſtäben, Handgriffen, Fiſcher- Strick- und groben Filetnadeln, auch andern Drechslerwaaren gebraucht. Die Kunſttiſchler bedienen ſich des Stamm- und Wurzelholzes zu ausgelegten Arbeiten. Es wird beſonders mit Nutzen zu Spulen bey Spinn- und Zwirnmaſchinen gebraucht, wo ſonſt andres Holz wegen des ſchnellen heftigen Umlaufens leicht in Brand geräth. Das Reiſigholz iſt zur Feuerung gut, auch die Kohlen ſind zu kleinen Feuerarbeiten beſonders dienlich. Die zweite grüne Rinde be-

ſitzt Heilkräfte und wird im Frühjahr geſammelt. Der Abſud der Rinde giebt einige brauchbare Farben.

Der rothe Hollunder, lat. Sambucus racemoſa, Linn. Fr. le Sureau à fruit écarlat en grappes, Engl. the redberried mountain Elder; auch genannt: ſcharlachrother Hollunder, rother Holler, rother Flieder, Bergholder, Steinholder, Steinholler, Hirſchholder, wilder Holder, Waldholder, Traubenholder, Reſke, Roſken, Kelken, Keſken, Schalaſter, Schiesgen, Zwitſchenſtaude, Zwitſchenbeerſtaude. Iſt unter den ſommergrünen Laubhölzern ebenfalls ein ganzer harter Strauch, aber kleiner und ſchwächer, als der vorherbeſchriebene ſchwarze, hat auch eine kürzere Dauer, indem er mit 15 Jahren ſeine Vollkommenheit erreicht. Er wird etwa 6 bis 8 Fuß hoch, iſt etwas härter im Holze, und hat außer der Blüthe und Frucht dennoch mit dem ſchwarzen Hollunder einiges gemein.

Die Wurzel geht einen halben Fuß in die Tiefe, und 2 Fuß in die Weite. Die Rinde iſt wie am ſchwarzen Hollunder beſchaffen, hat aber ihren unangenehmen Geruch nicht. An den jungen Schöſſen iſt ſie röthlich. Die Blätter ſind kleiner. Die Blüthe kömmt im Mai in entblößten länglichen, dichten, traubigten Büſcheln an den äußerſten Seitenäſten hervor, und hat eine weißgelbliche Farbe. Die Beeren ſind eirund, hochroth, wäſſerig, werden von der Blumendecke gekrönt, und reifen im Julius. Sie liegen 8 Monate in der Erde, enthalten 3 eirunde, kleine, gelbliche Saamen, und werden von den Droſſeln begierig geſucht, ſo wie das Laub von Hirſchen. In warmen Herbſten blüht dieſer Strauch noch einmal. — Die ſchwarzen Flecke auf der Befruchtungsnarbe, und die grüngelben Blumenblätter ſind, ſo wie die ovalen Büſchel und hochrothen Beeren, weſentliche Unterſcheidungszeichen von dem ſchwarzen Hollunder.

Oekonomiſcher Gebrauch iſt von dieſer Staude nicht bekannt; ſeine Vermehrung aber geſchieht wie bei der vorigen Art.

Holz, ſ. unter Baum.

Holzanweiſung, ſ. Anweiſen.

Holzapfelbaum, Lat. Pyrus Malus ſilveſtris, Franz. le Pommier ſauvage ou de bois, Engl. the Crab-Tree, Wilding or Crap-Apple, Mawe; auch genannt: wilder Apfelbaum, Waldapfelbaum, Sauapfelbaum, Hermeltingbaum, Holzſtöckelingbaum, Buſchapfel, Buchapfel, Hältgen, Hölkenbaum, Holzſtrömlingsbaum, Wildling. Iſt ein ſommergrünes Laubholz, und gehört unter die harten Baumhölzer der zweiten Größe. Er gehört mit den Birnen und Quitten zu einem Geſchlechte, das fruchtbare Zwitterblumen bringt. Die Kennzeichen dieſes Geſchlechts beſtehen darin, daß der Kelch oder die Blumendecke nicht abfällt, und mit fünf gleichen und tiefgetheilten Einſchnitten verſehen iſt, daß die Blumenkrone aus 5 rundlich ausgehölten Blättern beſteht, auf die 20 männliche Staubfäden zum Vorſchein bringen, und daß der weibliche Knopf, der unter der Blumendecke befindlich, 5 fadenförmige und mit den Staubfäden gleich lange Befruchtungsröhren mit einfachen Narben führt.

Der Holzapfelbaum iſt ein anſehnlicher, harter, dauerhafter Baum, von einem öfters ſehr unregelmäßigen Wachsthum, der jedoch unter günſtigen Umſtänden eine ziemliche Höhe, 18 Fuß und ein hohes Alter erreicht. In niedrigen feuchten Laubhölzern hat er das beſte Wachsthum; in den rauhen höhern Gegenden und Gebirgen hingegen wird er, wie der Holzbirnbaum, ſehr ſtark mit Moos und Flechten überzogen, und zeiget eine ſehr verworrene, auch zuſammengezogene ſtruppige Krone, und überhaupt ein ſehr ſchlechtes Wachsthum. Seine Zweige ſind mit harten, langen Dornen verſehen, die die zahmen Apfelbäume ablegen.

Seine Pfahlwurzeln gehen 3 Fuß in die Tiefe und 4 Fuß in die Weite, und treiben überall eine häufige Brut. Die Rinde iſt am jungen Holze grau und glatt, am alten ſchwärzlich und rauh. Die Blätter ſind eirund zugeſpitzt, der Rand ſtumpf gezahnt, oben hellgrün glänzend, unten bleicher und etwas behaart. Das Holz iſt bräunlich, hart und mittelmäßig dauerhaft. Die Zwitterblumen kommen im Mai hervor, haben einen angenehmen Geruch und eine röthliche Krone, und ſind viel größer als die der wilden Birnen. Staubfäden haben ſie gemeiniglich 19 bis 23

an der Zahl. Die Frucht iſt ein kleiner überaus herber und ſaurer Apfel, der weißes Fleiſch hat, und braune Kerne als Saamen enthält, die im Oktober reif werden.

Zur Fortpflanzung nimmt man die über Winter in den Früchten gelaſſene oder in friſchem Sand wohlverwahrten Kerne, und weicht ſie vor der Ausſaat im April 48 Stunden ein; alsdann läßt man die äußere Näſſe ablüften, legt ſie einzeln in Rinnen, und bedeckt ſie mit ein viertel Zoll lockerer Erde. Bis zum Aufgehen, welches im erſten Sommer geſchieht, werden ſie bei trockenem Wetter in der Baumſchule gelinde begoſſen, welches auch ſo mit den jungen Pflanzen geſchieht. — Die Auspflanzung kann ſowohl im Herbſte als im Frühling geſchehen. Die Steckreißer gedeihen nicht.

Die Früchte ſind eine Wildäſung, daher man den Baum in Wildbahnen gerne duldet. Manche füttern ſie auch dem zahmen Vieh. Beim Cidermachen werden ſie bisweilen unter die Gartenäpfel gemiſcht. Man preßt auch einen Saft daraus, der in Frankreich unter dem Namen: Picaſſe, Piquette bekannt iſt, und an die gekochten Fiſche gethan wird. Die friſchen und dürren Holzäpfel geben auch ein kühlendes Getränke für die Arbeitsleute. Aus den Blüthen ſammeln die Bienen vielen Honigſtoff. Die innere Rinde giebt mit Alaun geſotten, eine ſchöne gelbe Farbe. Stamm und Wurzel geben ein ſchönes Nutz- und Schirrholz für Schreiner, Dreher, Wagner und Müller. Es werden die beſten Hobel, allerhand Handgriffe, Schlittenkufen, Radkämme u. d. gl. daraus verfertiget, und die Abgänge geben ein gutes Brenn- und Kohlholz.

Holzarten, Holzgattungen. Sind diejenigen Gewächſe mit kenntlichen Befruchtungswerkzeugen, welche ſich durch einen oder mehrere Schafte oder Stängel von holziger Subſtanz und mehrjähriger Dauer von den Pflanzen und Gräſern unterſcheiden. Hierher gehören alſo alle Bäume, Sträucher und Erdhölzer, ſie mögen wild wachſen oder in Gärten erzogen werden. Im engern Sinn verſteht der Forſtmann unter Holzarten diejenigen Bäume und Sträucher, welche den Beſtand der Waldungen ausmachen und eigentliche Gegenſtände der Forſtwirthſchaft ſind.

Die mancherlei wilden Holzarten, die in unſern Wäldern angetroffen werden, beſtehen ſämtlich entweder aus Laubholz oder aus Nadel⸗ oder Tangelholz. Letzteres hat drei beſondere Eigenſchaften, welche es vom erſtern unterſcheiden. 1) Bleibt ſelbiges das ganze Jahr hindurch auch im ſtrengſten Winter, grün, und verliert nur im Frühjahr einen Theil der alten Nadeln, wenn der junge Trieb und die neuen Nadeln ſich bereits zeigen: den einzigen Lerchenbaum ausgenommen, der ſeine Nadeln jährlich im ſpäten Herbſt gänzlich fallen läßt, und im Frühjahr wieder von neuem damit bekleidet wird. 2) Schlägt daſſelbe, es ſei jung oder alt, aus den Stöcken, Stämmen oder Wurzeln nicht wieder aus. 3) Setzt faſt alles Nadelholz im Schafte gegen Norden mehr Holz an, als gegen Süden, ſo daß die Ringe oder Jahre daſelbſt viel ſtärker ſind, welches man an manchen Orten Spannrücken nennt; hingegen ſetzt das Laubholz ſeine Jahre gegen Süden ſtärker an.

Das Laubholz, welches den Namen von ſeinen Blättern als dem eigentlichen Laube hat, heißt auch deswegen in manchen Gegenden lebendiges Holz, weil es aus den Stökken und Wurzeln wieder ausſchlägt. Man findet in demſelben kein Harz, wie bei den Nadelhölzern, ſondern einen mehr wäſſerichten Saft.

Das Laubholz, ſo wie das Nadel⸗ oder Tangelholz, iſt entweder Sommergrün, oder Immergrün (nämlich auch im Winter grün), die Urſache aber, warum einige Bäume ihr Laub auch im Winter behalten, iſt noch nicht entſchieden.

Die Holzarten werden ferner nach der Größe und verſchiedenen Beſchaffenheit ihres Wuchſes eingetheilt. Dabei nimmt man denjenigen Wuchs als allgemeine Norm an, den ſie in einem ihrer Natur gemäßen Boden, Klima, Stand, ohne Beihülfe der Kultur erreichen, und in dieſer Abſicht giebt es folgende Klaſſen. 1) Bauholz, 2) Baumholz, 3) ganze Sträuche, 4) halbe Sträuche, 5) Rankengewächſe, 6) Erdhölzer.

1) Bauhölzer ſind diejenigen einſchäftigen Bäume unter den Laub⸗ und Nadelholzarten, welche in ihrem natürlichen Zuſtande gewöhnlich die anſehnlichſte Höhe und Stärke erreichen, und dabei einen ganz geraden und glat⸗

ten Wuchs haben; man theilt ſie in hartes und weiches Holz ein. Hartes Bauholz liefert unter den Laubhölzern: die Traubeneiche, die Stieleiche, die weiſſe Eiche, die Kaſtannieneiche, die Scharlacheiche, die rauhe Ulme, die glatte Ulme, die Eſche, die Maſt- oder Rothbüche, die Eller. Unter den Nadelhölzern: der Lerchenbaum, die Kiefer. — Weiches Bauholz. Laubholz: die Silberpappel, die Zitterpappel, die ſchwarze Pappel, die weiſſe Weide. Nadelholz: die Weißtanne, die Fichte.

2) Baumholz gehöret, ſeiner Haupteigenſchaft nach, da es wie das Bauholz einſchäftig iſt, eigentlich mit dieſem unter eine Abtheilung. Da aber bei der höchſtmöglichſten Forſtbenutzung alles auf die mögliche Höhe, Stärke und Güte des Holzes ankömmt, ſo unterſcheiden ſich die natürlich am höchſten wachſenden Bauhölzer von den übrigen natürlichen Baumhölzern, aber auch dieſe wieder, in Rückſicht ihrer verſchiedenen Größe, in 3 Klaſſen.

Baumhölzer der erſten Größe ſind nämlich diejenigen, deren reine Schäfte gewöhnlich nicht über 30 Fuß Höhe, und in ſolcher nur eine, mit der untern unverhältnißmäßig ſchwächere Zapfendicke erlangen. Unter den Laubhölzern ſind davon harte: der Hornbaum oder die Weißbuche, der Ahorn, der Zuckerahorn, der Spitzahorn, die Birke, die weiße Eller, die weiße Eiche, der Vogelkirſchenbaum. Weiche ſind: die Winterlinde, die Sommerlinde.

Baumhölzer der zweiten Größe, die nur bis 18 Fuß Schaftlänge haben, und zwar harte unter den Laubhölzern, ſind: der Elzbeerbaum, der Holzapfelbaum, der Vogelbeerbaum, der Mehlbaum, der kleine deutſche Ahorn, der Eibenbaum (als immergrün). Weiche: die Mandelweide, die Knackweide, die gelbe Bandweide.

Baumhölzer der dritten Größe von 10 Fuß Schaftlänge. Harte unter den Laubhölzern: der Traubenkirſchenbaum, der Sauerkirſchenbaum, der Kornelkirſchenbaum, der Miſpelbaum. Unter den Nadelhölzern: der Wacholder. Weiche: Die Saalweide, die Lorbeerweide, die rothe Bandweide, die Hülſe oder Stechpalme (immergrünes Laubholz).

Die Sträuche ſind ſolche Holzarten, welche aus einem Saamenkorn oder aus einer Wurzel mehrere kleine Schäfte

treiben. Denn wenn ſie auch in der erſten Jugend nur mit einem Stängel gefunden werden, ſo erſcheinen doch in der Folge mehrere, und bilden den Strauch, der gewöhnlich keinen beträchtlichen Hauptſtamm macht, und der noch überdem von kurzer Dauer iſt. Ob zwar die Kultur und Behandlung gar vieles ändern, nämlich Bäume in Sträuche, und dieſe in Bäume verwandeln können, wie das erſtere bei allen Stammſchlaghölzern von wahren Laubbaumarten geſchiehet; ſo darf doch dieſes keine Verwirrung veranlaſſen, weil man zur Unterſcheidung wahrer natürlicher Sträuche, von erzwungenen, auf den Hauptſtamm und die weit ſchwächern Nebenſtängel ſehen, und aus dem Stock ſelbſt beurtheilen muß, ob er noch in ſeinem natürlichen Zuſtande, oder ſchon abgetrieben geweſen ſey. Die Sträuche unter ſich, und beſonders unter den Laubholzarten, zeigen in Abſicht ihres Wuchſes und ihrer Dauer manche Verſchiedenheit, daher ſie in ganze, halbe, rankende, und Erdſträuche eingetheilet ſind.

3) Ganze Sträuche, welche von unten bis in die Spitze 4 bis 16 Fuß hoch ſind, haben im natürlichen Zuſtande einen beſtimmten aufrechten Hauptſtamm, mit einigen anſchließenden Nebenſtengeln auf einem Wurzelſtocke. Dieſe kommen nicht gleich auf der jungen Pflanze hervor; wenn ſie aber erſchienen ſind, ſo entziehen ſie dem Hauptſtamm die Nahrung, daher auch dieſe Sträuche nicht ſo alt als wie die Bäume werden.

Harte ganze Sträuche ſind unter den Laubhölzern: der Haſelſtrauch, der ſchwarze Hollunder, der rothe Hollunder, der Kreuzdorn, der gemeine Weißdorn, der Schlingſtrauch, der Pimpernußſtrauch, der Schlehendorn, der Liguſter, das Pfaffenhütchen, der Heckenkirſchenſtrauch, der weidenblättrige Seekreutzdorn, der Hartriegel, der Berbisbeerſtrauch, der wilde Quittenſtrauch, der Schwalbenbeerſtrauch, der Quittenmiſpelbaum, die Weinroſe, die große rauhe Hagebuttenroſe. Weiche: das Pulverholz, die Werftweide, die Korbweide, die gelbe Bachweide, die Rosmarinweide.

4) Halbe Sträuche haben geringere Höhe, von 2 bis 4 Fuß, und viel ſperrhafte, noch weniger dauerhafte Nebenſtängel, daher auch kein ſonderlicher Forſtgebrauch von

von ihnen gemacht wird. Ihr Wachsthum in die Höhe hört größtentheils nach gebrachtem Saamen auf. Die in deutſchen Forſten vorkommenden gehören ſämmtlich unter die Laubhölzer. Harte ſind: die Beſenpfrieme, die blaſſe, weiße und gelbe Feldroſe, der Straußbeerenſtrauch, der ſchwarze und wilde Johannisbeerſtrauch, der wilde Stachelbeerſtrauch, der Färberginſter. (Der Kühnpoſt, der hohe Brombeerſtrauch, der Miſtel, als immergrünende Sträuche). Weiche: die ſalbeiblättrige Weide, die kleine Sandweide.

5) Die Rankengewächſe haben kriechende oder rankende Reben, welche ohne Unterſtützung nicht in die Höhe kommen können, ſondern auf der Erde fortlaufen. Sie gehören unter die Laubhölzer, und ſind: das wilde Geisblatt, die Waldrebe, die Alpranke. (Der Winterepheu, die Ackerbrombeere, die Moosbeere, als immergrünende Ranken).

6) Die Erdhölzer ſind in Abſicht ihres Holzes die allerunbeträchtlichſten, indem ſelbiges, obzwar als wahres wirkliches Holz, doch nur aus ſchwachen niedrigen Rüthchen beſteht, deren Wachsthum in die Höhe ſich mit dem Saamen endiget. Von den Laubhölzern gehören hierher: die Gärbermyrthe, der Kellerhals, die Hauhechel, die Erdroſe, der Trunkelbeerſtrauch, die Heidelbeere, der kleine ſtachlichte Ginſter. Immergrün iſt: die gemeine Heide, die Sumpfheide, die Bärenbeere, die rosmarienblättrige Andromede, die Preuſſelbeere, der kriechende Ginſter, die Krähenbeeren.

Holzbereitung. Iſt die Fertigung des Holzes zu ſeinem ſehr mannigfaltigen Gebrauch, indem es entweder zur Feuerung, oder zur Gewinnung mannichfaltiger Produkte vermittelſt des Feuers, oder zu verſchiedenen Handwerken angewandt, und nach Verſchiedenheit des Gebrauchs, Brennholz, Kunſtbrennholz oder Werkholz genannt wird. Alles Holz taugt im Nothfalle zu Brennholz, aber nicht alles zu Kunſtbrennholz, und noch weniger zu Werkholz. Hieraus ergiebt ſich der verſchiedene Werth des Holzes, und die Nothwendigkeit ſelbiges zu ſortiren, da immer eines, wegen ſeiner Tauglichkeit zu einem Gebrauche, und wegen ſeiner innern Güte und Seltenheit, mehr geſucht wird,

als das andere. Wie nun die Brauchbarkeit des Holzes verſchieden iſt, ſo iſt es auch deſſen vorläufige Bereitung; jene beſtimmt den Werth des Holzes, dieſe erhöhet ihn noch mehr. Von beiden muß ein Förſter gründliche Kenntniß haben, wenn er anders den Werth des Holzes mit Zuverläſſigkeit angeben, und aus ſeinem Forſte den möglichſt größten Nutzen ziehen ſoll. In vielen Fällen kann er aber ſelbſt von der Brauchbarkeit kein richtiges Urtheil fällen, wenn er nicht von der Bereitungsart die nöthigſten Kenntniſſe beſitzt. So ferne es daher die Umſtände des Orts und andere näher mit dem Forſtweſen verbundene Geſchäfte erlauben, darf der Förſter die Hölzer nicht im Ganzen abgeben, ſondern muß ſelbſt alles Holz zum Gebrauche bereiten laſſen. Zufolge der Eintheilung des Holzes in Anſehung ſeines Gebrauchs zerfällt alſo die Holzbereitung, in 1) Brennholzbereitung, 2) Kunſtbrennholzbereitung und 3) die Werkholzbereitung.

Zum Brennholze iſt ein jedes geſundes, mittelmäßig hartes, in mittelmäßig große Scheiter geſpaltenes, trockenes oder dürres Holz, das mit dem wenigſten Rauche verbrennt, das tauglichſte und beſte. Man braucht alſo auch nur Holz von dieſen Eigenſchaften zu Brennholz zu wählen, nicht aber, wenn es noch andere Eigenſchaften zu Werkholz brauchbar machen; und nur dann kann man Werkholz auch zur Feuerung anwenden, wenn deſſelben im Ueberfluſſe vorhanden iſt.

Wegen der verſchiedenen Güte und Brauchbarkeit des Brennholzes, und da nicht zu allen Feuerungsarten das beſte Brennholz erfordert wird; ſo muß das Nadelholz von dem Laubholz, das harte von dem weichen, und wieder jede Holzart von der andern abgeſondert werden, um jeden Käufer befriedigen zu können. Laubhölzer haben überhaupt den Vorzug vor den Nadelhölzern.

Wenn Bäume zum Brennholze beſtimmt ſind, ſo werden nach der Fällung die Aeſte zunächſt an dem Stamm abgehauen, oder, Zeit und Holz zu ſparen, mit einer Handſäge abgeſchnitten, die Stämme und die ſtarken Aeſte aber mit der Schrotſäge in Klötze von der gewöhnlichen Scheitlänge — zu 3, 3 und ein halb, 4, auch 4 und einen halben Fuß, je nach der eingeführten Gewohnheit in einem

Lande — getheilt; die ſchwächern Aeſte, die man mit einem Hiebe durchhauen kann, braucht man nicht zu ſägen. Den Gebrauch der Axt überhaupt zu geſtatten, iſt Zeit und Holz verderbend. Die Klötze werden dann geſpalten, und in Scheiter zerſchlagen, die ausgemachten, oder von den mit der Wurzel umgeworſenen Stämmen abgetrennten Stöcke zerſtücket, und Scheiter und Stöcke in Klaftern gelegt, das Reißig aber und die dünnen Aeſte in Bündel gebunden, und auf Haufen gebracht.

Da jedes Brennholz, auch noch in ſeiner Art verſchieden iſt, und überhaupt jeder Baum Klafter- Stock- und Wellenholz liefert, ſo muß es alſo in dieſe 3 Sorten, in Klafter, Stöcke, Wellen, bereitet werden.

Das in Klaftern oder Stöße gelegte Brennholz wird entweder als ſolches abgegeben, oder als Kunſtbrennholz, zur Vermehrung des reinen Ertrags, verbraucht, und zu Kohlen, Pottaſche oder Theer bereitet. S. Köhlerei, Aſchebrennen und Theerſchweelen.

Der wichtigſte Theil der Forſtnützungen aber beſteht in der Bereitung des Werkholzes, das in Anſehung ſeiner *allgemeinen* und beſondern Eigenſchaften, vornehmlich aber ſeiner Größe, zu verſchiedenem Gebrauche dient. S. Werkholz und Nutzholz.

Holzbirnbaum, lat. Pyrus Pyraſter, Fr. le Poirier ſauvage, Engl. the wild Pear-Tree; auch genannt: wilder Birnbaum, Knötelbaum, Saubirn, Feldbirnbaum, Geisbohnenbaum, Krutſchenbaum, de Holtikbeerbom. Iſt ein ſommergrünes Laubholz, und gehört unter die harten Baumhölzer der zweiten Größe, das unter das Geſchlecht der Aepfel und Quitten gehört (ſiehe unter Holzapfelbaum).

Man findet dieſen Baum von verſchiedener Größe, in Hölzern und auf Feldern wild; er hat einen langſamen Wuchs, und erreicht ein hohes Alter, wenn ihm Lage und Boden günſtig ſind. Das Alter ſeiner Vollkommenheit erreicht er mit 100 Jahren. Seine Wurzel geht 2 Fuß tief und breitet ſich 4 Fuß weit aus. Die Rinde iſt am jungen Holze glatt, bräunlich, am alten ſchwärzlichgrau, rauh, aufgeſprungen. Das Holz iſt rothgelb oder roth, hornfeſt, zähriſſig, ſchwer und feinfaſerig. Die Blätter ſind eiför-

mig, ſpitzig, der Rand fein gezahnt, oben grünglänzend, unten etwas wollig, brechen zu Ende des Maies aus, fallen in der Mitte des Oktobers ab, und hängen an langen, röthlichen dünnen Stielen. Die Zwitterblüthen mit 20 Staubfäden erſcheinen im Mai in großen Sträußern; die 5 Blumenblätter werden zuweilen milchweiß, öfters auch weißröthlich gefunden. Die Früchte reifen in der Mitte und gegen das Ende des Septembers, werden weich oder teig, und enthalten 10 ſchwarze Kerne in ſich, die zur Fortpflanzung geſchickt ſind.

Die aus den Kernen erzeugten Stämme ſind die ſchönſten und dauerhafteſten, und es ſollte bei dem ſeltener werdenden Eichen-Maſtholze, mehr Rückſicht und Fleiß auf den Anbau derſelben in den leeren Plätzen der Wälder genommen werden, wenigſtens würde der Wildſtand ſehr dabei gewinnen, und dem Landmann weniger beſchwerlich und nachtheilig ſeyn, als er es beim Mangel aller Waldnahrung in den ausgehüteten Forſten wird.

Die Ausſaat geſchieht am beſten, wenn man die über Winter in den Früchten gelaſſene oder in friſchem Sand, wohlverwahrten Birnenkerne 48 Stunden vor der Ausſaat im April einweicht, alsdann die äußere Näſſe ablüften läßt, und ſie einzeln in die Rinnen legt, ſie angießt, und mit ein Viertel Zoll lockerer Erde bedeckt. Bis zum Aufgehen, welches im erſten Sommer mit zwei eiförmigen hellgrünen Saamenblättchen geſchieht, werden ſie bei trockenem Wetter gelinde begoſſen, welches auch ſo mit den jungen Pflanzen geſchieht. Bei der Auspflanzung, welche ſowohl im Herbſte als im Frühling geſchehen kann, hat man beſonders auf einen weitläuftigen Stand, leimigten, mit Sand und etwas Dammerde vermiſchten, und gem[illegible]at friſchen Boden zu ſehen. Die Steckreißer gedeihen [illegible] Der Stock ſchlägt zwar aus, aber nicht zu Schlag[illegible]

Die Früchte geben einen ganz guten Moſt; ſie dienen Schweinen zur Maſt, und dem Roth- und Schwarzwildpret zur Aeſung. Man kann auch Eſſig und Brandwein daraus bereiten. Wenn ſie auf dem Lager teig geworden ſind; ſind ſie eine Speiſe des Landmanns. Der vergohrne Abſud der gedörrten oder teig gewordenen Früchte, giebt ein recht labendes Getränke. Das Holz dient zu allerhand me-

chaniſchen Inſtrumenten, Druckerformen, beim Tapeten- und Cattundrucken, zu Zuckerbäckerformen, Holzſchnitten, Modellen, Vignetten und feinen dauerhaften Drechslerwaaren. Bei jungen Stämmen iſt das Stammholz am untern Ende 5 bis 6 Fuß hoch über der Erde, härter als oben oder in den ſtarken Aeſten. Bei ausgewachſenen Bäumen iſt es durchgängig von gleicher Härte. Es läßt ſich ſchön ſchwarz beizen, ſo daß es dem Ebenholze alsdann ähnlich iſt. Man nimmt es zu Radkämmen und Rakettenſtöcken. Im Unterholze duldet man den wilden Birnbaum gern, weil er gutes Brennholz giebt. Nicht leicht aber werden die alten hohlen Stämme zu Brennholz aufgeſchlagen, bevor ſie nicht von der Natur abgeſtorben oder vom Winde umgebrochen ſind, weil eben dieſe die häufigſten Früchte und folglich die reichlichſte Maſt liefern.

Holzdieb, Fr. Voleur, Larron de bois. Holzdiebſtahl iſt nach den rohen und falſchen Begriffen des gemeinen Mannes kein Laſter, und daher kein Wunder, daß dergleichen unmoraliſches Vergehen nicht mit der Verachtung, als es bei andern Diebſtählen geſchiehet, beſtrafet wird. Um ſo ernſtlicher muß eine gute Forſtpolizei auf Mittel Bedacht nehmen, um Holzdiebſtähle möglichſt zu verhindern, und wenn dergleichen verübt werden, wie denn dieſes leider nur zu häufig geſchieht, die Thäter ſcharf beſtrafen. Bei dem Diebſtahl ſelbſt ſollte nicht ſowohl der zeitige Werth des geſtohlnen Holzes, ſondern mehr der Nachtheil berückſichtiget werden, welcher dem künftigen Zuwachs zugefüget worden iſt, mithin muß dem Holzdieb die Strafe nach dieſem Verhältniß beſtimmt werden. Holzdiebe verdienen überhaupt eine härtere Strafe, als Wilddiebe, weil letztere durch ihren Diebſtahl dem Staate keinen ſo nachtheiligen Schaden zufügen als erſtere, deren Diebſtahl auch noch der Nachkommenſchaft ſchädlich iſt. Im Allgemeinen ſollten die Holzdiebe mehr mit Leibes- als mit Geldſtrafen beleget werden.

Die Pflicht eines Forſtbedienten erfordert daher, ſeine genaueſte Aufmerkſamkeit auf Holzdiebe, als die ſchädlichſten Forſtfrevler, zu richten, uud ſchon aus dieſem Grunde iſt es durchaus nöthig, tägliche Aufſicht über ſein Revier zu halten (ſiehe Begehen), damit er nicht ſelbſt den Holzdieben Gelegenheit verſchafft, Diebſtähle ohne Scheu und

ungeſtraft zu verüben. Bei Entdeckung eines Diebes darf aber der Forſtbediente die Strafe ſich nicht ſelbſt anmaaßen, ſondern kann bloß mehreren Beweiſes halber den Dieb pfänden, hat ihn aber bei ſeiner vorgeſetzten Inſtanz anzuzeigen, als welcher die Beſtrafung deſſelben, nach vorliegenden Forſtordnungen oder ſonſtigen landesherrlichen Special-Geſetzen, alleine zuſtehet.

Hölzer, Holzungen. Hiemit werden die kleinern Theile eines Forſtes, Revieres, oder einzelne in ſolchem gelegene und mit Holz beſtandene Berge oder Thäler, aus denen die Reviere und Huthen zuſammengeſetzt ſind, bezeichnet.

Holzerſparung, Fr. l'art de menager le bois. Setzt diejenigen Kenntniſſe voraus, wie man auf verſchiedene Weiſe die Holzbedürfniſſe mit mehrerem Vortheil beſtreiten, und dieſelben mit einer beträchtlichen Erſparung an Holz gleichwohl hinlänglich befriedigen könne, und dieſe Kenntniß muß ein Förſter allerdings beſitzen, wenn er anders für einen forſtgerechten Aufſeher der Waldungen angeſehen ſeyn will.

Daß vorzüglich eine forſtmäßige Behandlung jeder nach der Eintheilung benannten Claſſe von Waldungen, ferner Anſaaten und Anpflanzungen, ſo wie Hegungen, als Mittel hiebei zum Grunde gelegt werden müſſen, verſteht ſich ſchon von ſelbſt. Ein Förſter muß daher verſtehen, den vorräthigen Holzbeſtand zu erhalten, und desfalls Windbrüche, Beſchädigungen der Bäume, durch welche ſelbige faul und ſchadhaft werden, und Feuer in den Waldungen, ſo wie auch die Verwüſtung des Holzes durch den Holzdiebſtahl, ſo viel in ſeinem Vermögen ſteht, zu verhüten wiſſen.

Ferner muß der Forſtbediente die Mittel verſtehen, durch welche man zu dauerhaftem und tüchtigem Bauholz, ingleichen zu nutzbarem Brennholz gelangen könne. Dieſe Kenntniſſe werden durchaus von ihm gefordert. Von Rechtswegen aber ſollte er auch eine Kenntniß der verſchiedenen vielfältigen Arten und Gattungen der Holzbedürfniſſe beſitzen, und einer jeden das abzugeben wiſſen, welches ſich am beſten für ſie ſchickt, und welches ihr am nützlichſten iſt; er ſollte ferner ſo viel Kenntniſſe von der Baukunſt haben,

um im Stande zu ſeyn, die Verbeſſerungen, ſo zur Holzerſparung bei der zeitherigen Bauart von Zeit zu Zeit verſchiedentlich vorgeſchlagen worden ſind, zu beurtheilen (ſiehe auch Bauholz); auch ſollte er die durch verſchiedene Erfindungen nützlicher Einrichtungen bisheriger Stubenöfen, Küchen- Brau- Malz- Brandwein- und übrigen Wirthſchaftsfeuerungen ꝛc. zu bewirkenden Arten der Holzerſparung ſich bekannt machen; und endlich ſollte er ſich auch eine wirthſchaftliche Kenntniß von der Nutzung des Torfs und der Steinkohlen zu verſchaffen ſuchen.

Holzeule, lat. Strix ſylveſtris, Linn. Gehört unter die erſte Ordnung, die Raubvögel, und iſt von der zweiten Familie der Gattung der Eulen eine Art, welche als Kennzeichen einen glatten und mit einem niedlichen Haarbuſch gezierten Kopf, weiß und braungrau gefleckten Körper und grauen Stern hat. Dieſe Eule wird im Herzogthum Crain angetroffen, und auch wilde Eule genannt. Sie hat die Größe eines Haushahns. Der Schnabel iſt blaßgelb. Von dem einen Ende des Ohrs geht ein weißer dichter Federkreis quer über die Stirne bis an den untern Theil des andern Ohrs. Ob dieſe Eule eine wirklich verſchiedene Art ausmacht, oder bloß Varietät iſt, kann nicht mit Gewißheit behauptet werden.

Holzfällung, Fr. Abatage, Coupe, Taille de bois. Iſt das Geſchäfte der Holzmacher, das angezogene, ſchlagbare, von dem Forſtbedienten ihnen angewieſene Holz niederzumachen, um ſolches zur Forſtnützung veräußern zu können. Von den wichtigſten Regeln der Fällung des Holzes, welche ſich auf den Nachwuchs und auf die forſtpflegliche Eintheilung beziehen, wird unter Holzſchlag und hier bloß davon geſagt werden, wenn und wie das Holz, in Rückſicht der beſten Nutzung, gefället werden müſſe. Hierbei kömmt es alſo darauf an, daß man zur Holzfällung die beſte Zeit, Ordnung und Art beſtimmt.

Die Zeit, zu welcher das Holz gefället wird, hat auf die Güte deſſelben ohnſtreitig einen großen Einfluß; ſiehe Bauholz und Schlagholz. Auſſerdem hat man aber auch bei Beſtimmung der beſten Fällzeit vornehmlich auf die Holzzucht, auf die Abfuhre und das Ausbringen des Holzes und auf die Holzmacher Rückſicht zu nehmen. Nimmt man

die Fällung im Winter vor, und läßt die abgetriebenen Schläge zeitig genug räumen, ſo kann noch in demſelben Jahre auf ſelbigen ein friſcher Anflug oder Aufſchlag erfolgen, oder darauf angeſäet werden. Zu dieſer Zeit ſind auch die Holzmacher leichter und um wohlfeilern Lohn zu bekommen, weil ſie da noch keine ländlichen Arbeiten haben. Aus dieſen Gründen bleibt immer der Winter die ſchicklichſte Zeit zur Fällung des Holzes, nur findet hierin auf hohen Gebirgen eine Ausnahme ſtatt, weil es auf ſelbigen der tiefe Schnee und die lang anhaltende Kälte nicht zuläßt, zumal man überhaupt nebſt der Jahreszeit auch auf die Witterung mit Rückſicht nehmen muß. Denn ſo muß man bei ſtarkem Froſte oder Winde das Holzfällen unterlaſſen, weil im erſten Falle die Bäume leicht brechen und reiſſen, im leztern durch die Gewalt des Windes auf eine Seite geworfen werden können, wo ſie theils durch ihren unrechten Fall Schaden nehmen, theils andere ſtehen bleibende beſchädigen können.

In Anſehung der Ordnung bei der Holzfällung muß der Förſter zu der zur Fällung beſtimmten Zeit die Holzmacher behörig anweiſen, und die Gränzlinien des abzutreibenden Schlages, und die einzelnen Stämme, die geſchonet oder gefället werden ſollen, bezeichnen. An den Gränzlinien geſchiehet dieſes am beſten, daß man die auf ſelbigen ſtehenden Bäume entweder anpläzet, oder mit Strohwiſchen beſtecket. Die einzelnen Bäume, die zu Laßreißern, Oberſtändern und Saamenbäumen ſtehen bleiben, oder zu Bloch- Bau- und Nutzholz gefället werden ſollen, kann man jene mit einer umgebundenen Wiede, dieſe durch Anſchlagung des Waldhammers bezeichnen.

Wenn ein Schlag mit Holz von verſchiedener Brauchbarkeit beſtanden iſt, und ſtehet auf ſelbigem Ober- und Unterholz unter einander, ſo muß man der Ordnung halber mit der Fällung des Unterholzes den Anfang machen, und zwar vorläufig die ſtärkſten, aus dem Saamen gewachſenen Stangen zu künftigen Laßreißern, auch andere von gutem Wuchſe zu kleinem Nutzholze ausleſen und bezeichnen, damit ſie die Holzmacher ſchonen. Das nach dieſer Sortirung übrige Brennholz wird zuerſt, und dann auch das bezeichnete kleinere Nutzholz abgetrieben.

Nun kömmt die Reihe an das Oberholz, vor deſſen Fällung der Förſter aber wieder die beſten Bäume zu Bau- und ſtarkem Nutzholz ausleſen, und mit dem Waldhammer anſchlagen, auch die Oberſtänder und Saamenbäume, die noch bis zum nächſten Umtrieb ſtehen bleiben ſollen, auf obige Weiſe bezeichnen muß. Nach dieſer Sortirung des beſſern Oberholzes wird das übrige ſchlechte, welches knorrig und übel gewachſen, oder ſchon abſtändig iſt, und nicht länger, ohne Nachtheil des Nachwuchſes, ſtehen bleiben darf, zu Brennholz abgetrieben, und erſt nach demſelben auch das angeſchlagene Bau- und Nutzholz gefällt.

Da man bei nahe ſtehendem Holze ſich nicht ſo umſehen kann, um die Stämme nach ihrer Güte und ihren Entfernungen zu vergleichen, ſo daß man gleich Anfangs die tauglichſten Laßreißer, Oberſtänder und Saamenbäume in der ſchicklichſten Entfernung ſtehen läßt; ſo muß man anfänglich mehrere Stämme jeder Art, als nothwendig ſeyn möchten, auf dem Schlage ſtehen laſſen, nach abgetriebenem Brennholze ſie mit einander vergleichen, die tauglichſten in Anſehung ihrer Güte und ihres Standes auswählen, und die übrigen nachſchlagen laſſen.

Im Nadelholze werden die zu Bloch- Bau- und Nutzholz tauglichen Stämme ausgeſucht, und mit dem Waldhammer angeſchlagen und ausgehauen; die übrigen werden alle zu Brennholz gefällt. Eben ſo verfährt man auch im hohen Laubholze.

Auch muß man die Holzhauer nach einer gewiſſen Ordnung, ſie nämlich auf der Hauptlinie des Schlages in gleicher Entfernung von einander anſtellen, und jeden einen Streif von der Breite, als die Entfernung des einen von dem andern beträgt, gerade durchhauen laſſen. In großen Waldungen iſt es auch gut, die ſämmtlichen Holzhauer in Klaſſen zu theilen, und von einigen das Brennholz, von andern das Nutzholz, und wieder von andern das Bau- und Blochholz fällen zu laſſen, indem bei ſolcher Ordnung kein Holzhauer dem andern hinderlich iſt, der fehlende leichter bemerket, das ſtehende Holz weniger beſchädiget, und allem Unglück am beſten vorgebeuget wird.

Was endlich die Art der Holzfällung betrifft, ſo kann ſie geſchehen durch Abhauen, Abſägen oder durch Ausgraben.

Jede dieſer Art hat ihre Unbequemlichkeiten. Man mag aber eine wählen, welche man will, ſo muß man doch allemal Acht haben, daß weder der zu fällende Baum, noch einer der umſtehenden von ſeinem Falle Schaden nehme. Daher muß man vor der Fällung eines Baums von Werth unterſuchen, ob ihm kein anderer nahe ſtehe, den er durch ſeinen Fall und durch deſſen Gegenwirkung ſich ſelbſt beſchädigen könnte. Muß dieſer leztere mit gefället werden, ſo fälle man ihn zuerſt, im entgegengeſezten Falle haue man von dem erſtern einige ſtarke Aeſte dichte am Stamme weg, damit er den Hang auf eine andere Seite bekomme.

In Anſehung der Stellung der Bäume können bei der Fällung viererlei Fälle vorkommen. 1) Wenn der Baum ſenkrecht ſteht, die Aeſte um denſelben gleichförmig vertheilt, und im Gleichgewichte ſind. 2) Wenn bei einem ſenkrecht ſtehenden Baum die Aeſte nicht gleichförmig vertheilt, und im Gleichgewichte ſind. 3) Wenn der Stamm nach einer Seite ſich neiget, und auf eben der Seite die Aeſte dicht und ſtark ſind. 4) Wenn der Stamm gegen eine Seite ſich neiget, die Aeſte aber auf einer andern dichte und ſtark ſind.

Im erſten Falle, und überhaupt, wenn Stamm und Aeſte ganz oder nächſtens im Gleichgewichte ſind, iſt es leicht, einen Baum auf eine gegebene Seite zu werfen, wo er nicht, oder am wenigſten ſchadet. Je mehr aber die leztern drei Fälle von dem erſten abweichen, oder Stamm und Aeſte weniger im Gleichgewichte ſind, deſto vorſichtiger muß man ſeyn. Man muß ſorgfältig unterſuchen, welcher von den drei letzten Fällen insbeſondere Statt habe, und gegen welche Seite der Baum, wenn nichts ſeine Bewegung hinderte, von ſich ſelbſt, und vermöge des Uebergewichts fallen würde, damit man ſolche Mittel brauchen möge, durch welche man ſeinen Zweck erreichen könne.

Soll ein Baum durch die Axt oder Säge gefället werden, ſo muß es ſo niedrig an der Erde geſchehen als möglich iſt, vornehmlich wenn der Stock nicht gerodet, oder ein friſcher Ausſchlag erwartet wird. Denn durch die hohen Stöcke geht allemal, auch wenn man ſie rodet, dem Eigenthümer ein beträchtlicher Schaden zu. Der Werth des Stammes wird in einem größern Verhältniſſe vermindert, als der Werth des Stockes vermehrt wird, daher auch einige vor

dem Winter um die ſtarken Blochſtämme herum Gruben machen, damit die darin ſtehenden Holzhauer ſie recht tief greifen mögen. S. auch Abhauen, Abſägen und Ausgraben.

Holzflöſſe, ſ. Flöſſe.

Holzgefälle, Fr. Revenus de bois, de forêts. Sind alle und jede Einkünfte, welche aus einer Waldung gezogen werden; ſ. Forſtnützung.

Holzgerecht, ſ. Forſtgerecht.

Holzgerechtigkeit, ſ. Forſtgerechtigkeit.

Holzglitſche, ſ. unter Floßholz.

Holzhaſe, Berghaſe, Waldhaſe, Buſchhaſe. Fr. Lièvre de bois. Sind ſolche Haſen, die im Holze geſetzet werden, und ſich beſtändig darin aufhalten. Sie ſind größer, dicker, haben ein dichteres, bräuneres und ſchwärzeres Haar, und ſind mehr weiß unter dem Halſe als die Feldhaſen. Da ſie im Walde nicht ſo großen Verfolgungen ausgeſetzt ſind, wie jene, alſo ein höheres Alter erreichen, und im Herbſte und Winter gute Nahrung von Eicheln und Buchecken haben, ſo findet man ſie oft von einer großen Schwere, zuweilen von 18 Pfunden.

Holzhauer, Holzmacher, Jahnhauer, Fr. Bucheron, Coupeur ou Fendeur de bois, Tailleur d'arbres. Sind diejenigen Waldarbeiter, welche die Hölzer nach der Anweiſung des Forſtbedienten fällen und niederſchlagen, und alsdenn Klaftern, Malter oder Schragen, ingleichen Schocke und Reißigwellen davon aufmachen. Nach einer guten Forſtordnung müſſen die Holzhauer auf das, was darin in Rückſicht ihrer verordnet iſt, verwieſen, auſſerdem mit einer beſondern Inſtruktion verſehen, und auf ſelbige vereidiget werden.

Im Allgemeinen müſſen die Holzmacher auf alles, was in der Waldung, oder an der Wildbahn, Gräſerei und auf andere Weiſe Schaden bringt, Acht haben, und dafern ſie dergleichen ausfindig machen, ſolches ohne Anſehen der Perſon dem vorgeſetzten Forſtbedienten anzeigen, auch demjenigen, was zur Aufnahme der Waldung anbefohlen wird, mit gebührendem Fleiß nachkommen. Ohne vorgängige von dem Forſtbedienten geſchehene Anweiſung dürfen ſie nicht einen einzigen Baum abhauen, auch ſolche weder in Anſe-

hung des Ortes, wo der Hieb hinzulegen, noch in dem Quanto des zu machenden Holzes im mindeſten überſchreiten. Sie dürfen daher auch keine, als die von dem Forſtbedienten angepflitſchte und ausgezeichnete Bäume fällen. Das angewieſene und darauf gemachte Holz müſſen ſie entweder wöchentlich oder doch vor der Abzählung, dem Forſtbedienten oder deſſen Burſchen getreulich angeben und zuzählen. Das Holz dürfen ſie nicht unnöthiger Weiſe in die Späne hauen, ſondern müſſen ſo weit, als nur möglich, die Säge brauchen. Bei dem Holzſchlag müſſen ſie alles rein aufmachen, was darunter ſpaltig, oder unter dem Laubholze ſtark an Knitteln iſt, unter das gute und vollgültige Klafter- oder Malterholz, geringe Knittel, Gipfel und Aeſte aber in den Afterſchlag oder Wellen legen. Das Geniſte müſſen ſie, ſo viel nur thunlich, in Wellen binden; die Späne aber in Haufen zuſammen tragen.

Alles in Klaftern oder Malter geſchlagene Holz müſſen ſie nach der richtigen und vorgeſchriebenen Höhe, Weite und Länge machen, und dabei weder den Forſteigenthümer zum Schaden auſſer der gewöhnlichen Scheithöhe und Weite, auch Wellenlänge, keine Uebermaaße machen, noch auch im Gegentheil durch betrügliches und vortheilhaftes Legen den Empfängern des Holzes einige Verrortheilung zuziehen. Um daher allen zu beſorgenden Unterſchleif noch mehr zu vermeiden, ſo darf keinem Holzmacher erlaubt ſeyn, ſein eigen Holz ſich ſelbſt zu machen, auch darf er eigentlich nicht wiſſen, für wen dieß oder jenes Holz von ihm gemacht wird, ſondern dieſe Austheilung iſt lediglich dem Forſtamte oder dem Forſtbedienten zu überlaſſen.

Das Werk- und Nutzholz iſt auf das ſorgfältigſte und genaueſte unter dem andern Holze auszuſchießen, und beſonders zu legen; bei ſtarkem Holze iſt dahin zu ſehen, daß neben demſelben alle Bloche fleißig ausgeſchnitten und richtig angegeben werden. Die Stöcke ſind bei dem Holzfällen von ſtarken Bäumen nicht über 1 und einen halben bis höchſtens 2 Schuhe, bei ſchwächern aber gar keine zu laſſen, ſondern an der Erde mit der Säge abzuſchneiden.

Keiner von den Holzhauern darf ohne Vorwiſſen der Forſtbedienten ſich der aufhabenden Pflicht ſelbſt entledigen,

oder von der Arbeit eigenmächtig abgehen, und derjenige, welcher erheblicher Urſachen wegen, die Arbeit ferner zu verrichten, ſich außer Stand findet, muß, um davon diſpenſirt zu werden, ſich geziemend melden. Ueberhaupt ſind ſämtliche Holzhauer die einmal angefangene Arbeit in der Waldung möglichſtermaßen zu betreiben, und zu Ende zu bringen, ſchuldig, und dürfen, ohne erhebliche Urſache, und ohne Vorwiſſen des Forſtbedienten, davon nicht wegbleiben.

Alles Eigennutzes und verbotener Griffe, beſonders des Mitnehmens des ſogenannten Feierabends oder der Schichtſcheite aus der Waldung müſſen ſie ſich gänzlich enthalten; daher weder ſie ſelbſt etwas an Aeſten, Stöcken und Nutzholz, und dergleichen mit ſich zu nehmen haben, noch ſolches durch die Ihrigen, ſo ihnen Eſſen und Trinken bringen, thun laſſen dürfen.

Mit dem Feuer in dem Walde müſſen ſie dergeſtalt behutſam umgehen, daß ſie bei dürrem Wetter und bei Sturmwinden gar keins anmachen, und ſich des Tobaksrauchens ohne Deckel auf der Pfeiſe, ingleichen des Ausklopfens einer brennenden Tobakspfeife in der Waldung gänzlich enthalten, bei kalter und naſſer Witterung aber, wo ihnen ein Feuer von dürrem Geniſte anzumachen erlaubt iſt, müſſen ſie ſolches wohl in Acht nehmen, und bei dem Weggehen jedesmal ſorgfältig gänzlich wieder auslöſchen.

Holzheher, lat. Corvus glandarius, Linn. Fr. le Geay, Buff. Engl. the Jay, Penn. auch genannt: Nußheher, Waldheher, Nußbeiſſer, Heher, Heyer, Eichelheher; Eichelrabe, Hätzler, Hatzler, Baumhazel, Fäck, Markolf, Holzſchreier, Horrevogel, Hägert, Markwart, Markolfus, Heerholz, Herold, Nußhacker, Bröſerter, Eichelkehr; Krainiſch: Schoia. Er gehört unter die zweite Ordnung der Vögel, nämlich die Waldvögel, und iſt von der Gattung der Raben eine Art, die purpurröthlichaſchgrau und gefleckt iſt, und blaue, weiß und ſchwarz geſtreifte Deckfedern als Kennzeichen hat.

Dieſen Vogel trifft man in Europa und in Aſien in allen Zonen an, die den europäiſchen gleich ſind. Er iſt 15 und einen halben Zoll lang, und die Breite der Flügel be-

trägt 22 und einen halben Zoll. Der Schwanz iſt 7 Zoll lang, ein wenig keilförmig, zugerundet, und die Flügel reichen zuſammengelegt bis auf die Mitte deſſelben. Der ſtarke Schnabel iſt gerade, an der Spitze der obern Kinnlade etwas über die untere hergebogen, 1 und ein Viertel Zoll lange und ſchwarz; am obern Schnabelwinkel liegen lange ſchwarze Borſtenhaare herabwärts, und die runden Naſenlöcher ſind mit röthlichweißen Borſtenfedern bedeckt, die Augen nußbraun, die Füße bräunlich ins Fleiſchfarbene fallend, die Nägel lang, krumm und graubraun, die Beine 1 Zoll 10 Linien hoch, die Mittelzehe 1 und einen halben und die hintere 1 Zoll lang.

Er iſt einer der ſchönſten europäiſchen Vögel. Alle kleine Federn ſind dunenartig geſchliſſen, und wie Seide anzufühlen. Beinahe der ganze Körper fällt ins Purpurröthlichaſchgraue; die Kehle iſt weißlich, der Bauch röthlichweiß, und After und Steiß weiß. Die langen lockern Federn des Vorderkopfs können wie ein Federbuſch aufgerichtet werden, deſſen Rand zur Seite weißlich und hellgrau, an der Spitze aber purpurröthlich iſt. Von der unterſten Kinnlade läuft an jeder Seite ein ſchwarzer Fleck bis faſt zur Hälfte des Halſes herab. Die 10 erſten Schwungfedern ſind braunſchwarz, an der äußern Fahne ſchmutzig weiß, die 4 folgenden glänzend ſchwarz, an der äußern Fahne bis einen Zoll von der Spitze ſchneeweiß, daher ein großer weißer Fleck auf den Flügeln, gegen die Spule zu bläulich, die folgenden glänzend ſchwarz bis auf die letzte, welche ſchön kaſtanienbraun und ſchwarz gerändet iſt. Die Deckfedern der erſten Schwungfedern haben auf ihrer Auſſenſeite ſchöne ſchmale Querſtreifen, deren Farben, wie beim Regenbogen, ſanft in einander fließen. Die Schwanzfedern ſind ſchwarz, an der Wurzel grau, weiter nach der Spitze zu mit Streifen der ſchönen Flügeldeckfederfarben bezeichnet, und die beiden äußern auf der unterſten Seite ſchwarzgrau. Die Schwingen ſind unten grau, und ihre Deckfedern röthlichgrau. — Das Weibchen iſt durch die weniger glänzende Farbenzeichnung und den weniger hohen Federbuſch kaum merklich vom Männchen verſchieden. Doch fehlen ihm auch die bunten Streifen an der Wurzel der Schwanzfedern.

Er iſt ein verſchlagener, vorſichtiger, unruhiger und gelehriger Vogel, und ob er gleich nicht ſo kirre wird, als Raben und Krähen, ſo lernt er doch leichter, als jene, Worte nachſprechen. Wenn man ihm nahe kömmt, ſo ſteigt er mit einem gräßlichen, lauten Geſchrei: Gäák, Gäák! fort, doch nicht weit, weil er ſchwerer als die Elſter fliegt. Seine Stimme hat noch mehrere Modulationen, z. B. Krätſch! er ahmt auch wohl den Ruf anderer Vögel nach, und wenn er ſitzend ſchreit, ſo macht er allezeit eine tiefe Verbeugung dazu. Er ſträubt öfters die Federn des Kopfs und Rückens, wirft den Schwanz in die Höhe, hüpft aber ſehr ungeſchickt auf der Erde und auf den Bäumen.

Er hält ſich in den Waldungen der Schwarz- und Laubhölzer auf, ſowohl in bergigen als ebenen Gegenden. Als Strichvogel wandert er vom Ende des Oktobers an bis in März zu zweien bis ſechſen, wo immer einer hinter dem andern herfliegt, von einem Eichwalde zum andern, und ſucht auf und unter den Eichbäumen Eicheln, als ſeine vorzüglichſte Koſt, auf. Außerdem frißt er auch allerhand Inſekten, Buchecken, Haſelnüſſe, Kaſtanien, Kirſchen, Birnen, Ebereſchenbeeren, Erbſen, Bohnen, Johannisbeeren, nimmt die Vögel aus den Neſtern, aus der Schneuß und vom Heerde weg.

Er niſtet auf Eichen, Buchen und Fichten, hoch und niedrig. Sein Neſt iſt eine offene Halbkugel, aus dürren Reißern und Heidekraut zuſammengeflochten und mit zarten Wurzeln ausgefüttert. Die Eier, deren das Weibchen im Mai 5 bis 7 legt, ſind aſchgrau ins Grüne ſpielend mit kleinen dunkelbraunen Punkten beſprengt. Die Jungen ſchlüpfen in 16 Tagen aus, werden mit allerhand Inſekten, Roßkäfern, Raupen, Maden, jungen Vögeln und dergl. gefüttert, und es fallen oft weiße, weißliche, weißgelbe und bunte aus.

Ihre Feinde ſind Baummarder, wilde Katzen und der Uhu, welche ihre Brut zuweilen vernichten. Auch leiden ſie von kleinen Milben, Läuſen und Bandwürmern.

Sie ſind wegen ihres guten Geſichts und feinen Geruchs ſchwer zu ſchießen. Weil ſie die Vogelbeeren ſehr lieben, ſo fangen ſie ſich oft in der Schneuß, und werden

auch auf dem Vogelheerde berückt. Sie werden auch zuweilen mit Falken gebaizet. Ein ganz eigner Fang iſt noch folgender:

Man wählt im Herbſte in einem Walde, wo man Holzheher bemerkt hat, eine Tanne oder Fichte, die wenigſtens 6 bis 8 Schritte rings herum von andern Bäumen abgeſondert ſteht. Von derſelbigen hauet man die überflüßigen Aeſte ab, und läßt nur einzelne, in Geſtalt einer Wendeltreppe, um den Stamm herum ſtehen, ſchneidet auch dieſe ſo weit von der Spitze ab, daß ſie nur 5 bis 6 Spannen lang bleiben. Der erſte Aſt, welcher gelaſſen wird, iſt ohngefähr 12 Fuß hoch von der Erde, und ſo folgen dann die andern, immer einer eine Spanne weit von dem andern, rings um den Baum herum, doch bleiben an den Gipfeln 6 bis 10 Fuß hoch die Aeſte unbehauen. In dieſe geſtümmelten Aeſte werden Kerben geſchnitten, und in dieſelben die Leimruthen ſo geſteckt, daß ſie nicht ganz auf den Aeſten aufliegen, ſondern etwas empor ſtehen, damit ſie ſich leicht in den Federn verwickeln und aus den Kerben fallen, wenn der Vogel ſich aufſetzt. Unten wird auf der Erde um den Stamm herum eine Hütte von dichten Aeſten gebauet, die oben dünne belegt wird, damit die Vögel mit den Leimruthen in die Hütte fallen können, wo der Vogelſteller ſitzt. Oben auf die Hütte wird entweder eine lebendige Eule angebunden, oder eine ausgeſtopfte, oder auch nur ein Haſenbalg hinausgeſteckt, ſo daß man vermittelſt einer in die Hütte reichenden Leine oder eines Stäbchens die Eule oder den Balg bewegen kann, und die Vögel glauben, die Eule rege ſich.

Wenn nun der Baum ſo zugerichtet iſt, ſo ſetzt man ſich vor Aufgang der Sonne, oder vor Untergang derſelben, wenn der Baum ſchon Schatten hat, damit der Leim nicht fließet, in die Hütte, und nimmt eine Eulenpfeife (ſ. Bichtel), womit man wie eine Eule ruft, die Holzheher kommen herbei, ſchreien, man ſchreit mit der Pfeife mit, und ſo verſammeln ſich eine ganze Menge Heher, ſetzen ſich auf die Leimſpindeln, fallen mit denſelben in die Hütte und werden gefangen. Auch eine Menge anderer großer und kleiner Vögel kommen durch dieſen Ruf herbei, und fangen ſich. — Wenn man den Fang des Abends anſtellt, ſo ſetzt man ihn fort bis es ganz Nacht iſt, weil in der Dunkelheit erſt die

Schwarzdroſſeln und Rothkehlchen, welche bei Tage ſchwer einfallen, auch öfters Eulen gefangen werden. — Auch will man ſie auf eine andere poſſierliche Art fangen; ſ. unter Rabenkrähe.

Sie nützen durch ihr Fleiſch, welches, wenn man es vor dem Braten abſiedet, einen angenehmen Geſchmack hat. Sie ſind auch Baumpflanzer, indem ſie die in die Erde verſteckten Haſelnüſſe und Eicheln oft vergeſſen, und dieſe alsdann ausſchlagen. Er ſoll auch durch ſeine Nahrung, die er an Raupen, Puppen, Eidechſen, Aas, Schlangen und Fröſchen nimmt, nutzen, wiewohl faſt nicht zu glauben iſt, daß er Amphibien und Aas frißt. — Er verräth zuweilen dem Jäger einen Fuchs oder eine große Eule, indem er bei Entdeckung dieſer Raubthiere ein lautes und ängſtliches Geſchrei erhebt. — Ihr Schaden ergiebt ſich aus ihrer Nahrung, und iſt unrecht, daß die Jäger ſie den Raubvögeln gleich achten, und ihnen die Fänger ausgelöſet werden.

Abweichungen ſind: 1) der weiße Holzheher, lat. Corvus glandarius albus, Fr. le Geay blanc. 2) Der geſchäckte Holzheher, lat. Corvus glandarius varius.

Holzkäfer, Holzwurm, lat. Cerambyx. Dieſe gehören unter die ſchädlichen Waldinſekten. Manche Gattungen haben ungeheuer lange Fühlhörner, einen ungemein harten Bruſtſchild und Flügeldecken und ein überaus zähes Leben, ſo daß man angeſpießte Holzkäfer (auch Holzböcke genannt) noch nach 4 Wochen lebendig gefunden hat. Die Larven leben in und von Holz, haben kürzere Füße, als andere Käferlarven, verwandeln ſich meiſt darin, einige aber auch in der Erde. Sie durchboren allerlei Holz, zerſchroten und zerſtören es, und thun auch im Stammholze Schaden. — Die Made vom grauen Holzkäfer (Holzbock, Cerambyx nebuloſus) wohnt in alten und kranken Tannenbäumen und ihren Wurzelſtöcken, wo ſie das Holz, gleich andern ihrer Art, durchſchrotet.

Holzkultur, Forſtkultur, Fr. Culture des bois, des forêts. Iſt der Wiederanbau theils öder, theils wegen der Bedürfniſſe bereits abgetriebener Holzgegenden. Die Nothwendigkeit des Wiederanbaues der Wälder iſt leider aus dem Erfolg der unwirthſchaftlichen Behandlung der

Forſte fühlbar und einleuchtend geworden; denn die meiſten Länder ſpüren entweder ſchon den Holzmangel, oder ſehen ihm entgegen.

Dieſer Wiederanbau, oder die Holzkultur, muß aber aus zweierlei Geſichtspunkten betrachtet und betrieben werden. Einmal bietet die Natur die Hand und leiſtet das meiſte ſelbſt, wenn ſie nicht gehindert wird, andern Theils lehret die Naturkenntniß die Kunſt ihr nachzuahmen, indem man ihre Wirkungen nach Abſicht und Vortheil anwendet, und bloß hierin liegt der Grund des glücklichen Erfolgs der künſtlichen Holzkultur.

Es liegt zwar einiger Unterſchied darin, ob ein Ort mit Holz angebauet werden ſoll, wo vorher keins war, oder ob es ein Fleck iſt, das vorher ſchon Holz getragen hat; indeſſen bleiben für beide Fälle die Hauptregeln immer dieſelben, nur daß für den erſten Fall eine genauere Unterſuchung des Bodens gehöret, als für den zweiten, wo man an dem vorher da geſtandenen Holze ſchon eine Erfahrung vor ſich hat.

Nicht jeder Boden iſt zu Erzeugung und hinlänglicher Ernährung aller Holzarten geſchickt, ſondern die verſchiedenen Baumgeſchlechter erfordern auch verſchiedenen Boden. Natur und Kunſt fordern daher beim Holzanbau

1) eine genaue Unterſuchung des Bodens, um nach ſeinen verſchiedenen Erdlagen, Beſtandtheilen und Miſchung ſeiner Schichten, die neuanzubauenden Holzarten zu wählen; denn es bleibt faſt allemal die Schuld des Pflanzers, wenn Mühe und Koſten vergebens ſind, ob ſchon es Mode geworden iſt, der Mutter Natur die Sünden ihrer Kinder büßen zu laſſen. Es iſt ſogar bei dem Forſtweſen nöthiger, ſich nach der Beſchaffenheit und Tiefe des Erdreichs zu richten, als bei der Landwirthſchaft; bei dieſer kann es verbeſſert werden, bei jener aber nicht; wenn dem Landwirth eine Frucht nicht geräth, ſo erſtrecken ſich die Folgen auf ein oder zwei Jahre, bei der Holzkultur aber auf ein halbes Jahrhundert. Vorerſt wird alſo zu unterſuchen ſeyn

1) was das Erdreich überhaupt, und

2) jede Hauptgattung insbeſondere für einen Einfluß auf das Wachsthum und die Dauerhaftigkeit der Hölzer habe.

1. Daß das Erdreich überhaupt nicht wenig zum Gedeihen des Holzes beitrage, beweiſt ſchon die Erfahrung, da ein Baum in dieſem Erdreiche ſchneller, in einem andern langſamer und in manchem gar nicht wächſt. In dem einen wird das Holz maſtig und quat, in einem andern feſt und zähe; in dem einen fangen die Bäume an zu faulen ehe ſie ihr mittelmäßiges Alter erreicht haben, und in einem andern Boden erreichen ſie ihr beſtimmtes Alter und Stärke ohne ungeſund zu ſeyn. Die Eigenſchaften einer guten Erde ſind, daß ſie

1) dem Baume ſeine gehörige Feſtigkeit im Boden gewähret,

2) die demſelben nöthigen Nahrungstheile beſitzt und abgiebt,

3) den Wurzeln einen freien Durchgang verſtattet,

4) Wärme und Luft eindringen läßt, und

5) ſo tief iſt als die Wurzeln Erde nöthig haben.

Wenn die gute Erde nur 1 oder 2 Schuh tief liegt und ſodann Felſen oder undurchdringliche Lettenſchicht, Waſſeradern, oder unterirdiſche Sümpfe folgen, da wird keine Holzſorte fortkommen, die tiefe Wurzeln ſchlägt; eine Zeitlang wird das Wachsthum gut ſeyn, ſodann aber Stockung und Fäulniß eintreten. Es iſt zwar wahr, ein Boden ſey noch ſo gut oder noch ſo ſchlecht, wenn eine Holzſorte einmal Wurzel gefaßt hat, ſo wächſt ſie fort, die Wurzeln dringen durch die geringſten Klüfte und Ritzen der Felſen und Mauern; das iſt aber kein Beweis, daß dieſer Boden einer ſolchen Holzſorte der angenehmſte ſey. Es wachſen Fichten, Birken, Aſchen ꝛc. auf alten Mauern und Felſen, aber wie? So viel von dem Einfluß der Erde auf die wilden Holzpflanzen überhaupt; wir kommen

2. Auf den Einfluß der Haupt-Erdarten auf die wilden Holzpflanzen insbeſondere, und betrachten ſolche

a) in ihrer natürlichen Geſtalt, und

b) wenn ſie mit fremden Theilen vermiſcht ſind.

a) Die Erde in ihrer natürlichen Geſtalt erſcheint,

1) als ſtarke und dichte,

2) „ leichte und lockere, oder

3) „ alkaliſche Erde.

1) Die ſtarken und dichten Erden, worunter alle Thon=Arten gehören, haben, wenn ſie unvermiſcht vorkommen, einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf das Wachsthum der Hölzer; ihr zu genauer Zuſammenhang der Theile verſagt der Wärme, der Luft, dem Regen und Thau den Eingang faſt gänzlich und widerſtehet dem Wachsthum der Wurzeln. Der Thon befördert zwar die Feuchtigkeit, aber nur mittelmäßig, und zwar mehr, wenn er mit andern leichten Erdarten vermiſcht iſt, die dem Waſſer und den Dünſten den Zugang erlauben. Er hat zwar keine Nahrungstheile urſprünglich bei ſich, iſt aber dennoch die Mutter der Salze und anderer zur Nahrung der Pflanzen nothwendiger Theile; und wenn er mit andern Erdarten vermiſcht iſt, die ihm theils die fehlenden Nahrungstheile übergeben, theils ihn locker machen, und daß er ſie den Pflanzen wieder abgeben kann; ſo wird er dadurch zu einer Erde, die für die meiſten unſerer Holzarten ſehr zuträglich iſt. Grober Sand und alkaliſche Erde ſind die Verbeſſerungsmittel. Jener, weil er den Thon ſeiner feſten Theile beraubt, dieſe aber, weil ſie nebſt dem der Magnet iſt, der die Nahrungstheile aus der Luft an ſich ziehet. Auf dieſe Art vermiſcht, iſt er für die meiſten unſerer Holzarten ſehr gut, die Bäume wachſen darin ſchön, feſt und dauerhaft, und ſind dem Erfrieren am wenigſten ausgeſetzt.

Die vorzüglichſten bei uns vorkommenden Thonarten ſind der Letten, der Leim, und gewiſſermaßen auch der Mergel. Erſterer iſt unvermiſcht mit andern Erdarten, zur Waldkultur untauglich. Da wo er in der Oberfläche liegt, kömmt er ſelten allein vor, ſondern iſt mehrentheils mit alkaliſcher Erde, oder Sand, oder Dammerde vermiſcht, und in dieſem Falle iſt er für die Feuchtigkeit liebenden Bäume, wenn er in der Ebene vorkömmt, ziemlich zuträglich; z. B. Erlen, Aſchen, Ulmen. Der Leimen, welcher ſich am häufigſten zeigt, iſt für ſich allein noch eher zu Anziehung der Hölzer zu brauchen; beſſer aber iſt es, wenn er auch mit vorerwähnten Erdarten untermiſcht iſt; denn in dieſem Falle iſt er für alle wilde Hölzer die beſte Erdart, z. B. Eichen, Buchen, Ahorn, Birken ꝛc. und man wird auch finden, daß die fruchtbarſten Länder Leimengrund haben. Der Mergel iſt dem Wachsthum der Pflanzen und

Bäume in vielen Fällen beförderlich. Er macht den ſchweren thonigten Boden locker, nimmt die Fettigkeit der Laub-erde und anderer Düngungsmittel gern an, und macht ſie beſtändiger, auch hat er etwas von der luftauffaſſenden Eigenſchaft des Gipſes.

2) Zu den leichten und lockern Erdarten gehört hauptſächlich der Sand. Dieſer, wenn er in ſeiner natürlichen Geſtalt vorkömmt, iſt weiter nichts als der Inbegriff kleiner unauflösbarer, glasartiger Steine, von denen nichts in die Miſchung der Pflanzen übergehen kann. Er trägt alſo zum beſſern Fortkommen der Gewächſe auf keine andere Art etwas bei, als daß er die ſtarken und feſten Erdarten locker macht, oder wenn eine — die Feuchtigkeit ungern abgebende — Erde unter oder über ihm liegt, die er durch ſeine erhitzende Eigenſchaft zum Ausdünſten nöthiget.

3) Wir kommen nun zu den alkaliſchen, abſorbirenden Erdarten. Dieſe brauſen mit aufgegoſſener Säure, und werden, wenn genug aufgegoſſen wird, gänzlich aufgelöſt. Unter allen Erdarten iſt keine, welche die öligten, ſalzigten und wäſſerigten Theile ſo begierig einziehet als dieſe, aber auch keine, die ſie ſo gern wieder abgiebt. Es wird zwar keine Spur irgend einer alkaliſchen Erde in den Pflanzen angetroffen; doch aber iſt zu vermuthen, daß vermittelſt des in dieſer Erdart befindlichen mineraliſchen Laugenſalzes das in den Pflanzen befindliche feuerbeſtändige Laugenſalz erzeugt werde, daß mithin die alkaliſche Erde allerdings Einfluß auf die Pflanzen habe. Da ſie auch einen großen Grad von Wärme beſitzt, ſo iſt ſie zu Verbeſſerung der kalten Böden ſehr vortheilhaft; für ſich allein iſt ſie ſehr gering, aber in gehöriger Menge, beſonders mit Thon oder Sand vermiſcht, giebt ſie eine vortrefliche Erde. Unvermiſcht wird, außer der Birke und der Wallnuß, nicht leicht ein Baum darin fortkommen.

b) Die zuſammengeſetzten oder gemiſchten Erdarten ſind:

1) die Dammerde. Dieſe iſt die vorzüglichſte, kömmt aber urſprünglich gar nicht vor, ſondern iſt bloß der Ueberreſt verfaulter Thier- und Pflanzentheile, iſt aber zugleich unter allen Erdarten die fruchtbarſte, weil ſie die Beſtandtheile, welche allen Erdgewächſen eigen ſind, in ſich enthält, und vorzüglich alle flüchtige Nahrungstheile aus der Luft an

ſich ziehet, und den Pflanzen zuführet. Buchwaldungen ſind der Ort, wo ſie ſich am häufigſten erzeugt, wenn das Laubrechen nicht darin geſtattet wird, und dieſes ſollte nicht, weil die Dammerde als der Dung der Wälder zu betrachten iſt. Hierher gehören auch

2) die Gipserden. Dieſe mit Schwefelſäure geſättigte Kalcherde erſtreckt ſich, wo ſie vorkömmt, ſehr tief, und trägt zum Wachsthum unmittelbar nichts bei, iſt aber vermögend, die nährenden Theile einzuſaugen und zu den Pflanzen zu bringen. Ihre Hauptwirkungen aber ſind die luftauffaſſende Eigenſchaft, welche zum Wachsthum äußerſt nöthig iſt, und welche auch den Aufſchluß giebt, daß eine — Nahrungstheile beſitzende — mit Gipserde vermiſchte, oder mit einer ſolchen Erdſchicht abwechſelnde Erde, für Waldungen ganz gut ſey; wo er ſich aber in der Tiefe fortziehet, fällt dieſer Vortheil weg. Endlich iſt noch zu betrachten

3) die Miſchung der Erdarten unter ſich ſelbſt oder mit Waſſer.

a) Wenn die Erdarten unter ſich ſelbſt vermiſcht ſind, ſo geben ſie einen tauglichern Boden zur Holzkultur, als wenn ſie allein vorkommen, auch wenn die Vermiſchung nicht wirklich ſtatt findet, ſondern nur die Erdlagen, die das Wachsthum hindern könnten, nicht zu dick liegen, ſondern bald wieder mit andern — jene verbeſſernden, abwechſeln. Man hat z. B. oben eine Schicht Sand, 1 Fuß dick, unter dieſer eine Schicht Letten 1 und einen halben Fuß dick und unter dieſer wieder Sand, und man findet die ſchönſten Eichen darauf. Ein Beweis, daß auch ſtarke ſchwer durchdringliche Böden, unter gewiſſen Umſtänden zum Wachsthum des Holzes gut ſeyn können. Bei dem hier angeführten Beiſpiele liegt der natürliche Grund darin, daß der über und unter dem Letten liegende Sand denſelben erwärmet, zum Ausdünſten und zur Abgabe der nährenden Theile nöthiget. Ueberhaupt aber wird nicht leicht eine von den oben beſchriebenen Erdarten ganz rein vorkommen, ſondern wenn auch nicht mit andern urſprünglichen Böden — doch mit ſonſtigen fremden Theilen, als Erd-Oelen, ſalzigen oder mineraliſchen Theilen durchdrungen ſeyn, die — wenn ſie zu den Wurzeln kommen können, immer zum Wachsthum am meiſten mit beitragen.

b) In ſo ferne eine Erde mit Waſſer durchdrungen iſt, kann man ſie entweder feucht oder naß nennen. Ein gewiſſer Grad von Feuchtigkeit iſt zum Wachsthum immer nothwendig, nur, liebt eine Holzart vor der andern mehr oder weniger Feuchtigkeit, und es finden in feuchten Boden mehr Holzarten beſſern Unterhalt als in naſſem oder ganz trocknem; nur wird die Dauerhaftigkeit des darin wachſenden Holzes in dem Maaße vermindert, als das Wachsthum deſſelben befördert wird. Das Holz in feuchtem Boden wird weich, leicht, maſtig und für Handwerksleute meiſtens unbrauchbar, mithin nur zur Feuerung tauglich; das in naſſem Boden iſt wegen unaufhörlichen Beitritts der überflüßigen Feuchtigkeit, der faulenden Gährung unterworfen, und erfriert gern in ſtrenger Kälte.

So viel von Grund und Boden ſelbſt. Es wird nunmehro die Lage des Waldbodens zu erwägen ſeyn.

So wie nicht alle Erdarten für jede Holzſorte zuträglich ſind, eben ſo iſt auch jedes veränderte Klima oder jede veränderte lage nach der Himmelsgegend, nicht für jede Holzart gleich gedeihlich. Unter Klima kann man jeden Himmelsſtrich und die darunter gewöhnliche Witterung, jetzt ohne Rückſicht auf die geographiſche Breite, bloß nach Beſchaffenheit der Ebenen oder der Gebirge, verſtehen. Weitläuftige Ebenen haben unter der nämlichen Breite ein milderes Klima, als die darunter befindlichen an einander hangenden hohen und rauhen Gebirge. Gemäßigte Anhöhen oder Vertiefungen hingegen, zeigen in Abſicht der Witterung, unter einerlei Breite, keinen merklichen Unterſchied gegen die Ebene, und es kömmt hiebei nur auf die lage der Himmelsgegend an.

In gebirgigten ländern iſt das beſte Holz von dem Mittel — bis zu dem hohen Gebirge. Je weiter nach dem Thal hinunter, je mehr nimmt es an Güte ab. In den niedrigen Gegenden wachſen die Bäume zwar ſchneller und beſſer geſtaltet, aber ſie ſind nicht ſo kraftvoll und feſt. Die höchſten Ebenen, die Spitzen oder Köpfe der Berge ſind gemeiniglich trocken; die niedrigen Theile feucht und ſumpfig; die mittlern Abhänge temperirt.

Merkwürdig ſind die Beobachtungen über die Gränzen und Stufen der Vegetation, und daß die Berge von

ihrem Fuße bis zum Gipfel genommen, eben die Reihe von Pflanzen darbieten, welche die Oberfläche der Erde, von dieſen Gebirgen an bis zum Pole, aufweiſen kann; daß die Bäume nur unterhalb dem mittlern Theile dieſer Leiter zu finden ſind, daß es weiter oben nur Geſträuche giebt, und daß die Mooſe die äußerſten Enden einnehmen; denn nur dieſe können im ewigen Sommer der heißen Zone, und im ewigen Winter der Polar-Länder ausharren.

Die Region des ewigen Schnees, die für jeden Berg jene dem Pole nahe Breite vorſtellet, ſteckt das Ziel der Pflanzenleiter nicht überall in einer beſtimmten Höhe oberhalb der Meeresfläche, ſondern in einer beſtimmten Höhe unterhalb der Region des Schnees. Wenn man auch annimmt, daß in den Bergen die Verkürzung der Luftſäule einen Einfluß auf dieſe Stufenleiter habe, ſo mag er doch nur klein ſeyn, weil der Regel nach, und ohne auf die Ausnahmen Rückſicht zu nehmen, die Vegetation im Zentraltheile der Alpen und dem — dieſem entſprechenden Theile der Pyrenäen in einer Höhe von 1100 Toiſen, hingegen in den Andes erſt mit 2300 Toiſen, von der Meeresfläche an, aufhöret; eine Höhe, wo es noch Heidekraut giebt. Man iſt alſo eher berechtigt zu glauben, daß die Diſpoſition der Pflanzen auf dem Abhange der Berge ſich hauptſächlich nach der Temperatur ihrer verſchiedenen Zonen richte.

So wird man die Vegetation die äußerſte Stufe ihrer Leiter an die untern Gränzen der Eiszone anlegen ſehen. Allen zufälligen Anſätzen dieſer Zone, welche ſich den Jahrszeiten zum Trotz verlängern, höhnend, wird ſie ſich in den Alpen, zwiſchen den Gletſchern bis an die Gränze ihrer rechtmäßigen Herrſchaft erheben, und durch die Gegenwart dieſer Gletſcher keine einzige Sproſſe ihrer Leiter verlieren. Am Saume der Ketten, welche durch lokale Urſachen von Witterung von Schnee befreiet ſind, und auf der gegenſeitigen Grenze, zwiſchen der Nord- und Mittagsſeite, wo ein nakter Kamm auf dem Schauplatze des Krieges zwiſchen Winter und Sommer, zwiſchen Blumen und Nachtreif, einen Strich neutrale Erde darbietet, macht im Gefolge der Mooſe eine gewiſſe Anzahl vollkommener, ganz eigner wilder Pflanzen, die ſich durch keine Behandlung zähmen, und nirgends anders einheimiſch machen laſſen, den Vortrab

der Vegetation aus. Man nennt ſie Alpengewächſe (Alpertus). Zu ihrer Familie gehören vorzüglich der Schweizer Kellerhals mit Rosmarinblättern (Daphne Cneorum), die Herr von Sauſſüre auf dem Abhange des Montblanc, 1780 Toiſen über der Meeresfläche, vorfand, und die reizende Gentiana, die nur einige heitere Tage zwiſchen der Flucht des Schnees und ſeiner Rückkehr bedarf, um ihre himmelblaue Blüthe zu öfnen.

Erſt nach dieſen unbezähmbaren Arten zeigen ſich die Geſträuche. An ihrer Spitze iſt der Rhododendron (Roſenbaum) gegen 300 Toiſen unterhalb der Schneeregion, das iſt in den Alpen 800 Toiſen über dem Meere. Hier fangen die beſtändigen Poſten an, und das Hauptheer rückt näher.

Die Bäume folgen den Sträuchen auf dem Fuße. Der Taxus und inſonderheit die Zirbelnußkiefer (Pinus Cembra) gehen voran. Knotig und gekrümmt ſtemmen ſie ſich gegen die Orkane der hohen Region. Das ganze Geſchlecht der harzigen Bäume zeigt ſich in ihrem Gefolge. Die wilde Fichte verbindet ſich mit der Tanne; beide von erſtaunlicher Höhe, enge geſchloſſen, faſt ganz von Aeſten entblöſt und mit wenig Erdreich zufrieden, klammern ſich an die nakten Felſen an, und leben an ihrer Oberfläche.

Weiter herabwärts ſind andere Anſtalten getroffen; die Gebirgspflanzen ſind vorüber, die Pflanzen der Ebene ſchließen ſich nun an. Die Natur hat diejenigen auf die Höhen geſtellt, die zum Leben blos Waſſer und Licht bedürfen, und die aus der Luft ſelbſt den beſten Theil ihrer Subſtanz ziehen. Weiter unten hat ſie die zehrenden Pflanzen vermehret, die ſich mit den Säften der Erde anfüllen, und der Luft mehr wiedergeben, als ſie aus ihr ſchöpfen.

Die äußerliche Figur und Lage des Waldbodens, und die daher folgende Richtung in Abſicht der Himmelsgegend hat nicht weniger Einfluß auf die Beſchaffenheit des Bodens als auf das Wachsthum der Hölzer. Gewohnt, an der Mitternachtsſeite früher und ſpäter in Schnee gehüllt zu ſeyn, dünſtet der Boden nur langſam aus; alle Bewegung der Nahrung gehet ſpäter und langſamer von ſtatten, und höret auch eher wieder auf als an der entgegengeſetzten Seite, weil die anziehende Kraft der Sonnenſtrahlen nur ſelten un-

mittelbar darauf wirken kann. Daher auch die vorzüglich ſchädlichen, an dieſer Lage gewöhnlichen ſpäten und frühen Schreckfröſte.

Eines Theils beſſer iſt die Lage gegen Morgen, weil die Sonne einen guten Theil des Tages darauf wirket. Aber die trocknen Oſtwinde zerſtreuen auch die Ausdünſtung, und die ſpäten Fröſte wirken aus der erſten Hand auf die in Bewegung gekommenen Pflanzen.

Die gefährlichſte Lage für den Holzanbau, iſt die gegen Mittag. Während der größten Hitze iſt ſie den brennenden und verzehrenden Strahlen der Sonne ausgeſetzt, und großer Dürrung unterworfen, wenn der Boden nicht durch öftern Regen oder durch Quellen erfriſchet wird. Wenn ſolche Wände entblößt, oder durch kahles Abtreiben des natürlichen Schattens und Schutzes beraubt werden, ſo können für die Forſtwirthſchaft die ſchlimmſten Folgen daraus entſtehen. Da die Pflanzen in dieſer Lage frühe anfangen zu treiben, ſo ſind die ſpäten Fröſte, hauptſächlich aber der Mangel an Regen im Frühjahre ſehr gefährlich.

Die gegen Abend liegenden Forſtſeiten, an Bergen und in Ebenen, gehören in Abſicht auf die Lage mit unter die fruchtbarſten. Wichtig aber ſind die Vorſichten, die man beym Betrieb der Forſtwirthſchaft darin anwenden muß. Die Randbäume oder Vorſtänder gegen Abend ſind von ihrer Jugend an, wegen der heftigen Bewegung des Windes mit vielen und ſtarken Seitenwurzeln verſehen worden, um der Gewalt der Stürme widerſtehen zu können. Die hinter ihnen geſchloſſen ſtehenden Hölzer aber haben dieſen Vortheil nicht, und werden zur Beute der Sturmwinde wenn ihre Vormauer gefället wird.

Noch ein andres Uebel folgt daraus, wenn der Boden aus leichten Erdarten, vorzüglich aus Sand beſtehet; wenn dieſer von der Abendſeite von Holze, von Schatten und Feuchtigkeit entblößt wird, ſo entſtehen dürre und fliegende Sandſchollen.

II.) Was den Holzanbau ſelbſt betrift, ſo kömmt es vorerſt auf die Wahl der Holzarten an, und zwar:

a) in Rückſicht des Bodens. Wenn vorher ſchon Holz auf dem anzubauenden Orte geſtanden hat, ſo iſt die Wahl der ſchicklichſten Holzart ſo ſchwer nicht, weil man

ſchon Erfahrungen vor ſich hat; wo aber vorher kein Holz war, da iſt nichts ſchwerer als die Beurtheilung, welche Holzart an einem Orte am beſten fortkommen werde, wenn man den Grund davon aus der Beſchaffenheit des Bodens nehmen will. Es können gewiſſe den Gewächſen ſchädliche Materien ſo unmerklich darin verſteckt ſeyn, daß ſie kaum durch chemiſche Verſuche zu entdecken ſind. Man muß demnach andere ſichere Kennzeichen zu Hülfe nehmen, darnach man einen Ort beurtheilen kann.

Wenn an einem Orte noch etwas Holz ſtehet, ſo unterſuche man deſſen Art, Wachsthum, äußerliche und innerliche Beſchaffenheit. Findet ſich alles dieſes gut, ſo kann man auch ſchließen, daß dieſe Holzart auf dieſem Boden auch künftig gut fortkommen werde. Nur muß man ſich nicht irre machen laſſen, wenn dieſes Holz einzeln ſtehet, und dieſerhalb kurz, ſtruppig und mehr in die Seitenäſte als Höhe gewachſen iſt; eben ſo wie der Fall eintreten kann, daß ein Holz vor Alter anbrüchig und ungeſund werden kann. Iſt dieſes Holz von anſehnlicher Höhe und Stärke, ſo zeigt es ein ehemaliges gutes Wachsthum und einen guten Boden dafür an; iſt es aber dabei ſchwach, ſo giebt es kein gutes Zeichen dafür ab.

Iſt kein Holz mehr vorhanden, ſo ſuche man genaue und ſichere Nachricht einzuziehen, ob und welche Arten ehemals da geſtanden haben und wie ſie beſchaffen geweſen. Sind davon keine Nachrichten zu haben, ſo muß man unterſuchen, was für andere Arten von Gewächſen daſelbſt vorhanden ſind. Ein feines nicht gar zu hohes noch ſchilfiges Gras, das das Vieh gerne frißt, allerhand friſche Kräuter, die keine Waſſergewächſe ſind, dicke Gebüſche von Brom- und Himbeeren, hohe Diſteln, Farrenkraut, hohe Weißdornen und andere ganze und halbe Stauden, zeigen einen — für alle Arten von Laubholz vortreflichen Boden an. Gehet aber die Schaaftrifft ſtark auf ſo einen Ort, ſo wird man das eigentliche Wachsthum des Graſes nur alsdenn erſt beurtheilen können, wenn ein Fleck in Hegung kömmt. Fichten, Tannen und Kiefern, wachſen in ſolchem Boden auch ſchnell, aber zum Bauen werden ſie nicht dauerhaft. Sehr hohes und ſchilfiges Gras, welches dabei ſpröde iſt, und das Anſehen wie Getraide hat, zeigt zwar

einen guten aber feuchten Boden an, in dem zwar allerhand Laubholz ſchnell wächſt, aber ſchwer aus dem Saamen fortzubringen iſt, weil die zarten Lohden von dem dicken Gras bald überzogen werden und darunter erſticken. Für Baum- und Stammholz taugt ein ſolcher Boden nicht, ſondern nur für Schlag- und Brennholz. Bruchiger Boden, den die übermäßige Näſſe, Binſen und andere Waſſergewächſe, auch Torf anzeigen, dient zu Ellern, Weiden, und im Nothfalle zu Birken; andere Holzarten wollen nicht darauf fort. Iſt der Boden gar zu naß, ſo ſchlägt der Saame nur auf kleinen erhabenen Plätzen, oder in trocknen Jahren auf den entwäſſerten Stellen an, ſonſt aber — oder wenn das Waſſer nicht abgelaſſen wird, wird der Saame waſſerhart und verdirbt; hat aber der Saame nur Zeit, das Stämmchen ſo hoch zu treiben, daß es im Frühling und Sommer die meiſte Zeit über Waſſer ſtehet, ſo treibt es fort und bleibt. Man muß ſich demnach hüten, auf waſſerreichen Brüchen den Anwuchs aus den Wurzeln zu verderben. Wo ſich mageres, ſchmales und ſprödes Gras von keiner friſchen grünen Farbe, kleinblättriges und ſprödes Moos, dergleichen man auf alten Mauern findet, zeigt; da hat man ſich von dem Holzanwuchſe wenig zu verſprechen, und nur die Birken und Kiefern, als Holzarten, welchen ihre Struktur die meiſten Nahrungstheile aus der Luft zu nehmen erlaubt, dürften darauf einigermaßen gedeihen.

Sodann muß man einen ſolchen Ort ganz durchgehen weil der Boden oft ſehr unterſchieden iſt, ſo daß oft nach der Verſchiedenheit deſſelben mehr als eine Holzart darauf anzubringen iſt, wobei man jedoch ſolche Arten wählen muß, die einander nicht hinderlich ſind. Ferner muß auch der Boden etwas tiefer im Grunde unterſucht werden (ſ. Erdbohrer) denn die unterliegenden Schichten möchten oft diejenige Holzart nicht haben wollen, die die flache Oberfläche verlangt hat. Ferner ſind die ſchicklichſten Holzarten zu wählen

b) In Rückſicht des Bedürfniſſes. Das Holzbedürfniß beſtehet, entweder in Bau- und Nutzholze, oder in Feuerholze, und letzteres iſt wieder zu unterſcheiden,

zum Gebrauch der ökonomiſchen Feuerung, oder für die Hütten- und Hammerwerke.

Der Fall dürfte wohl ſchwerlich vorkommen, daß ein Ort, wo noch gar kein Holz war, zu Abhülfe des Bauholzmangels, mit Holz angebauet werden ſollte, die Kultur deſſelben dürfte alſo auch nur auf beſtandenen Orten anzuwenden ſeyn. An Orten, wo gute Forſtwirthſchaft iſt, und der Umtrieb auf Baumholz geſchiehet, wird das Bauholz entweder in den angewieſenen Jahresſchlägen vorher ausgehauen, oder es werden diejenigen Diſtrikte ganz zu Bauholze ausgezogen, welche ſich am beſten dazu qualificiren, und ihre ganze Behandlungsart darnach eingerichtet. Wird ſo ein Diſtrikt abſtändig oder ſchadhaft, ſo wird ein anderer dafür ausgeſucht, und jener ſtatt deſſen in die Diſpoſition genommen.

Eben ſo wenig dürfte auch der Fall eintreten, daß zum Bedarf für die Hütten- und Hammerwerke, zeitherige ledige Plätze angebauet werden müßten, weil dieſe holzfreſſenden Fabriken an und für ſich ſchon in Waldgegenden liegen, wo der Platz zu neuen und verhältnißmäßig großen Holzanſaaten heut zu Tage nicht wohl zu bekommen iſt; das Hauptbedürfniß für ſelbige alſo, nämlich das Kohlholz, iſt auf bereits vorhandenen Waldrevieren, gewöhnlich in Gebirgsforſten, beizuziehen, wovon weiter unten, wo vom Anbau ſelbſt gehandelt werden ſoll, geſagt werden wird.

Das heutige Hauptbedürfniß bleibt aber immer das Brennholz für Städte, Dörfer, und einige Fabriken. Da die bereits vorhandenen Waldungen nicht recht mehr dazu auslangen wollen, ſo muß hier und da Anſtalt getroffen werden, ſelbige zu vergrößern. Die erſte Regel dabei iſt, bei neuen Anlagen auf ſchnellwachſende Holzarten ſein Hauptaugenmerk zu richten, und die ſchon vorhandenen Hölzer auf den geſchwindeſten Umtrieb zu bringen. Was im erſten Falle wegen des Grund und Bodens zu beobachten iſt, iſt bereits abgehandelt worden (ſ. auch unter Boden); es wird hier allgemein bemerkt, daß das Birkenholz diejenige Holzart iſt, die hierzu mit dem größten Vortheil angewendet werden kann, und daß im zweiten Falle der Wiederwuchs auf Stockausſchlag geſetzt, mithin der

Umtrieb auf Schlag- und Buſchholz, höchſtens Stangenholz geſchehen muß.

In eben der Maaße als das gröſte Bedürfniß befriediget werden kann, erwächſt auch der gröſte Nutzen aus dem Befriedigungsmittel. Hat man alſo die rechten Holzarten in Rückſicht des Bodens und des Bedürfniſſes gewählt, ſo hat man ſie auch in Rückſicht des gröſten Ertrags getroffen, und iſt hieraus auch der mehreſte Nutzen zu ziehen.

Die Erfahrungen von den Verwandlungen der Holzarten und die Meinungen vom Austragen des Bodens für eine oder die andere Holzart, gehören zwar nicht hierher, doch ſind ſie mit der Lehre vom Wiederanbau und Fortpflanzung der vorhandenen Waldörter ſo genau verwandt, daß man ihrer wenigſtens erwähnen muß.

Es iſt eine gewöhnliche Erſcheinung, daß nach dem kahlen Abtriebe andere Holzarten anſtatt der vorher dageſtandenen empor kommen, und zwar gewöhnlich ſchlechtere als die vorherigen. Man konnte wohl eingeſehen haben, daß der Grund davon in der Behandlung lag, aber man ſuchte lieber die Urſachen der Natur aufzubürden, um nicht in ſeiner Gemüthsruhe geſtört zu werden. Das Behikel, deſſen man ſich zuerſt bediente, war die Idee von den ſpezifiken und eigenthümlichen Nahrungsſäften der Gewächſe, und daß man ſogar den Pflanzen einen Trieb zutrauete ihre Stellen zu verändern, indem ſie nach eigener Nahrung ſtrebten. Was davon zu halten iſt, wird hernach vorkommen.

Allgemein aber mögen nachſtehende Umſtände Urſach daran ſeyn. 1) Das kahle Abtreiben der Oerter, wodurch der Boden entblöſt, von den Regengüſſen im Frühjahre und Herbſte, von den Gewitterregen im Sommer, und von dem Schneewaſſer im Winter, ſeiner beſten Theile beraubt wird, wodurch die magern und dürren Unterlagen deſſelben emporkommen, auf welchen die Wurzeln oder der Saame einer guten Holzart niemals anſchlagen. 2) Die harten Hölzer lieben von Natur einen lockern etwas feuchten Grund, und ihr Lieblingsort iſt der Abhang mäßig hoher Berge, die nicht an der Mittagsſeite liegen. Aus ſchlechter Oekonomie und Mangel am Geſtröhde, wird das abge-

fallene Laub und mit ihm die von der Natur angewieſene Düngung dem Walde entriſſen, der vorher abgefallene Saame ſeiner Decke beraubt und allem Ungemach Preis gegeben, daß er unmöglich ausſchlagen kann. 3) Von den edlern Holzarten geräth der Saame nicht alle Jahre, wird alſo die künſtliche Beſaamung vernachläſſiget, ſo ſchleichen ſich unterdeſſen Schmarotzerpflanzen ein, indem der Wind den Transport ihres gewöhnlich leichten alle Jahre gedeihenden Saamens beſorgt. Die Birken, die Aſpen und die Saalweiden ꝛc. ſind die Wanderer, die mit jeder Herberge vorlieb nehmen, ihre Genügſamkeit macht ſie anfangs leidlich, haben ſie aber Wurzel gefaßt, ſo ſichert ſie ihre Bitterkeit vor den Anfällen des zahmen und wilden Viehes, anſtatt daß die jungen Buchen- und Eichenlohden ein angenehmer Fras für beide ſind. Da nun noch überdies die weichen Hölzer ſchneller aufwachſen als die harten, ſo iſt es gar kein Wunder, daß ſie letztern im Wachsthume zuvorkommen, und ſie unterdrücken. 4) Wenn ein Buchenort in einem Jahre kahl abgetrieben wird, wo der Saamen nicht geräth, ſo iſt das Jahr darauf der Schlag mit ſchädlichem Gras überwachſen, ſo daß der abfallende Saamen nun nicht mehr zur Erde gelangen kann. Anderer, z. B. Birkenſaamen aber, der alle Jahre geräth, iſt vorher ſchon, vielleicht Stundenweit, darauf angeflogen, mithin kommen die Birken gewiß, die Buchen aber bleiben aus. Es zeigt alſo allemal eine üble Forſtwirthſchaft an, wo dergleichen Verwandlungen vorkommen. Umgekehrt hat man aber auch den Fall, daß auf Birken Buchen, oder auf ſchlechtere Holzarten beſſere erfolgen. Wem iſt aber unbekannt, daß die Wurzeln der Holzarten, insbeſondere der Rothbuchen, ſehr lange zum Ausſchlagen fähig, in der Erde bleiben können, wenn die verdrungene Gattung von Holz nicht zu alt war, als ſie gehauen wurde; und daß die jungen Pflänzchen ſich wohl 20, 30 und mehrere Jahre, ohne Sonne und freie Luft, blos im Schatten unter andern Bäumen erhalten, und nach deren Abtriebe freudig empor wachſen? Eben ſo auch mit dem Saamen. Woher entſtünden ſonſt die unbändigen Gräſer und Stauden im erſten und zweiten Jahre auf einem Schlage, wenn deren Saamen oder Wurzeln nicht vorher ſchon im Boden lagen, und nur auf freie

Luft warteten, um aufgehen zu können. Es iſt ein Erfahrungsſatz, daß Saamen, der über 1 Fuß tief in die Erde kommt, nicht aufgehet, aber dennoch ſeine Keimungskraft ungemein lange und unverſehrt erhält; wenn man nun bedenkt, wie vielfältig Waldſaamen verſchwemmet und verſcharret wird, und wie leicht er wieder Luft bekommen kann, wenn Holzſchläge ꝛc. an den Ort kommen; ſo laſſen ſich dergleichen Verwandlungen auch leicht erklären.

Es war ſchon eine alte Idee, daß die Natur dieſe Veränderungen hervorbringen müſſe, weil jeder Gewächsart beſondere und nur ihr eigenthümliche Nahrungsſäfte angewieſen, und in die Wurzeln eine unterſcheidende Kraft, nur die ihrer Gewächsart zugetheilten Nahrungstheilchen einzuſaugen, gelegt worden ſey, und man glaubte durch die — durch Umwechslung der Getraidearten auf ein und demſelben Acker erhöheten Erndten, ſo wie dadurch, daß die Natur nicht alle Gewächſe einer Art neben einander gepflanzt — vielmehr zahlreiche Arten davon auf jedem Bezirk untereinander gemiſcht habe, überzeugende Beweiſe dafür zu haben.

Aber vorausgeſetzt, daß hier nur von reinen Waldungen die Rede ſeyn kann, ſo ſind ſo viele Erfahrungen und ſichtbare Beweiſe vorhanden, daß — wenn man die Natur wirken ließ, oder ihr gehörig zu Hülfe kam, noch eben die Holzart auf demſelben Boden fortwächſt, die ſeit Menſchengedenken darauf gewachſen iſt; und das Beiſpiel mit dem Getraidebau beweiſet nicht nur nichts, ſondern gehöret auch ſchon in die Gartenkultur, welche in der Forſtwiſſenſchaft allemal ſcheitert. Durch Mannichfaltigkeit ſucht die Natur ihre Schönheit zu erhöhen, mancherlei Bedürfniſſe in einem Bezirke Menſchen und Thieren zu verabreichen, und durch die Untermiſchung mehrerer Holzgattungen keinen Winkel der Fläche öde zu laſſen. So ſtehet die Kiefer neben der Eiche, welche mehrere Nahrungstheile erfordert, als die wenigſten Gegenden abzureichen vermögen, und welcher um deswillen ein hohes Alter vergönnet wurde, um das durch die Länge der Zeit zu bewirken, was in kurzen Perioden nicht geleiſtet werden konnte; und die Kiefer, oder anderes Nadelholz, wurde neben angeſtellt, um durch ihre ſpitzigen Blätter da noch

hinlängliche Nahrung aus der Atmosphäre zu finden, wo die Eiche würde kümmern müſſen.

Eben ſo wechſelt der Landwirth mit Getraidearten in ſeiner Ackerbeſtellung ab, und unterbricht dieſe noch durch Gartengewächſe, um keine der mancherlei Nahrungskräfte, die ſeiner Meinung nach, für jede dieſer Erzeugniſſe beſonders im Acker verſchloſſen liegen, unbenutzt zu laſſen, und ſucht den Grund hievon in dem Hange der Natur zum ſtäten Wechſel. Aber wenn einer jeden Gewächsart ein eigner Nahrungsſaft in der Erde bereitet würde, ſo würde kein Unkraut je eine Erndte ſchmälern, und doch verderben die Unkräuter oft die Früchte, weil ſie ein gut Theil der Nahrungstheile vorwegnehmen, welche zum Behuf der Getraideerndte in den Acker gebracht wurden. Ein abgeödeter Acker bringt nach gehöriger Bedüngung und tüchtiger Bearbeitung deſſelben, nach dem Gutdünken des Landwirths, wohl zwanzigerlei Produkte hervor; lägen nun ſo mancherlei Nahrungsſäfte im Schoos der Erde, als mancherlei Gewächſe in demſelben vegetiren, und jedes der letztern vermöge ſeiner innern Struktur davon zu conſumiren beſtimmt iſt; ſo müßten in einerlei Dung eine große Menge verſchiedener Säfte liegen, und der friſch bemiſtete Acker zwanzigerlei Wechſelerndten liefern können, welchem doch die Erfahrung überall widerſpricht.

Saugten die Wurzeln der Vegetabilien blos die — ihrem Gewächſe angemeſſenen Nahrungstheilchen ein, ſo würde alles Pfropfen, Oculiren, Copuliren u. ſ. w. an den Obſtbäumen vergeblich ſeyn. Da aber die Nahrungsſäfte des Gewächsreiches, ohne Rückſicht auf ihre Beſtandtheile von den Sauggefäßen der Vegetabilien eingenommen, und blos durch innere Verarbeitung der Subſtanz der Gewächſe angepaßt werden müſſen, ſo kann die Wurzel einer gepfropften Ebereſche die eingeſaugten Nahrungsſäfte immer Quitſchermäßig verarbeiten, ohne daß wir Vogelbeere davon zu gewarten haben.

Die Belladonna grünt neben dem Ahorn, die Eiche neben dem Wacholderbuſch ꝛc. und alle gedeihen durch Begünſtigung der Natur zur Vollkommenheit; dieſelben Säfte aus welchen die Tollbeere ihr Gift bereitet, verarbeitet der Ahorn um Zucker fabriziren zu können, der den Menſchen

heilſam iſt, und der Wachholderzwerg conſumiret dieſelben Säfte, aus welchen die Eiche ihren Rieſenkörper formt.

Fünf einfache Erden brachte die Schöpfung in das Innere der Erde. Die Kalk- Schwer- Alaun- Kieſel- und Bittererde, und ließ aus ihnen alle Erden und Steine entſtehen, die wir kennen, und die ſich alle durch die verſchiedenen Miſchungen und Verbindung mit mehr oder weniger ſalzigen, brennbaren oder metalliſchen Subſtanzen von einander unterſcheiden. Und wie bei den Steinen und durch das ganze Mineralreich, eben ſo bei dem Thierreiche.

Der Hirſch und der Ochs, die Gans und das Schwein, der Schöps und der Kapaun, die Ziege und die Taube ꝛc. mäſten ſich alle von Gerſte, alle haben dichtes Fleiſch und Subſtanzvolles Fett; aber jedes Fleiſch hat einen andern Geſchmack, und das Fett iſt ſo verſchieden als die Thiere ſelbſt, von denen es kömmt. Nicht weil die Gerſte achterlei Kräfte in ſich hat, ſondern weil ſie auf achterlei verſchiedene Arten verarbeitet worden; denn durch Modification werden die Nahrungsſäfte in der Natur das was ſie werden können, und nicht durch das Weſen ihrer Maſſe. Alles kömmt hier auf die Verarbeitung der Subſtanzen an, das bloße Material vermag es nicht.

Es iſt hier der Ort nicht weitläuftiger hievon zu handeln, aber dieſe intereſſante Materie verdient mehr bearbeitet zu werden. Wir kommen wieder zu dem Holzanbau ſelbſt.

Ein Ort kann auf viererlei Art mit Holz in Beſtand geſetzt werden:

1) durch Beſäen mit Holzſaamen,
2) durch Pflanzung junger Stämme,
3) durch den Stockausſchlag, und
4) durch Ableger.

Jede der beiden erſten Arten, nämlich das Säen und das Pflanzen hat ſeine Vortheile, erſtere aber, oder das Säen iſt für wilde Bäume ohnſtreitig die vorzüglichſte. Denn größtentheils iſt der Waldboden, vornehmlich in Gebirgen, ſteinigt und felſigt; die zarten Wurzeln, welche der Saamen treibt, kriechen in weniger Erde ſo lange fort, bis ſie zwiſchen den Steinen oder Felſen, Klüfte und Oeffnungen finden, worin gemeiniglich gute Erde enthalten

iſt, und richten ſich in ihrem Wachsthum nach dieſen Klüften und Zwiſchenräumen. Sind die Klüfte groß, ſo werden die Wurzeln darin ſtark, die kleinen Nebenwurzeln laufen mit ihnen fort, bis ſie abermals Oeffnungen antreffen, wo ſie mit unzähligen zarten Fäſerchen ſich hineinſchlingen. Solches Holz ſtehet gegen die Sturmwinde feſt, und hat aus den kleinen Wurzeln beſtändig ſo viel Nahrung, daß es die widrigſte Witterung abhalten kann. Sodann iſt bei der natürlichen Beſaamung noch der Vortheil, daß der Saame in der Gegend bleibt wo er gezeugt worden, mithin an Boden und Klima gewöhnt iſt.

Mit dem Verpflanzen junger Stämme nach der alten gewöhnlichen Art, hat es meiſtentheils mehr Schwierigkeit. Hebt man eine Pflanze aus und ſetzt ſie in wilden Boden, ſo muß man entweder eine Grube machen und ſie mit guter Erde anfüllen, oder die Wurzeln bleiben lange Zeit hohl liegen, und können keine Nahrung einſaugen; ſie vertrocknet im erſten oder zweiten Jahre, oder kömmt doch niemals ins rechte Wachsthum. Oft mußten die Seiten- und Herzwurzeln — mithin verhältnißmäßig auch die Aeſte aus Mangel hinlänglicher Nahrung abgeſchnitten werden. Nur allein in gutem Boden iſt dieſes Verpflanzen mit Nutzen anzubringen, wenigſtens muß etwas gute Erde den ſteinigten Boden bedecken, womit die gemachten Gruben, worein die jungen Stämme kommen ſollen, ausgefüllet werden können.

Ein anders iſt es aber, wenn in großen Revieren ſich alte, kahl abgetriebene, verraſete Gehaue befinden; dieſe wieder anzubauen, behält allemal die Pflanzung, wenn ſie nach der unten zu beſchreibenden Methode (ſ. auch Anpflanzen) geſchiehet, vor der Saat den Vorzug; denn pflanzen kann man alle Jahre, aber nicht ſäen, weil oft in einigen Jahren hinter einander kein reiches Saamenjahr einfällt. Und dann iſt es immer mißlich, auf großen Blößen, beſonders in Gebirgen, die Pflänzchen aus dem Saamen gegen die Witterung empor zu bringen. Auch ſind nicht aller Orten Gelegenheiten ſich zur Anſaat großer oder vieler Gehaue auf einige Jahre in Saamenvorrath zu ſetzen.

Der natürliche Anbau behält vor dem künſtlichen allemal den Vorzug. Aber wie die Menſchen immer von einem

Extrem auf das andere gerathen, ſo geſchiehet es auch in Forſtſachen. Unſere Voreltern verſpotteten alle Holzkultur, denn von ihnen ſtammt das Sprüchwort noch her: Holz und Unglück wächſt alle Tage; und jetzt iſt die Meinung faſt allgemein herrſchend, daß der kein guter Forſtmann ſeyn könne, der nicht immer die Taſche voll Saamen oder die Hände voll Pflanzen trüge. Mistrauiſch gegen die wohlthätige Natur, wollen ſie ihr das große Werk der Fortpflanzung gar nicht mehr überlaſſen, ſondern alles durch ihre Hand bewirken. Wenn man aber bedenket, daß es in regula kein Jahr giebt, in welchem nicht einiger Saamen gerathen oder ausfliegen ſollte, und daß die Natur allemal zu ſchicklicherer Zeit ſäet als der Sämann, ingleichen, daß der natürlich abfallende Saame allemal beſſer und reifer iſt als der eingeſammlete; ſo muß man insbeſondere noch bei der künſtlichen Saat ſein vorzügliches Augenmerk auf den Aufwand richten; denn ein auf die Waldkultur verwendetes Kapital verzinſet ſich entweder gar nicht oder doch nur ſchlecht, wenn es zu etwas weitern als zur zweckmäßigen Unterſtützung der Wirkungen der Natur angeleget wird; und dieſe ſchränken ſich überhaupt nur auf zwei Fälle ein, auf Verbeſſerung eines untragbaren Bodens, oder auf den Anbau einer Gegend mit ſolchen Holzarten, die ohne Kunſt nicht dahin kommen können.

In Anſehung der Zubereitung des Bodens, ſind die Forſtgelehrten freilich nicht einerlei Meinung. Daß man jede Holzart auf den ihr angemeſſenen Boden bringen müſſe, iſt aus dem vorherigen bekannt, und man würde ſehr unweiſe handeln, wenn man etwa ſchweren Boden mit leichtem, magern mit fettem u. ſ. f. temperiren wollte. In Forſten iſt an ſo etwas gar nicht zu denken; es ſind zwar nützliche Sachen, die aber nur in Gärten und Luſtwäldchen anzubringen ſind. Weit wichtiger iſt die Frage: Ob zur Holzanſaat eine Zubereitung des Bodens nöthig und nützlich ſey oder nicht?

Ueber dieſen Hauptſatz ſtehen die Meinungen der beſten Forſtmänner einander häufig gerade zu entgegen, ſo daß der eine das unbedingt für Hinderniß erkläret, was der andere geradezu als Beförderungsmittel empfiehlt. Es iſt alſo von der größten Wichtigkeit, allgemein darüber nach-

zudenken, und ſodann nach richtig erkannten Grundſätzen zu verfahren.

Wenn man die Geſchichte der Kultur durchgehet, ſo findet man, daß überall eher Getraide als Holz geſäet worden iſt. Beim Getraidebau lehrte nun die Erfahrung: je ſolgfältiger das Land bearbeitet würde, um ſo mehr erreiche man ſeinen Endzweck. Sehr natürlich war es alſo, daß man dieſe Regel auch auf die Holzkultur übertrug, ſobald die Nothwendigkeit ſelbige zum Bedürfniß machte; und man behielt ſie auch ſo lange unangefochten bei, bis einige, die die Natur beobachteten, bemerkten, daß die Sache ſich doch doch wohl anders verhalte, und daß die beim erſten Anblick ſo richtig und natürlich ſcheinende Schlußfolge vom Getraidebau auf den Holzbau, bei tieferem Nachforſchen ganz ungegründet ſey, indem beide ihrer Natur nach ſehr verſchieden und faſt in allen Stücken einander entgegengeſetzt ſind.

Holzanpflanzungen gedeihen am beſten, wenn ſie von ſchon erwachſenem angränzenden Holze einen Schutz haben; dem Getraidebau gereicht ein ſolcher Schutz von der Art zum größten Schaden. Der gewöhnliche Dünger iſt dem Getraide nützlich, dem Holze ſchädlich. Der Getraideſaamen muß unter die Erde gebracht werden, der wenigſte Holzſaamen verträgt eine Erdbedeckung. Das Getraide- und Küchengewächſe kommen größtentheils in einem Jahre zur Vollkommenheit, die Waldungen erfordern halbe und ganze Jahrhunderte. Wenn ein Wald ſich ſelbſt überlaſſen iſt, ſo erhält er ſich und breitet ſich immer mehr aus, das Getraide ſich ſelbſt überlaſſen vergehet u. ſ. w.

Hieraus ſiehet man, daß man vom Getraidebau nicht auf den Holzbau ſchließen kann, folglich auch den erſten nicht zur Regel bei letzterm nehmen muß, wenn nicht beſondere Gründe eine Veranlaſſung dazu geben. Es iſt aber eine unverwerfliche Thatſache, daß die ſchönſten Wälder da gefunden werden, wo alle künſtliche Hülfsmittel gänzlich gefehlt haben; denn ſo ſind z. B. in den ungeheuern Wäldern in Amerika, wo man kaum einen Fuß breit Land gewinnen kann, gewiß weder Hacke noch Pflug angelegt worden; und ſo ſind gewiß auch ehemals die undurchdringlichen Wälder im alten Deutſchland entſtanden, und würden noch entſte-

hen, wenn die zerſtörenden Hände der Menſchen nicht dazwiſchen gekommen wären, und die Wirkungen der Natur nicht gehindert hätten. Da dieſes aber wegen der unentbehrlichen Holzbedürfniſſe nicht vermieden werden konnte, ſo iſt es auch nothwendig, das dem Walde durch eine angemeſſene Behandlung wieder zu geben, was ihm durch uns entzogen wird.

Es ſoll damit nicht behauptet werden, daß alle Hülfe überflüßig ſey; denn künſtliche Anſaaten ſind durchaus nützlich und nothwendig; nur ſind die dazu vorgeſchlagenen Mittel zu widerſprechend, ſo daß man andere aufſuchen muß, die dem Zwecke angemeſſener ſind, und wozu nur allgemeine Wahrheiten aus der Natur am ſicherſten genommen werden können.

Döbel ſagt: daß man beſondes an ſolchen Orten vielen Anflug fände, wo Heidelbeer- und Farrenkraut ſtünde, wozu man noch den Ginſter ſetzen kann.

Büffon erzählt: je näher das beſäete Land dem Walde lag, deſto beſſer gerieth die Saat, je entfernter, deſto ſchlechter. Land, das mit Dornen und Wachholderbüſchen angefüllet war, brachte viele Eichen zum Vorſchein; da hingegen auf bearbeitetem Felde, das blos war, mit aller Sorgfalt kaum einige erhalten wurden.

Maurer ſchreibt: in älteren Zeiten wurde kein anderes Holz zum Verbrennen und Verkohlen genommen, als Scheite. Alles Reißig und Stöcke, blieben auf den Gehauen liegen und ſtehen. In dieſes Reißig fiel der Tannenſaamen, gieng darunter auf, hatte die erſten Jahre Schutz wider Froſt, Hitze und das Verbeißen der Thiere, und es bewuchſen auf dieſe Art die Berge mit Tannen, anſtatt daß jetzt auf denen ſo gar reinlich gehaltenen Gehauen, keine junge Tanne oder Fichte in die Höhe will. Eben derſelbe ſagt, daß er, theils nicht ganz, doch größtentheils mit kurzem Graſe verraſete Gehaue mit Fichten- und etwas Kiefernſaamen angeſäet habe, und daß der Erfolg davon gut ausgefallen ſey.

Herr Nau ſagt: mehrere Verſuche haben gezeigt, daß auf friſchem, kurz vor der Anſaat umgearbeitetem Boden, der Saamen zwar gut aufgegangen — im Sommer aber wieder abgedorret und eingegangen ſey.

In einer K. Preußiſchen Anweiſung zur Kiefernanſaat heißt es, wo von der Schädlichkeit des lockern Bodens die Rede iſt: ſodann tritt auch noch unter andern Uebeln das hauptſächlichſte hinzu, daß jeder lockere Boden, in kühlen Frühjahrs- und Herbſtnächten, bei Thau und Reif ſich hebt, ſich aber wieder ſenket, wenn er von der Sonne erwärmet wird. Bei dieſem Senken fällt die Erde oder der Sand von den kleinen Stämmchen ab, und ſie liegen oft an einem Morgen ganz bloß mit ihren Wurzeln oben auf der Erde und verdorren. Dieſes iſt dasjenige, wenn man ſagt, der Forſt ziehe die Pflanzen aus der Erde; und was man bei allen Holzgattungen befürchten muß, wenn man in zu lockern Boden ſäet.

Bei Weimar wurde auf großen Strecken Leeden, bei feuchter Witterung, Kiefern- und Fichtenſaamen, ohne vorherige Zubereitung auf den Raſen geſäet, und einige Triebe mit Schaafen darüber gethan, alsdenn aber geſchonet; der Augenſchein kann jedermann von dem gewünſchteſten Erfolge überzeugen.

Ein Mittelweg ſcheint dieſer zu ſeyn, daß entweder ganz flache 1 Fuß breite Rinnen, etwa 3 Fuß weit, oder wunde Flecken von 1 Quadratfuß einige Fuß weit von einander gehackt und beſäet werden. Das dazwiſchen ſtehen bleibende Gras und Unkraut gewähret den jungen Pflanzen Schutz, und Regen und Froſt haben auch keinen ſo ſchädlichen Einfluß auf ſelbige. Nur müſſen die Rinnen an den Bergen in der Quere gehackt werden (ſiehe auch unter Anſäen).

Durch dieſe hier zuſammengeſtellten Beobachtungen iſt man ſchon einigermaßen in den Stand geſetzt, beurtheilen zu können, was die Holzſaaten befördert oder verhindert. Wenn ſo viele Erfahrungen übereinſtimmen, daß an ſolchen Orten, wo der Boden in ſeinem Naturſtande war, wo er eine Bedeckung von Moos, Heide, Gras, Reißig, Stocken u. ſ. w. hatte, der Saamen beſſer aufſchlug als in gereinigtem aufgelockertem Boden, ſo kann man wohl daraus folgern, daß die ebengenannten Dinge nicht nur unſchädlich, ſondern ſogar beförderlich ſeyn müſſen. Ferner iſt bekannt, daß der wenigſte Holzſaamen eine Erdbedeckung leidet; er muß nur oben aufgeſtreuet werden. Wenn nun gepflügter

Boden nach einem etwas ſtarken Regen und darauf erfolgter Dürre meiſt eine harte Kruſte bekömmt, ſo kann der Saame, wenn er oben aufliegt, den Keim ſo wenig unterwärts — als wenn er darunter liegt, das junge Stämmchen aufwärts durchbringen. Anderer Hinderniſſe nicht zu gedenken, wenn er auch wirklich gekeimt hat. Der Nachtheil, welcher dadurch entſtehen ſoll, daß der Saamen von der Bedeckung des Bodens aufgefangen würde, iſt nicht ſo groß als er ſcheinet; denn er iſt darum, daß er die Erde nicht unmittelbar berühren kann, noch keinesweges verlohren. Solche Orte erhalten, eben ihrer Dichtigkeit wegen, die Feuchtigkeit lange; zum Keimen des Saamens aber wird nichts weiter erfordert als Feuchtigkeit und angemeſſene Wärme. Das Moos, Laub, Gras u. ſ. w. ſind vorzüglich geſchickt dazu, da ſie beſonders gleich andern Gewächſen die Eigenſchaft haben, ſo lange ſie lebendig ſind, den Thau und die Feuchtigkeit durch verſchiedene Wege an ſich zu ziehen und zu erhalten. Hierdurch wird nun der Saamen vor dem Ausdorren geſichert, welches niemals geſchehen kann, wenn er auf reinem unbedeckten Boden liegt; und der Keim eines Saamens, der auf ſolche Art nur in Moos oder Gras hängt, treibt ſo lange vor ſich, bis er einen ihm zuträglichen Boden findet, wenn dieſer nicht allzuentfernt iſt. Beckmann ſagt, daß ſogar auf Stöcken, wenn ſie ſchattigt ſtehen und die Feuchtigkeit auf der Oberfläche erhalten können, der Saamen keimet und ſein Keim über den Stock wegläuft, bis er endlich einen Eingang in die Erde findet.

Nach der Theorie einiger berühmter Forſtmänner iſt freilich jede Bedeckung der Erde, ſie beſtehe aus Gras, Moos oder Laub u. ſ. w. dem Holzanbau ſehr nachtheilig. Sie ſagen, daß die Saatpflanzen darunter verbutten und abſterben; daß das Unkraut mit ſeinen Wurzeln den Pflanzen die Nahrung entziehe; daß es mit ſeinem Schatten dieſelben erſticke; und daß es hauptſächlich — indem es die Erde bedecke, den Zugang der Nahrung von auſſen, durch Regen, Schnee, Luft und Wärme vorenthalte ꝛc. So richtig dieſe Theorie aber auch für den Feld- und Gartenbau ſeyn mag, ſo wenig möchte ſie für den Holzanbau geltend ſeyn. Es müßte aus derſelben folgen, daß bei Gegenden, die ſeit vielen Jahren unabgeräumet und unbearbeitet

gelegen haben, die Fruchtbarkeit ſich vermindern müſſe. Man findet aber gerade das Gegentheil; alle neugerodete Länder ſind fruchtbarer als ſolche, die immer bearbeitet, aber auch immer bebauet werden.

Die allgemeine Erfahrung, daß die Dammerde und die Fruchtbarkeit des Bodens in dem Maaße ſich vermehret, nach welchem er lange Zeit ungeſtöhret von dichtem Walde bedeckt iſt, und eben ſo wieder abnimmt, je nachdem er vom Walde entblößt wird, beweiſet, daß die Nahrungstheile nicht ſo gut durch Hülfe des eröfneten Bodens herbeigeführet werden, als durch Hülfe der darauf wachſenden Pflanzen. Aber die Feld- und Gartengewächſe, welche bei uns nirgends ihr Vaterland haben, verlangen eine freiere, mehr zubereitete, und eben weil ſie fremd ſind — eine künſtlichere Nahrung, als die Waldbäume, und es kann dieſerhalb der wilde Boden, ohngeachtet er die nöthigen Nahrungstheile in ſich hat, dieſen feinern Gewächſen dennoch keine gute Nahrung geben, wenn nicht eine Zubereitung durch ackern, hacken und reinigen vorhergegangen iſt. Unſere einheimiſchen Hölzer aber haben dieſe geläuterte Nahrung nicht nöthig; es iſt ſchon genug, wenn ſie nur vorhanden iſt. Wäre dieſes nicht, ſo hätten die noch vorhandenen alten undurchdringlichen Wälder längſt ausgehen müſſen, weil der Boden ſo viele hundert Jahre der Einwirkung der Sonne hat entbehren müſſen.

Es ſoll indeſſen nicht gerade zu behauptet werden, daß alle Bearbeitung des Bodens ſchlechterdings unnütz ſey; es ſoll nur dargethan werden, daß die Bearbeitung bei dem Holzbau nicht nothwendig iſt, und nur unter gewiſſen Umſtänden nützlich werden kann, im Ganzen aber oft mit Nachtheil verknüpfet iſt. Es iſt nicht zu läugnen, daß das Unkraut in manchem Betracht nachtheilig werden kann, und daß es beſſer ſeyn würde, wenn man es vertilgen könnte; wenn man aber die Urſachen dieſes Nachtheils aufſucht, ſo reduziren ſie ſich allgemein darauf: daß die abgetriebenen Oerter zu ſpät in Kultur geſetzt wurden, da das Unkraut ſchon über Hand genommen hatte; und wer wird im Ernſte verlangen, daß der Boden bei ordentlichen Wäldern (von Plantagen kann hier die Rede nicht ſeyn) viele Jahre hindurch offen erhalten werden ſolle?

Noch iſt die Beantwortung der Frage übrig: iſt der Schatten den jungen Holzpflanzen nachtheilig? Daß kein Nachtheil davon zu erwarten ſey, beſtätiget ſich ſchon dadurch, daß man ja ſelbſt die zärtlichen Pflanzen mit Moos, Stroh, Reißig u. ſ. w. bedeckt, um ihnen Schatten zu geben, eben dieſe Bedeckung finden ſie auf unzubereitetem Boden, und in dem Mooſe, kurzen Graſe, Heide u. ſ. w. Würden dieſe letztern Gewächſe in gleichen Schritten mit den Holzpflanzen fortwachſen, ſo würden ſie denſelben eben ſo ſchädlich werden, als ſie es dem Getraide ſind, mit dem ſie oft einerlei Alter und Größe erreichen; allein die Hölzer ſind ſchon weit früher, ehe noch ihr eigentliches Wachsthum angehet, größer und ſtärker als alles das Unkraut; mithin ſind ſie auch fähig, daſſelbe zu unterdrücken und zu verdrängen. Eben ſo konnte der Einfall, daß viele Forſtmänner, die den ſchlechten Erfolg ihrer Anſaaten auf wohlzubereitetem Boden ſahen, verſchiedene Getraidearten mit unter den Holzſaamen ſäeten, keine andere Abſicht haben, als eine Bedeckung gegen Froſt und Hitze zu geben. Hierzu aber ſind andere Pflanzenarten eben ſo geſchickt, ſie mögen Haber, Kartoffeln, Gras oder Moos heiſſen; denn der Name thut nichts zur Sache; mithin können auch letztere nicht ſchädlich ſeyn, da ſie in dieſer Rückſicht nur dem Namen nach verſchieden ſind.

Alle Forſtſchriftſteller und angeſehene Forſtmänner empfehlen die Nachahmung der Natur; das Ackern und Untereggen aber, eben ſo wenig als das Entblößen des Waldbodens ſind Nachahmung der Natur, mithin kann auch die Befolgung des Gegentheils nie von Nutzen ſeyn.

Der natürliche Anflug des Holzſaamens iſt in allem Betracht beſſer als die ganz künſtliche Saat. Regeln dazu laſſen ſich freilich nicht geben, aber einige Beobachtungen, wie man der Natur zu Hülfe kommen kann, ſind nicht auſſer Acht zu laſſen.

1) Die Schläge müſſen zu einer Zeit abgetrieben werden, daß ſie alsdann leer ſind, wenn der Holzſaamen derſelben Gegend abfällt oder ausflieget. 2) Sie müſſen in ſo einer Richtung angelegt werden, daß der Sturmwind keinen Schaden in dem noch beſtandenen Holze thun, der Südweſt- und Weſtwind aber den reifen zum Ausfliegen beſtimmten Saamen über den Schlag führen und beſaamen kann. Im Würtembergiſchen iſt verordnet, daß in dem daſigen

Schwarzwalde an jedem Schlage wenigſtens 3 Jahre gehauen wird. Nämlich im erſten Jahre nur die ſtärkſten Stämme, oder das Holländer-Holz, im zweiten Jahre das gemeine Bau- und Säge-Holz, und im dritten oder auch erſt im 4ten das noch übrige Brennholz. Während dieſer Zeit geräth gewiß einmal hinlänglicher Saamen, der in den Schutz der noch ſtehenden Bäume fallen, keimen und aufgehen kann. 3) Jeder Saamen, der ſchwer iſt, z. B. von Eichen und Buchen fällt vermöge ſeiner Schwere, gerade unter ſich, und kömmt folglich in Schatten zu liegen; aus dieſer Urſache darf kein Schlag der Art im erſten Jahre kahl abgetrieben werden, ſondern es müſſen ſo viel Hegebäume darauf ſtehen bleiben, daß ſie ſich mit den Aeſten berühren können. 4) Wenn ein Schlag im erſten Jahre nicht wieder angeſäet werden kann, ſo iſt es nützlich, wenn das Vieh auf ſelbigen getrieben und er dadurch am Vergraſen verhindert wird. 5) Da aller natürlich ausfallende Laubholzſaamen unter das Laub zu liegen kömmt, ſo darf das Laubrechen nicht geſtattet ſeyn, und aller Saamen dieſer Art darf nicht unter die Erde gebracht, ſondern nur auf ähnliche Art bedeckt werden. 6) Bei Nadelwaldungen findet man an den Orten, wo es am beſten ſtehet, gewöhnlich vieles Moos, auch Heide und Schwarzbeerkraut; mithin müſſen auch die Nadelholzſaamen, auf mooſigtes oder mit Heide und Schwarzbeerkraut bewachſenes Land geſäet werden. 7) Bei den reinen Tannen-Orten muß der Schlag auf eben die Art geführet werden, wie bei No. 3. bei den Eichen und Buchen, nämlich dunkel, und man kann überhaupt die Generalregel annehmen: wenn man die Holzart nachziehen will, welche abgetrieben wird, ſo muß man dunkel hauen. S. auch Anflug und Holzſchlag.

Wenn nun zur künſtlichen Anſaat geſchritten werden ſoll, und bei ganz neuen Holzanlagen, nach Maasgabe des bereits geſagten, die ſchicklichſten Holzarten gewählt worden ſind, ſo iſt vorerſt zu unterſuchen

1) Die Güte des Saamens, weil der gute Erfolg einer jeden Ausſaat darauf beruhet. Die Eigenſchaften eines tüchtigen — zum Aufgehen geſchickten Saamens, beſtehen allgemein a) in der vollkommenen Ausbildung deſſelben auf ſeiner Mutterpflanze. Er muß aus 3 weſentlichen

Stücken beſtehen, nämlich 1) aus der äußern und innern Schaale, 2) aus dem Kerne, und 3) aus dem Keime. b) In der völligen Reife. Die Merkmale davon ſind 1) die Vollſtändigkeit der Frucht oder der Kapſel oder des Zapfens, 2) das im Saamen vorhandene Mehl oder Oel; die Dichtigkeit des Kernes, und bei manchen Holzarten 5) der natürlich gewöhnliche Abfall. c) In der gehörigen Sammlung und Aufbewahrung bis zur Ausſaat. Der Saame kann alle vorhergehende Merkmale gehabt haben, aber dennoch beim Sammeln und Aufſchütten verwahrloſet worden ſeyn. Jeder friſch geſammelte reife Saamen muß ſogleich weitläuftig aus einander gebracht, öfters umgewendet, und bloß auf luftigen Böden abgetrocknet und zur Nachreife gebracht werden. S. auch Saame.

2) Die Beſtellungs-Zeit. Die wenigſten Holzſaamen behalten Jahre hinter einander ihre Keimungskraft; nur wenige Arten machen hierin Ausnahme. Die gewiſſeſte und natürliche Beſtellungszeit wird alſo immer von der Reife und dem Abfall des Saamens beſtimmt. Dieſes iſt die wahre natürliche Saatzeit, jede Ausnahme davon iſt eine Künſtelei, die nur im Nothfall ſtatt findet.

3) Die Menge des erforderlichen Saamens. Es iſt auf keine Weiſe gleichgültig, in welcher Menge der Saamen ausgeſtreuet wird. Der Mangel läßt keinen tüchtigen Aufſchlag und keinen guten Wuchs hoffen; der Ueberfluß hingegen verurſachet eines Theils unnöthige Koſten, andern Theils können die zu dichte aufgehenden Pflanzen ſich mit ihren Wurzeln nicht gehörig ausbreiten; ſie wachſen allzuſchlank in die Höhe, unterdrücken einander größtentheils, und die übrig bleibenden behalten elende Wurzeln. Um alſo des Guten weder zu viel noch zu wenig zu thun, kömmt es in jedem Falle nach den Lokalumſtänden und nach der Beſchaffenheit der auszuſäenden Holzart, auch Güte des Saamens, auf ein rechtes Verhältniß an.

4) Die Beſtellungs-Art. Es iſt nothwendig und nützlich, daß man dem ausgeſäeten Saamen in ſo fern eine Hülfe giebt, wodurch ihm die Berührung des Bodens oder eines andern bequemen Orts zum Keimen erleichtert wird. Das ganze kunſtloſe Verfahren würde ſich alſo auf folgende einfache Regeln einſchränken: a) Der Anfang wird

wo möglich zunächſt da gemacht, wo ſchon erwachſenes Holz ſtehet, und wo dieſes nicht iſt, da — wo der beſte Boden iſt. b) Nachdem der unzubereitete Boden gänzlich nach der gewöhnlichen Art überſäet worden iſt, ſo laſſe man, beſonders bei Nadelholz und andern kleinen Saamenarten, durch Hirten oder Schäfer denſelben mit ihren Heerden einigemal übertreiben. Hierdurch wird nicht nur der vom Unkraute aufgefangene Saamen abgeſtrichen und der Erde näher gebracht, ſondern auch zum Theil angetreten. c) Erlauben die Umſtände ein ſolches Verfahren mit den Viehheerden nicht, ſo überſtreiche man den Platz nur mit einer Egge, oder mit eiſernen Rechen, die lange Zinken haben, wodurch derſelbe Vortheil erhalten wird.

Daß es aber auch hier, wie überall, Ausnahmen giebt, wird wohl niemand läugnen. Allein Ausnahmen heben keine Regeln auf, und hier iſt es bloß auf allgemeine Sätze angeſehen. Sollte z. B. zu feſter Boden, zu viel Gras, zu viel Moos u. ſ. w. vorhanden ſeyn, dann iſt es Zeit, ſolche Mittel zu ergreifen, die zur Verminderung dieſer Uebel dienen können. So wird es z. B. nöthig ſeyn, auf Nadelholzſchlägen die abgefallenen Tangeln, und auf Bauholzſchlägen die abgehauenen Spähne wegzuräumen; denn keins von beiden giebt Schutz weder gegen die Sonne noch gegen die Kälte, und behalten auch die Feuchtigkeit nicht; ſie bringen alſo wahren Schaden, da ſie nicht unter die natürlichen Bedeckungen des Bodens gehören, und müſſen ſchon aus dieſem Grunde vertilget werden.

Es folgt nun der Holzanbau durch das Pflanzen. Von dieſem Geſchäfte darf man ſich keines glücklichen Erfolgs getröſten, wenn dabei nicht nach ſichern Gründen und praktiſchen Vortheilen zu Werke gegangen wird.

Gewöhnlich pflegt man zum Verpflanzen die einzeln umher ſtehenden jungen Stämmchen herauszuziehen; weil es aber meiſtentheils in Schatten erwachſene, alte, verbuttete Pflanzen ſind, ſo pflegt auch die Verpflanzung damit ſelten zu gerathen. Andere haben die Pflanzen aus den angeſäeten Schlägen, da — wo ſie zu dichte geſtanden, herausgenommen; dieſe mochten wohl beſſer zum Fortpflanzen ſeyn; aber mancher angeſäete Schlag wurde durch dieſe Auszüge verdorben, und beſonders die ausgezogenen ſowohl als

die ſtehen gebliebenen Stämmchen ſehr an den Wurzeln beſchädiget.

Viele Forſtſchriftſteller rathen an, bei der Auswahl der Pflanzen auf die zukünftige Beſtimmung des Holzes zu ſehen. Das möchte nun aber wohl zu viel verlangt ſeyn, weil die Pflanzen zu mancherlei Unfällen ausgeſetzt ſind, ehe ſie ihre Beſtimmung erreicht haben. Man wähle überhaupt geſunde und gerade Stämme, ſo hat man wenigſtens ſeiner Seits nichts verfehlet, wenn mitunter ein Stamm der Erwartung nicht entſpricht. Sodann werden noch mancherlei Weitläuftigkeiten empfohlen, z. B. Zubereitung des Bodens, Ausfüllung der Löcher mit guter Erde, Beſchneiden der Wurzeln und Aeſte, Einſetzen der Pflanzen nach derſelben Himmelsgegend, gegen welche ſie vorher ſtanden, und wohl gar noch das Begießen u. ſ. w. Man ſieht aber gleich, daß dieſe Regeln alle aus der Gartenkunſt entlehnt ſind, daß ſie alſo in Wäldern nicht anwendbar und viel zu Zeit- und Koſtſpielig ſind.

Das einzige Sachmäßige Mittel, wodurch der Endzweck der Baumpflanzung nicht nur am ſicherſten ſondern auch am kürzeſten erreicht wird, ſind Pflanz- oder Baumſchulen. Das Verfahren dabei iſt folgendes: In den Revieren werden nicht an einem — ſondern nach Maasgabe der verſchiedenen Lage und Beſchaffenheit des Bodens, verſchiedene Flecke ausgeſucht, doch aber ſo, daß ſie nicht an zu ſteilen Abhängen und auch nicht ganz eben, auch nicht gerade an der Mittagsſeite liegen. Dieſe werden dichte umzäunet und vom Holze gereiniget. Alsdenn wird der Raſen in Reihen oder Streifen von etwa 1 Fuß breit, aber nicht tief und mit 1 Fuß Zwiſchenraum ausgeſtochen, und der abgeſtochene Raſen zwiſchen den Reihen aufgelegt. In dieſe Rinnen oder Reihen wird nun der Saamen zur gehörigen Zeit geſäet, und wenn das dazwiſchen ſtehende Gras nicht genug Schutz und Schatten giebt, mit Reißig bedeckt. Dieſe Anſaat wird alle Jahre wiederholet, um alle Jahre Pflanzen zu haben, die zum Verſetzen tauglich ſind.

Wenn ſie 3- oder 4jährig ſind, werden ſie ſchon verpflanzt, und zwar folgendergeſtalt: Auf dem Orte, wo ſie hinkommen ſollen, wird mit einer etwas breiten Hacke eingehauen und der Raſen aufgehoben; die Pflanzen aber wer-

den aus der Pflanzſchule mit dem Spaten ausgeſtochen und ſo gehoben, daß die Erde daran bleibt. Alsdann bricht oder reißt man eine Parthie ſolcher ausgeſtochener Pflanzen, etwa 5 — 10 oder 15 Stück von dem ausgehobenen Stücke los, und ſetzt ſie in das gemachte Loch ein, und zwar ſo, daß der aufgehackte Raſen wieder darneben geſetzt wird, damit ſie feſte ſtehen. Auf dieſe Weiſe verpflanzt, kann man ſagen, daß die Pflanzen nicht wiſſen, daß ſie verſetzt worden, man mag ſie hinſetzen wohin man will. Alle Zubereitung des Bodens, alles Beſchneiden, alles Richten nach der Himmelsgegend, und was es ſonſt ſeyn mag, fällt dabei weg, und mit weit weniger Koſten wird viel mehr ausgerichtet, als wenn man die Pflanzen zu alt werden läßt. Man ſehe überhaupt auch hierüber unter Anpflanzen und Baumſchule.

Die beſte Zeit zum Pflanzen und Verſetzen junger Stämme iſt der Herbſt. Der darauf fallende Regen und Schnee verurſachet, daß die Erde ſich um die zarten Wurzeln dicht anleget; der Froſt treibet die größern Erdklumpen aus einander, welche bei folgendem Thauwetter aus einander fallen, und ſich alsdann bei erfolgendem Regen wieder auf einanderſetzen, und alle Zwiſchenräume ausfüllen. Wird im Frühjahre auf trocknen Boden gepflanzt, ſo ſind die jungen Stämme wegen der bald darauf folgenden Wärme und dürren Witterung in Gefahr, noch viel eher zu verdorren, als die Keime und Lohden von aufgehendem Saamen, und zwar weit mehr in Gebirgen, als in Landforſten, weil man wegen länger anhaltenden Schnees und Froſtes nicht zeitig genug mit dem Verſetzen anfangen kann, und mit der Arbeit in die heißen Monate geräth.

Die zweite Art des Holzanbaues durch Pflanzen geſchiehet durch den Wiederausſchlag von den Wurzeln und Stöcken. Dieſe Methode iſt aber nicht bei allen Vorfällen in den Forſten, auch nicht bei allen Holzarten, wie das Säen und Pflanzen anzubringen. Bei dem Nadelholze gehet es gar nicht an, weil es nicht wieder vom Stamme und der Wurzel ausſchlägt. Nur allein die laubtragenden Arten laſſen ſich damit fortbringen, jedoch einige leichter, andere ſchwerer. Ueberhaupt aber iſt zu merken, daß aus Holz, welches durch andere Mittel, als Säen und Pflan-

zen, fortgebracht wird, niemals ein Baum wird, deſſen Schaft eine beträchtliche Höhe, Stärke und Güte erhält.

Um auf den Stockausſchlag rechnen zu können, muß der Abtrieb ſolcher Holzarten nicht zu weit hinausgeſetzt werden. Bei Buchen und Eichen darf man nicht wohl über 40 und bei den weichen Hölzern nicht wohl über 20 Jahre warten, und dann iſt auch die Zeit des Abtriebes wohl in Acht zu nehmen. Wird zu früh im Jahre gehauen, ſo hat man Schaden von Spatfröſten zu befürchten, und geſchiehet es zu ſpäte, ſo iſt der beſte Trieb vorbei. Jedoch ſagen erfahrne Forſtmänner, daß der ſpätere Hieb in der Saftzeit, dem frühern weit vorzuziehen ſey.

Endlich laſſen ſich auch einige laubtragende Holzſorten durch Setzlinge von Reißern und Wurzeln gut fortbringen. Hieher gehören vorzüglich die Pappeln und Weiden. Von letztern werden im Frühlinge die Knüppel von 2 auch 3 Zoll Stärke und 6 bis 8 Fuß Länge (Satzweiden genannt) abgehauen, und gegen Ausgang des Märzes in die Erde geſtoßen; jedoch ohne vorher mit dem Pfahleiſen ein Loch zu machen, als wodurch die Erde um den Stamm zu dichte und feſt wird, daß das Eindringen der zarten Wurzeln und das Einſaugen der Nahrungstheile erſchweret oder wohl gar verhindert wird. Eben ſo können auch von den Weiden ſowohl als von den Pappeln dünne Ruthen genommen und in die Erde geſteckt werden, welches vornehmlich zu Bewahrung der Ufer dienlich iſt. Die Erlen laſſen ſich auch durch Stücke von Wurzeln fortpflanzen, wozu aber nicht die ſtarken Haupt- ſondern die ſchwächern Nebenwurzeln genommen werden. Dieſe werden in Stücke von 3 Fuß lang geſchnitten, und in feuchten Boden, einen halben Fuß tief ſchräg aufwärts gelegt, ſo daß ſie mit einem Ende aus der Erde ſtehen; ſie kommen auf dieſe Art gern und treiben die Lohden horſtweiſe. Aſchen und Ulmen kommen durch Setzlinge noch ziemlich, die übrigen Arten aber nicht ſo leicht.

Endlich läßt ſich keine Holzkultur und kein Widerwuchs von gutem Erfolge denken, wenn nicht alles dasjenige davon abgewendet wird, was den jungen Bäumen Schaden zufügen kann. Hierzu gehöret hauptſächlich alles Vieh und Wildpret, nebſt dem Frevel durch Menſchen. Es iſt alſo nothwendig, jede Anlage dagegen ſowohl durch Schutzmittel als auch durch gute Polizeianſtalten zu ſichern.

In Revieren, wo wegen des Wildprets nichts zu befürchten iſt, kann eine gute Polizei und einige Graben gegen Hirten, Schäfer und deren Vieh genug ſchützen; da aber, wo es Wildpret giebt, müſſen die Verhegungen ſo beſchaffen ſeyn, daß keins darüber fallen kann, und dieſes geſchiehet am beſten durch Graben, auf deren innerhalb geſetzten Aufwurf ein 5 Fuß hoher Plankenzaun errichtet wird.

So beträchtlich indeſſen der Aufwand auf die Umzäunung der Schläge iſt, ſo wenig dürfte ihre Nothwendigkeit, bloß des Wildprets wegen, erwieſen ſeyn. Unſere jetzt vorhandenen — gut beſtandenen ſchlagbaren Hölzer waren gewiß zu einer Zeit jung, wo es nicht weniger Wildpret und Vieh gab als jetzt, und waren gewiß nicht umzäunt. Es kann alſo hieran wenigſtens die Schuld nicht allein liegen, wenn das junge Holz nicht empor will. Und dann ſiehet man noch jetzt auf Revieren, wo viel Wildpret iſt, die jungen Schläge uneingezäunt vortreflich kommen, anſtatt daß ſie da, wo deſſen weit weniger iſt, gar nicht gut, nicht einmal immer innerhalb der Zäune gerathen wollen.

Ob das Ausäſten und Ausſchnitteln nützlich ſey? darüber iſt viel geſtritten worden. Allgemein genommen iſt es eine unnütze Operation; denn wenn das junge Holz gehörig geſchloſſen aufgewachſen iſt, ſo reiniget es ſich von ſelbſt von den unnützen Aeſten, und unterdrückt die ſchwächern Stämme; alsdenn iſt es genug, und auch rathſam, die Stämme, von denen man ſiehet, daß ſie zurückbleiben und unterdrückt werden, ſorgfältig herauszuhauen. Es wird dadurch eine nicht unbeträchtliche Zwiſchennutzung aus dergleichen Diſtrikten erhalten, weil dieſe Stämme, wenn ſie abſterben und umbrechen, gewöhnlich an den unrechten Herrn kommen.

Die Gartenkultur mag wohl auch die Veranlaſſung dazu gegeben haben; man kann es daher nicht oft genug wiederholen: Gartenkultur ſcheitert in der Waldkultur.

Holzkunde. Iſt derjenige Theil der Gewächskunde, welcher in einem wiſſenſchaftlichen Zuſammenhange die theoretiſche und angewandte Naturgeſchichte der Holzarten enthält. Dieſe Wiſſenſchaft iſt nicht bloß wichtig für den Freund der Natur und für den, der nach praktiſchen Kenntniſſen in den höhern und niedern Forſtwiſſenſchaften ſtrebt, ſondern überhaupt für den Kameraliſten, indem ſie unter die

Vorbereitungswiſſenſchaften des Kamerallehrgebäudes gerechnet wird. S. Holzpflanzen, Baum- und Holzarten.

Holzmuſchel, ſ. Feldſperling.

Holzobſt. Iſt das in Wäldern wilde ungebaute Obſt.

Holzpflanzen. Gewächſe oder Pflanzen überhaupt ſind lebende Naturkörper, die durch eine ordentliche Zeugung entſtehen; faſt alle keimen aus einem Saamen, ſie wachſen bis zu einer ihnen beſtimmten Größe, ſie ſind nicht ganz ohne Gefühl, in ihnen iſt die Bewegung oder der Umlauf der Säfte gewiß, ſie nähren ſich, ſie geben Ausdünſtung von ſich, ſie zeugen ihres Gleichen, und ſie verwelken oder ſterben früher oder ſpäter, nachdem ihnen die Zeit geſetzet worden. Dies iſt der Begriff vom Gewächs und zugleich die Ueberſicht ihrer Lebenskräfte.

Die große Menge der auf unſerm Erdball entdeckten Gewächſe, hat man unter gewiſſe willkührliche Ordnungen zu bringen geſucht, und das ganze Gewächsreich in ſieben Hauptfamilien abgetheilt. Dieſe Abtheilungen enthalten nun nach folgender Ordnung ihre eigene Gewächſe, als: 1) Die Schwämme, 2) die Flechten, 3) die Mooſe, 4) die Farrenkräuter, 5) die Gräſer, 6) die Palmen, und 7) die Holzpflanzen, oder diejenigen, die wegen der Beſtändigkeit ihres regelmäßigen Baues, auch übrigen Eigenſchaften, unter keine von den vorhergehenden Gewächſen gerechnet werden können.

Die letztere Gewächsfamilie begreift demnach alle die für uns ſich ſchickenden Holzarten in ſich, und enthält folglich den Hauptgegenſtand der Forſtökonomie. Dieſe ſiebente Familie hat man zu mehrerer Deutlichkeit und bequemen Ueberſicht, wieder in vier Ordnungen abgetheilt, als: 1) in Kräuter, 2) in halbe Sträuche, 3) in ganze Sträuche, und 4) in Bäume.

Die erſte Ordnung oder die Kräuter unterſcheiden ſich von den nachſtehenden dadurch, daß ſie ihr ſchnelles Wachsthum nur ein oder zweimal von ihrer Erzeugung aus den Saamen, bis wieder zur künftigen Entwickelung in den Saamen fortſetzen, alsdann aber mit dieſen zugleich ihr Wachsthum und Leben endigen. Sie ſind alſo nur einer einzigen Befruchtung fähig; denn die Wurzel iſt nicht im

Stande, zu einem künftigen neuen Wachsthume neue Säfte zu ſammeln.

Zu der zweiten Ordnung rechnet man noch diejenigen ſtrauchartigen Kräuter oder halbe Sträuche, die zwar beſtändige, dauerhafte Wurzeln haben, aber ihre Stengel alle Jahre abwerfen, und neue Sproſſen von ungewiſſer Anzahl treiben, die ebenfalls nur ein einzigesmal blühen und Saamen bringen, und nachdem ſie ſich bis in den reifen Saamen entwickelt haben, langſam abſterben, ohne Holz anzuſetzen. Hierdurch unterſcheiden ſie ſich ſinnlich von den wahren oder ganzen Sträuchern und Bäumen. Dieſe Kräuter und ſtrauchartigen Gewächſe, kommen in der Forſtbewirthſchaftung nur in ſo fern in Erwägung, als ſie erſtlich von den wahren Holzarten unterſchieden werden müſſen; und ſodann als Unkraut in den Schonungen, oder zur Hut und Weide, auch erforderlichen Nahrung des Wildſtandes in den Forſten ſind.

Die dritte und vierte Ordnung enthält unſere wahre Holzarten; ſ. Baum.

Holzringe, ſ. unter Baum.

Holzſaamen, ſ. Saamen.

Holzſägen, Fr. ſcier le bois. Verdient den Vorzug vor dem Schroten, weil durch letzteres viele Späne gemacht werden, und mithin ein Holzſchlag ſehr an dem Betrag verliert; ſ. Abſägen.

Holzſchlag, Gehau, Hau, Hauicht, Hauung, Hay, Fr. Abatage. Iſt ein Diſtrikt im Walde, von welchem das darauf ſtehende Holz abgeſchlagen wird. Die Anlegung eines Holzſchlags iſt nach den geläuterten Grundſätzen der Forſtwiſſenſchaft einer der wichtigſten Gegenſtände, denn von derſelben hängt das meiſte, ja in gewiſſer Rückſicht alles ab, um Holzkultur zu befördern.

Wenn es ausgemachte Sache iſt, daß zu einer regelmäßigen Forſteinrichtung zu allererſt die Ausmeſſung der Waldungen gehört, und auf dieſe eine richtige Eintheilung derſelben folgen muß — denn ohne dieſe Vorbereitungen iſt nicht daran zu denken, die Forſte auf eine nachhaltige ſichere Art zu benutzen — ſo muß der Forſtmann, wenn nun wirklich Holz geſchlagen werden ſoll, ſeine vorzüglichſte

Aufmerkſamkeit auf die gute Anlegung ſeiner Schläge richten.

Nach der Eintheilung weiß der Forſtbediente, wie viel Acker Holz auf ſeinem Forſt jährlich geſchlagen werden können, und ſo viel derſelben muß er auch genau abmeſſen; denn auf den Augenſchein kann und darf er ſich nicht verlaſſen, wenn anders die beabſichtigte Ordnung durchaus beobachtet, und nicht im geringſten geſtöret werden ſoll. Nächſtdem kann der Forſtbediente ſeine Schläge nicht auf bloßes Ohngefähr anlegen, ſondern dieſe müſſen in Rückſicht der Zahl, Größe, Breite, Richtung, Ordnung und Anlage gehörig beſtimmt ſeyn; lauter Erforderniſſe, woraus man die Geſchicklichkeit eines Forſtbedienten erkennen kann.

Die Zahl der Schläge hängt ganz allein von der Schlagbarkeit des Holzes ab, indem man nämlich ſo viel Schläge machen muß, als nöthig iſt, um alle Jahre einen derſelben mit ſchlagbarem Holze (ſ. haubares Holz) beſtanden, abtreiben zu können. Viele beſtimmen zwar im Allgemeinen ein Holz ſchlagbar, wenn es ſeine Vollkommenheit erreicht hat, und nicht länger ohne offenbaren Nachtheil ſtehen gelaſſen werden darf; nicht allemal aber läßt ſich die Schlagbarkeit nach dem Alter allein beſtimmen, ſondern öfters muß man zugleich auf den jährlichen Abſatz, oder die Abgabe an Unterthanen und Eingeforſtete, und auf das Bedürfniß der umliegenden Gegend Rückſicht nehmen. Nach dieſer Vorausſetzung kann auch unausgewachſenes Holz in gewiſſen Fällen ſchlagbar ſeyn, wenn es nämlich ſchon als ſolches ſich gut brauchen läßt, und mehr, als älteres gleicher Art in einer Gegend geſucht wird.

Um aber mit dem Abtreibe eines Forſtes nicht früher fertig zu werden, als wieder haubares Holz von gleicher Menge auf den erſten Schlägen nachgewachſen iſt, ſo muß Alter und Bedürfniß in genauem Verhältniſſe mit einander ſtehen, damit bei dem Umtriebe des Forſtes in ſolchem Alter wieder eben ſo viel und haubares Holz zuwachſe, als die Abgabe beträgt. Dieſes iſt allerdings nothwendig, wenn der Holzbeſtand von ſteter Dauer ſeyn, und der Forſt weder über noch unter dem Ertrage angegriffen werden ſoll. Daher iſt alles Holz dann haubar, wenn es ohne nachthei-

lige Folgen für die Zukunft, nach Beſchaffenheit der Umſtände jedes Orts, beſtens genützet werden kann.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man, um die Zahl der Schläge mit Zuverläſſigkeit zu beſtimmen, von der Beſchaffenheit und Lage des Bodens, von dem Wachsthume und jährlichen Zuwachſe des Holzes, und deſſen jährlicher Abgabe hinlängliche Kenntniſſe haben muß, und auch dann noch alle dieſe Umſtände, ohne Beihülfe der Mathematik, nicht wohl mit einander vergleichen kann.

Die Größe der Schläge hängt zwar überhaupt von dem Flächeninhalte, oder dem Holzbeſtande des einzutheilenden Forſtes, und der Zahl der Jahre ab, in welchen derſelbe abgetrieben worden ſoll; indeſſen können auch andere Umſtände zur Beſtimmung derſelben beitragen. Sind die Schläge zu klein, ſo wird der hie und da noch unentbehrlichen Weide kein hinlänglicher Platz gelaſſen; und ſind ſie zu groß, ſo wird der junge Anwuchs der Hitze und Kälte zu ſehr ausgeſetzt. Wenn daher die Schläge zu groß ausfallen, ſo muß man, um ſie zu verkleinern, den Forſt an zwei oder drei Orten zugleich angreifen; im entgegengeſetzten Falle aber ſie um etwas zu vergrößern, indem man ihre Anzahl vermindert, oder die einjährigen Schläge in zwei und dreijährige zu verwandeln, wenn doch die Schläge nach den Heerden, und nicht die Heerden nach den Schlägen eingerichtet werden müſſen.

So wenig ein Schlag zu groß ſeyn ſoll, eben deswegen dürfen ſie auch nicht zu breit ſeyn. Denn die jungen Pflanzen leiden von der Hitze und Kälte in ſchmalen Schlägen weniger, als in breiten, und deshald ſind beſonders auf Anhöhen und überhaupt in gebirgigen Gegenden breite Schläge zu vermeiden. Daß man dieſes nicht beobachtet hat, dadurch ſind oft ganze Gegenden und Berge verraſet und vom Holze entblöſet worden. Die Länge des Schlags ergiebt ſich aus der Breite.

Die Breite der Schläge wird in zwei Fällen von der Länge beſtimmt. Der erſte Fall iſt, wenn ein Gehölz nur etwas breiter iſt, als die Länge der Schläge beträgt, und nicht zwei Schläge der Länge nach hinter einander liegen können; der zweite, wenn die Breite eines Gehölzes kleiner iſt, als die Länge der Schläge. In dem erſten Falle läßt man die Län-

ge der Schläge durch das ganze Gehölz laufen, und macht die Schläge um ſo viel ſchmäler, als ſie dadurch länger geworden; im zweiten macht man die Schläge breiter, und beſäet dann aus der Hand, was die Natur wegen der zu großen Breite unbeſäet läßt.

Noch weniger gleichgültig iſt die Richtung der Schläge, indem der Anflug der Nadelhölzer, auch einiger Laubhölzer, welche leichte Saamen haben, und ſelbſt das beſſere Fortkommen der Saamenlohden großen Theils davon abhängt. Um aber dem Schlage die vortheilhafteſte Richtung geben zu können, muß man vorzüglich auf die Himmelsgegenden, in ſo fern ſie dem Gehölz nützlich oder ſchädlich seyn können, Rückſicht nehmen.

Der Nord- und Oſtwind iſt die mehreſte Zeit des Jahres kälter, als der Süd- und Weſtwind. Der Nordwind iſt beſonders kalt, der Südwind beſonders warm. Die Weſtwinde ſind oft ſtürmiſch, die Nordweſtwinde noch öfter, und verurſachen die mehreſten Windbrüche. Zwiſchen Norden und Oſten ſind die Winde trocken, zwiſchen Süden und Weſten aber feucht. Die Weſt- oder Südwinde befördern das Ausfliegen der leichten Nadelholzſaamen. Die Nadelhölzer und andere, die kriechende und ſchwache Wurzeln haben, widerſtehen den heftigen Sturmwinden nicht ſo leicht, als die tiefwurzelnden Laubhölzer. Die Nadelhölzer lieben überhaupt trockene, die Laubhölzer aber feuchte Luft, beſonders die Saamenlohden.

Hieraus laſſen ſich nun folgende Regeln für die Richtung der Schläge ziehen. In Nadelhölzern werden die Schläge von Nordoſt nach Südweſt getrieben, jedoch verſteht ſich dieß nur in niedrigen Gegenden und überhaupt in ſanften Klimaten; denn auf hohen Gebirgen, wo man vorzüglich den Duftbruch zu berückſichtigen hat, müſſen ſie von Südoſt nach Nordweſt geführet werden. — Wenn ein Laubgehölz überſtändig geworden, und junges aus dem Saamen nachzuziehen iſt, ſo iſt es rathſamrer die Schläge von Südweſt nach Nordoſt zu führen. — Ein Schlagholz ſoll man wenigſtens von Nord oder Nordweſt nicht anhauen, damit der junge Ausſchlag gegen die Kälte geſichert werden möge.

Zur Richtung eines Holzſchlages gehört aber auch noch dieſes, daß die Seiten in möglichſt gerader Linie geführt

und keine Ecken und Lücken gemacht werden, damit das Streichen der Winde in gerader Richtung erhalten, und dadurch alles Umbrechen der Bäume vermieden werden könne. Auch wird dadurch der ganze Wald nach und nach in lauter richtig zu überſehende, ſich in der Folge deutlich unterſcheidende Abſchnitte gebracht, und gehört daher zur Ordnung, die bei ſo weniger Mühe nie unterlaſſen werden ſollte.

In Rückſicht der Ordnung der Schläge muß der Anhieb eines Waldes jederzeit im älteſten oder wenigſt wüchſigen Holze zuerſt angelegt werden, und zwar, wo möglich, von der äußerſten der Abfuhre des Holzes entgegengeſetzten Gränze her, damit der Holztransport künftig nicht über die jungen Schläge zu gehen braucht, und daß die Triftberechtigten mit den Viehheerden nicht zu ſehr geſperret werden. Iſt der abzuholzende Bezirk eine Erhabenheit oder ein Berg, ſo fängt man mit der Hauung im Thal an, und führt ſie überhaupt, wenn es die Umſtände erlauben, gegen Abend, um die einzelnen Saamenbäume durch den dicht ſtehenden Theil des Waldes vor den von dieſer Gegend herkommenden heftigen Stürmen, ſo viel es möglich iſt, zu ſichern.

Schlagbares, ausgewachſenes oder wipfeldürres Holz, damit es nicht vollends abſtändig werde, ſoll man zu den erſtern, Stangenholz aber zu den letztern Schlägen wählen. — Laubhölzer, die noch einen friſchen Ausſchlag verſprechen, ſind vor den andern abzutreiben, von denen keiner mehr ſich hoffen läßt. — Oerter, die mit lauter wohlgewachſenen und geſunden Bauſtämmen beſtanden ſind, müſſen geſchont, und zur Nothdurft aufbewahrt werden, wenn ein Mangel zu befürchten ſteht. — In großen Wäldern müſſen für jede Stadt, für jedes Berg- und Hüttenwerk, u. ſ. w. beſondere Schläge, und ſo nahe bei ſelbigen, als es die Umſtände erlauben, angelegt werden.

Indem man nun ſo die Schläge nach dem gegenwärtigen Nutzen ordnet, muß man auch den künftigen nicht außer Augen ſetzen, und ſich der natürlichen Ordnung nach Möglichkeit zu nähern ſuchen.

Wenn alle Umſtände reiflich erwogen und darnach die Schläge beſtens geordnet worden, ſo werden nun an den Ecken der Schläge Steine oder eichene Pfähle geſetzt, und

mit den Zahlen bezeichnet, welche anzeigen, der wievielſte Schlag jeder der Ordnung nach ſey. Dieſe Steine oder Pfähle können zugleich, ohne anderes, für Scheidungszeichen der Schläge dienen; indeſſen fügen denſelben einige Forſtwirthe noch Gräben bei, mit welchen ſie jeden einzelnen Schlag einſchließen; andere laſſen die gemeinſchaftlichen Gränzlinien räumen, und mit Bäumen andrer Art, als in den Schlägen ſelbſt ſind, in 30 Fuß Entfernung bepflanzen.

Damit das Holz aus den abgetriebenen Schlägen abgeführt, und das Vieh auf die hutbaren Schläge zur Weide getrieben werden könne, ohne daß die Abfuhre, oder die Trift durch die jungen Schläge genommen werden müſſe, ſo muß man auf eine ſchickliche Anlage der Schläge Bedacht nehmen. Man theilet deshalb die ganze Waldung von Norden nach Oſten in zwei, drei, oder mehrere Haupttheile von ſolcher Breite, als die Länge der auf ſelbigen anzulegenden Schläge fordert, und läßt zwiſchen jeden zwei Haupttheilen einen Streif von ſolcher Breite leer, daß durch denſelben die Trift und Abfuhre bequem genommen werden können. Durch dieſe Anlage der Schläge wird auch noch die Hegung junger Schläge erleichtert, und die Gelegenheit zu Holzdiebereien erſchwert, wenn man die Wege da, wo an ſelbige die Schläge ſtoßen, durch Quergräben ſperret.

Außer dieſen allgemeinen Regeln fordert auch, in Rückſicht der Eintheilung der Nadel- Laub- und vermiſchten Holzung, jede für ſich, noch einige beſondere Regeln. Das Nadelholz, das überhaupt ſpäter ſchlagbar iſt, als anderes, muß auch in mehrere Schläge gelegt werden. Die Zeit der Schlagbarkeit wird nach dem Bedürfniſſe des Orts, mit Rückſicht auf die Güte und Lage des Bodens, beurtheilt. So iſt in den Ebenen, auf mittelmäßigem Boden, das Nadelholz mit 70 Jahren zu geringem Bauholz, mit 90 bis 100 zu Brennholz, mit 120 zu Blochholz ſchlagbar; in Gebirgen läßt es ſich zu geringem Bauholze mit 80, zu Brennholz mit 100 bis 110, und zu Blochholz mit 130 — 140 Jahren und drüber abtreiben; woraus ſich alſo die Zahl der zu machenden Schläge leicht beſtimmen läßt. Da aber die Fichten- und Tannenſaamen nicht alle Jahre gerathen, ſo iſt es rathſam, die aus der

Zeit der Schlagbarkeit beſtimmte Zahl der Schläge um ſo viel zu vermehren, als ſich ohne ſchädliche Folge thun läßt.

Iſt ein Revier zu klein, als daß es in Schläge getheilt werden könnte, ſo ſucht man ſich eine Art Laubholz aus, die in aller Rückſicht ſich beſtens für dieſe Gegend ſchickt, theilt das Revier wie ein anderes gleiches, mit Laubholz beſtandenes, auf Schlagholz ein, und beſäet die abgetriebenen Schläge mit dem Saamen der gewählten Holzart.

Weil in großen Nadelholzungen immer auch der natürliche Anflug zu Hülfe genommen wird, und der Saamen nicht über 150 bis 200 Schritte weit fliegt, ſo dürfen die Schläge auch nur höchſtens dieſe Breite haben. Aber dennoch müſſen ſie an den Abhängen der Berge etwas ſchmäler ſeyn, als auf den Ebenen, auch in Tannen- und Fichtenörtern ſchmäler als in Kiefernörtern. Erſteres iſt nothwendig, damit die abgetriebenen Schläge den Winden, der Hitze und Kälte weniger ausgeſetzt ſind; letzteres, damit die abgetriebenen Plätze, welche während den Jahren, als die Tannen- und Fichtenſaamen nicht gerathen, unbeſaamt geblieben ſind, nicht zu breit werden mögen. Dennoch wird man bei aller dieſer gebrauchten Vorſicht, ohne aus der Hand zu ſäen, nie alle Blöſen vermeiden können; ſ. auch Anflug und Anſäen.

Die Schläge in natürlicher Ordnung auf einander folgen zu laſſen, iſt nicht allemal möglich, und in Fichtenrevieren ſogar fehlerhaft. Da die Fichten gewöhnlich mehrere Jahre keinen Saamen tragen, und, weil ſie dem Windbruche ausgeſetzt ſind, die Schläge ganz kahl abgetrieben werden müſſen, ſo würden zu große Flächen, wenn die Beſaamung von der Natur geſchehen ſollte, unbeſaamet bleiben, oder wenigſtens wenn die Beſaamung aus der Hand geſchehen wäre, den Sturmwinden ausgeſetzt werden. Am beſten treibt man alſo in Fichtenörtern die nöthige Menge Holz immer da ab, wo man am ſicherſten glaubt, daß das ſtehen bleibende Holz den Sturmwinden am wenigſten blosgeſtellt werden dürfte.

In gebirgigen Gegenden läßt ſich die Anlage der Schläge nicht wohl ſo, wie auf Bergen machen. Man beſtimmt daher die Berge ſelbſt zu Haupttheilen, theilt

jeden Theil beſonders in Schläge, und treibt einen Abhang und einen Berg nach dem andern ab.

Bei der Eintheilung der Laubhölzer nimmt man gewöhnlich das Brennholz zum Zwecke, und den Ausſchlag zum Mittel an. Hieraus erhellet, daß die Laubhölzer binnen der Zeit, wo ſie noch vom Stocke ausſchlagen, mit Rückſicht auf die Umſtände des Orts, gefället werden ſollen. Dieſe Zeit iſt ſo verſchieden, ſo wie die Holzarten, die Güte und Lage des Bodens, oder das von beiden abhängende Wachsthum verſchieden ſind (ſ. Schlagholz). Man nimmt gewöhnlich an, daß auf ebenem und gutem Boden, Birken und andere gemiſchte Holzarten mit 30, die Eichen und Buchen aber ſpäteſtens mit 40 Jahren ſchlagbar ſind. In Gebirgsgegenden dauert die Zeit des Ausſchlags, wegen des langſamen Wachsthums, 10 bis 20 Jahre länger. Liegen alſo mehrere Berge hinter einander, ſo kann man die vordern mit 40 bis 50, die hintern mit 50 bis 60 Jahren abtreiben. Hiernach läßt ſich auch die Zahl und Größe der Schläge in Laubgehölzen beſtimmen.

Die Breite der Schläge iſt willkührlich, die Richtung und Ordnung derſelben aber, und überhaupt die geſammte Anlage fordern zu ihrer Beſtimmung hier, wie bei den Nadelhölzern, die ganze Aufmerkſamkeit eines geübten, und ſeines Revieres kundigen Forſtmanns. Jeder Berg wird beſonders eingetheilt; doch kann man zuweilen die Schläge auch von einem Berge zum andern fortführen. Wenn auf den Bergen große Ebenen beſindlich ſind, werden ſelbige für ſich in Schläge gelegt. An den Abhängen werden die Schläge bald übereinander, bald neben einander, bald vom Thale den Berg hinauf angelegt. Ueberhaupt muß man hier auf die Lage der Berge, und den Zug der Thäler Acht haben, um die Anlage der Schläge ſo machen zu können, daß das gefällte Holz mit den wenigſten Koſten ausgebracht werden könne. Mit der Behandlung des Schlagholzes in Ebenen kömmt die des Buſchholzes in dem Weſentlichen überein; nur geſchieht der Umtrieb in viel kürzerer Zeit, in 5, 10, 12, 15 bis 18 Jahren, nach Beſchaffenheit des Bodens und der Umſtände des Orts.

Obſchon auf ſolche Weiſe die Schläge nur auf Brennholz angelegt werden, ſo erhält man dennoch auch ſtarkes

Bau- und Blochholz, wenn man bei jedem Abtriebe eines Schlags einige Bäume, Oberſtänder und Laßreißer auf demſelben ſtehen läßt. Wenn aber zu vermuthen iſt, daß dieſe letztern mehr in die Aeſte, als in den Stamm wachſen, ſo kann man ſich zur Anziehung eines guten Stammholzes in jedem Forſt oder Reviere ein Stück Land vorbehalten, oder beſſer bei jedem Abtriebe eines Schlags eine verhältnißmäßige Anzahl wüchſiger Bäume an der Seite ſtehen laſſen, um durch forſtmäßiges Ausläutern der reifſten und überſtändigen Bäume, jährlich eine zureichende Menge Stammholz zu erhalten. Hierzu aber iſt nöthig, daß man bei jedem Abtriebe eines Schlags ſo vielmal mehr Bäume ſtehen laſſe, als man braucht, große und kleine durcheinander gerechnet, als oft die Zahl der Schläge in der Zahl der Jahre enthalten iſt, die eine Holzart zu ihrer Vollkommenheit fordert.

Wenn aber in einer Gegend der Abſatz meiſt aus Stammholz beſteht, und das Abholz, und die misgewachſenen Bäume das nöthige Brennholz zu liefern hinreichen, ſo kann man die Wirthſchaft auf folgende Weiſe einrichten. Man taxirt den Beſtand eines ganzen Reviers an jungem, wüchſigem, reifem und überſtändigem Holze; beſtimmt aus der Erfahrung, in wie viel Jahren das jetzt reife Holz überſtändig werde, und theilt die Waldung in ſo viel Theile (Gehaue), als viele Jahre das reife Holz zur Ueberſtändigkeit fordert. Die Zahl der Gehaue giebt den Diviſor in den Beſtand an überſtändigem Holze, und der gefundene Quotient die jährlich forſtmäßig zu hauende Menge Holz. Dieſe Holzmenge läutert man jährlich auf dem Gehaue aus, wo das älteſte Holz ſteht, bis man in dem ganzen Reviere herumgekommen iſt. Iſt aber das überſtändige Holz nicht zureichend den jährlichen Abſatz zu beſtreiten, ſo fällt man forſtmäßig auch einen Theil von dem reifen Holze.

Nur iſt bei dem jährlichen Ausläutern des überſtändigen Holzes große Behutſamkeit nöthig, damit durch deſſen Fall nicht das nebenſtehende wüchſige oder reife Holz beſchädiget werde, und daß die leergewordenen Plätze ſogleich beſäet oder bepflanzet werden müſſen, da die Eicheln und Buchecker nicht alle Jahre gerathen. — Läßt ſich eine

Stammholzart nicht in Gehaue theilen, ſo bleibt anders nichts zu thun übrig, als daß man die abſtehenden Bäume jährlich forſtmäßig ausläutere, und durch Säen und Pflanzen den Nachwuchs bewirke.

Wegen der Wichtigkeit der Sache ſollen noch folgende Beiſpiele angeführt werden. Bei Einrichtung eines Holzſchlags in einem mit haubarem 100 bis 120 Jahr alten Buchenholz beſtandenen Wald auf gutem Boden und ebener Lage, müſſen vor allen Dingen zuerſt die dürren abſtändigen, auch krummen Stämme gehauen werden, und überdies auch noch ſo viel von dem ſtärkſten, geſunden, daß die ſtehen zu laſſende Saamenbäume, wozu man die ſchönſten und wüchſigſten Stämme von mittlerer Stärke wählen muß, beinah ſich mit den äußerſten Aeſten berühren können, und wo möglich, der Ordnung halber, in gleichweiter Entfernung bleiben. Eine ſolche Hauung nennt man einen dunkeln oder Beſaamungsſchlag.

An den Winterſeiten der Berge, wo es ohnehin ſchattigter und feuchter iſt, und nach Verhältniß einer ſchon wirklich erfolgten Beſaamung, oder eines zu befürchtenden Forſtunkrautüberzugs wird er etwas lichter oder dunkler geſtellt. Wenn noch keine taugliche Holzpflänzchen von den letztern Jahren vorhanden ſind, ſo kann man den dunkeln Schlag mit dem Vieh betreiben laſſen, damit die lockere Oberfläche des friſchen Schlags feſtgetreten werde. Bei erfolgendem Saamenjahr aber muß man ihn ſogleich in die ſtrengſte Hegung legen, ja, wo Wildbahnen ſind, iſt bloße Hegung nicht einmal hinlänglich, ſondern es macht ſich eine Verzäunung nöthig; denn 2 bis 3 Stück Rehe können in kurzer Zeit die Hoffnung des Aufſchlags ganz vereiteln. Einige rathen den ſchon geſättigten Maſtſchweinen bei naſſem Wetter wöchentlich ungefähr zwei bis dreimal den Durchgang durch dergleichen Schläge zu verſtatten, damit der Boden von ihnen umgewühlt und der Saame deſto beſſer in die Erde gebracht werde. So wenig dieſes in ſehr großen Waldungen zu verwerfen iſt, ſo iſt es doch nicht im Allgemeinen anzurathen; denn weit ſicherer wird der Aufſchlag befördert, wenn man kurz vor dem Abfallen der Saamen den Boden vom Geniſte reinigen und zugleich etwas wund machen läßt. So fällt der Saame auf friſche Erde, wo er leicht wurzeln kann, und

und erhält auch durch das gleich darauf abfallende Laub eine ſichere Bedeckung. Durch Schweine hingegen wird ein Theil des Saamens zu tief in die Erde gewühlt, der andere Theil wird oben aufgebracht und kann nicht wurzeln, und nur der dritte und geringſte Theil wird allenfalls untergebracht. In dieſer Stellung muß der Schlag ſo lange bleiben, bis er ſich größtentheils beſaamet hat, und bis der junge Anwuchs oder Aufſchlag 3 Viertel bis 1 und einen halben Fuß hoch geworden iſt.

Nach Ablauf dieſer Zeit wird derſelbe abermals durchhauen, um den nun ſchon feſter gewordenen Holzpflänzchen beſſeres Fortkommen zu verſchaffen. Man nimmt dann wieder ſo viel Holz, immer wo möglich das ſtärkſte, hinweg, daß hauptſächlich da, wo die Holzpflanzen weniger zum Vorſchein gekommen ſind, und übrigens alle 15 bis 20 Schritte, je nachdem die Bäume höll- oder wipfelreich ſind, ein Stamm zur Nachſaat, zur Beſchattung und zum Schutz der jungen Pflanzen ſtehen bleibt. — In dieſer Stellung heißt der Schlag ein Lichtſchlag.

Da, wo Forſtunkraut gern überhand nimmt, an Sommerſeiten, welche zum Nachtheil des Aufſchlags bald abtrocknen, und in kalten Thälern, wo das junge Holz leicht erfrieret, muß der Lichtſchlag vorerſt etwas dunkler bleiben, als an den Winterſeiten. Uebrigens iſt aber hauptſächlich darauf zu ſehen, daß das geſchlagene Klafter- und ſonſtige Nutzholz vom Schlag baldigſt weggeſchafft werde, damit die umgebeugten jungen Pflanzen ſich wieder aufrichten können. Am beſten wird daher, wenn es thunlich iſt, die Auslichtung bei tiefem Schnee vorgenommen, und das Holz auf Schlitten aus dem Schlag geräumet, und dadurch der Ruin vieler Pflänzchen abgewendet. Hat ſich der Schlag allenthalben hinlänglich beſaamet, und hat das junge Holz, welches ſelten von gleicher Größe ſeyn wird, die Höhe von 2, 3 und 4 Fuß erreicht; dann muß demſelben vollkommen Luft geſchafft und alle Stämme weggehauen werden.

Nur wo es die Umſtände nicht anders erlauben, als daß ein Forſt binnen 90 oder 100 Jahren völlig abgetrieben werden muß, da läßt man, um das allenfalls erforderliche ſehr ſtarke Buchenholz zu erziehen, und um die in manchen Fruchtarmen Ländern ganz unentbehrliche Maſtung zu erhal-

ten, auf einem Acker ungefähr 2 bis 4 Laßbäume an ſolchen Orten in gleicher Vertheilung ſtehen, wo ſie dem Windſtoß nicht beſonders ausgeſetzt ſind, und wo ſie den zum ſehr ſtarken Wachsthum erforderlichen guten Boden haben.

Wo hingegen die Hauung alle 120 bis 130 Jahre im Forſte herumkömmt, da ſtarkes Holz genug erhalten wird, brauchen keine Laßbäume im Schlag ſtehen zu bleiben, weil ſich die künftige Nutzbarkeit mit dem Schaden nur vergleicht, welchen dieſe einzelne ſtarke Bäume durch ihre Verdämpfung dem jungen Holze zugezogen haben. Wenn indeſſen doch Laßbäume oder ſogenannte Waldrechter ſtehen bleiben ſollen, ſo müſſen ſie mittelwüchſig, geſund, gerade, mit wenig Aeſten verſehen, höchſtens 12 bis 14 Zoll im Durchmeſſer ſtark ſeyn, und nur ſehr einzeln, wo möglich, an die Wege und an den Saum des Waldes vertheilet werden.

Ueberſtändige oder ſtärkere mit großen Aeſten verſehene Stämme dürfen aber ſchlechterdings nicht zu Waldrecht beſtimmt werden, weil erſtere bis zur künftigen ordentlichen Hauung nicht viel mehr zuwachſen und abſtändig werden, und weil letztere das junge Holz allzuſehr verdämpfen. Sollten aber die Stämme nicht ſtark, doch aber jung und geſund ſeyn; ſo nimmt man derſelben zu Waldrecht 5 bis 6 ſchöne von 6 bis 8 Zoll im Durchmeſſer, welche wegen unbedeutender Verdämpfung und in Rückſicht ihres ſtarken Zuwachſes und Maſtertrags nützlich werden. — Dieſe letzte Hauung heißt der Abtriebsſchlag.

Hier kann man aber niemals das junge Holz vor dem Abtrieb des alten zu hoch wachſen laſſen, ſonſt wird durch das Fällen der alten, ſchweren Saamenbäume vieles, was ſchon Stangenholz geworden iſt, zu Grunde gerichtet, welches als geringes Holz ſich noch gebeugt haben, wieder aufgeſtanden und fortgewachſen ſeyn würde. Auch muß wie beim Ausleichten, alles Holz gleich nach der Fällung entweder auf unſchädliche bloße Plätze im Schlag, oder ganz auſſer dem Schlag gebracht werden.

Der ſo erzogene junge Wald bleibt jetzt ſich ſelbſt überlaſſen, muß aufs ſtrengſte geheget, und vor aller Beſchädigung des Viehes ſo lange geſichert werden, bis er nach 15 bis 20 Jahren dem Vieh aus dem Maule gewachſen iſt. Sollten unter der Hand Aſpen, Sohlweiden, Birken und anderes ſoge-

nanntes unfruchtbares Gehölz im jungen Wald angeflogen seyn; ſo muß dieſes, beſonders erſtere zwei Sorten von Zeit zu Zeit herausgehauen werden, weil dadurch ſonſt das beſſere Buchenholz unterdrückt und verdämpft wird.

Nach 30 Jahren, wenn das junge Holz, welches die Oberhand behalten, und das weniger wüchſige und weniger geſunde unterdrückt hat, ſchon ſtarken Mannsarm dick geworden iſt, dann kann der angehende Wald, wenn das junge Stangenholz allzu dicht ſtehen ſollte, zum erſtenmal durchläutert werden. Bei dieſer Durchläuterung aber muß beſonders genaue Aufſicht gehalten werden, daß niemals zu viel Holz abgehauen, und der Wald aus ſeinem gehörigen oberen Schluß gebracht werde. Man muß daher, um ſicher zu gehen, lieber zu wenig als zu viel Holz wegnehmen, und auch da, wo es der Schluß des Waldes erfordert, im Nothfall bald unterdrücktes, krummes und unfruchtbares Holz ſtehen laſſen. Man erhält dabei freilich nichts als abgeſtorbenes Reißerholz und vielleicht etwas an Hopfen- und Bohnenſtangen. Dieſes trägt indeſſen, da wo das Holz im Werth iſt, ſchon genug ein; in ſolchen Gegenden aber, wo das Reißholz nicht anzubringen ſteht, und wo der Hauerlohn den Holzwerth überſteigt, kann auch zur Noth die Reinigung der Natur und das dürre geringe Gehölz der Fäulniß oder den Leſeholzberechtigten überlaſſen werden.

Nach dieſer erſten ſehr heilſamen Durchforſtung bleibt nun der Wald ſo lange von der Axt verſchont, bis die dickſten Stämme die Stärke eines Beins, auch wohl mit unter die Dicke einer Achſe erlangt haben, oder ſpältig geworden ſind, welches vom Keim an gerechnet, auf gutem Boden, bei gehörig dichtem Schluß des Waldes binnen 50 Jahren, auf ſchlechterem Boden und Lage aber auch erſt in 60 bis 70 Jahren geſchehen kann. Dann wird der mittelwüchſige Wald zum zweitenmale durchläutert und alles unterdrückte, abgeſtorbene, krüpplichte und unfruchtbare Holz dergeſtalt heraus gehauen, daß zwar der Wald oben einen vollkommen dichten Schluß behält, daß aber auch die nun ſtärker gewordenen Bäume zu ihrem beſſern Fortkommen mehrere Nahrung erhalten können.

Wenn bei dieſer Hauung, die man Plänterſchlag nennt, alle 2 bis 3 Schritte der geſundeſte, ſtärkſte und ſchönſte Stamm ſtehen bleibt, ſo iſt der Wald noch geſchloſſen genug, jeder Stamm hat ſo einen angemeſſenen Raum zu ſeiner Nahrung, und man wird bei dieſem Hieb ſchon ein beträchtliches an Knippel- Klaſter- und Reißigholz erhalten.

Im 80jährigen Alter muß der Wald ebenfalls durchpläntert, und das ſeit der vorigen Hauung unterdrückte Holz herausgenommen werden, doch ſo, daß auf einem Acker die beſten 160 Stämme ſtehen bleiben. Im 100 oder 110 Jahre kann man mit der dunkeln Hauung, wie zuvor, den Anfang zur künftigen Holzzucht machen. — Bei ſchlechtem Waldgrund muß, ſtatt der Plänterung im 70ſten oder 80ſten Jahre die dunkele Hauung ꝛc. vorgenommen werden, weil nach Ablauf dieſer Zeit der Holzzuwachs auf dergleichen Boden unbedeutend iſt, oder ganz aufhört.

Ganz anders iſt der Fall, wenn ein aus haubarem und nicht haubarem Buchenholz, nämlich in Rückſicht des Alters vermiſcht beſtandener Wald abgeholzet werden ſoll, und wobei man folgendergeſtalt verfahren muß: Iſt der Unterwuchs noch gering, und in hinänglicher Menge da, oder ſind die Reidel und Stangen noch nicht unterdrückt, und ebenfalls in ſolcher Quantität vorhanden, daß nach Abzug des nothwendig erfolgten Umſchlags, bei Fällung der ſtarken Bäume, die jungen Stangen ſich noch größtentheils an einander ſchließen, und Wind und Wetter Trotz bieten können, ſo kann man die alten Bäume ohne Bedenken, jedoch mit möglichſter Verſchonung des jungen Holzes, ſchlagweis heraushauen, und die jungen Gerten, Stangen oder Reidel ſtehen und fortwachſen laſſen. Wären aber die unter den ſtarken Bäumen aufgewachſenen Stangen ſchon unterdrückt und verkrüppelt, auch nicht in hinlänglicher Menge vorhanden, ſo thut man wohl, den Unterwuchs zuerſt, und zwar zu möglichſter Vermeidung des Wiederausſchlages, im Sommer zu hauen; oder, welches noch beſſer iſt, nach Belieben in der Holzfällungszeit (von Ende Novembers bis in April) mit den Wurzeln auszurotten, den Ort in einen möglichſt regelmäßig dunkeln Schlag zu ſtellen, und ihn zur rechten Zeit auszulichten und abzutreiben. Sollte aber der

Diſtrikt ſo viel alte Bäume nicht geben, daß ein dunkler Schlag daraus gebildet werden könnte, ſo läßt man neben den alten Bäumen noch die ſtärkſten Reidel von dem jüngern Unterwuchs in Form eines Dunkelſchlags ſtehen, wartet die Beſaamung aufs neue ab (oder, welches noch ſicherer iſt, hilft ſich durch ſeine in der Baumſchule erzogenen Pflanzen); nimmt die alten Bäume nach erfolgtem Aufſchlag, zu gehöriger Zeit weg, und läßt nun die geringern Laßreißer, nach Verhältniß ihrer Stärke, in einer dem jungen Holze unſchädlichen Entfernung bis zu deſſen künftigen ordentlichen Hauung ſtehen. Man muß ſich aber bei ſolchem Holz ſehr in Acht nehmen, es nie zu licht zu hauen, und immer auf mögliche Unglücksfälle, als heftige Regengüſſe, Windſtürme, Schnee- und Duftbruch Rückſicht nehmen, als welche in gebirgigen Gegenden und auf fettem lokkerm Boden beſonders häufig vorkommen.

Bei der Abholzung der Eichen, wenn ſolche zu Bauholz erwachſen ſind, und dazu verwendet werden, kann der Forſtwirth nicht willkührlich handeln, ſondern er muß die Stämme nach vorgeſchriebenem Maas und in beſtimmter Zahl fällen laſſen. Er iſt folglich ſehr oft nicht im Stand, demjenigen Diſtrikt Eichen Baum- oder Bauholz, der ſich ſelbſt beſaamen ſoll, nach Erforderniß durch zur rechten Zeit veranſtaltete Auslichtung aufzuhelfen.

Indeſſen handelt man bei der Beholzung eines ordentlichen eichenen Bauwaldes immer am vernünftigſten, wenn man am älteſten Theil deſſelben anfängt, das Bau- und Nutzholz-Bedürfniß, ſo viel es thunlich iſt, an einem Ort wegnimmt, dieſen Ort nach und nach zu einem dunkeln Schlag bereitet, ihn bei entſtehender Maſt in Hegung legt, nach erhaltenem Aufſchlag, ſo viel möglich und erforderlich iſt, auslichtet und ſo fortfährt.

Bei einer ſolchen Behandlung wird der Eichenwald neues Holz von jedem Alter aufweiſen können, und beſtändig in gutem Stande bleiben, wenn anders die Abgabe mit dem Zuwachs in Verhältniß ſteht. Geſetzt aber, der Bauwald wird, wie faſt immer geſchieht, bei jeder Holzanweiſung vom Anfang bis zu Ende durchlaufen, und bald hier bald dort ein Stamm ohne weitere Rückſicht herausgenommen; ſo kann nothwendig nichts anders erfolgen, als daß der ganze

Wald zuletzt auf einmal licht wird, und daß nur ſtatt eines möglichen, verhältnißmäßig älteren und jüngeren Holzwuchſes, ein durchgehends gleicher junger Holzbeſtand unvermeidlich erſcheint, und man mithin auf eine lange Zeit der Bau- und Geſchirrholz-Nutzung nothwendig entſagen muß.

Wälder, welche mit Eichen und Buchen vermiſcht ſind, können eben ſo, wie die jungen Buchwälder behandelt werden. Man ſtellt nämlich den abzuholzenden Bezirk Anfangs, wo möglich, in einen aus Eichen und Buchen vermiſchten dunkeln Schlag, legt ihn nach erfolgter Eich- oder Buchmaſt in Hegung, und läßt den Boden bei feuchtem naſſem Wetter durch ſchon geſättigte Maſtſchweine brav umwühlen, oder da, wo der Raſen nicht umgewühlet iſt, durch Leute umhacken, und die Eicheln und Buchecken unter die Erde bringen. Ferner lichtet man nach erfolgtem Aufſchlag von beiderlei Holzſorten gehörig aus, und treibt endlich den Diſtrikt ſo ab, daß anſtatt Buchen nun Eichen von der beſten Güte und von verſchiedenem Alter zu Laßbäumen und zu Laßreideln ſtehen bleiben. Gewöhnlich haben die zwiſchen Buchen oder überhaupt die geſchloſſen aufgewachſenen Eichen keinen großen Aſtraum, und verbreiten ſich auch nachher ſo geſchwind nicht mit ihren Aeſten, wie die Buchen. Man kann daher auch ohne zu beſorgende ſtarke Verdämpfung auf dem abgetriebenen Bezirk Ackerweis noch halbmal ſo viel mittelwüchſige Eichen, und auch, wo möglich, 6 bis 8 eichene Reidel, von 4 bis 6 Zoll im Durchmeſſer, zu Laßbäumen ſtehen laſſen, wenn ſie vorzüglich ſchön ſeyn ſollten. Auf ſolche Art wird man unter oder zwiſchen dem Buchenholze ſehr gerade und lange, zu allem Bau- und Nutzholz dienliche eichene Stämme erziehen.

In Waldungen, die aus Laub- und Nadelholz vermiſcht beſtehen, kann man ſich bei der Eintheilung in Schläge nur nach der vorzüglichern Holzart richten, nach jener nämlich, welche in dem beſtimmten Boden beſſer fortkömmt, häufiger wächſt, und in Anſehung der Umſtände des Orts von mehrerem Gebrauche iſt. Selten iſt mit vermiſchten Waldungen ein ſo wichtiger Vortheil verbunden, daß ſie auch künftig ſo erhalten zu werden verdienten; vielmehr leidet bei gleicher Behandlung immer eine, oder die andere Holzart. Es iſt daher rathſam, daß man mit der Einthei-

lung eines gemiſchten Orts nach der vorzüglichern Holzart noch Anſtalten verbinde, welche die allmäliche Tilgung der andern Holzart zum Ziele haben.

Da in den Forſten gewöhnlich die Tannen mit den Fichten vermiſcht ſtehen, die geſchloſſenen Tannen- und Fichtenörter nicht ganz nach gleichen Regeln in Schläge getheilet werden, und die Tannen eher nach den Fichten, als die Fichten nach den Tannen ſich richten, ſo müſſen die Tannen, ſo fern ſie nicht ſelbſt den beträchtlichſten Theil ausmachen, immer nach den Fichten behandelt werden.

Bei den Holzſchlägen hat der Forſtbediente auch noch zu beobachten, wovon unter Holzhauer, Holzfällung, Bauholz, Schlagholz, Ausroden geſagt iſt.

Holzſchwemme. Wird in Oberſchwaben und einigen andern Gegenden eine Scheiterholzflöße genannt.

Holztag, Fr. Jour à bois. Sind ein oder zwei in der Woche beſtimmte Tage, an welchen den wirklichen Armen und Nothleidenden, die das zu ihrem äußerſten Bedürfniß erforderliche Holz zu erkaufen ſich unvermögend befinden, die Erlaubniß verſtattet wird, ſich eine unſchädliche und billige Selbſtbeholzung zuſammen zu leſen, und nach Hauſe zu ſchaffen. Da aber in Ermangelung guter und genauer Aufſicht, theils von Müſſiggängern und gewinnſüchtigen Leuten, welche mit unerlaubtem Holzhandel ſich zu nähren ſuchen, theils von ſolchen Perſonen, welchen das Sammeln des Leſeholzes, Armuth halber zu ihrer Nothdurft zugelaſſen wird, die Forſte und Hölzer auf das äußerſte angegriffen und beſchädiget werden; ſo iſt nöthig, daß jede Ortsobrigkeit die unter ihr befindlichen wirklich armen und nothleidenden Perſonen pflichtmäßig aufzeichne, worauf unter der Unterſchrift des Chefs der Jägerei und der Obrigkeit gedruckte Erlaubniß-Zettel zum Holzleſen, jeder Perſon, ſo deſſen dürftig erachtet wird, zugeſtellet, ſolche aber alljährlich erneuert werden, dabei aber gedachten Perſonen das Mitnehmen einiger Inſtrumente, als Aexte, Beile, Hacken, Reithauen, großer und kleiner Sägen, Holzſchnitzer und Reishaken aufs ſchärfſte verboten, ſondern ſich mit bloß abgeſtandenem Holz und dürren Aeſten, oder dürrem Geniſte, dann den dürren abfallenden Saamenzapfen

begnügen zu laſſen, ernſtlich und bei Gefängniß- oder Zuchthausſtrafe angedeutet wird.

Diejenigen Perſonen aber, welchen die Erlaubniß Leſeholz zu ſammeln, ertheilt wird, haben während der Setz-Hege- und Brutzeit vom 15ten Mai bis zum 15ten Junius, an einigen Orten vom erſten Mai bis den 24ſten Junius, ingleichen während der Hirſchbrunft vom 15ten September bis zum 15ten Oktober, anderer Orten vom 1ten bis 29ſten September ſich der Forſten und Wälder und des Holzleſens in ſelbigen gänzlich zu enthalten. Auch dürfen ſie zu keiner andern Zeit, als bloß an den zum Holzſammeln feſtgeſetzten Tagen die Wälder beſuchen, und dabei ſind ſie jederzeit verbunden, ihre erhaltene Erlaubniszeddel zu ihrer Legitimation mit ſich zu nehmen, und ſelbige auf jedesmaliges Verlangen der Forſtbedienten, wie ſolche Namen haben mögen, vorzuzeigen. Wohingegen ſelbige niemand, ſo nicht Erlaubniß zum Holzſammeln hat, mit ſich in den Wald nehmen oder neben ſich dulden, ſondern vielmehr dergleichen Perſonen bei dem Forſtbedienten oder Forſtamte ganz ohnfehlbar zur Beſtrafung anzeigen ſollen.

So dürfen ſie auch nicht die erhaltenen Erlaubnißzeddel einer andern Perſon bei Verluſt derſelben zum Hinauslaufen in die Waldungen mitgeben, ſondern müſſen ſie für ſich allein behalten; ingleichen dürfen ſie mit dem erleſenen Leſeholz durchaus keinen Handel treiben, ſondern müſſen ſich deſſen bloß zur eigenen Beholzung bedienen, und übrigens dürfen ſie Kinder und Jungen, ſo mehrentheils die größten Exceſſe verüben, ſchlechterdings nicht mit in den Wald nehmen.

Holztaube, Lat. Columba Oenas, Linn. Fr. le Biſet ou Pigeon ſauvage, Buff. Engl. the Stock-Dove, Penn. auch genannt: wilde Taube, Bergtaube, kleine Holztaube, Waldtaube, Felstaube, Lochtaube, Blochtaube, Hohltaube, blaue Holztaube, Blautaube. Sie gehört unter die Ordnung der Singvögel, und iſt von der Gattung der Tauben eine Art, welche ſich durch folgende Kennzeichen unterſcheidet: Sie iſt bläulich, der Hals ſchimmert ins Grüne, das ſich nach der Bruſt mit Purpurroth vermiſcht, der Unterrücken iſt bläulich, auf jedem Flügel befindet ſich ein doppelter ſchwärzlicher Flecken, ſo wie auch die Spitze des Schwanzes ſchwärzlich iſt.

Ihre Länge beträgt 14 und einen halben Zoll, und die Breite 29 und ein Viertel Zoll. Der Schwanz mißt 4 Zoll und die Flügelſpitzen reichen zuſammengelegt bis einen Zoll vor das Ende. Der Schnabel iſt 1 Zoll lang, weißlich, um die Naſenlöcher herum purpurfarben (im Sommer über und über blaßroth), der Augenſtern rothbraun, die Augenränder kahl und blaß fleiſchfarben, die geſchilderten Füße blutroth, die Klauen ſchwarz, die Beine 1 Zoll hoch, etwas über die Kniee herab beſiedert, die mittlere Zehe 1 und einen halben Zoll lang und die hintere 3 Viertel Zoll.

Der Kopf iſt bis zum Mittelhalſe ſehr dunkelaſchfarben; Mittel- und Unterhals ſchimmern purpurroth und goldgrün, die Bruſt rothgrau; der übrige Unterleib hellaſchgrau, der Oberrücken, die Deckfedern der Flügel und die Schulterfedern aſchgrau, der Mittelrücken, Steiß, die großen Deckfedern der Flügel hellaſchgrau, die 4 äußerſten Schwungfedern ſind ſchwärzlich, etwas röthlich gemiſcht, auf den Flügeln ſind zwei große ſchwärzliche Flecken, die obern und untern Deckfedern des Schwanzes ſind mittelmäßig lang; der Schwanz iſt bis zur Hälfte ſchön aſchgrau, wird aber von hier aus immer dunkler, ſo daß er an der Spitze zuletzt ganz ſchwärzlich iſt. — Das Weibchen glänzt auf dem Halſe weniger grün und an der Bruſt weniger purpurfarben, und iſt überhaupt ſchmutzig aſchblauer, als das Männchen.

Dieſe Tauben halten ſich in ganz Europa in Wäldern und felſigen Gegenden auf, und ſind ſehr geſellſchaftlich. Im Oktober ziehen ſie heerdenweiſe weg, und kommen zu Anfang des Märzes, auch zuweilen noch zu Ende des Februars wieder bei uns an. Eine Heerde (Flug) beſteht gewöhnlich aus 2 bis 5 Familien, die gewöhnlich wieder ſo ankommen, wie ſie abgezogen ſind; nur alsdann erſt, wenn ihr Fortpflanzungstrieb rege wird, ohngefähr nach 14 Tagen oder 3 Wochen, fangen ſie an, ſich zu trennen und in der ganzen Gegend zu vertheilen. Sie nehmen ihren Wohnort in den Vorwäldern und Feldhölzern, und zwar ſowohl in Nadel- als Laubhölzern, jedoch vorzüglich in vermiſchten Hölzern. Immer aber müſſen ſie alte hohle Bäume antreffen, weil ſie nicht nur gern in denſelben ſchlafen, ſondern

auch ihre Brut darin verrichten; denn nur höchſt ſelten trifft man ſie in den Löchern alter verfallener Schlöſſer und in Felſenritzen der Wälder an.

Ihre Nahrung beſteht in Getraide, Roggen, Waizen, Gerſte, Hafer, Erbſen, Linſen, Wicken, Lein, in Wolfsmilchſaamen, Tannen- Kiefern und dergl. Im Julius gehen ſie auch nach den Heidelbeeren; Hanf aber iſt ihre Lieblingskoſt.

Die Holztaube niſtet zweimal des Jahrs. Der Tauber trägt der Täubin in einen hohlen Baum, den ſie faſt alle Jahre beziehen, ſeltener in einen Felſenritz, etliche kleine Reißer zu, aus dieſen baut ſie ſich ein unregelmäßiges Neſt, und legt jede Brut 2 ovale weiße Eier, höchſtſelten drei. Die Brutzeit dauert 17 bis 18 Tage, und die Jungen fliegen nach 4 Wochen aus. Der Tauber liebkoſet ſeine Täubin nicht nur durch Schnäbeln, ſondern auch mit einem hellen Geſchrei, das man Ruckſen oder Rucken nennt. Er löſet das Weibchen am Tage im Brüten ab, und hilft ihm auch in Erziehung der Jungen. Dieſe laſſen ſich leicht zähmen, und zum Ausfliegen gewöhnen, vermiſchen ſich auf dem Felde auch zuweilen mit den Haustauben, kehren mit ihnen nach Hauſe, und bleiben im Schlage, wie die zahmen.

Wegen ihres ungemein wohlſchmeckenden Fleiſches legt man auch in ſolchen Gegenden, wo ſie jährlich niſten, und in alten Eichen, Aſpen und Buchen wohnen, Taubengehege an, und gewöhnt ſie in eben ſolchen künſtlichen Löchern zu brüten, wie die zahmen in ihren Schlägen. Hiezu werden dicke kernfaule, und hohle Kiefern und Aſpen genommen, deren Stücke zu Taubenhöhlen von 2 und einen halben Fuß Länge geſchnitten, inwendig geſäubert, ſo weit gemacht, daß eine Taube bequem darin ſitzen kann, ein bretterner Boden und dergleichen Decke ſo angepaßt, daß kein Regen hinein kommen kann, und neben dem Flugloch ein Stängelchen zum Aufſitzen angebracht. Solcher Höhlungen werden eine Menge auf die alten Eichbäume ſo feſt angenagelt, daß ſie der Wind nicht herunter werfen kann. Wenn in der Gegend nicht geſchoſſen wird, die Baummarder weggefangen werden, und eine gute Baize (Sulze, Körrung) hingeſetzt wird, ſo werden ſich die wilden Tauben gar bald in dieſe Höhlen gewöhnen, und die Jungen ausgenommen

werden können. Zur Baize macht man einen Kaſten, 2 bis 3 Fuß lang und breit, und 8 Zoll hoch, und ſchlägt Backofenleimen, der mit Salz, Fenchel, Anis, Honig und Urin oder Heringslacke angemacht iſt, in der Mitte wie ein Berg hoch hinein. Einen ſolchen Kaſten, deren man verſchiedene nöthig hat, ſetzt man auf die Erde hin, umgiebt ihn mit Stangen zur Abhaltung der Hut- und Waldthiere, läßt ihn das ganze Jahr ſtehen, und erneuert nur im Frühjahr die Baize. Im erſten Jahr läßt man in einem ſolchen Taubengehege alle Jungen ausfliegen; dieſe kommen im Frühjahr wieder mit den Alten, bleiben auch da, und die Vermehrung wird dadurch nach und nach anſehnlicher.

Ihre Feinde ſind die Wieſel und Baummarder, welche der Brut nachſtellen, die Alten werden vom Sperber und andern Raubvögeln verfolgt.

Sie gehören zur niedern Jagd, und ſind leicht mit der Flinte zu erlegen, beſonders wenn man ihren Heerden in einem Feldholze, wo ſie ſich zur Erndtezeit gern aufhalten, nachgehet. — Mit Wänden und Garnen werden ſie am beſten an den Baizen, die entweder bei den Taubengehegen oder am Holzacker ſind, oder auch auf den Salzlecken, welche man dem Rothwildpret gemacht hat, gefangen. Wo die Tauben häufig ſind, und an die Holzecken und in Menge auf die Aecker oder Lehden in der Nähe des Holzes fliegen, da trifft man eigene Fangbaizen an, die gleich ſo eingerichtet werden, daß man Garne oder Wände bequem auflegen kann. Dieß thut man auch, wo Quellen und davon abfließende Bäche im Walde ſind, an welchen ſie zu trinken pflegen. Die Garne werden auf folgende Art verfertiget: Man ſtrickt Wände auf eben die Art, wie die Wände zum Krammetsvogelheerde; jedoch die Maſchen viel weiter, daß ſie auf 3 Zoll weit ſind. Man fängt dieſelben mit 72 Maſchen an, ſtrickt ſie 10 Klaftern lang, und an beiden Seiten Zipfel, und verhauptmaſchet ſie oben und unten mit Bindfaden. Die Garne müſſen aus gutem feſten und groben Zwirn gemacht und oben und unten recht gute Leinen eingezogen werden. Dieſe Wände müſſen auf eben die Art, wie Krammetsvogelwände eingeſchlagen werden, außer daß weder hinten noch vorne Schwertſtangen kommen, ſondern die Stäbe werden unten mit ihren Lorven, worin ſie an

eiſernen Bolzen gehen, weit aus einander geſchlagen, wenigſtens auf 3 Fuß, daß alſo die Wände mit den Stäben nicht gerade aufſtehen bleiben, ſondern etwas über einander ſchlagen müſſen. So wie am Krammetsvogelheerde der Strauch in der Mitte iſt, ſo iſt es hier die Salzlecke oder Baize; oder ſie wird auf eben die Art über die Bäche und Tränken gerichtet. Eben ſo ſind auch einige Stücke Krakkeln, Antritt- oder Hackreißer an eine Ecke herumzuſetzen, die aber recht hoch ſeyn müſſen.

Hierzu muß man auch Lock- oder Ruhrtauben aufziehen, die man aus ihren Höhlen nimmt, und beim Aufziehen recht zahm zu machen ſucht. Auch kann man im Fall der Noth ſolche zahme Tauben nehmen, die den wilden an Farbe gleich kommen. Von dieſen Tauben werden wenigſtens zwei in den Heerd geſetzt, und gegen die Zipfel angefeſſelt, damit ſie frei ſitzen, auch nicht leicht in die Garne reichen, und ſich darin verwickeln können. Zwei von den Locktauben kann man auf die zunächſt ſtehenden Bäume ſetzen, nachdem vorher daſelbſt ein Sitzbrett angebracht worden, daß die Taube frei darauf ſitzen und ſich umſehen kann. Es iſt auch nicht unrecht, wenn man die Wände etwas bedeckt, daß ſie nicht ſo gar frei liegen; denn ſie ſcheuen ſich doch Anfangs davor. Außerdem kann man bei gutem Wetter die Wände zwar frei, jedoch etliche Tage hinter einander liegen laſſen, daß wenn ſie gleich Betrug merken ſollten, ſie es doch endlich gewohnt werden müſſen. Das tägliche Futter, das man ihnen an Waizen, Hanf, Wicken, Erbſen und dergl. hinſtreut, reizt ſie dazu, beſonders wenn ſie ſehen, daß ſchon eine da ſitzt und frißt; wenn ſie aber auf die Baizen, Futter oder Quellen auffallen, ſo werden ſie alsdann gerückt.

Man bringt ſie auch vielfältig zum Heerde und Fange, wenn einer ſie auf dem Felde, wie auch in den Hölzern, doch ſehr gemächlich, aufjaget, und ſie herbei zu treiben ſucht. Denn wenn ſie von Ferne oft aufgereget werden, ſo kömmt ihnen der Hunger zu ſtark an, daß ſie dadurch genöthiget werden, auf die Baize zu fallen. Hierzu müſſen etliche Mann ſeyn, die zu treiben herumgehen; zwei bleiben bei dem Heerde.

Die Hütte muß auch eine ziemliche Ecke von den gerichteten Garnen, und recht wie ein lebendiger Buſch bekleidet ſeyn. Eben ſo nöthig iſt es auch, daß die Wände mit Anſchnellſtöcken und Schnellern eingerichtet ſind, welche ſie leicht abziehen, daß alſo dieſelben ſchnell und hurtiger, als mit dem Rücken, die Wände hinauffahren. — Es iſt dieſes ein rechtes Vergnügen, darf aber nicht alle Tage in der Woche geſchehen, ſondern man muß ſie auch wieder in Ruhe laſſen, damit ſie gern wieder auffallen. Die Zeit dieſes Fanges geht ſchon in der Erndte an, ſobald die jungen Tauben ausgeflogen ſind, und dauert bis nach der Erndte, da ſie denn ohnehin auch bald weggehen. — Es iſt zwar viele Mühe bei dieſem Taubenheerde; indeſſen kann ſie auch in einem oder zwei Rücken, wenn ſie gut ſind, wohl bezahlt werden. — Auch vor ihren Höhlen kann man ſie fangen mit einem Garnſack oder mit Leimruthen.

Ihr Nutzen iſt, daß ſie ein weit mürberes und ſchmackhafteres Fleiſch, als die zahmen Tauben, haben; nachtheilig ſind ſie dem Getraide da, wo ſie häufig ſind. — Nützen ſollen ſie noch, daß ſie auch ſchädliche Gewürme und Inſekten fräßen; allein ſie ſind ihrer Natur ganz zuwider, und ſie rühren ſie nicht an.

Als Abänderungen von ihr beſtimmt man 1) die Felstaube (Columba ſaxatilis), und 2) die Bergtaube (Columba livia); beide gehören aber zu der wilden Race der gemeinen Taube.

Holztaration, Fr. Tarif, Taxe de bois. Außer der nöthigen Wiſſenſchaft eines Forſtmanns, ganze Reviere oder Waldungen abzuſchätzen (ſ. Forſttaxation), muß er auch vorzüglich verſtehen, einzelne Bäume und Stämme zu taxiren, um ſowohl den Forſtertrag möglichſt hoch zu bringen, als auch den Käufer vor Betrug zu ſichern. Es iſt weder für Käufer noch Verkäufer ſicher, wenn nach der Gewohnheit vieler Förſter ganze Bäume nach dem Augenmaaße taxiret werden; ja auch dieſes iſt noch nicht ſicher, wenn man ſie nach der Spanne verkauft. Um alſo weder den Waldeigenthümer noch den Käufer zu beeinträchtigen, ſo muß der körperliche Gehalt jedes einzelnen Stammes, oder auch jedes einzelnen Stücks Nutz- oder Werkholzes richtig ausgemit-

telt, nämlich nach dem Cubikmaaß erforscht, und darnach beſtimmt werden; man ſehe unter Cubikrechnung.

Im Allgemeinen richtet ſich der wirkliche Preis des Holzes, als Waare betrachtet, auf Märkten allerdings nach der kleinern oder größeren Menge des vorhandenen Holzes, der Größe der nöthigen Conſumtion, der Nachfrage, der innerlichen Güte des Holzes, dem bequemen Transport, der Jahreszeit, der Witterung, dem Zuſammenfluſſe der Käufer und Verkäufer u. ſ. w. Alle dieſe Umſtände, die an dieſem oder jenem Orte zu verſchiedenen Zeiten obwalten, beſtimmen die Größe des Holzpreiſes. Indeſſen fordert es die Billigkeit, beſonders, wo die Reviere gehörig eingetheilt ſind, und Schlagweiſe abgetrieben werden, und wo auf der Stelle ſelbſt in den Schlägen die Hölzer verkauft werden, damit, wer von der nämlichen Gattung Holz doppelt ſo viel bekömmt, auch doppelt ſo viel bezahle, daß man daher die Preiſe ſowohl bei dem Brenn- als Bau- und Nutzholz nach dem Verhältniſſe der Quantitäten Holzes, und der Anzahl der Cubikfuße beſtimme.

Die Beſtimmung des Preiſes auf das genaueſte und aller Orten gleich, iſt nicht möglich, da ein jeder von ſelbſt leicht einſehen wird, daß allgemeine Holztaxen nicht wohl gemacht, noch feſtgeſetzt werden können. Wenn man dabei ſicher zu Werke gehen und der Sache weder zu viel noch zu wenig thun will; ſo müſſen alle dabei vorkommende Umſtände, deren bereits vorher gedacht worden, insbeſondere aber die Lage der Forſte, die Beſchaffenheit und der Zuſtand derſelben in Anſehung ſowohl des Holzbeſtandes überhaupt, als jeder Gattung beſonders; ferner die Nähe oder Weite der Anfuhr, und wenn man auch auf den auswärtigen Holzverkauf Rückſicht nimmt, der Preis der Nachbarn, in Betrachtung und Ueberlegung gezogen werden.

Wenn nun dieſes geſchiehet, ſo wird ſich bald äußern, was man bei dem Brennholz für einen Preis beſtimmen könne und müſſe. Der Preis nun, den man einer Klafter oder Malter Brennholz gegeben, iſt gleichſam der Maasſtab, nach welchem man den Werth aller übrigen Holzgattungen ausmeſſen und berechnen muß. Man muß demnach vor allen Dingen berechnen und ausmachen, wie viel Cubik-

ſchuh das in jedem Lande eingeführte Klafter- oder Maltermaaß wirklich an Holz in ſich halte. Weis man dieſes, ſo kann man leicht alle Bauſtämme, Blöche und andere Stücke von Werkhölzern, wenn derſelben körperlicher Inhalt bekannt iſt, in Klaftern reduziren.

Hat man, nach den vorkommenden Umſtänden, den Preis einer Klafter Holz feſtgeſetzt, ſo rechnet man alsdann aus, wie hoch nach ſolchem Preiſe ein Cubikſchuh Holz zu ſtehen kommt. Da aber auch eine Holzgattung immer beſſer und von größerm Werth iſt, als die andere, indem ſie geſunderes und wohlgewachſenes Holz erfordert, wie die Werkhölzer; ſo iſt es billig, daß man bei dieſen den Cubikſchuh Holz etwas höher im Preis ſetze. Dabei muß man aber auch darauf ſehen, ob das Holz nahe oder weit abgelegen und mit wenigern oder mehrern Koſten anzufahren ſey, da es billig iſt, daß demjenigen, der das Holz aus den entfernten Gegenden mit mehrern Unkoſten herbeiſchaffen muß, ſolches nicht höher zu ſtehen komme, als demjenigen, der es mit wenigern Unkoſten aus den nahen Gegenden herbeiholen laſſen kann.

Ausgeſuchte beſonders verlangte Holzgattungen, als Hammer- und Mühlwellen ꝛc. können noch höher, als anderes Werkholz angeſchlagen werden. Indeſſen kommen doch auch gewiſſe Holzgattungen vor, bei denen ſich niemals ein gewiſſes Maas, und folglich auch kein gewiſſer Preis beſtimmen läßt, ſondern wobei es lediglich auf die Geſchicklichkeit und pflichtmäßige Treue der Forſtbedienten ankommt. Dergleichen Holz ſind z. E. trockene und von Wurm geſtochene Eichen, ungleich groß und dick oder ungeſchickt gewachſenes Nutzholz u. ſ. w. Dergleichen Holz muß ein Forſtbedienter zu beurtheilen wiſſen, ob und wie viel und zu was für einem Gebrauch, noch taugliches Holz darin ſtecke, um es darnach taxiren zu können, wobei er gleichwohl, nach Beſchaffenheit der Umſtände, die vorgeſchriebene Taxe mit zum Grunde legen kann.

Was ſich alſo etwa im Allgemeinen über die Beſtimmung der Holztaxe einigermaßen feſtſetzen ließe, wäre das Verhältniß der Preiſe für eine gleiche Menge Cubikfuße

Brenn • Bau= und Nutzholzes. Wenn nach Vierenklee z. B. der Cubikfuß weiches Brennholz 3 Pfennige gilt, und der vom harten 4 Pf., ſo könnte nach ihm das Bauholz vom weichen 6 Pf. und vom harten 8 Pf. gelten. Wäre es Nutzholz, ſo glaubt er den Preis des Cubikfußes vom weichen 9 Pf. vom harten 11 Pf. bis 1 Groſchen zu 12 Pf. ſetzen zu dürfen. Weiches Blochholz aber wäre ſodann um 1 Gr., hartes 1 ⅓ Gr. zu verkaufen, wenn es in der Nähe aus den Waldungen geholt werden kann. Müßte man es aber weit herholen, ſo glaubt er daß es billig ſey, bei dem Werkholz ſowohl als Nutz• und Blochholz 1 bis 2 Pf. weniger für den Cubikfuß zu fordern. Dadurch verhielten ſich die Preiſe von einem Cubikfuß Brenn= Bau= Nutz= und Blochholz wie 1 : 2 : 3 : 4. Die Preiſe eines Cubikfußes weichen und harten Holzes aber wie 3 : 4.

Dividiret man den Preis einer Klafter Brennholz durch die Anzahl der Cubikfuße, welche auf dieſelbe gehen, ſo kennt man den Preis eines Cubikfußes Brennholz. Das Doppelte, Dreifache, Vierfache deſſelben, ſind die Preiſe eines Cubikfußes Bau= Nutz= und Blochholzes. Z. B. eine Klafter Holz von 6 Fuß Höhe, 6 Fuß Weite und 3 und einem halben Fuß Scheitlänge, enthält 126 Cubikfuß. Wegen der bald größern und bald kleinern Scheite, entſtehen aber bald mehrere bald wenigere Zwiſchenräume, für welche in einer Klafter 14 bis 18 Fuß abgehen, mithin zu einer Klafter bald 108, bald 110, auch wohl 112 Cubikfuß Holz genommen werden. Um aber etwas gewiſſes zu beſtimmen, wie viel Cubikfuß Holz zu einer Klafter von 3 und einem halben Fuß Scheitlänge gehören, ſo kann man das Mittel zwiſchen 108 und 112 nehmen, und die Summe 110 zum Grunde ſetzen, ſo daß als Norm feſtgeſetzet wird: eine Klafter von 3 und einem halben Fuß Scheitlänge enthält 110 Cubikfuß Holz.

Wenn man nach Herrn Oettelt die Klafter weiches Holz zu 1 Rthlr. 12 Gr. und eine Klafter hartes Holz zu 2 Thlr. annimmt, und eine angenommene Klafter von 3 und einen halben Fuß Scheitlänge 110 Cubikfuß Holz enthält; ſo folgt, daß ein Cubikfuß weiches Holz 4 Pf. und ein Cubikfuß hartes Holz 5 und einen viertel Pfennig gelte.

Oder die Klafter Scheite wird in einer Gegend für 3 Rthlr. verkauft, da denn der Cubikfuß auf 8 Pf. kömmt. Dasjenige nun, was der Cubikfuß Holz in einer Klafter gilt, ſetzt man bei der Taxe der Werkhölzer nach obiger Anleitung zum Grunde.

Würde man Holz blos zur Feuerung bedürfen, und dieſes der einzige Nutzen ſeyn, den uns die Wälder leiſten, ſo würde man die Holzpreiſe nach dem Maaße, als die verſchiedenen Holzarten dazu dienen, beſtimmen müſſen. Z. B. einige halten dafür, daß man mit 14 und einer halben Klafter Buchen- oder Eichenholz eben ſo viel Wärme in den Zimmern zuwege bringen könne, als mit 17 Klaftern Fichtenholze. Dieſem zu Folge müßte der Preis vom erſtern zum Preis vom letztern ſich wie 17 : 14 und ein halb verhalten, wenn man nur auf die Feuerung Rückſicht nehmen wollte. Allein, da man die Dinge gemeiniglich nach dem Nutzen ſchätzt, den ſie uns gewähren, und man auch Bauholz, Holz zu Geräthſchaften für Bötticher, Wagner, Schreiner, Drechsler, Kohlholz für Feuerarbeiter, beim Hüttenweſen, Holz beim Bergbaue, Waſſerbaue, zu Maſchinen ꝛc. braucht; ſo kann daher bei dem Preiſe verſchiedener Holzarten auf die Feuerung allein nicht geſehen werden.

Holztechnologie. Iſt die einem Forſtmann nöthige Kenntniß, nach welcher er weiß, wie die verſchiedenen Holzarten ſeines Forſtes ſowohl zum ökonomiſchen als techniſchen, ingleichen merkantiliſchen und officinellen Gebrauch angewendet werden, um hiernach zu beurtheilen, wie er jedes Stück Holz gegen höchſtmöglichen Preis auf- und ausarbeiten laſſen kann. Unter jeder Holzgattung wird das nöthige hievon geſagt; ſ. auch Forſttechnologie.

Holztrift. Heißt in Baiern die Anſtalt auf dem Waſſer Holz zu flößen, oder die Adaptirung des Fluſſes zum Flößen, daher man ſagt: man hat auf dem oder jenem Fluß eine Holztrift angelegt.

Holztriften. Werden in Königsberg in Preußen die Flöſſe genannt, welche aus Litthauen und dem Innern des Landes allda ankommen, und ſowohl Schiff- und Stab- als Bau- und Brennholz liefern.

Holzung. ſ. Hölzer.

Holzverkauf. Fr. Vente de bois. Iſt die eigentliche Forſthaudlung, nach welcher der Forſtwirth alle ſowohl rohe, als ganz oder zum Theil zubereitete Holzwaaren gegen baares Geld umſetzt und abliefert, und, wo das auf dem Platze nicht geſchehen kann, zum Verkauf aufbewahret. Da man aber nichts verkaufen kann, wovon man nicht ſicher weiß, daß man es beſitzt, und nichts, was ſich mit Vortheil abſetzen läßt, liegen laſſen ſoll, auch keine ſichern Maasregeln zu Erlangung des möglichgrößten reinen Ertrags zu nehmen fähig iſt, wenn man nicht beſtimmt angeben kann, was man für eine und dieſelbe Sache ſelbſt ausgegeben und wieder eingenommen habe, ſo folgt, daß man auch Vorrath und Abſatz, Ausgaben und Einnahmen genaueſt wiſſen muß.

Hierzu gehöret daher, daß der Forſtwirth das bei jedem Abtriebe erhaltene, und zu mancherlei Gebrauch bereitete Holz, oder deſſen Theile, welches den Vorrath ausmacht, eben ſo genau aufzeichnen muß, als das beſtellte, verkaufte, oder unentgeldlich abgegebene Holz, welches den Abſatz ausmacht. Zur leichten Ueberſicht des Vorraths und Abſatzes muß der Förſter alle Artickel des einen und andern in eine gehörig in Rubriken geordnete Tabelle bringen. Dieſe Tabelle enthält den Grund zur eigentlichen Forſtrechnung, und aus dieſer Urſache iſt deren alljährliche Verfertigung dem Ordnung und Richtigkeit liebenden Förſter ſehr zu empfehlen, zumal als man hierdurch, nach geendetem erſten Umtriebe, in Stand geſetzt wird, den jährlichen Abſatz im Durchſchnitte mit vieler Genauigkeit anzugeben.

Diejenigen Hölzer und Waaren, welche keine Beſtellung erhalten haben, müſſen bis zum Verkaufe an einem ſichern, ihrer guten Beſchaffenheit unſchädlichen und zur Verſendung bequemen Orte, und daß man ſie leicht finden kann, auch ordentlich, je nach der Verſchiedenheit ihrer Gattungen, aufbewahret werden.

Kann das Holz nicht zur Stelle abgeſetzet werden, ſo muß der Forſtwirth auf auswärtigen Verkauf denken und die Holzwaaren verſenden. Dieſes muß aber mit den möglich geringſten Koſten geſchehen, und alles ſorgfältig vermieden werden, was die Verſendung erſchweren könne. Aus dieſem Grunde muß der Förſter alles Holz, welches

ſeiner Beſtimmung nach nicht ganz bleiben darf, in ſo fern die Stämme oder Klötze ſehr ſchwer, die Wege weit entfernt oder ſchlecht ſind, im Walde ſelbſt trennen, und aus dem Groben verarbeiten laſſen, damit es leichter von einem Orte in den andern zu bringen iſt. Die Verſendung geſchieht entweder zu Lande, auf Karren, Wagen ꝛc. zuweilen muß es auch erſt von ſteilen Bergen im Winter auf Rieſen und Winterbahnen, im Sommer auf Schmierwegen auf die Ebene geſchafft werden; oder zu Waſſer auf Fahrzeugen und durchs Flößen.

Oben erwähntes tabellariſches Verzeichniß des Vorraths und Abſatzes, oder das Naturalienbuch, iſt unter ſolchen Umſtänden dem Forſtwirthe durchaus nöthig, und es dient ihm dazu, daß er zu jeder Zeit wiſſen kann, was er von jeder Gattung Holzwaare vorräthig habe. Da es ihm aber auch daran liegt, daß er den Zuſtand der Caſſe zu jeder Zeit leicht einſehen könne, ſo wird noch ein genaues Verzeichniß aller Ausgaben und Einnahmen, oder ein Geld- oder Caſſabuch erfordert. Da nun in dieſem Buche alle Poſten nach der Zeitfolge eingetragen werden, und alſo die auf eine Perſon Bezug habenden Poſten öfters durch das ganze Buch zerſtreuet ſind, ſo muß ſich der Förſter, um des mühſamen Nachſuchens überhoben zu ſeyn, noch ein drittes Buch, das Hauptbuch halten.

In vielen Ländern jedoch liegt die Einnahme und Verrechnung dem Forſtbedienten nicht ob, weil hiezu beſondere Rechnungsführer angeſtellt, oder auch die Forſtrechnungen jeden Amtes oder Bezirkes den gewöhnlichen Rechnungsbeamten mit übertragen ſind, mithin fällt in Anſehung der Forſtbedienten das Hauptbuch weg; jedoch das Geldbuch ſollte er dennoch halten, nicht nur um den Ertrag ſeines Forſtes genau zu wiſſen, ſondern damit auch ſeine Rechnung des Rechnungsführers ſeiner, welcher die Forſtcaſſe führet, zur Kontrolle dienen kann.

Holzweſpe, lat. Sirex Gigas, Linn. Fr. Guêpe des bois; auch genannt: große Holzweſpe; große Schwanzweſpe; Rieſenweſpe. Gehört unter die ſchädlichen Waldinſekten, und gleicht an Geſtalt und Größe der Horniſſe. Sie iſt oft 1 und einen halben Zoll lang; der Kopf, die haarige Bruſt und die 3, 4, 5, 6 Bauchringe ſind ſchwarz,

hinter den Augen ſteht ein großer gelber Fleck. Die Fühlhörner ſind gelb und die zwei erſten und drei letztern Bauchringe rothgelb. Am Ende des Hinterleibes befindet ſich eine hervorſtehende Spitze, die beim Männchen ſchwarz, beim Weibchen aber rothgelb iſt. Letzteres hat auch noch einen ſchwarzbraunen Bohrſtachel, der ſo lang als der Bauch iſt, und wodurch das Inſekt am kenntlichſten wird. Er fängt ohngefähr in der Mitte unter dem Bauche an, und liegt dicht an demſelben in zwei Futteralen. Dieſe ſind mit der halben Länge am Bauche befeſtiget, haben an ihrem Anfange einen dicken Knopf, und da, wo ſie frei werden, an der Außenſeite eine Spitze. Der in der Hölung ſich befindende Stachel iſt mit Spitzen beſetzt, die ihn zu einer Säge machen, und ein Gelenke im Kopfe macht ihn beweglich. Die ſpindelförmige Spitze am Schwanze iſt hohl, und dient zum Kanale, durch welchen die Eier in die durch den Stachel gemachte Oeffnung gelegt werden. Die häutigen Flügel dieſes Inſekts ſind durchſichtig und bräunlichgelb; die Hüften ſchwarz und die übrigen Füße rothgelb.

Dieſes Inſekt hält ſich blos allein in Schwarzwäldern und am liebſten in ſolchen auf, die mit Fichten beſetzt ſind. Hier macht es mit ſeinem Bohrſtachel in anbrüchige Bäume, alte modrige Strünke, Blöche, u. d. gl. kleine Löcher und legt ſeine Eier hinein; dieſe werden zu einer blaßokergelben, 2 Zoll langen und runden dicken Larve, die ſich vom faulen und tauben Holze nährt, ſich Gänge in daſſelbe einfrißt, dann zu einer, in ein weißliches Gewebe eingehüllten Puppe wird, und zuletzt ausfliegt, welches gewöhnlich in den wärmſten Monaten, dem Julius und Auguſt geſchieht. Niemals hat man die Larve in einem friſchen Stamme gefunden, allemal war er an einer Stelle, wo die Larve ſaß, angehauen oder verwundet, und vom Wind und Wetter modrig geworden, und wenn auch die Inſekten noch ſo häufig waren. Es kömmt mir daher die Behauptung ganz ungegründet vor, wodurch die Larven dieſer Inſekten der Wurmtrockniß der Fichtenwälder beſchuldiget werden. Da ſie aber doch auch noch ſtehende Bäume, die eine kleine Beſchädigung haben, und nicht blos faule Tannen, Fichten und Kiefern anfreſſen, ſo hat der Jäger auf ſie zu achten und alle zu tödten, die ihm in Wäldern aufſtoßen. Es iſt

dies auch nicht ſchwer, da ſie immer an den Stämmen ſtille ſitzen, und ſich leicht hinterſchleichen laſſen.

Noch ungegründeter aber als dieſe Beſchuldigung iſt jene, wo ſie die Urſache der unter dem Rothwild und auch unter dem Hornvieh wie eine Peſt wirkenden Knotenkrankheit (fliegendes Feuer, fliegender Brand) ſeyn ſollen. Dieſe Krankheit wüthet allezeit im Auguſt, und um dieſe Jahreszeit wird die große Holzwespe auch am häufigſten im Walde gefunden, allein ſie ſetzt ſich nie weder ans Vieh noch ans Wild, vielweniger verwundet ſie daſſelbe mit ihrem Gebiß oder Stachel, die dazu auch gar nicht beſtimmt ſind. Auch enthält ihr Körper keine ſolche Säfte, durch welche, wenn ſie Thiere unverſehens zerquetſchten, tödtliche Beulen entſtünden. Denn dieſe Krankheit beſteht aus großen Knoten oder Beulen an verſchiedenen Theilen des Leibes, die eine gelbe Feuchtigkeit enthalten, und von welchen das Hornvieh oder Wildpret, wenn ſie nahe am Kopfe ſind, in 8 bis 12 Stunden, und wenn ſie weiter davon ſind in 24 bis 36 Stunden ſtirbt. Im Auguſt des Jahres 1787 gab es eine ſehr große Menge dieſer Inſekten im Thüringer Walde, und dennoch hörte man weder von der Knotenkrankheit des Rindviehes noch des Wildprets.

Holzwurm, ſ. Holzkäfer.

Holzzucht, ſ. Holzkultur.

Hopfenhornbaum, lat. Carpinus oſtrya, Fr. le Bois dur, Engl. the Iron-Wood, Hop-Hornbeam; auch genannt; Hopfenhainbuche. Iſt ein Baumholz der erſten Größe, und eine Art von Hornbaum, deſſen Vaterland eigentlich Nordamerika iſt, wo er unter dem kalten Himmelsſtrich ziemlich ſchnell und zu einer Höhe von 50 bis 60 Fuß, und einer Stärke von 2 Fuß und drüber im Durchſchnitt erwächſt.

Die Stammrinde iſt aſchgrau; das Holz feſt und ſchwer, die Blätter ſind eiförmig zugeſpitzt, dunkelgrün, am Rande fein gezahnt, und um ein merkliches größer als bei dem deutſchen Hornbaum. Männliche und weibliche Blüthen ſitzen von einander unterſchieden auf einem Baume. Erfahrungen beſtätigen, daß der Saame in Deutſchland ſeine Reife erlangt, und dieſe Holzart ſonach unter die nationaliſirten zu rechnen iſt. Der Saame, welcher im Sep-

tember ſeine Reife erlangt, ſitzt in kleinen aufgeblaſenen Beuteln, wovon mehrere beiſammen ſtehen, und das Anſehen eines Hopfenkopfes haben.

Er liebt einen fetten mehr feuchten als zu trocknen Boden an der Abendſeite der Berge, und an den Ufern der Bäche und Flüſſe. Kultur und Benutzung hat er mit unſerm Hornbaum gemein, vor letzterm aber dieſes voraus, daß ſein Holz eben ſo gut und ſein Wuchs anſehnlicher und ſchneller iſt; und vor dem in Italien wachſenden Hopfenhornbaum, daß er eine kältere und rauhere Himmelsgegend liebt, und daher zum Anbau in Deutſchland geſchickter iſt als dieſer.

Hopfenſtangen, Fr. Echalas, Perche de houblon. Sind lange ſchwache Stangen, welche gemeiniglich nach Schocken verkaufet, und zu Hopfenkeimen geſtecket werden, damit der Hopfen daran hinauf laufen könne. Wenn ſie nicht zum Schaden der Waldungen abgegeben werden ſollen, müſſen ſie blos aus jungen Dickichten der Fichtenwälder ausgehauen werden.

Horbel, ſ. Waſſerhuhn.

Hörlitzenbaum, ſ. Kornelkirſchenbaum.

Hornbaum, Lat. Carpinus Betulus, Linn. Fr. le Charme commun, Engl. the common Hornbeam; auch genannt: Hainbuche, Weißbuche, Steinbuche, Zwergbuche, Heckebuche, Hagebuche, Haubuche, Hachenbuche, Zaunbuche, Rollholz, Flegelholz, Hartholz, Rauchbuche, Hornrauchbuche, Wittbücke. Iſt ſommergrünes Laubholz, und gehört unter die Baumhölzer der erſten Größe. Vom Hornbaum iſt außer den fremden Arten (ſ. Hopfenhornbaum) nur dieſe einzige bekannt, welche langſam wächſt, zu einem ſtarken, ſelten runden Stamm von vorzüglicher Härte und Nutzbarkeit und in 140 Jahren ſeine gehörige Vollkommenheit im Wachsthume erreicht. Die Wurzel iſt ſtark, äſtig, geht 3 Fuß in die Tiefe und 6 Fuß in die Weite; die Rinde iſt grau und glatt; das Holz weiß, ſehr hart und zähe; die Blätter ſind 3 Zoll lang und 1 und ein halb Zoll breit, eirund zugeſpitzt, am Rande ſehr ſcharf und ſpitzig gezahnt, mit ſtarken Rippen und Falten, auch unterwärts glätter und hellgrüner als oben. Im Herbſt wer-

den ſie gelb und dürre, und bleiben zuweilen bis zum Ausbruch des kommenden Laubes im Mai hängen.

Männliche und weibliche Blüten kommen zu Anfang des Frühlings auf einem Stamme hervor, jedoch jede in beſondern Käzchen oder Blumenzapfen, welche ſich unter einander befruchten, ohne daß ein anderer Baum dazu erforderlich ſeyn ſollte. Die männliche Blüthe ſteht in langen walzenförmigen gemeinſchaftlichen Blumenzapfen beiſammen, welche aus den Blätterknoſpen hervorbrechen, und lockere Schuppen haben. Unter einer jeden Schuppe iſt eine Blüthe mit 10 bis 16 kurzen Staubfäden befindlich. Die weibliche Blume bildet ein viel kleineres Käzchen mit Schuppen; eine jede Schuppe bedeckt eine Blume, die ein einziges Blättchen mit ſechs Einſchnitten hat. Das weibliche Käzchen wird nach der Befruchtung größer, und liefert bei der Reife im Oktober auf dem Grunde einer jeglichen den Blättern ähnlich gewordenen verlängerten Schuppe, eine ovale, eckigte, gerippte, kleine Steinnuß mit einem weißlichen wohlſchmeckenden Kern.

Der harte holzige Saame iſt mit dem abfallenden Laube ſo vollkommen zeitig, daß er häufig mit ſeinen ganzen traubigen Büſcheln im Oktober abfällt, zu welcher Zeit er auch geſäet werden muß, wo er dann nach 18 Monaten im Mai aufgeht. In einem Alter von 20 Jahren ſäet ſich der Hornbaum von ſelbſt ſchon ſehr häufig aus. Der im Winter über aufbewahrte Saame verdirbt gern, wenn er nicht im Herbſte wohl abgetrocknet, gereiniget und in feuchtem Sand bis zum Frühling aufbewahret worden iſt. Der Boden wird vor der Ausſaat recht feſte getreten, der Saame hierauf in die Rinne gelegt, und mit einem halben Zoll Erde bedeckt, geht aber erſt im andern oder dritten Jahre auf. Die jungen Pflanzen werden beim Aufgehen, und nachher immer friſch erhalten, und man verſchafft ihnen Schatten gegen die brennenden Sonnenſtrahlen.

Der Hornbaum nimmt ſowohl mit freiem als auch mit ſchattigem Stand und mit allerlei Boden vorlieb, wenn eine Schicht Dammerde darauf befindlich, und die Lage nicht hoch und trocken iſt. Doch iſt ſein Wachsthum in einem beſtändig naſſen, oder ganz feſten und zähen Boden ſehr ſchlecht. In einem leichten, mäßig feuchten, ſchattigen

Orte, wird er zu einem anſehnlichen Standbaume, wobei er jedoch, des geraden hohen Schaftes wegen, in dickem Holze ſtehen muß.

Die jungen Saamenpflanzen zeigen ihre erſten Saamenblätter, faſt wie die vom Apfelbaume. Wenn ſie eines Fingers lang ſind, werden ſie im Herbſte ausgehoben und am beſten gleich dahin verpflanzt, wo ſie immer bleiben ſollen. Die Weite, in welche ſie gepflanzt werden ſollen, muß durch die Abſicht beſtimmt werden, ob man den Hornbaum zu Baumholz, zu Schlagholz, zu Kopfholz, oder zu Hecken erziehen will. Im erſten Falle ſind 4 Fuß, im andern 6 Fuß, im dritten 16, und im vierten 1 und ein halber Fuß zu wählen. Beim Stammholze iſt es um ſo nothwendiger, daß die jungen Saamenlohden etwas dicke zuſammen und in tiefem Holzgrunde ſtehen müſſen, wenn ſie hohe und gerade Stämme geben und nicht ſtruppig und knorrig wachſen ſollen.

Unter allen einheimiſchen Holzarten iſt es zum Brennen das härteſte und beſte, insbeſondere von alten ausgerodeten Stämmen und Wurzeln; es giebt die ſchönſten Kohlen, welche die ſtärkſte Hitze am längſten halten, auch gute Aſche. Das ſchwere, ſpaltige Nutzholz iſt ſehr weiß, hart, feſt und zähe, und die Zimmerleute ſuchen es, um es im trocknen zu verarbeiten, nur im Wetter und in der Erde iſt ſeine Dauer nicht ſonderlich. Desgleichen verbrauchen es die Müller, Stellmacher, Tiſchler, zum Mühlen- und Maſchinenbau, zu Schrauben und Preſſen bei einigen Manufakturen, ſtatt des Apfel- Birn- und Pflaumenbaumholzes zu allerhand feſtem und dauerhaftem Handwerkszeuge, zu Dielen, Fußböden, Tafelwerk, Tiſchen, Walzen, Rollen, Oelſtampfen, Geſtellen, Gerüſten, Lavetten, Schlägeln, Keilen, Kammrädern, Schaufeln, Flachsbrechen, Dreſchflegeln, Deichſeln, Hebeln, Sätteln, Kummeten, Eimern, Ständern, Kübeln. Der Kern reifer geſunder Stämme, beſonders von deren Ende, das ſchön braun geſtreift zu ſeyn pflegt, kömmt an Härte und in der Art der Bearbeitung dem Ebenholze gleich. Die Rinde könnte vielleicht in der Färberei benutzt werden.

Als 30jähriges Schlagholz iſt es eine der nützlichſten Holzarten; denn ſie treiben, nach Art der Birke, ungemein

häufige Stammlohden, die ſehr ſchnell aufwachſen, und binnen gedachter Zeit ſehr ſtarke Stangen zu Brenn- und Kohlholz aufſetzen. Die Kopfſtämme liefern alle 15 bis 16 Jahre gute ſtarke Knüppel und Reisholz.

Hörnereule, oder Horneule, ſ. unter Ohreule.

Hörnermeiſe, ſ. Haubenmeiſe.

Hornfeſſel, Fr. Enguichure. Beſtehet aus einem doppelten langen Riemen, mehrentheils von ſchwarzem Corduan, welcher öfters mit ſilbernen Buckeln oder Treſſen beſetzt iſt, und woran die Jäger ihre Hiefhörner tragen.

Hornung, ſ. Februar.

Hörſeleichen, Horſeeichen. Werden die junge Eichen genannt, welche wie junges Buſchholz erwachſen; ſ. Eiche.

Horſt, Fr. Aire. Heißt bei allen Raubvögeln das Neſt, worin ſie brüten.

Hortulan, ſ. Fettammer.

Hubertus Feſt, Fr. la Fête de St. Hubert. Iſt ein Feſt, welches dem heiligen Hubertus zu Ehren, weil er der Erfinder der Parforcejagd ſeyn ſoll, an allen Orten in Europa, wo man dieſe Jagd hält, allemal den dritten November mit großen Solennitäten gefeiert wird. Von dieſem Hubertus ſehe man unter Jagdgötter.

An verſchiedenen Höfen wurde dieſes Feſt auf folgende Art gefeiert. Nachdem alle zur Jagdequipage gehörige Jäger und Bediente neue Uniform erhalten haben, und den Pferden die beſten Zeuge aufgeleget worden, verſammelt ſich die ganze Hofſtatt bei dem Jagdhaus, die Beſuchknechte, welche vorher einen guten Hirſch beſtätiget, finden ſich ein und bringen Rapport, wo derſelbe ſtehet. Während deſſen ſind die Officianten von der Küche, Conditor- und Kellerei ohnweit dem Orte, wo der Hirſch angejaget, und Zuſammenkunft gehalten werden ſoll, voraus geſchickt, und wenn daſelbſt kein beſonderes Luſt- und Jagdhäusgen iſt, werden Zelter aufgeſchlagen, und auf den darin befindlichen Tafeln die Erfriſchungen aufgeſetzet. Sodann geht aus dem Jagdhauſe der Zug folgendergeſtalt.

Zuerſt kommen im erſten Gliede deutſche Jäger mit vorne im Sattel vor ſich liegenden Kugelbüchſen, nebſt an ſich habenden Hirſchfängern und Hornfeſſeln, und dieſe führen den Zug. Dieſen folgen die Hand- und Beipferde

derer vom niedrigſten Range voran, alsdann die andern derer vom erſten Range.

Hernach kommen die Pferde für die Piquirs, hinter welchen der Sattelknecht und Jagdſchmid zu Pferde folgen, Sodann kommen die herrſchaftlichen Hand- und Beipferde, welche von den Stallmeiſtern und Bereitern aufgeführet werden. Hierauf folgen die Piquirs und Beſuchknechte zu Pferde, nebſt der bei ſich habenden Meute Hunde, und die Burſche, welche zu den Hunden gehören, nebenher zu Fuß.

Der Chef der Jäger oder Commandant ſchließet und reitet ſonach vor dem Herrn her. Hierauf reitet oder fährt der Herr ſelbſt, von den hohen Jagdbedienten, Miniſtern, Cavalieren, Jagdjunkern, Jagdpagen, Leibjägern und Leibſchützen begleitet. Nach dieſen folgen die Jagdchaiſen mit den Damen, hinter welchen eine Suite von Hofbedienten beſchließet.

Auf dieſe Art geht der Zug fort bis an den Ort der Zuſammenkunft, woſelbſt mit dem Frühſtück, ſowohl die Herrſchaften, als ſämmtliche Suite, ſich erfriſchen. Nach dem Frühſtück wird nach dem Hirſch hingezogen und gejaget. Nach vollendeter Jagd gehen ſie zurück nach Hauſe, woſelbſt ſodann offene Tafel gehalten, und die Jäger dabei wohl traktiret werden. Bisweilen müſſen dabei auch die Jäger mit den Parforce-Hörnern die Geſundheiten blaſen.

Den andern Tag wird ein Klopf- oder Treibejagen gehalten; den dritten Tag Galla oder Aſſemblee bei Hofe; den vierten Tag eine Sauhatze oder ſonſten ein deutſches Jagen; den fünften eine dem Herrn beliebige Luſtbarkeit; den ſechſten ein Klopfjagen; der ſiebente, oder an welchem der Sonntag einfällt, iſt ein Ruhetag; der achte Tag wird mit einer Parforcejagd, und alſo auch die ganze Jagd in dieſem Jahre beſchloſſen. Wurde auch an manchen Höfen dieſes Hubertusfeſt nicht auf die angezeigte Art acht Tage gefeiert, ſo geſchahe es dennoch, daß an allen, wo eine Parforcejagd oder Equipage war, der Hubertustag feierlich begangen wurde.

Hüfthörner, ſ. Hiefhörner.

Huhn, Fr. Poule. Wird das Weibchen von dem Federwildpret genannt, welches einen Hahn zum Männchen

hat, wie bei dem Auer- und Birkwildpret, Faſanen, Haſel- und Feldhühnern, bei den Vögeln aber heißt das Weibchen eine Sicke oder Duſel.

Hühner, ſ. Huhn.

Hühnerbaize. Iſt die Jagd, wenn die Falkonierer die Hühner mit ihren abgetragenen Vögeln fangen; ſiehe Falkenjagd.

Hühnerfalke, ſ. Halbweihe.

Hühnerfänger, Tonnelleur. Iſt ein kleiner Weidewerksjäger, dergleichen unter dieſem Namen an manchen Höfen gehalten, auch wohl auf dem Lande angeſtellet werden, um die Hühner auf andern Revieren zu fangen.

Hühnergeſchrei, Hühnerruf, Fr. Caquet. Iſt der Laut, welchen die Hühnerfänger nachahmen, um die Hühner herbei zu locken. Hierzu nehmen ſie die Hälfte von einer welſchen Nußſchaale, machen ſolche inwendig recht reine, überziehen ſie mit Rinds- oder Schweinsblaſe, ſtechen ein Pferdehaar durch, machen den Daumen oder Zeigefinger naß, nehmen das Pferdehaar dazwiſchen, ſtreichen ſatzweiſe daran herunter, ſo giebt es einen ordentlichen Laut, wie die Feldhühner rufen oder ſchreien; dieſen Laut kann man faſt eben ſo gut auf einer meſſingenen Vogelpfeife machen.

Hühnergeier, ſ. Gabelweihe.

Hühnerhund, Fr. Chien couchant, Epagneule; auch genannt: vorſtehender Hund, Bodenhund, Wachtelhund. Von dieſer Art Jagdhunde giebt es verſchiedene Racen, welche ſich in Abſicht auf das äußere, vorzüglich durch Farbe und Haar, durch Körperbau und Suche unterſcheiden. Es giebt bekanntlich einfärbige und gefleckte Racen. Die erſten ſind entweder weiß, ſchwarz oder braun. Die andern haben entweder nur hin und wieder einzelne große Flecken, oder ſie ſind braun, auch wohl ſchwarz getiegert, oder ſie nähern ſich mehr den einfärbigen Racen, und haben hiernach, wenn ſie braun oder ſchwarz ſind, braune oder ſchwarze Abzeichen am Kopf und Behäng. Die einfärbigen Racen werden als reine unverfälſchte Racen den gefleckten vorgezogen. Unter den einfärbigen pflegt man wieder den ſchwarzen, und nächſt dieſem den braunen, in Abſicht auf Ausdauer und Lebhaftigkeit, vor den weißen Hühnerhundracen, die man gemeinhin für weichlich und feige

hält, den Vorzug zu geben, dagegen man an den leztern wieder den ihnen vorzugsweiſe eigenen Gehorſam und ihr gutes, die Dreſſur erleichterndes Humeur, zu rühmen pflegt. In Abſicht auf das Haar hält man insgemein dafür, daß die flock- oder ſtockhaarigen, und unter dieſen vorzüglich die langhaarigen Hühnerhunde, härter und herzhafter als die glatten oder ſchlichten ſind, und daß die erſten beſonders mehr und anhaltender im Waſſer, Schilf und Rohr arbeiten, aber auch ebenfalls mehr Mühe und Arbeit bei der Dreſſur verurſachen, ſich gern dem Jäger zu widerſetzen und ſich widerſpenſtig zu bezeugen pflegen.

Ein wohlgeſtalteter gut gebauter Hühnerhund muß aber folgendes Anſehen haben: Der Oberkopf muß ſtark, etwas länglich, die Stirn breit und wohl geebnet, das Auge lebhaft, rein und hell, vorliegend, von dunkelbrauner Farbe, die Naſe breit, beim Anfühlen nicht trocken, ſondern ſtets feucht, die Naſenlöcher groß und weit geöfnet, die Ohren (der Behang) breit und lang herabhängend ſeyn. Er muß weiter, beſonders die Mutterhündin, lang und breit vom Leibe, die Lenden dick, die Hüften feſt und fleiſchig, die Ruthe lang und von der Wurzel gegen das Ende ſpitzig zulaufend, der Knochenbau ſtark, aber nicht plump, die Bruſt breit; die Kniee müſſen gerade, die Füße dürre, nämlich die Knochen nicht fleiſchig, der Hautüberzug dünne und unter dieſer die Muskeln ſichtbar ſeyn. Die Suche gehört unter die angebohrnen Race-Eichenſchaften, obwohl ein guter Jäger eine ſchlechte Suche durch Dreſſur, wo nicht ganz, doch zum Theil zu verbeſſern im Stande iſt.

Die Dreſſur des Hühnerhundes zerfällt in zwei Abſchnitte, in die ſogenannte Stuben-Dreſſur und in die Feld-Dreſſur. Daß die erſte der letzten vorausgehen muß, und daß beide in genauer Verbindung mit einander ſtehen, iſt ſehr begreiflich. Die Schule nimmt aber auf folgende Weiſe ihren Anfang: Man lernt dem Hunde das Apportiren, ſobald er ſein gehöriges Alter dazu erreicht hat, welches, nachdem die Race iſt, gewöhnlich in einem Jahre erfolgt. Einige können früher dreſſirt werden als andere; auch kann gemeiniglich eine Hündin etwas früher als ein Hund dreſſirt werden.

Es giebt zwar auch immer Perſonen, welche einem jungen Hunde alles mit Spielen und Tändelei in der Jugend beibringen wollen, und die Parforcedreſſur für ganz und gar überflüßig halten. Allein dieß taugt ganz und gar nichts, weil man nachher, wenn die Arbeit mit Ernſt vorgenommen wird, deſto mehr Mühe und Arbeit davon hat, auch der Hund leicht tückiſch wird. Ueberhaupt ſind die Vortheile der Parforcedreſſur zu entſcheidend, als daß ſelbige, von erfahrnen Jägern wenigſtens, noch für unnöthig gehalten werden möchte.

Um das Apportiren ſelbſt zu lehren, macht man einen Apportirbock. Man nimmt etwas langes Stroh, drehet ſolches einigemal eine Spanne lang zuſammen, und giebt ſelbigem eine ſolche Dicke, daß es der Hund bequem ins Maul nehmen kann. Dann befeſtiget man an jedes Ende dieſes zuſammengedreheten Strohes — in welches man auch ein rundes 1 Zoll dickes Holz ſtecken kann — zwei Kreuzhölzer von etwa 6 Zoll Länge, ſo daß der Apportirbock dieſe Figur X—X erhält, und wenn man ihn hinwirft, er jedesmal von der Erde aufſtehet. Dann bewindet man ihn ganz mit Bindfaden, um ihm mehr Feſtigkeit zu geben, und ſo iſt er zum Gebrauch fertig.

Man nimmt alsdann den Hund zuerſt vor ſich, giebt ihm den Apportirbock ins Maul, und ruft ihm zu: faß! zugleich aber ergreift man mit der andern Hand das Maul, öfnet ſelbiges, und giebt ihm den Apportirbock ſo, daß er ſelbigen halten muß. Hat er ſolchen eine Weile gehalten: ſo nimmt man ihm denſelben ab, hält ihn nach einer kurzen Weile wieder vor, mit dem nämlichen Worte. Will er, wie es ſelten geſchieht, nicht faſſen, ſo macht man ihm das Maul wieder auf, giebt den Apportirbock hinein, und läßt ihn wieder ein Weilchen halten, nimmt ihn wieder ab, careſſirt den Hund und thut dabei freundlich (dieſes muß niemals vergeſſen werden, daß wenn auch der Hund geſtraft worden, er gleich wieder careſſirt wird); hiemit verfährt man ſo lange, bis der Hund von ſelbſt ihn aufnimmt. Thut er dieſes, ſo läßt man ihn ein wenig den Apportirbock tragen, ſpricht ihm freundlich zu: So recht! Apport! dann nimmt man ihm denſelben wieder ab, careſſirt wieder, und auf

dieſe Weiſe verfährt man ſo lange, bis er ihn die Zeit hindurch trägt, die man beſtimmt hatte.

Hierauf wirft man den Bock mit dem Zuruf: Apport! vor. Will er ihn von ſelbſt nicht aufnehmen, ſo drückt man ihm mit der einen Hand den Kopf nieder, und macht mit der andern Hand das Maul auf, damit er ihn faſſen muß. So verfährt man einigemal; will dieſes aber nicht helfen, ſo ſchnallt man ihm die Korallen ein. Denn bis hieher hat man die Arbeit mit einer bloßen Leine oder Linie (ſ. Dreſſirleine) vorgenommen, um damit mittelſt der Knoten beim Anziehen, und wenn man ſtrafen will, einen fühlbaren Eindruck zuwege zu bringen. Findet man aber, daß der Hund zu hart und die Leine für ihn zu ſchwach iſt, ſo greift man zu den eben erwähnten Korallen (dieß ſind kleine hölzerne Kugeln in der Größe einer welſchen Nuß, welche um die Rundung mit vier kleinen ſpitzigen Stacheln verſehen ſind. Durch dieſe Kugeln iſt ein Loch gebohrt, damit man ſie auf eine ſtarke Leine ſchnüren kann). Man läßt dem Hunde die Korallen etwas empfinden, aber nicht gleich zu hart; denn dieſes muß nach und nach geſchehen, ſonſt wird der Hund zu leicht furchtſam gemacht. Will dieſes aber nichts helfen, ſo faßt man mit der einen Hand unter, mit der andern aber über das Maul, drückt ihn ſo nieder, und faßt ſo mit aufgeſchobenem Maule den Apportirbock, wiederholet ſolches ſo oft, bis er ihn von ſelbſt faßt und aufnimmt. Thut der Hund dieß, ſo hat man ſchon gewonnen.

Iſt er nun ſo weit gebracht, daß er willig aufnimmt, ſo läßt man den Hund das Aufgenommene hinter ſich hertragen, jedoch im Anfange nicht zu lange, dann drehet man den Hund bald nach dieſer bald nach jener Seite, unter dem Zuruf: à droit, oder herum — man merke gleich Anfangs, daß man nur immer ein und daſſelbe Wort, nie bald eines bald das andere brauchen darf — ziehet ihn in die Höhe an ſich herauf, ſo daß er mit dem Rücken ſich anlehnt, die vordern Füße aber frei von ſeinem Herrn abhält, und nimmt ihm hierauf das Gebrachte ab. Macht der Hund dieſes alles recht gut, ſo nimmt man andere Sachen und läßt ſie apportiren, z. B. einen Handſchuh, ein Schnupftuch, ein Stück Holz, dann allmählich Eiſen oder Blei, einen Schlüſſel, Feuerſtahl, dann Geld, dann bald dieſes bald jenes,

und wenn er alles willig bringt, endlich Wildpret, und zwar zuerſt einen kleinen Vogel, dann eine Wachtel oder Schnepfe, dann einen ausgeſtopften oder wirklichen Haſen, und zulezt einen Raubvogel. Im Anfange wird der Hund ſich freilich weigern, dieſes alles nach und nach zu apportiren; allein deſto mehr muß man mit Güte und Strenge wechſelsweiſe ihn dazu gewöhnen. Ueberhaupt iſt die Grundlage von allem, daß man ſich dem Hunde verſtändlich zu machen und daß man zu rechter Zeit zu loben und zu ſtrafen verſtehe. Das lezte iſt gerade die Klippe, an der die mehreſten ſcheitern.

In der ganzen Zwiſchenzeit des Unterrichts muß der Hund beſtändig auf den Stall geſperret werden. Alle Tage wird die Uebung zweimal vorgenommen, und zwar in den Frühſtunden vor der Abfütterung, und in den Nachmittagsſtunden, und ſobald die Uebung geendiget, wird der Hund auf den Stall geſperrt. Die erſte Uebung dauert etwa 6 bis 8 Minuten, die zweite zwar etwas länger, doch nicht über 10 — 15 Minuten, damit der Hund nicht ungeduldig werde.

Die vorzüglichſte Sorgfalt muß auf das Appel oder auf die gute Folgſamkeit des Hundes beim Zurufen gerichtet ſeyn. Soll der Hund kommen, ſo ruft man ihn mit dem Worte: ici, oder hieher; kömmt er nicht, ſo ziehet man die Leine an, die er beſtändig beim Dreſſiren an ſich hat, läßt ihn die Korallen hart oder ſchwach empfinden, nachdem der Hund hartnäckig oder weich iſt.

Auch iſt zu merken, daß man mit dem Hunde, wenn man dreſſirt, allein ſeyn muß; denn wenn jemand zum Zuſehen dabei ſtehet, ſo will der Hund Schutz bei ihm ſuchen, und verliert die Aufmerkſamkeit. Auch muß man den Hund ſelbſt und ganz allein füttern, damit er Zutrauen gewinnt. Hat man nun dieſes alles befolgt, apportirt der Hund und befolgt alles genau, und leiſtet Gehorſam, ſo nimmt man ihn vor mit dem Haltmachen, und lehrt ihn ſich an die Erde zu drücken.

Man nimmt dazu einen ausgeſtopften Haſenbalg oder Schnupftuch und dergl. legt es auf die Erde, bringt den Hund herbei, drückt ihn an die Erde, ſo daß er das vorgeworfene oder vorgelegte Ding gerade im Auge, ohngefähr einen Schritt von ſich entfernt, vor ſich hat, und den Kopf auf beiden vorgeſtreckten Vorderfüßen ruhen läßt, die Hin-

terfüße aber unter ſich an den Leib ziehet. In dieſer lauernden Stellung erhält man den Hund eine Weile ganz ruhig, unter dem Zurufe: tout beau! alsdann ſpricht man ihm freundlich zu mit den gewöhnlichen Worten: So recht! und läßt ihn apportiren. Dieſes wiederholt man ſo lange, bis der Hund allein, ohne gehalten zu werden, ſich hinlegt. Thut er dieß, ſo läßt man ihn etwas länger davor liegen, geht um ihn herum mit dem Zuſpruche: So recht! tout beau! Hat er eine Weile davor gelegen, ſo läßt man ihn wieder apportiren, fährt ſo lange damit fort, bis er es gut macht und man eine Weile weggehen kann, und er doch liegen bleibt.

Alsdann legt man es 3 oder 4 Schritte weiter hin, faßt den Hund an und ziehet ihn etwas vorwärts, mit dem Zuſpruch: avance! Hiemit fährt man ſo lange fort, bis er die Bedeutung dieſes Wortes weis, und alles von ſelbſt macht. Dann wirft man es eine Strecke fort, als wenn er apportiren ſollte; indem aber der Hund hinläuft und apportiren will, ruft man ihm zu, ehe er ganz nahe kommt, tout beau! ſo daß er gleich auf das Wort niederliegt und lauert. Hierauf läßt man ihn avanciren und alsdann apportiren. Hiebei pflegen die Hunde, wenn man ihnen tout beau zuruft, ſich umzudrehen und nach ihrem Lehrer zu ſehen. Man muß aber dieſes ja nicht leiden, ſondern jedesmal den Hund wieder umdrehen und in die gehörige Stellung bringen, damit er hinſehe und auf das Vorgeworfene laure. — Bei dieſer Uebung werden dem Hunde die Korallen nicht eingeſchnallt, weil ſolche zu ſehr incommodiren würden.

Hierauf nimmt man das Verlohrne zu ſuchen vor. Man wirft ein Schnupftuch oder was man will unvermerkt hinter ſich, damit es der Hund nicht ſiehet. Dann ſpricht man dem Hunde freundlich zu: cherche! ſuch! und zeigt ihm das, was er ſuchen ſoll, und bringt ihn, wenn er es nicht findet, bei das, was er ſuchen ſoll; darauf läßt man es apportiren. Dieſes thut man ſo oft, bis er ſeine Sache recht macht und ſucht; alsdann wirft man auch wohl ein Stück Holz ins lange Gras oder Korn, wo ſolches verſteckt liegt, läßt den Hund dann ſo lange ſuchen, bis er es findet. Dieſes Suchen lernen hat den Nutzen, damit man das Geſchoſſene, wenn ſolches ins Korn, ins Gras oder in eine

Hecke fällt, vom Hunde gleich kann ſuchen und finden laſſen, und ein Hund muß es auf dieſe Weiſe lernen, weil es ſchwer hält, ihm ſelbiges auf der Jagd beizubringen.

Wenn der Hund auf dieſe Art par force dreſſirt iſt, und ſowohl apportiren als ſuchen regelmäßig erlernt hat, ſo iſt die ſogenannte Stubendreſſur geendiget, und nun fängt die Felddreſſur an. Man gehet nämlich mit demſelben ins freie Feld, hält ihn aber bei dem Hinausgehen kurz hinter ſich, ſo daß er dicht hinter ſeinem Herrn bleibt, und nicht hin und her kreuzt; doch muß man den Hund nicht an der Kuppel oder Linie hinter ſich her gehen laſſen und führen, es müßten denn beſondere Umſtände ſolches erfordern, weil der Hund ohne ſolchen Zwang willig Gehorſam zu leiſten ſich gewöhnen muß.

Man geht mit dem Hunde an einen Ort, wo man ihn ſtets unter den Augen hat, und muntert ihn alsdann mit dem freundlichen Zurufe: allons cherche! zum Suchen an. Der junge Hund pflegt ſelten im Anfange der Uebung ordentlich zu ſuchen, weil er noch nicht weiß, was er ſuchen ſoll; ſobald er aber erſt einigemal Gelegenheit gehabt hat, ein Wild aufzujagen, und fortlaufen zu ſehen, wird er deſto eilfertiger ſuchen. Doch muß man ſich wohl hiebei in Acht nehmen, daß man den Hund nicht zu hitzig macht, und wenn er gar zu ſehr und zu flatterhaft arbeitet, ſo muß man durch Zurufen ſeine Neigung mäßigen.

Man nehme ſich zu dem Ende nur Zeit, gehe täglich und unermüdet mit dem Hunde hinaus, vorzüglich an einen Ort, wo Haſen ſind, jage ſolche auf, daß ſie der Hund fortlaufen ſieht, laſſe aber den Hund, der gleich hinterher laufen will, nicht fort, ſondern führe ihn an den Ort, wo der Haſe geſeſſen hat, und laſſe ſeinen Geruch ſich mit der Witterung des Haſens bekannt machen, dabei aber muß man den jungen Hund, der hinterher ſetzen wollte, nicht hart beſtrafen, ſondern ihn nur bloß zurück rufen und beim Kommen freundlich empfangen. Auf dieſe Weiſe gewöhnt der Hund ſich bald das Suchen an, und lernt das Revieren gern, welches man ihn auf folgende Art lehrt:

Man geht nämlich nicht immer gerade aus, ſondern links und rechts, bald nach der einen bald nach der andern Seite, läßt den Hund aber immer avanciren oder vor ſich

hin ſuchen, nur nicht zu weit, ſondern halte ihn kurz an, und rufe ihn gleich, ſobald er zu weit geht, wodurch er auch zugleich im Appel geübt wird. Das Hin= und Herrevieren muß man vorzüglich üben, weil der Hund ſonſt leicht das gerade Hinſuchen annimmt, und dann nicht alles findet und in die Naſe bekömmt, was man in der Gegend, wo man ſucht, finden will. Findet man nun den Hund tüchtig zum Suchen, und bemerkt an ihm, daß er eine gute Naſe hat, ſo lehrt man ihn das Vorſtehen.

Man gehet mit dem Hunde an einen Ort, wo gepaarte Hühner ſind, ſucht ſolche mit dem Hunde auf, indem man immer gegen Wind ſucht, damit der Hund die Hühner früh genug wittert. Hiebei muß der Hund immer kurz gehalten werden, damit man ihn, wenn er die Hühner in die Naſe bekommt, gleich rufen und anhalten kann. So bald nämlich der Hund Wind hat, welches er gleich durch ſeine Stellung verräth, ruft man ihm gleich tout beau! zu, und läßt ihn feſt ſtehen bleiben, welches er auch, wenn er tüchtig vorher im Hauſe dreſſirt worden iſt, thun wird.

Alsdann geht man, wenn die Hühner es abhalten, dicht hinter den Hund, ſpricht ihm freundlich zu, ſo recht! tout beau! careſſirt ihn dabei, gehet mit öfterm Zurufe und mit der Vorſicht, daß man die Hühner nicht aufjagt, um ihn herum, und läßt denſelben eine Zeitlang ſtehen; man habe aber immer Acht auf ihn, daß wenn er ja Miene zum Einſpringen machen wollte, man ihm ſolches gleich verbieten kann, weil es nicht rathſam iſt, einen jungen Hund einſpringen zu laſſen.

Iſt aber der Hund erſt ſicher und mehr geübt, ſo laſſe man ihn zu Zeiten, um den Hund zu ermuntern, mit dem Worte faß! einſpringen. Merkt man aber, daß der Hund dadurch zu begierig und erhitzt wird, ſo laſſe man ihn ruhig ſtehen. Macht er ja Miene von ſelbſt einzuſpringen, ſo muß man ihm lieber zuvorkommen, und läßt ihn mit dem Worte: faß! einſpringen; hierdurch lernt er, niemals von ſelbſt und ohne Zuſpruch einſpringen.

Hat man den Hund eine Zeitlang ſo bearbeitet, und ſtehet er gut und feſt, ſo gehet man mit ihm im Frühjahr ins Korn. Man ſucht ein ſolches Kornſtück gegen den Wind ab; findet nun der Hund und ſtehet, ſo gehet man hinter ihn, ruft ihn

mit dem Worte: ici oder hieher ab. Gehorcht er, ſo ſchmeichelt man ihm; alsdann ſpricht man ihm wieder zu: avance! und läßt ihn anziehen oder vorrücken; dieß übt man ſo lange, bis er ſich allemal abrufen läßt, er mag nahe oder weit ſeyn.

Findet man Hühner, die vor dem Hunde hinlaufen, ſo kann man denſelben mit öfterm Zuſpruch, ſachte! langſam nach ſich ziehen. Drücken ſich die Hühner und liegen feſt, ſo kann man ihn eine Zeitlang davor ſtehen und auch, wenn es die Umſtände und das Temperament des Hundes erlauben, einſpringen laſſen. Man muß aber niemals vor einem hitzigen Hund etwas ſchießen, ehe er nicht recht gut und feſt ſtehet, weil er ſonſt dadurch noch hitziger gemacht wird und nicht feſt ſtehen lernt; ſchießt man ja etwas für den Hund, ſo muß man ihm ſolches öfters vorlegen und ihn tout beau dafür machen laſſen, zumal wenn der Hund nicht recht feſt ſtehet, und zuletzt apportiren laſſen.

Das Jagen hinter den Haſen muß nie dem Hunde erlaubt, ſondern wenn er ſich ſolches einfallen läßt, beſtraft werden, aber nicht durch Stoßen oder gar mit Füßen treten, ſondern man lege ihm die Korallen um, faſſe an die Linie, ziehe ihn an ſich, daß er die Korallen etwas empfindet, pfeife und rufe bei dem Anziehen: ici! ici! ici! Man behandle den Hund ſo lange auf dieſe Weiſe als er jagt, und zu dem Ende trage man die Korallen immer bei ſich.

Auch muß man niemals, wenn ein junger Hund einen Haſen jaget, ſolchen ſchießen; denn dadurch wird der Hund noch hitziger zum Jagen gemacht. Hat man aber nach einem Haſen geſchoſſen, ſo kann man ihn nachjagen laſſen, und ihn niemals darum ſtrafen (wenn anders der Hund nicht zu hitzig iſt); denn dadurch lernt der Hund leicht unterſcheiden, ob ein Haſe getroffen iſt oder nicht, wo er im erſten Falle bald umkehren, im letztern aber ſo lange anhalten wird, bis er denſelben erreicht hat. Wollte man einen Hund abhalten, hinter einen Haſen herzulaufen, wornach geſchoſſen iſt, ſo wird der Hund nicht lernen, einem angeſchoſſenen Haſen nachzuſetzen und zu apportiren, welches doch nothwendig iſt, weil oft derjenige, welchen man nicht für getroffen hält, den-

noch getroffen iſt, und in einer langen Strecke erſt vom Hunde gegriffen wird.

Der Hund muß ſo gewöhnt werden, daß wenn es die Umſtände erfordern, er vom Jagen ſich abrufen läßt. Dieß lernt der Hund dadurch, daß man ihn nicht immer hinter den angeſchoſſenen Haſen herlaufen läßt ſondern oft, um ſeinen Gehorſam zu üben, zurückhält und anruft; überhaupt muß man einen Hund nicht eher jagen laſſen, bis man es ihn geheiſſen hat.

Sucht man bloß auf freiem Felde nach Haſen, ſo iſt es am beſten, man läßt den Hund nicht ſuchen, ſondern hält ihn hinter ſich, weil der Haſe auf freiem Felde ſelten einen Hund abhält, wenn der Hund auch davor ſtehen wollte. Sobald ein Haſe hervorläuft, muß der Hund keinen Schritt nachjagen. Wollen die Haſen aber auf dem Felde auch nicht einmal den Schützen abhalten, ſo kann man den Hund immer ſuchen laſſen, wodurch derſelbe geübt wird nicht zu jagen, und nicht eher nachzuſetzen, bis es ihm geheiſſen wird.

Suchet man aber nach Hühnern, ſo verſtehet es ſich von ſelbſt, daß man alsdann auch auf freiem Felde mit dem Hunde ſuchen muß. Stehet der Hund vor Lerchen (dieſe ziehen ſeine Naſe beſonders an) oder andern kleinen Vögeln, wie die jungen Hunde gemeinigiich thun, ſo muß man den Hund unter dem Zuruf: Pfui Lerche! oder Pfui Vogel! jederzeit abrufen, und in ſeinem Beiſeyn nie einen kleinen Vogel ſchießen. Man muß ihn aber auch nicht darüber ſtrafen, ſondern nur abrufen und mit vorbenannten Worten beſchämen. Durch ſolche Behandlung gewöhnt ſich der Hund dieſe kleinen Fehler von ſelbſt ab, und ſobald erſt Wildpret vor ihm geſchoſſen wird, lernt er den Unterſchied ohnehin kennen und achtet den kleinen Vogel nicht weiter.

Schießt man einen Haſen, ſo muß man den Hund aufmuntern und zeigen, daß er ſolchen faßt und trägt; er muß nämlich in die Mitte faſſen, daß er das Gleichgewicht an beiden Seiten hat, damit wenn er ihn weit tragen muß, er ihn gut fortbringen kann. Auch hat es ſo ein beſſeres Anſehen, und man muß niemals leiden, daß er den Haſen an den Lauf oder an die Löffel faßt und ſchleppt.

Nun muß man die Bearbeitung des jungen Hundes im Waſſer vornehmen. Man geht bei warmer Witterung, da das Waſſer nicht kalt iſt, mit dem Hunde an einen Ort, wo das Waſſer nicht zu tief iſt, damit der Hund darin gehen kann, wirft zuerſt vorn etwas hinein, das er apportiren ſoll; thut er dieſes, ſo wirft man es weiter, und zuletzt ſo weit, daß er ſchwimmen muß. Holet er es nun beim Schwimmen auch heraus, ſo wird er nichts im Waſſer liegen laſſen. Man kann ſicher etwas vor ihm ſchießen, und er läßt, ſo ihn zuvor das Apportiren gut gelehrt iſt, gewiß nichts liegen.

Wollte der Hund aber gar nicht ins Waſſer, ſo gehet man hinein, lockt ihn zu ſich; wenn er aber nicht folgen will, wählt man einen Ort, wo junge Enten liegen, bringt ihn daran ſo nahe wie möglich unterm Wind, damit er ſie in die Naſe kriegt, muntert ihn dann zum Hineingehen auf, will er noch nicht, ſo macht man ihn hitzig durch Worte und dergl. Will dieſes aber alles nicht helfen, ſo iſt kein ander Mittel, als man nimmt eine lebendige zahme oder wilde Ente, bindet ſolche an eine Linie, ſchlägt einen Pfahl ins Waſſer und befeſtiget ſie daran. Nachher geht man mit dem Hunde dahin, daß er ſie ſiehet, ſchießt mit bloßem Pulver dahin, daß ſie ſcheu wird und flattert; hier kriegt der Hund gewiß Luſt, und gehet hinein, oder der Hund müßte gar kein Feuer haben. Gehet er aber nun hinein, ſo muß man ihm gleich folgen, damit, wenn er die Ente faßt, man gleich die Linie losſchneide und ſie ihn alsdann heraustragen laſſen kann. Iſt er einmal hinein geweſen, ſe geht er gewiß, wenn er Enten in die Naſe kriegt, öfters hinein.

Es finden ſich auch Hunde, die gern ins Waſſer gehen ſo weit ſie gründen, aber nicht ſchwimmen können, ſondern ſo bald ſie ins tiefe Waſſer kommen, hinten zu Grunde gehen, mit den Vorderfüßen platſchen und nicht aus der Stelle kommen. Dieſen Hunden kann man am beſten helfen, wenn man ſie zu ſich in einen Kahn nimmt. Man thut ihnen eine Leine an, ſetzet ſie ſanft ins Waſſer und rudert fort, ſo kommen ſie durch das Ziehen hinten in die Höhe. Hat man dieß einigemal probirt, ſo lernen ſie gewiß ſchwimmen, und nun kann man ſie im Waſſer gebrauchen. — Hiebei iſt aber zu bemerken, daß man nie einen Hund mit Gewalt

ins Waſſer jagen oder gar werfen muß; denn dadurch wird er ſcheu, daß er, wenn er Waſſer ſiehet, weit darum wegläuft und man ihn nie zur Waſſerarbeit gebrauchen kann.

Auch muß man den Hund das Stillliegen lehren, daß er nämlich, wenn man einen Holſter, Jagdtaſche, Schnupftuch und dergl. hinlegt, er ſich dabei niederlegt und es nicht verläßt. Man lege daher dergleichen öfters hin, laſſe den Hund ſich dabei niederlegen, gehe alsdann eine Strecke davon und ſehe zu, wie er ſich beträgt. Folgt er nach, ſo muß man ihn beſtrafen und wieder dabei bringen, und dieſes ſo oft mit ihm üben, bis er ſo lange dabei bleibt, wie man es haben will und ihn wieder abholt, ſollte es auch eine Stunde, oder ein halber, auch ein ganzer Tag ſeyn. So kann man ihn auch gewöhnen, daß wenn man im Gehen oder Laufen etwas fallen läßt, er ſogleich dabei liegen bleiben muß.

Dieſes iſt beſonders dazu gut, daß wenn man mit ihm im Holze oder ſonſt wo gehet, in der Ferne etwas ſtehen ſieht und darnach ſchleichen will, man ſich aber bei dergleichen ſehr in Acht nehmen muß, der Hund gleichwohl ſehr hinderlich iſt und es leicht verjagt, derſelbe bei dem, was man fallen läßt, gleich liegen bleibt, damit er nicht verhindert. Dann kann man ihn auch ſo gewöhnen, daß wenn man rufet, er das Hingeworfene mitbringen muß, und dadurch kann er einem manchen Weg erſparen.

Hat man einen Hund verſchlagen, ſo bringt man ihn ſelten wieder zurechte, ſondern muß ihn einem Andern zum Umarbeiten überlaſſen; dieſem aber die Art bekannt machen, auf welche der Hund dreſſirt und wobei er verſchlagen iſt, damit derſelbe ſeine Maßregeln beim Umdreſſiren darnach nehmen kann.

Iſt er um des Jagens oder Suchens willen verſchlagen, welches gemeiniglich der Fall iſt, ſo muß er denſelben zuerſt recht an ſich gewöhnen, und ſich bei ihm durch Schmeicheln in Zutrauen ſetzen; muß fleißig mit ihm hinausgehen und ihm allen Willen laſſen, ſo lange, bis man merkt, daß er wieder Zutrauen gewinnt, dreiſt geworden iſt, und ziemlich vergeſſen hat, daß er unſchuldiger Weiſe geſtraft worden.

Dann nimmt man ihn vor, und dreſſirt ihn von vorn an, ob er gleich ſchon dreſſirt iſt. Zunächſt geht man mit

ihm wieder hinaus, hält ihn aber vom Jagen ab, lehrt ihn ein gutes Suchen und treibt ihn mit freundlichen Worten dazu an, aber niemals mit Strenge, und beſonders wenn der Fall kömmt, wobei er verſchlagen iſt, darum muß man ihn in langer Zeit nicht ſtrafen. — Iſt der Hund beim Dreſſiren im Hauſe ſchon verſchlagen, ſo iſt ſolches nicht ſo ſchädlich wie bei der Felddreſſur, weil ein ſolcher Hund auf dem Felde noch eher zu gebrauchen iſt, wenn er auch das Apportiren und dergl. nicht ſo gut macht.

Einen gut dreſſirten Hund kann man auch auf den Schweiß nachzuſuchen gewöhnen, wozu ſich ein brauner oder gelber Hund vorzüglich ſchickt, weil man einen Hund von dunkler Farbe beſſer verbergen und beſſer mit ihm anſchleichen kann. Hat man Jagden, die nicht groß und worin kein Stand-Wildpret iſt, ſondern nur dann und wann ein Stück Wild durchwechſelt; wo es alſo nicht einträglich iſt, einen Schweißhund darauf zu halten, der überdem bei weniger Uebung und ſeltenem Gebrauche leicht ſeine guten Eigenſchaften verliert und ſchlecht wird, ſo kann man auch einen Hühnerhund auf ſolche Art anführen, daß er als Hühner- und Schweißhund zugleich gebraucht werden kann.

Nur muß dieſes nicht mit einem jungen, ſondern mit einem alten gut dreſſirten und ausgearbeiteten Hunde vorgenommen werden, ob es freilich nicht die rechte Methode iſt, einen Hühnerhund als Schweißhund zu gebrauchen, und Manchem, der ſeinen Hund nicht gehörig zu behandeln weiß, und ihn nicht tüchtig zum Vorſtehen bearbeitet hat, ſehr auffallen würde. Es lernt aber der Hund ſehr leicht unterſcheiden, was jagen, und was auf den Schweiß nachſuchen ſey; man beſtrafe nur jederzeit den Hund, wenn er ohne Schweiß nachſucht und umher flattert. Im Gegentheil muntere man ihn zum Suchen auf, ſo bald man ein Wild angeſchoſſen hat, wo es gemeiniglich noch eine Strecke fortläuft.

Zum Schweißſuchen kann man den Hund am beſten beim Schnee anführen. Man ſchießt nämlich ein Stück Wild weidewund, nimmt dann den Hund, der ſich noch immer an der Linie befindet, und ſucht mit ihm das angeſchoſſene Stück Wild nach. Beim Schnee iſt es deswegen beſſer und vorzüglicher, weil ſich darauf die Fährten am deut-

lichſten zeigen; man kann dann leicht helfen, wenn er etwa Schweiß und Fährte beim Nachſuchen verfehlt. Der Hund aber, mit welchem man dieſes vornimmt, muß kein zu hitziger, ſondern ein gut dreſſirter, gut vorſtehender und gehorchender Hund ſeyn.

Hühnerlager, Fr. Repoſée, Gîte. Wird der Ort genannt, wo die Feldhühner des Nachts auf einen Haufen beiſammen ſitzen.

Hühnerruf, ſ. Hühnergeſchrei.

Hühnervögel, ſ. Hausvögel.

Hülſe. Iſt die Mündung am Schrotbeutel, welche entweder von Meſſing, Elfenbein, Knochen oder Holz gedrehet iſt, damit durch ſelbige die Schroten in den Beutel bequem gefüllet werden können.

Hülſe, Mutter, Fr. Douille de la baguette. Heißt das Stückchen hohlgeſchmiedetes Eiſen, welches unten an den Ladeſtöcken der Kugelbüchſen befeſtiget wird. Inwendig iſt es mit einer Schraube verſehen, damit die Krätzer, Wiſcher, Kugelzieher und dergl. eingeſchraubt werden können.

Hülſe, Lat. Ilex aquifolium, Linn. Fr. le Houx des bois, Engl. the common Holly; auch genannt: gemeine Hülſe, Stechpalme, Hülſenbaum, Hülſenſtrauch, Hülſcheholz, Hülsdorn, Hulſt, Holſt, Stechapfel, Stechlaub, Stechbaum, Zwieſeldorn, Walddiſtelſtrauch, Kleeſebuſch. Iſt ein immergrünes Laubholz, und gehört unter die Baumhölzer der dritten Größe. Sie wächſt in gutem ſchwarzen Boden und in dichtem Gebüſche langſam zu einem ſehr ſchönen mittelmäßigen Baume, kömmt aber auch ſehr oft als Strauch vor. Sie erreicht in 80 Jahren ihre Vollkommenheit. Die Wurzel iſt faſerig, ſtark, rauh, knotig, und ſtreicht flach in der Dammerde 6 Fuß weit um ſich; im Alter geht ſie auch 3 Fuß in die Tiefe. Die Rinde iſt am Stamme und alten Holze glatt und grau, an den Zweigen und am jungen Holze glatt und dunkelgrün. Die Blätter ſind immergrünend, ſehr dick, ſteif, auf der obern Fläche dunkelgrün und glänzend, auf der untern hellgrün und matt, mit einer ſtarken Ader bezeichnet, eirund zugeſpitzt, am Rande wellenförmig hin und her gebogen, und mit ſehr ſcharfen Stacheln verſehen. Das Holz iſt ſchön weiß,

ſehr feſt, zähe, hart und ſchwer, im Alter braunadrig, hat einen dunkeln oder ſchwärzlichen Kern. Die ſchmutzig weißen, wohlriechenden und mit 4 bis 5 kurzen Staubfäden verſehenen Zwitterblüthen kommen zu Ende des Maies in kleinen dichtgeſetzten Büſcheln auf kurzen Stielchen zum Vorſchein. Der Knoten iſt rundlich, und auf demſelben liegen 4 zugeſtumpfte Narben ohne Staubwege. Die runde Frucht, von der Größe einer Vogelbeere, wird zu Ende Oktobers reif, iſt eine ſcharlachrothe Beere und bleibt im Winter hängen; ſie enthält 4 harte dunkelgelbe Saamenkörner (Steine) in vier Fächern, die ſich ein Jahr aufbewahren laſſen. Man findet Bäume mit ganz getrenntem Geſchlechte und mit Zwitterblüthen.

Die Hülſe wird fortgepflanzt durch den Saamen, welchen man in Riefen gleich nach der Reife in einen ſchattigten ſchwarzen, etwas ſandigen Boden ſäet, nachdem die Erde vorher wohl feſtgetreten worden, und die Riefe mit einem halben Zoll lockerer Erde bedeckt. Die Saat geht erſt im zweiten, auch bisweilen noch im dritten Jahre auf. Wenn die jungen Pflanzen einige Jahre in der Baumſchule ſtark getrieben haben, ſo kann man ſie an den Ort ſetzen, wo ſie bleiben ſollen; jedoch muß man immer auf ſchattigte Orte Rückſicht nehmen, da ſie in einer freien Lage niemals fortkommen. Die Ableger gedeihen nicht recht, Steckreißer gar nicht. Der Stock ſchlägt aus.

Die Blüthen geben den Bienen Wachsſtoff. Das Holz nimmt eine ſchöne Politur an und hat, beſonders ſchwarz gebeizt, ein gutes Anſehen. Zu kleinem Nutz- und Werkholz iſt es eines der nützlichſten, für Tiſchler, Drechsler und Inſtrumentenmacher. Jung iſt es biegſam. So lange es noch grün iſt, läßt es ſich gut bearbeiten, im Alter aber wird es brüchig, und trocken iſt es überaus hart zu ſchneiden. Man nimmt es zu mechaniſchen Inſtrumenten. Wegen ſeiner Härte und feinen Struktur dient es vorzüglich zu Wetzholz, um Scheermeſſer darauf abzuziehen. Die engliſchen Kunſttiſcher verarbeiten es mit Vortheil auf mancherlei Art.

Die Blätter und andere Theile wurden ehemals gegen die Gicht gebraucht. Die Beeren ſind eine Lieblingsſpeiſe der Turteltauben; ſie haben eine purgirende Kraft. Sie

werden auch gegen die Steinſchmerzen gerühmt, zu welchem Ende ſie im Herbſt geſammelt, auf einem Ofen gedörrt, und zu Pulver geſtoßen werden, wovon man des Morgens einen guten Theelöffel in Thee nimmt, ein paar Taſſen nachtrinkt und dieſes einige Morgen wiederholt.

Von der Rinde wird guter Vogelleim auf folgende Art gemacht: Die Rinde wird um Johannis abgeſchält, in einen mit Brunnenwaſſer angefüllten Topf geworfen, und etwa 12 Stunden lang gekocht, binnen welcher Zeit ſich die weiße und grüne Rinde ablöſen. Dann wird das Waſſer abgegoſſen, beide Rinden von einander abgeſondert, und die grüne Rinde in einen Keller oder Gewölbe auf den Boden gelegt, und ziemlich dick mit friſchem, ſaftigem Unkraut bedeckt. Wenn ſie 14 Tage ſo gelegen hat und völlig zu Schleim geworden iſt, wird ſie in einem ſteinernen Mörſer ſo lange geſtoßen, bis ein zäher Teig daraus wird, welcher aber ſo fein ſeyn muß, daß man nicht das geringſte Stückchen Rinde mehr darin wahrnimmt. Alsdann wird ſie in immer friſch aufgegoſſenem Waſſer ſo lange mit Fleiß gewaſchen, bis man eine ganz reine Maſſe erhält. Dieſe wird in ein irdenes Gefäß gethan, aus welchem man hernach jedesmal zum Gebrauch eine beliebige Quantität herausnimmt, ein Drittel Wallnußöl hinzuſetzt, beides in einem irdenen Topf über einem mäßigen Feuer gut durch einander rührt, bis es ſich völlig vermiſcht hat, worauf man es, bis zum Erkalten, beſtändig umrühren muß. Dann iſt der Vogelleim fertig. Damit er aber bei ſtrengem Froſte, wie oft geſchieht, an den Ruthen nicht gefriere; ſo pflegt man zu der Compoſition den vierten Theil Steinöl hinzu zu thun, als man Nußöl genommen hat.

Die Hülſe giebt die dichteſten und allerſchönſten Hekken. Solche Hecken taugen aber nicht in Gegenden, wo Wild iſt, weil das Schwarzwild leicht durchbricht, und das Rothwildpret, welches nebſt den Schafen den Knospen ſehr nachgeht, dergleichen Hecken beſchädiget und verdirbt. Ganz beſondern Werth hat dieſe Holzart für Luſtpflanzungen, wo man ſie am beſten in Gruppen ſtellt. Sie haben zu jeder Zeit ein ſchönes Anſehen, jedoch im Winter das feinſte, welches ſodann auch noch durch ihre zahlreichen rothen Beerenbüſchel nicht wenig vermehrt wird.

Hülſendiſtel, ſ. Walddiſtel.

Hundabtragen, ſ. Ablieben.

Hundanfaſſen, ſ. Anfaſſen.

Hundaufſeher, ſ. Hundeknecht.

Hundedachſe, ſ. unter Dachs.

Hundehütte, Fr. l'Hutte des chiens. Iſt ein kleiner mehrentheils bretterner Stall, in welchem ein Leit- oder Jagdhund an einer Kette allein verwahrt wird.

Hundejacken, Fr. Jaques pour les chiens. Dieſe ſind eine, aus roher und doppelter Leinwand oder Barchend gemachte, mit Baumwolle oder Haaren gefütterte, dichte mit Fiſchbein gleich einer Schnürbruſt ausgelegte und mit feinem Binden durchnähete Bedeckung, die vom Halsbande des Sauhatzhundes an unter dem Leibe hervorgenommen und auf dem Rücken zugeſchnüret wird, daß alſo nur der Kopf, die Füße und die Keulen bloß ſind. Weil über den Vorderläuften ein Schlitz iſt, damit der Hund dadurch nicht geſpannt werde, ſo muß über denſelben eine Klappe, ſtark mit Fiſchbein durchnähet liegen, um die Blätter zu decken. Ueber der Bruſt und auf den Klappen muß das Fiſchbein dichte an einander genähet ſeyn; denn dahin ſchlagen die Sauen am meiſten. Eine ſolche Jacke deckt den Hund ſehr, und ſchläget gleich ein Schwein einmal durch, ſo wird die Wunde doch nicht tief. Auf den Lauft bei Saujagen ſind dergleichen Jacken für die Hunde recht gut, aber im Freien bei Streifjagen können die Hunde damit im Laufen nicht ſo gut fortkommen, und ſind alſo deshalb nicht mit ſo gutem Erfolg zu gebrauchen.

Hundejunge. Iſt ein dem Hundaufſeher untergebener Burſche, welcher die Jagdhunde füttern, ſtriegeln, baden und die Ställe und Hütten reine halten muß.

Hundeknecht, Hundaufſeher, Fr. Valet des chiens. Wird ein Aufſeher über die zur Jagd eines Herrn gehörigen Hunde genannt, deſſen Dienſt erfordert, für die Erziehung der jungen Hunde zu ſorgen, deren Fütterung zu beſtimmen, und beſonders die Krankheiten und Fehler der Hunde wohl zu verſtehen und ſelbige vollkommen zu heilen, die Liſte von den Hunden zu führen, und monatlich einzureichen, in welchem Stande die ſämmtlichen Hund ſind, und worin der Abgang und Zuwachs beſteht. Er hat auch in ſeiner Rech-

nung, was an Geräthe, Kuppeln, Crabatten und allerhand Zeuge und Geſchirre bei den Hunden vorräthig, und muß angeben, was anzuſchaffen nöthig iſt. Zur Beſorgung der Hunde hat er Hundejungen; bei großen Jagdequipagen ſtehen unter ihm auch mehrere Jägerburſche.

Hundekuppel, Fr. Accouple, Leſſe. Beſteht aus 2 bis 3 mit Rinken und Wirbeln zuſammen gemachten Halsbändern, woran die Hunde geführet werden.

Hundelöſen, Fr. découpler, laiſſer courir les chiens. Dieſes geſchieht, wenn die Hunde auf der Jagd von ihren Kuppeln, Birſch- oder Hetzriemen losgemacht werden, ſo daß ſie frei laufen können.

Hunderufen, Fr. appeller les chiens de chaſſe. Heißt, wenn bei einer Jagd die Hunde falſch jagen, oder ſich ſonſt verlaufen, daß ſie mit dem Wald- oder Hiefhorne wieder herbei, und zu ſich gebracht werden müſſen; ſehr oft geſchiehet dieſes Rufen auch nur mit einem Hido aus dem Halſe.

Hundeſchirm, Fr. Abri pour les chiens de chaſſe. Iſt ein zunächſt und dicht an dem Jagd- oder Leibſchirm errichteter kleiner Schirm, worin die Leib- und Hatzhunde bei einem Haupt- oder Lauftjagen verborgen gehalten werden, um ſelbige, wo es nöthig iſt etwas zu hetzen, ſogleich bei der Hand zu haben.

Hundeſtall, Fr. le Chénil (Fig. Caghard). Iſt ein mehrentheils von Holz, aber auch von Leimwänden oder Mauern verfertigtes Behältniß, in welchem mehrere Hunde beiſammen verwahret und aufbehalten werden; ſ. Hundezwinger.

Hundezwinger, Fr. Enclos pour les chiens. Iſt derjenige Ort, wo die Jagdhunde aufbewahret werden. Solches muß nicht ein enger feuchter Stall oder Schuppen, ſondern ein geräumiger, mit einer Mauer umgebener, und mit vielen kleinen Ställen (ſ. Hundeſtall) verſehener Platz ſeyn, in deſſen Bezirk die Hunde ſich auch die ihnen nothwendige Leibesbewegung am Tage machen, und des Nachts in ihren Ställen, deren jeder höchſtens zwölfe faſſet, ſicher ruhen können. Hängt die Lage des Hundezwingers von eigener Wahl ab, ſo ſuche man einen Ort aus, wo die Morgenſeite hintrifft, weil dieſe den Hunden eine beſonders wohlthätige Stärkung und Erquickung iſt. In holzreichen Gegenden

kann man die Ställe von Holz, in andern aber von Leimwänden oder Mauern machen, und mit Strohdächern verſehen, weil dieſe im Sommer die Hitze beſſer abhalten. Die Eingänge muß man an der Abend- oder Morgenſeite, die Fenſter aber auf der Mitternachts- oder Mittagsſeite anbringen. Die Ställe müſſen alle Wochen mit friſchem Strohe, in der Jagdzeit aber wöchentlich zweimal, verſehen, und der Hundezwinger alle Monate gereiniget werden. Denn nichts verdirbt die Naſe des Hundes und ſeine Geſundheit ſo ſehr, als eine feuchte und ureine Lagerſtätte, wo ſich noch überdieß das Ungeziefer mit Macht anhäuft. An der Mittagsſeite der Mauer des Hundezwingers iſt endlich noch eine Abdachung anzubringen, unter welcher die Hunde bei großer Hitze noch außerhalb den Ställen Schatten finden und ausruhen können. Von einem Hundezwinger für eine große Anzahl Hunde ſehe man auch unter Jägerhaus.

Hündin ſ. Betze.

Huth, Trift, Hüthung, Fr. Pâturage. Iſt eigentlich ein Revier, worin das Vieh gehütet und geweidet wird, und davon war vormals kein einziges ausgeſchloſſen, theils weil man von Holzmangel noch nichts wußte, auch nicht daran dachte, daß die Wälder darunter litten, theils weil man ohne Behütung der Wälder kein Vieh ernähren zu können glaubte. Daher geſchahe es auch, daß die Waldeigenthümer, ſowohl einzelnen Guthsbeſitzern als auch ganzen Gemeinheiten, die Erlaubniß zur Behutung der Wälder ohne alles Bedenken ertheilten. Leider aber iſt dieſes in der Folge der Ruin ſo mancher Walddiſtrikte geworden, und ſchon lange hätten Landesobrigkeiten ihr Augenmerk darauf richten ſollen. In vielen Gegenden wäre es auch möglich, alle Huthung in den Waldungen abzuſchaffen, oder doch wenigſtens um vieles einzuſchränken, weil bei den erweiterten ökonomiſchen Kenntniſſen der Anbau des Klees und anderer Futterkräuter, Erſatz der Waldweide werden und ſeyn kann, zumal da die Landwirthſchaft ſelbſt dadurch verbeſſert wird. Indeſſen, da dieſes nicht überall ſo leicht möglich iſt, beſonders in waldigten und gebirgigten Gegenden, wo die Einwohner den größten Theil ihres Unterhalts von der Viehzucht und gleichwohl wegen der wenigen und ſchlechten Feldgüter Mangel an Fütterung haben; ſo muß der Forſtmann

wenigſtens darauf Bedacht nehmen, daß die Trift in den Waldungen ſo viel als möglich unſchädlich gemacht werde.

Wenn man Laubhölzer zur Weide eingeben will, ſo müſſen dergleichen Oerter dem Rindvieh ſchon ſo weit entwachſen ſeyn, daß es mit dem Maule die Spitzen der Lohden nicht mehr erreichen, und ſie mit der Zunge abſchlagen kann. Hievon machen jedoch Birken und Haſeln eine Ausnahme, als welche, beſonders erſtere, ſelten vom Rindvieh verbiſſen werden, daher man damit beſtandene Oerter weit eher als andere eingeben kann.

Das Nadelholz wird nicht ſo leicht vom Rindvieh angefallen, als das Laubholz, am wenigſten die Fichten; daher man das Vieh ſchon früher in dieſe Oerter laſſen kann, nur iſt im Vorſommer die Vorſicht zu gebrauchen, daß große, dabei hungrige Heerden nicht enge bei einander gehalten, gar nicht aber in ſolche junge Oerter getrieben werden, wo Mangel an Graſe, und Ueberfluß an Mooſe iſt, welcher Fall in Nadelhölzern, die auf ſehr hohen Gebirgen wachſen, nicht ſelten vorkömmt.

Wenn ein Ort ſogleich nach dem Abtrieb in friſchen Anwuchs kömmt, wird er gewöhnlich in 6, 8 bis 10 Jahren huthbar. Friſchwachſende Stammlohden und Nadelholz entwachſen dem Viehe binnen 4, 5 bis 6 Jahren; die Saamenlohden der Laubhölzer erfordern 8 bis 10 Jahre Zeit. Dieß iſt aber nicht immer der Fall, und daher kömmt es auf den Augenſchein an, welcher das Weitere beſtimmen muß.

Hauptſächlich kömmt es auch darauf an, daß das Abhüten zur rechten Zeit geſchiehet, wobei auf folgendes zu achten iſt.

Im Mai und Junius iſt der junge Trieb noch weich, ſtrotzt vom eingetretenen Safte, iſt ſehr zerbrechlich, dem Vieh angenehm, und wird leicht von ſelbigem verbiſſen.

Bei einfallendem Regen, beſonders wenn zu der Zeit unmittelbar vorher eine große Hitze und Trockenheit geweſen, ſchlägt das durſtige Vieh gern die Regentropfen mit der Zunge von den Lohden und zugleich die Spitzen von ſelbigen ab; auch muß man aus gleicher Urſache das Vieh nicht in den erſten Frühſtunden, da der Thau noch an den

Blättern hängt, in ganz junge Oerter bringen. In vorgenannten Monaten iſt dieſer Schade weit mehr, als die übrige Jahreszeit, zu befürchten.

Je jünger die Schläge, und je mehr ſolche mit Holzgattungen beſtanden ſind, die das Vieh gerne angreift, als Buchen, Eichen, Ahorn ꝛc. je behutſamer muß man verfahren, daß das Vieh gedachte Zeit und unter den erwähnten Umſtänden nicht hineingelaſſen werde. Man halte daher das Vieh bis zu Ende des Junius aus ſolchen Oertern ſorgfältig ab; nachher kann man ſolche eingeben.

Wenn junge Schläge ſchon ziemlich erwachſen, oder aus Holzarten beſtehen, die entweder zeitig genug verhärten, oder ſehr bitter werden, und die das Vieh nicht leicht angreift, als Fichten, Birken, Haſeln, ſo kann man ſelbige gegen die Mitte oder das Ende des Junius anfangen zu betreiben. Schläge hingegen, worin die Lohden ſchwächer oder ſolche Holzgattungen ſind, deren neuer Trieb ſich ſpäter verhärtet, und vom Vieh gern angefallen wird, müſſen erſt im Auguſt oder September zum Durchhüten eingegeben werden. Hiebei kömmt es aber nicht auf das Alter, ſondern auf die Stärke der Lohden an. Schläge in Laubhölzern ſind zuweilen in 4 bis 5 Jahren ſchon mit ſo ſtarken Lohden beſtanden, daß man im Julius kein Bedenken mehr haben darf, das Vieh hinein zu laſſen, wenn nicht etwa darzwiſchenſtehende Saamenlohden von ſchätzbaren Holzgattungen mehrere Behutſamkeit erfordern. Bei andern hingegen iſt oft im 8 und 10. Jahre noch viele Vorſicht nöthig.

Das Vieh muß niemals enge bei einander, ſondern weit ausgedehnt, ohne Aufenthalt in beſtändigem doch langſamen Durchzuge getrieben werden; denn drängt es ſich in dicke Haufen zuſammen, ſo zertritt es viele Lohden, und wird es zugleich aufgehalten, ſo greift es nach weggehütheten Graſe, auch oft aus Muthwillen die Spitzen der Lohden an. — Sind die Schläge ſehr klein, die Heerden ſehr groß, ſo geſchiehet allezeit Schaden.

Wenn es irgends zu vermeiden iſt, ſo darf kein junger Schlag etliche Tage hintereinander betrieben werden, er ſey denn ſo groß, daß man täglich einen ganz neuen Zug nehmen könne. Denn obgleich überflüßige und gute Weiden darin vorhanden, ſo wird das Vieh, wenn es einige Tage

ebendenſelben Zug behält, derſelben einigermaßen überdrüſſig und benaſchet die Lohden. Daher iſt es am beſten, daß man wo möglich die Heerden alle Tage durch einen neuen jungen Ort gehen läßt, ſodann einige Zeit die zur gewöhnlich Hut eingegebenen betreibt, nach Ablauf einiger Wochen aber wiederum nach Beſchaffenheit der Umſtände durch die jungen Oerter, ſo lange noch vieles Gras darin befindlich iſt. Ganz rein aber darf ein junger Schlag niemals ausgehütet werden, weil ſonſt das Vieh zuletzt die Lohden anfällt.

Das Durchtreiben geht ſicherer und iſt unſchädlicher bei trockenem Wetter, als bei naſſem, ingleichen von den Mittagsſtunden bis zu den Abendſtunden mit weniger Gefahr, als in den Frühſtunden.

Hauptſächlich kömmt alles auf genaue Aufſicht des Forſtbedienten an, und ſein Fleiß und ſeine Aufmerkſamkeit wird hinlänglich belohnet, indem er dadurch außerordentlich vieles zur Erhaltung und Beförderung des neuen Anwuchſes beiträgt. Außerdem müſſen blos erfahrne und beeidigte Hirten angeſtellet, und Nachläſſigkeit, Ausſchweifungen und Misbrauch, wenn ſie etwa nicht unterbleiben wollen, mit ſo lange vermehrter Schärfe beſtrafet werden, bis die Unordnung aufhöret.

So ſchädlich im Allgemeinen Behütungen der Forſte mit Rindvieh ſind, ſo ſind doch die Schaftriften weit nachtheiliger, weil die Schafe die Rinde von den jungen Stämmen abſchälen, wodurch das Unterholz in ganzen Schlägen verdorben und trocken wird, zugleich auch die einzeln ſtehenden und beſten jungen Lohden der Beſchädigung am meiſten unterworfen ſind. Wenn daher auch die Spitzen des jungen Holzes dem Verbeißen der Schafe bereits entwachſen ſind, ſo darf doch keine Heerde derſelben eher in ſolche Schläge gelaſſen werden, bis die Rinde ſo verhärtet iſt, daß man kein Abſchälen mehr zu beſorgen hat.

Wenn Tannen, Kiefern, beſonders die Fichten zu einer Höhe von 3 bis 4 Fuß erwachſen ſind, und alſo die Schafe den Gipfel nicht mehr erreichen können, hat man keinen Schaden mehr zu befürchten. So lange aber ein Schaf den Gipfel erreichen kann, iſt es dem Nadelholze

ſehr gefährlich, und darf zu keiner Zeit hineingelaſſen werden. — S. Forſtgerechtigkeit, Forſtſchätzung und Forſtſicherung.

Huth. Wird in Schwaben ſtatt Forſt oder Revier geſagt; ſ. Forſt.

Hut. Heißt zuweilen die Krone eines Baums.

Hüttenrege, Fr. Moquette. Heißt bei den Vogelſtellern folgende Zubereitung. Hinter die Hütte dicht an ſtoßen ſie eine Stange ein, jedoch ſo, daß ſie 2 bis 3 Ellen über die Hütte hinaus reichet, in dieſer Stange iſt oben eine Kimme eingeſäget, worin ein Stock, von der Dicke eines Daumens, mit einem hölzernen Nagel dergeſtalt befeſtiget wird, daß er ſich leicht auf- und niederziehen läßt. Oben auf die Hütte wird ein lebendiger und geblendeter Vogel geſetzet, und an einem Theil des Stockes angebunden oder angerühret, an dem äußerſten Theil des Stockes aber wird ein Faden gebunden, und dieſer in die Hütte genommen; wenn man nun die fremden Vögel kommen ſieht, ſo zieht man mit dem Faden den Vogel in die Höhe, und läßt ihn auch geſchwinde wieder niederfallen.

Huy Faß! Iſt der Zuruf an die Hunde, wenn ſie etwas packen, fangen und würgen ſollen.

Huy Sau! So rufet man die wilden Schweine an, wenn ſie auf einen losgehen ſollen, und dieſes geſchiehet, damit ſie näher kommen, um ſie abfangen oder ſchießen zu können.

J.

Jacken für die Hunde, ſ. Hundejacken.

Jagd, Fr. la Chaſſe. Iſt überhaupt die Kenntniß und Geſchicklichkeit, das Wild aufzuſuchen, es zu beſchleichen, und mit Schießgewehr zu erlegen, oder mit Netzen und Fallen zu fangen. Zu dieſem vorzüglichen Geſchäfte eines Jägers gehört nun, daß er die Fährten der Thiere genau kenne, und die Witterung für manche derſelben gut zu machen wiſſe. Das Jagen ſelbſt und die Werkzeuge dazu ſind ſehr verſchieden, und es iſt daſſelbe beinahe ſo mancherlei, ſo mancherlei die Thiere ſind. Denn einige Thiere werden gebirſchet, andere mit Hunden aufgeſuchet, und

mit dem Fangeiſen oder Hirſchfänger erſtochen (abgefangen); einige werden mit Hunden gehetzet; andern werden Gruben gegraben; einigen werden Fallen gelegt, oder Schlagbäume für ſie aufgeſtellt; andere werden in Netze getrieben u. ſ. w.

Um mehrerer Thiere ſich zu gleicher Zeit zu bemächtigen, ſtellt der Jäger, beſonders im Herbſt und Winter, eine Streif- Klopf- Treib- oder Klapperjagd an, auf welche Art Hirſche, Rehe, beſonders aber Füchſe und Haſen gejagt werden. Außer dieſen giebt es auch noch mancherlei Netze, worin die Thiere dieſer Klaſſe, die ein Gegenſtand der Jagd ſind, gefangen werden; denn ſo giebt es Hirſchnetze, Saunetze, Wolfsnetze, Fiſchotternetze, und Reh- Fuchs- oder Haſennetze.

Die Jagd und den Fang der Vögel betreffend, ſo wie die Werkzeuge und Zubereitungen dazu, ſind ebenfalls faſt ſo verſchieden, ſo verſchieden die Vögel ſelbſt ſind. 1) Werden ſie entweder ohne beſondere Anſtalten aus freier Luft, auf der Erde oder auf Bäumen ſitzend geſchoſſen, oder aus beſondern dazu erbauten Hütten erlegt. 2) Werden ſie gefangen mit Garnen und Schlagwänden auf den Vogelheerden, welche, wenn ſie im Walde ſind, Waldheerde, im Felde, Feldheerde, mit Strauch- und Buſchwerk verſehen, Strauch- oder Buſchheerde, auf Lerchen, Lerchenheerde, an der Vogeltränke Tränkheerde, und wenn man zugleich mit Armbrüſten nach den Vögeln ſchießt, Schußheerde (Pantera) heißen. 3) In dicken Schlägen, auf hohen Bergen und Heiden bei Wachholderbüſchen und bei Abräumung des Bodens auf ſchwarzen Plätzen mit Schlingen und Hoch- und Bodenſchneuſſen. 4) Auf den Hütten, entweder mit Kloben mittelſt Lockvögel, oder mit Leimruthen. 5) Mit Sprenkeln oder Fallen (z. B. Meiſenkaſten) in Gärten, Hecken und Gebüſche. 6) Auf dem freien Felde mit Wänden und Klebegarnen, die vorzüglich für die Lerchen und nur in Wäldern auf jungen Schlägen auch für die Schnepfen gebraucht werden. 7) Mit Steckgarnen. 8) Durch Treibzeuge oder Garne, welche einen Sack haben. 9) Mit Tiraſſen. 10) Auf Flüſſen und Teichen die wilden Gänſe und Enten und andere Waſſervögel theils mit Schlingen und Angeln, theils mit Garnen

und Wänden, die mit Säcken verſehen ſind, indem man die Enten in einen mit Seitenwänden verſehenen Sack, mit abgerichteten Hunden oder mit Menſchen treibt. 11) Fängt man auch Vögel mit Vögeln ſelbſt (ſ. Falkenjagd).

Unter Jagd verſteht man auch beſonders eine Art Luſtbarkeit großer Herren, die gewöhnlich mit gewiſſen Feierlichkeiten und glänzenden Anſtalten verbunden zu ſeyn pflegt, wo entweder eine Anzahl von Wild auf einen Platz zuſammengetrieben, und dann von den jagenden Perſonen erlegt wird, oder wo man nur ein einzelnes Thier ſo lange verfolgt, bis es ſtürzt. Darunter gehören: die Hauptjagd, Waſſerjagd, Beſtätigungsjagd, Keſſeljagd und die Parforcejagd; auch rechnet man noch dazu die Kampfjagd und das Fuchsprellen.

In ſo fern man unter Jagd auch die Erlaubniß verſteht, innerhalb eines gewiſſen Bezirkes gewiſſe Thiere jagen und fangen zu dürfen, ſo wird ſie in dieſer Rückſicht eingetheilt in die hohe und niedere Jagd. Zur hohen Jagd gehören unter den Säugethieren: Bären, Steinböcke, Hirſche, Damhirſche, Gemſen, wilde Schweine, Luchſe und Biber; unter dem Federwildpret: die Trappen, Auerhühner, Birkhühner, Haſelhühner, Schwanen und Faſanen. Zur niedern Jagd: die Rehe, Haſen, Wölfe, Füchſe, Dachſe, Fiſchottern, wilde Katzen, Marder, Iltiſſe, Eichhörner, Wieſeln und Hamſter; unter den Vögeln: die Rebhühner, Schnepfen, Kraniche, wilden Gänſe und Enten, die Taucher und andere Waſſervögel, die Lerchen und übrigen kleinen Vögel.

In manchen Ländern wird dieſe Eintheilung näher beſtimmt, die Jagd nämlich in die hohe, mittlere und niedere unterſchieden. Zur hohen Jagd wird gerechnet: der Hirſch, Damhirſch, Steinbock, die Gems, der Luchs, Biber, Bär, Schwan, Trappe, Kranich, das Auerhuhn und Faſan. Zur Mitteljagd: das Reh, Schwein, der Wolf, das Birkhuhn, Haſelhuhn und die Doppelſchnepfe (großer Brachvogel). Zur niedern Jagd rechnet man: Haſen, Füchſe, Dachſe, Fiſchottern, wilde Katzen, Marder, Iltiſſe, Eichhörner, Wieſeln Hamſter, Schnepfen, Rebhühner, wilde Gänſe und Enten, Reiher, Taucher, Seemeven, Waſſerhühner, Strandläufer, wilde

Tauben, Wachteln, Regenpfeifer, alle Arten Droſſeln, Raben, Heher, Spechte, Lerchen und andere kleine Vögel.

Die verſchiedenen Raubvögel werden zwar in keiner von dieſen Rubriken aufgezählt, ſo wie auch eigentlich die kleinen Singvögel nicht; aber doch dürfen ſie von niemand anders gefangen oder geſchoſſen werden, als von den gehörig angeſtellten Jägern, oder von denjenigen Perſonen, denen es von dieſen oder der Obrigkeit aufgetragen iſt.

Nach einer jeden dieſer Eintheilung iſt man ſich nur gewiſſer beſtimmter Gattungen des Wildes zu bemächtigen befugt, jedoch iſt noch nicht allgemein beſtimmt, was zu einer jeden Art von Jagd für Wildpret gehöre, ſondern es iſt dieſes, weil es nach Verſchiedenheit der Länder verſchieden zu ſeyn pflegt, aus den Verordnungen eines jeden Landes, und in Ermangelung derſelben, aus der bisherigen Gewohnheit abzunehmen.

Die Eintheilung der Jagd in hohe und niedere, iſt ohne Zweifel erſt in neuern Zeiten, und wie man, indem derſelben in den vorigen Zeiten nirgends Erwähnung geſchieht, ſehr wahrſcheinlich dafür hält, im 16. Jahrhundert gemacht worden. Da dieſe Eintheilung alſo vor der benannten Zeit unbekannt geweſen iſt, ſo folgt, daß diejenigen, welchen die Jagd vor dieſer Zeit ertheilet worden, ſowohl zur hohen als niedern Jagd berechtiget ſind; denjenigen aber, welche das Jagdrecht nach dieſer Zeit erhalten haben, wenn der hohen Jagd insbeſondere nicht erwähnet, auch in den Urkunden darüber keine die hohe Jagd in ſich haltende allgemeine Clauſuln (z. B. wenn einer nicht etwa mit der Jagd aller und jeder Thiere, wie ſie Namen haben mögen ꝛc. beliehen worden) vorhanden ſind, die hohe Jagd nicht füglich zugeſprochen werden könne.

Der niedern Jagd darf ſich derjenige nicht anmaaßen, welchem die hohe Jagd verſtattet worden, weil man hier, da hohe und niedere Jagd verſchiedene Arten der Jagd ſind, welche beſonders genannt zu werden pflegen, nicht ſagen kann: daß das Geringere in dem Größern enthalten ſey.

In vielen Ländern hat der Landesherr ausſchließungsweiſe das Recht der hohen Jagd, wenn nicht ſeine Vaſallen durch das Herkommen in Beſitz deſſelben ſind. Die Ge-

rechtigkeit der niedern Jagd liegt aber faſt immer auf allen Rittergütern. Wenn der Landesherr und Vaſall zugleich in einem und ebendemſelben Bezirke die Jagd exerciren, ſo heißt dieſes die Mitjagd; Vorjagd aber, wenn der Landſaſſe nicht eher in dem Reviere jagen darf, als bis es der Landesherr ſchon einmal durchgejagt hat: und Koppeljagd, wenn zwei oder mehrere Rieterguthsbeſitzer die Jagd gemein haben. Ueber dieſe Arten von Jagd ſehe man unter ihren eigenen Artickeln, ſo wie auch beſonders unter Jagdgerechtigkeit.

Jagdbar, Jagdbarer Hirſch, Fr. bon à chaſſer, Cerf de dix cors. Heißt ein ſolcher Hieſch, welcher wenigſtens zehn Enden an ſeinem Geweihe hat. Jedoch wenn er wieder zurückgeſetzet, und alſo weniger als 10 Enden, dabei aber die vollkommene Schwere und brave ſtarke Stangen hat, ſo wird er ohne Anſehung des auf dem Kopfe habenden Gehörnes für jagdbar angeſprochen und angeſehen; es ſind dies auch öfters die ſtärkſten Hirſche.

Jagdbauern, Jagdleute, Fr. Payſans, menants ſujets aux corbées de chaſſe. Sind diejenigen Unterthanen, welchen die Schuldigkeit obliegt, bei verſchiedenen Jagden, inſonderheit bei Hauptjagen, beim Treiben und Zeugſtellen Frohndienſte zu leiſten. Vormals ſuchten die Jäger eine Art von Bravour darin, daß ſie dieſe Leute ungebührlich behandelten, aber eben dadurch ihren Stand beſchimpften, indem man ihnen dieſerhalb alle übrige Artigkeit und Rechtſchaffenheit abzuſprechen genöthiget war. Jungen Anfängern der Jägerei iſt daher ſehr anzurathen, ſich eines ſolchen Betragens zu enthalten, dagegen Menſchenliebe auszuüben, zumal, da dadurch ohnehin mehr gewonnen wird; überdies müſſen ſie bedenken, daß auch der geringſte Bauer ein Unterthan ſeines Fürſten, und ein nöthiges und nützliches Glied des Staates iſt.

Jagdequipage, Fr. Equipage de chaſſe. Hierunter wird alles dasjenige verſtanden, was zum Jagdweſen überhaupt ſowohl, als beſonders zur Parforeejagd gehöret. Als: Waldungen mit Alleen und Schneuſſen; ein wohl eingerichtetes Jägerhaus; an Perſonen, ein Chef oder Commandant, ein Jagdjunker, Jagdpage, Oberjäger, Ober- oder Erzpiquir, einige Piquirs und Beſuchknechte, ein

Hundeaufſeher oder Hundeknecht, einige Burſche, und eine Magd zur Fütterung und Melkung der Kühe. Ferner eine gehörige Anzahl Parforcepferde, und zu dieſen iſt nöthig ein Bereiter, ein Sattelknecht, ein Jagdſattler und ein Jagdriemer, ein Schmidt, ein Jagdſporer, die nöthigen Reitknechte; und endlich die Meute Parforcehunde, und eine Anzahl Leithunde.

Jagdflinte, Vogelflinte, Schrotbüchſe, Fr. Arquebuſe à giboyer, Fuſil de chaſſe. Iſt das dem Jäger ſo nöthige Schießgewehr, welches am meiſten bei dem kleinen Weidewerk gebraucht wird. Sie iſt unter allen Flintenarten die leichteſte, und beſteht aus einem Laufe oder Rohre, einem Schloſſe und dem Schafte, worin beides nebſt der ganzen Montirung der Flinte befeſtiget und eingelegt iſt. Der Name Flinte kömmt ohnſtreitig von dem ehemaligen Feuerſteine, Flins oder Vlyns genannt, her (ſiehe Flintenſtein).

Wenn der Jäger die Flinte mit Nutzen und Sicherheit führen will, muß er ſchlechterdings einige Kenntniſſe von dem Schießgewehr überhaupt ſich erworben und damit umzugehen gelernt haben. Leider glauben die mehreſten Jagdliebhaber, es ſei genug, wenn ſie eine Flinte obenhin zu laden und abzufeuern wiſſen, und haben den falſchen Wahn, daß Erfahrung und Uebung das Uebrige thun werde. Sie bedenken aber nicht, mit welcher Gefahr die Uebung, auf die ſie rechnen, für ſich und andere verknüpft iſt. Sie ahnden nicht, zu welchem Grad von Unvorſichtigkeit Jagdhitze verleiten kann, und wie unwiderſtehlich dieſe mit ſich fortreißt. Wem es daher um eigene und fremde Sicherheit zu thun iſt, der muß, ehe er nur eine Flinte zu laden unternimmt, ſich ſchlechterdings zuvörderſt mit dieſer eben ſo künſtlichen als gefährlichen Maſchine ſehr genau bekannt machen. Er muß ſich über die Art ſie zu laden, zu tragen, anzuſchlagen u. ſ. w. vollſtändig belehren laſſen; nur dann erſt eine geladene Flinte zur Hand nehmen, wenn er zuvor eine ungeladene zu handhaben, und zwar mit einiger Fertigkeit zu handhaben ſich geübt hat.

Obzwar derjenige, welcher ſich von der Verfertigung eines Gewehrlaufs einen klaren, deutlichen Begriff machen will, eine Gewehrfabrik oder die Werkſtätte des Büchſen-

machers beſuchen, und der ganzen Operation vom Anfang bis zu Ende beiwohnen muß; ſo iſt es dennoch nöthig den jungen Jäger mit dem Gewehr ſelbſt etwas näher bekannt zu machen, zuvörderſt jeden einzelnen Theil einer Jagdflinte beſonders zu beleuchten, demnächſt aber über die beim Laden und Handhaben des Gewehrs zu beobachtende Handgriffe und Vorſichtsregeln einiges zu ſagen. Das Rohr der Jagdflinte wird nach einem verlangten Kaliber auf der Gewehrfabrik geſchmiedet, und zu einerlei Arten von Vogel- oder Jagdflinten überliefert der Büchſenmacher dem Rohrſchmidt auf der Gewehrfabrik ein Kalibermaas von Blech, wornach der Rohrſchmidt den Lauf ſchmiedet und bohret.

Geſchmiedet wird der Lauf gewöhnlich auf folgende Art. Die Rohrſchmiede nehmen eine unter dem Prellhammer flach ausgeſtreckte Plattine, oder dünne, längliche, viereckige eiſerne Platte, glühen und hämmern dieſelbe ſo oft und ſo lange, bis ſie die zu dem erhaltenen Kalibermaße paſſende Länge, Breite und Dicke oder Stärke hat, wobei ſie jedoch genau darauf merken müſſen, daß ſie das eine Ende der Platine, woraus beim Gewehr der ſogenannte Pulverſack entſtehet, etwas ſtärker laſſen. Dieſe glatte Schiene Eiſen wird nun vermittelſt Glühens und Hämmerns über einen cylinderförmigen Stab von gehärtetem Eiſen, der Mandrill oder Dorn genannt, deſſen Durchmeſſer aber beträchtlich kleiner iſt, als das künftige Kaliber des Laufs, in ein Rohr verwandelt. Die Seiten der Plattine, welche übereinander zuſammengeſchweißt werden ſollen, ſchärft der Rohrſchmidt dergeſtalt mit dem Hammer ab, daß beider Dicke übereinander geſchlagen, nicht mehr beträgt als die Stärke in der Mitte der Plattine. Ein dergleichen über einander gelegtes Rohr wird endlich wenigſtens vier bis fünfmal zum höchſten Grade der Schweißhitze gebracht und jedesmal über den hineingeſteckten Dorn auf einem mit verſchiedenen Bahnen oder Geſenken verſehenen Amboße, der Geſenkambos genannt, mit geſchwinden aber mäßigen Schlägen, unter beſtändigem Umdrehen zuſammengeſchweißt, völlig gerundet und auch zugleich geglättet.

So oft der Lauf aus der Eſſe genommen wird, ſtoßen ihn die engliſchen und franzöſiſchen Rohrſchmiede einigemal horizontal gegen den Ambos, damit die Theilchen

des Metalls mehr zu einer feſten Maſſe ſich verbinden, und keine Nath in dem Laufe zurücklaſſen. Die Franzoſen haben überdieß noch die Gewohnheit, daß ſie dem in der linken Hand haltenden Ende des Laufs, während er in der Eſſe liegt, von Zeit zu Zeit gelinde horizontale Schläge mit dem Hammer geben, wodurch in dem glühenden Eiſen eine zitternde Bewegung entſtehet, welche die in den Poren des Metalls befindliche flüßig gewordene Theilchen heraustreibt, und faſt alle Schuppen und andere auf der Oberfläche ſich anſetzende Unreinigkeiten abſondert. Allein das Glühen und Hämmern wird ſo oft wiederholt, bis alle Theile des Laufs ſo feſte und dicht geworden ſind, als wäre derſelbe aus einem Stücke gebohret. Dem ohngeachtet bleiben bisweilen nach dem Zuſammenſchweißen noch hin und wieder in und an dem Rohre Spalten, Riſſe und Schuppenanſätze, daher ein ſolcher Lauf nochmals weißglühend und zuletzt rothglühend mit dem Hammer in dem Geſenke geebnet und völlig gut gearbeitet werden muß. Bemerkt der Rohrſchmidt alsdann noch einige Fehler, ſo muß er das Rohr von neuem auf dem Dorne ſchmieden.

Zur Güte eines Laufs trägt es ſehr viel bei, wenn ihn der Rohrſchmidt durchs Schmieden dem Gewichte, das der fertige Lauf haben ſoll, ſo nahe als möglich bringt, und mit dem durchs Schmieden erfolgenden Verluſte des Eiſens bekannt iſt, damit durch den Bohrer und die Feile nur wenig vom Laufe weggenommen werden darf. Gewöhnlich wird zu einem Laufe, der völlig vollendet 2 bis 2 und ein halb Pfund wiegen ſoll, 12 Pfund Eiſen erfordert.

Aus der Eſſe des Rohrſchmidts kömmt der Lauf auf die Bohrmühle, welche durch das Waſſer in Bewegung geſetzt wird, und aus einem Waſſerrade beſtehet, das auf einer gemeinſchaftlichen Welle ein Kammrad treibt, und dieſes ein Getriebe, welches wieder auf ſeiner Welle verſchiedene Kammräder bewegt, deren jedes einen Trilling in Bewegung ſetzt. Dieſer bewegt außer der Bohrbank, den hinten mit ſeinem vierkantigen Zapfen in einer Hülſe oder Büchſe des Getriebes ſteckenden Bohrer. Das Bohrgeſtelle, worauf das auszubohrende Rohr befeſtiget wird, iſt als ein Kreutz von ſtarken Latten mit Füßen aus zwei Schragen zuſammengeſetzt. Die vorher gedachte Bohrbank iſt

eine ſolche Maſchine im Kleinen, was die Bohrmühle im Großen war, und wird durch den Büchſenmacher in Bewegung geſetzt. Der Bohrer hat außer dem vierkantigen Zapfen, womit er in der Büchſe befeſtiget wird, noch eine viereckige Spitze, und die Kanten ſchneiden in der Höle des Rohrs, worein die Kugel kömmt, oder in der Seele des Rohrs beim Bohren in daſſelbe ein. Das Bohren ſelbſt, während welchem das Rohr beſtändig mit Waſſer begoſſen wird, geſchieht anfänglich mit kleinen und dann mit größern Bohrern, bis zur Größe des verlangten Kalibers mit etwas Zugabe zum Spielraume der Kugel. Sobald nun die Kugel ohne Hinderniß in dem Rohre hinabfällt, ſo wird die Seele deſſelben geglättet oder fein gebohret, indem man einen ſtumpfen vierkantigen Bohrer nimmt, auf die eine Seite zwiſchen den Bohrer und das Rohr ein mit Baumöl beſchmiertes Stück Holz thut, und auf dieſe Weiſe die Seele des Rohrs völlig glatt polirt. Allein andere bedienen ſich hierzu einzig und allein eines ſehr gut und dicht geſchmiedeten und gehärteten Bohrers, der ſich weder dreht noch biegt.

Wenn nun durch die bisherige Bearbeitung der Rohrſchmidt dem Laufe durchaus eine Stärke gegeben, und mit dem Werkzeuge, das Compaß oder Zirkel genannt wird, unterſucht hat, das heißt: der Lauf muß durchaus aufrichtig oder rein ſeyn; ſo bekömmt der Büchſenmacher das an beiden Enden offene Flintenrohr, und bohrt bei den Jagdflinten die Seele bisweilen kugelgleich oder kugelgerade, d. i. daß ſie keine Erhöhungen und Vertiefungen hat, meiſtentheils aber koniſch, d. h. der Pulverſack oder das hinterſte Ende des Rohrs iſt weiter als die vorderſte Mündung, und die Seele läuft von hinten nach vorne zu ſchmäler zuſammen, und ſchmirgelt die Seele des Rohrs mit verſchiedenen Kolben. Er muß auch das Rohr mit der Saite unterſuchen, ob es nicht etwa krumm iſt, und im entſtehenden Falle die Krümmung mit dem Richtſtock wegſchaffen. Hierauf wird das Rohr außerhalb polirt, und die Seele auch innerhalb noch einmal gekolbet. Das Zündloch bohrt er alsdann mit einem gewöhnlichen Bohrer von außen durch, und erweitert es koniſch nach dem Innern zu, mit dem Zündlochſenker. An der Mündung des Laufs, da wo er geladen wird, löthet nunmehro der Büchſenmacher das Viſir und

Korn auf, verſieht ihn mit den gewöhnlichen drei Haften, und ſchraubt endlich an dem untern Ende der Mündung, wo der Pulverſack iſt, anſtatt eines Bodens, die Schwanzſchraube ein. Nunmehro bekömmt der Büchſenſchäfter das fertige Rohr nebſt dem Flintenſchloſſe, den Bügeln, Abzugsbleche, Abzuge, Kappe und dem Vorder- Mittel- und Spitzröhrchen von dem Büchſenmacher zum verſchäften. Dieſer verſieht die fertige Flinte auch mit dem Ladeſtocke, und oft auch mit koſtbaren Beſchlägen.

Allein ehe man das Gewehr zum Büchſenſchäfter giebt, wird es vorher probirt, indem man den bloßen Lauf entweder mit 2 Loth Pulver und einer genau paſſenden Kugel ladet, oder man nimmt eine doppelte Ladung Pulver und Hagel, nämlich 2 und ein halb Quentchen Pulver und 4 und ein halb Loth Hagel, oder eine kalibermäßige Kugel mit kugelſchwerem Pulver, und zündet es an. Auch nimmt man bei Jagdgewehren blos 1 Loth Pulver und eine kalibermäßige Kugel zur erſten Probe. Hält ein Flintenlauf dieſelbe aus, ſo ladet man ihn zum zweitenmale mit der künftigen gewöhnlichen Ladung, und läßt den Lauf, wenn er nicht geborſten iſt, ſchäften. Da man nun mit ganz weißglänzenden Jagdflinten nicht gut viſiren kann, indem ſie das Auge blenden, ſo wie ſie auch das Wild verſcheuchen; ſo werden die Läufe gemeiniglich auswendig braun gemacht. Hierzu braucht man mit Waſſer verdünntes Scheidewaſſer oder Salzſäure, womit man den Lauf einigemal überſtreicht, bis er die Roſtfarbe hat, beſtreicht ihn hierauf mit Oel, reibt die Oberfläche trocken, und polirt ſie mit Wachs und einer harten Bürſte.

Da bei Feuergewehren jeder Art, mithin auch bei den Jagdflinten das Abfeuern beſtändig einer mehr oder weniger rückwärts wirkenden Bewegung unterworfen iſt, welche man den Rückſtoß, oder das Zurückprallen oder Stoßen des Gewehrs nennt, wodurch der Schuß ſelbſt ungewiß wird, ſo muß der Jäger vorzüglich auch die Urſachen dieſes Stoßens kennen. Es iſt eine unveränderliche Regel in der Mechanik, daß Wirkung und Gegenwirkung einander gleich ſind. Hieraus folgt: da die Schwere des Gewehrs immer dieſelbe bleibt, daß der Rückſtoß mit der Menge des Pulvers und der Schwere der Kugel oder des Hagels, im Ver-

hältniſſe ſtehen, und daß mit eben der Ladung der Stoß mit der Schwere des Gewehrs im Verhältniſſe ſeyn wird; oder je leichter das Gewehr iſt, deſto ſtärker wird das Zurückprallen ſeyn. In der Regel muß jedes Gewehr zweihundertmal ſo ſchwer als die Kugel ſeyn, wenn es die zur größten Schußweite erforderliche Ladung haben ſoll; daher eine Muskete, die 2 Loth Blei mit 1 bis 1 und ein halb Loth Pulver ſchießt, 12 Pfund, und eine Jagdflinte bei 1 Loth Blei 6 Pfund wiegen muß. Uebrigens haben alle die Dinge, welche die Schußweite bewirken, auch Einfluß auf den Rückſtoß.

Der Rückſtoß wird alſo bewirkt: 1) wenn das Kaliber des Gewehrs an einer Stelle größer, als an der andern iſt; 2) vom Ueberladen mit Pulver, weil dieſes als die erſte Bewegungsurſache der Kugel oder doch des Hagels in gleichem Maße auf die Schwanzſchraube des Gewehrs, und auf die Kugel wirkt; 3) wenn die Schwere der Kugel mit der Schwere des Gewehrs nicht im Verhältniß ſteht, daher wird der Rückſtoß ſtärker, wenn man zwei Kugeln einladet. 4) Vom ſtärkern oder ſchwächern Vorſchlage über dem Pulver und der Kugel oder des Hagels, weil dadurch die Gewalt des Pulvers einen größern oder geringern Widerſtand in und vor der Seele leidet. Denn da bei einem ſtarken Vorſchlage nach der Entzündung des Pulvers, die Kugel oder der Hagel nicht gleich zum Weichen gebracht werden kann, ſo erfolgt nicht nur eine größere Geſchwindigkeit der Kugel, ſondern auch ein größerer Rückſtoß. 5) Wenn das Gewehr nicht feſt an die Bruſt angeſetzt, und nach öfterem Schießen nicht ausgeputzt wird. 6) Wenn das Zündloch zu weit von der Schwanzſchraube gebohrt iſt, ſoll das Gewehr ebenfalls ſtoßen; und endlich 7) wenn das Gewehr zu lang iſt, nämlich länger als 3 bis 4½ Fuß bei Jagdflinten; und 5 Fuß 6 Zoll bei Musketen; denn ſo lange die Kugel oder der Hagel im Laufe iſt, wirkt die elaſtiſche Materie des Pulvers ſowohl auf die Kugel als auch auf das Gewehr, und ein doppelt ſo langer Lauf giebt unter gewiſſen Umſtänden faſt doppelten Rückſtoß.

Bei der Jagd iſt es für den Jäger eine Hauptſache, die Schußweite ſeines Gewehrs zu kennen und die Urſachen zu wiſſen, warum ſein Jagdgewehr bei aller Leichtigkeit und

Kürze der Röhre, doch immer noch beſſer und weiter ſchießt als die längern und ſchwerern Musketen. Man hat hierüber folgende Meinungen allgemein angenommen.

Die Schußweite hängt bei Einem Kaliber von der Ladung und Länge des Gewehrs ab. Erſt ſeit 50 Jahren fieng man an zu zweifeln, ob lange Läufe weiter ſchöſſen als kurze; da es doch ausgemacht iſt, daß auch bey der ſtärkſten Ladung eine ihr angemeſſene Länge nöthig wird, weil eine Piſtole mit einer Jagdflintenladung abgeſchoſſen, doch die Schußweite derſelben nicht erreicht, ſondern nur weiter als gewöhnlich geht. Allein wenn man ehedem glaubte, ein nur um einige Zoll längeres Gewehr müſſe eine ſtärkere Ladung als ein kürzeres haben, und die ſtärkere Ladung entzünde ſich nicht ganz in dem letzteren, ſo ſtreitet dieſes gegen alle mit dem Pulver gemachten Erfahrungen. Da die Entzündung des Pulvers faſt augenblicklich, und die Wirkung deſſelben auf den Hagel oder die Kugel, ſchneller als die Bewegung der letztern ſelbſt iſt, ſo wird zwar von zwei Gewehren verſchiedener Länge, aber von Einem Kaliber und einer gleich ſtarken Pulverladung, das längere der Kugel oder dem Hagel die größte Gewalt und Schnelligkeit mittheilen, welche jedoch beinahe dieſelben ſeyn werden, wenn nicht die Längen der beiden Gewehre unverhältnißmäßig ſind.

Die gewöhnliche Pulverladung iſt bei 1 ½ Loth Blei dreiviertel Loth Pulver, oder halbkugelſchwere Ladung iſt bei 40 Zoll langen Gewehren, zur Erreichung der größten möglichen Schußweite, erforderlich. Andere nehmen nur ein Drittel Kugelſchwere. In dieſem Verhältniſſe hat man viele Verſuche mit Läufen von allen Größen, zwiſchen 28 bis 40 Zoll, und beinahe von eben dem Kaliber von 22 bis 26 Zoll angeſtellt, und das Gewehr ſowohl an der Schulter als auch an einem Block befeſtiget, beide in gleicher Entfernung von 45 bis 100 Schritten und mit gleicher Ladung von einerlei Pulver und Hagel abgefeuert; und der Hagel durchbohrte faſt immer eine gleiche Anzahl, von den auf Bretter befeſtigten Boden, er mochte nun aus einem Laufe von 28, 30, 32, 34, 36, 38 oder 40 Zoll Länge, oder aus einem 33 Zoll langen, oder aus einem 66 Zoll langen Laufe geſchoſſen worden ſeyn, nur mußte im letztern Falle

die Ladung etwas verſtärkt werden. Dies haben auch die mit einem 24 Zoll langen Gewehre angeſtellten Verſuche bewieſen, indem man mit denſelben durch Vermehrung der Ladung, die Schußweite eines 45 Zoll langen erhielt, ſobald es die verhältnißmäßige Schwere hatte. Hieraus folgt der Schluß, daß der Unterſchied von 10 Zoll, in der Länge eines Laufes, welches immer mehr zu ſeyn ſcheint, als je die Jäger behauptet haben, keinen merklichen Unterſchied in der Schußweite verurſacht, und daß daher in Rückſicht auf die Länge des Rohrs, ein jeder nach ſeinem Gefallen wählen könne, ohne ſo wenig Nachtheil als Nuzzen in Rückſicht auf die Schußweite erwarten oder befürchten zu dürfen. Daß z. B. eine 5 bis 6 Fuß lange Entenflinte weiter trägt, als eine bloß 3 bis 3½ Fuß lange Jagdflinte, rührt nicht von ihrer Länge, ſondern von ihrer größern Schwere und Dicke her, vermöge welcher man die Pulverladung, wegen des ſtärkern Kalibers doppelt, dreifach, ja vierfach nehmen kann, welches bei einer ordinairen Jagdflinte nicht geſchehen darf, obſchon der untere Theil des Laufs beträchtlich dicker iſt, weil ſie nicht genug Schwere hat, den Rückſtoß auszuhalten. Die bequemſte Länge für Jagdflinten iſt 32 bis 38 Zoll.

Die Schußweite hängt endlich auch von der Größe des Kalibers ab; denn eine zweilöthige Kugel und grober Hagel, ſchießen bei halbkugelſchwerer Ladung nicht nur weiter als eine einlöthige Kugel und feiner Hagel, ſondern auch viel ſchärfer, weil die 2 löthige Kugel und der grobe Hagel bei derſelben Geſchwindigkeit, durch den Widerſtand der Luft im Verhältniß ihrer Schwere nicht ſo viel leiden, als die einlöthige und der feinere Hagel, indem dieſe mehrere Oberfläche als jene haben. Daher iſt der grobe Hagel, beſonders für lange Röhre zu empfehlen.

Die Jäger behaupten faſt allgemein und geben es für eine Vollkommenheit der Jagdflinten aus, daß ſie in einer Entfernung von 40 bis 50 Schritt, die ganze Ladung oder den ganzen Schuß in einem Bezirk von der Größe eines Huthkopfs werfen müßten, und beſtellen ſich wohl gar bei den Büchſenmachern Flinten mit dergleichen Eigenſchaften. Allein alle in dieſem Stücke angeſtellten Verſuche beſtätigen das Gegentheil, indem mit gleicher verhältnißmäßigen

Pulver- und Hagelladung bei der größten Sorgfalt im Aufſetzen des Vorſchlags auf das Pulver, doch in der obigen Entfernung von einem Schuſſe, in ein Viereck von drei Fuß nur zwiſchen 30, 40, 50 und 70 Körner des Schuſſes gefallen ſind, geſchweige denn in den Bezirk eines Huthkopfs. Alle angewandte Künſteleien ſind nicht vermögend geweſen, dieſes zu bewirken.

Die beſten Röhre ſind diejenigen, welche ein durchaus ebenes und allenthalben vollkommen cylinderförmiges Kaliber haben, und niemals überladen werden. Jedes Rohr ſteht nach ſeinem Kaliber und ſeiner Schwere mit einem gewiſſen Maße Blei und Pulver im Verhältniſſe, welches durch wiederholte Verſuche beſtimmt werden muß. Will man daher die rechte Ladung für ein Gewehr beſtimmen, ſo muß man ſie ſo lange vermehren, bis das Gewehr ſtößt, und alsdann ſie nach und nach um ſo viel wieder vermindern, bis der Stoß ganz unmerkbar wird, und man hat die paſſende Ladung. Ueberſchreitet man nun in Rückſicht auf den Hagel das Verhältniß mit dem Pulver, ſo wird die Gewalt der Auseinanderſtreuung verringert und zugleich das Stoßen vermehrt; in Rückſicht auf das Pulver aber, wenn man jene Ladung von Hagel beibehält, wird der Rückprall ebenfalls vermehrt und der Schuß noch weiter auseinander geſtreut, als vorher.

Die Schützen haben bei jeder Art von Feuergewehr die Bemerkung gemacht, daß ſtarke Ladungen Pulver den Hagel ſehr weit auseinander trieben, ohne die Schußweite zu vermehren, hingegen ſchwächere Ladungen mit mehrerer Gewalt wirken, und den Hagel dichter zuſammenhalten. Wenn alſo der Gegenſtand, wornach wir ſchießen wollen, für die Wirkung des Hagels zu weit entfernt iſt, und wir nicht näher kommen können, ſo ſollte man doch demohngeachtet die Pulverladung nicht vermehren, weil dadurch die Schußweite nicht viel gewinnt, und der Hagel noch weitläuftiger zerſtreut wird, ſondern dafür eine größere Nummer des Hagels nehmen, z. B. anſtatt No. 3, No. 2 u. ſ. w. Ueberhaupt genommen gilt jede Jagdflinte ſchon für ein vortrefliches Gewehr, wenn ſie auf 50 Schritt Schußweite von einem Hagelſchuſſe in ein Blatt Papier von 18 Zoll Länge und 24 Zoll Breite nur 36 Körner wirft. Hiebei kömmt

jedoch auch vieles auf die Güte des Pulvers an (ſ. Schieß-pulver), ingleichen auf die Wahl des Hagels (ſ. Hagel).

Ueber das vorher angegebene Verhältniß des Pulvers zum Hagel ſind die Meinungen ſehr verſchieden, aber keine ſo ungereimt, als die auf das Sprichwort gegründete, und von manchen Jägern noch jetzt beobachtete: wenig Pulver und viel Hagel. Denn hier wird entweder das Gewehr berſten, oder das Pulver behält nicht die hinreichende Kraft den Hagel in die gehörige Entfernung, und in der rechten Zirkelweite zu treiben. Die meiſten nehmen indeſſen ein Drittheil der Kugelſchwere des Gewehrs vom Pulver, ſie mögen mit Kugeln oder Hagel ſchießen, und vom letztern nehmen ſie bei zweilöthigem Kugelkaliber 3 Loth, ja wohl gar 4 Loth zu einem Schuſſe. Andere hingegen beſtimmen für die Pulverladung ein Maas, das von eben dem Diameter des Rohrs und doppelt ſo tief als dieſer Diameter iſt; für den Hagel eben dieſes Maas, und nur ein Drittheil des Diameters niedriger für das Pulver; für eine gezogene Kugelbüchſe endlich beſtimmen manche ſo viel Pulver als die Kugelform dieſer Büchſe dreimal enthält.

Das Pulver ſowohl als auch der Hagel muß in der Flinte feſt gehalten werden, wozu man eine weiche Materie nehmen muß (ſ. unter Vorſchlag); wie man aber das Gewehr ſelbſt zum Schuß fertig macht, davon ſehe man unter Laden.

Sobald das Gewehr völlig geladen iſt, ſollte es der Jäger nie ſo unter dem Arme oder auf der Schulter tragen, daß die Mündung gegen die Erde gerichtet iſt, weil es immer einen Beweis von der Nachläſſigkeit des Schützen und ſeiner Gleichgültigkeit gegen die Gewißheit eines glücklichen Erfolgs auf der Jagd giebt. Durch ein ſolches Tragen des Gewehrs wird nicht nur während der durch das Gehen verurſachten Erſchütterung der Schuß loſe und mithin ungewiß, ſondern man verliert bisweilen dadurch ohnbemerkt den ganzen eingeladenen Hagel, und platzt alsdann nur vergebens gegen das aufgejagte Wild. Allein die Polizei ſelbſt ſollte wegen der Gefahr, die aus dem gewöhnlichen Tragen des Gewehrs, wenn die Schützen auf die Jagd gehen, ehe ſie ſich auf dem Reviere vertheilen, entſtehen kann, und bereits oft entſtanden iſt, durchaus anbefehlen, daß alle auf

die Jagd ziehenden Perſonen die Gewehre mit aufwärts gekehrten Mündungen auf den Schultern oder Armen bis aufs Revier tragen müßten.

Wenn der Schütze ſein Gewehr abgeſchoſſen hat, ſo muß er es nach vorheriger Reinigung des Hahns, der Pfanne und des Zündlochs, gleich wieder laden, während der Lauf noch warm iſt, weil alsdann im Lauf durch das Kaltwerden keine Feuchtigkeit ſich anſetzen, und von dem einzuladenden Pulver angezogen werden kann. Aus eben dieſer Urſache ſollte man nie einen Schuß über Nacht in einer Jagdflinte laſſen, und ſie jedesmal vor dem Laden ausflammen, weil dadurch die durch Kälte entſtandenen Feuchtigkeiten aus dem Laufe gebracht werden.

Der glückliche oder unglückliche Erfolg des Schuſſes hängt bei einem nach den, unter Laden, anzugebenden Regeln geladenen Gewehre von dem jedesmaligen Schützen ab, deren jeder ſeine eigene Weiſe hat, das Gewehr anzulegen, und auf demſelben zu zielen; und alle Jäger folgen in Anſehung der Länge und der Form des Schaftes, der doch auch zum richtig ſchießen viel beiträgt, ihren eigenen Ideen. Ob es nun ſchon einige Schützen giebt, die mit jedem Gewehre, der Schaft ſey wie er wolle, gleich gut und richtig ſchießen, ſo muß man bei der Wahl der Jagdflinten doch folgende allgemeine Regeln beobachten: daß für einen langarmigen Mann der Schaft länger ſeyn muß, als für einen von kleinerm Wuchſe und kürzern Armen; daß ein Mann von hohen Schultern und kurzem Halſe einen mehr geraden, hingegen ein Mann von niedrigen Schultern und langem Halſe, einen ſtark gebogenen Schaft haben muß; denn jeder würde ſonſt beim Schießen und Fluge, den Kolben nur mit vieler Mühe feſt gegen die Schulter ſetzen können, und noch obendrein ſeinen Gegenſtand kaum aufs Korn kriegen, und allemal zu hoch ſchießen; dieſer hingegen würde bei einem geraden Schafte mit vieler Mühe zielen, und alsdann zu niedrig ſchießen; daß endlich eine gute Jagdflinte überhaupt eine lange, und mehr wie gewöhnlich gebogene Kolbe haben müſſe, weil man ein ſolches Gewehr beſſer anlegen und mit der linken Hand, da wo der Ladeſtock in den Schaft geht, beim Schuſſe feſt und gewiß ohne alle Gefahr halten kann. Ue-

berhaupt ſchießt ein Gewehr mit einer mehr als gewöhnlich gebogenen Kolbe, weit ſicherer im Stehen, im Fluge und im Laufen, als ein geradgekolbtes. Bei den Jagdflinten bringt es übrigens ſehr großen Vortheil, wenn die Mündung des Gewehrs ein wenig aufwärts gebogen, und das Korn klein und flach iſt, weil jeder erfahrner Jäger dadurch dem gewöhnlichen zu niedrig ſchießen ausweichen kann, und weil die beiden Linien des Zielens und des Feuers deſto beſſer zuſammen treffen, je flacher das Korn iſt. Mehreres hievon ſehe man unter Schießen.

Uebrigens muß man aus einer Jagdflinte nicht mehr als 20 bis 25 Schüſſe thun, und alsdann das Gewehr wieder reinigen, täglich aber einen friſchen Stein aufſchrauben, wenn man des jedesmaligen Losgehens des Gewehrs verſichert ſeyn will.

Jagdfolge, Nachfolge, Nacheile, Fr. Obligation à corvées de chaſſe, Droit de pourſuite. Iſt dasjenige Recht, wenn ein Jagdberechtigter dem in ſeinem Reviere verwundeten Wilde, in einen fremden Jagdbezirk nacheilet, und ſich deſſelben darin bemächtiget. Dieſes Verfolgungsrecht iſt nicht nur ſehr im Gebrauche, ſondern iſt auch in den römiſchen und alten und neuern deutſchen Geſetzen gegründet. Gleichwohl aber kann von der Jagdfolge in ſo fern, daß ſie aller Orten in Deutſchland im Gebrauche ſeyn ſollte, nichts allgemeines beſtimmt werden, ſondern es kömmt hiebei größtentheils auf die Gewohnheit und Obſervanz an, nach welcher beurtheilet werden muß, ob, wie, wenn oder in welchen Fällen, und wie lange die Nachfolge ſtatt habe? außer daß man allgemein behaupten kann, daß ohne geſchehene Verwundung des Wildprets dergeſtalt, daß es ſchweiſſet, gar keine Jagdfolge zuläßig ſey. An einigen Orten iſt es gewöhnlich, daß auf den Fleck, wo die Verwundung geſchehen, ein Zeichen gelegt werde, z. B. ein Bruch, damit der Anſchuß erwieſen werden könne. Auch darf der nacheilende Jäger öfters nicht dabei blaſen und auch die Hunde nicht anhetzen. Nicht ſelten muß auch dem Jagdherrn von der Nachfolge in ſein Revier Anzeige geſchehen, damit nicht eine Jagddienſtbarkeit (ſervitus venandi) daraus entſtehe. Die Jagdfolge pflegt hauptſächlich nur bei großem Wildpret vorzukommen, und in Rückſicht der Zeit iſt die

Nachfolge an einigen Orten 24 Stunden, an einigen 2 bis 3 Tage, und an andern eine ganz unbeſtimmte Zeit verſtattet.

Ob der Jagdherr das von einem andern verwundete und in ſein Revier übergelaufene Wild vollends erlegen und ſich ſelbſt zueignen könne, oder ob ſolches dem Nachfolger gelaſſen werden müſſe? darüber ſind die Rechtslehrer nicht einig. Allein mit Uebergehung der übrigen beiderſeitigen Gründe, wird derjenige, nach welchem man vor der wirklichen Bemächtigung das Eigenthum nicht über die wilden Thiere erlanget, und dem Nacheilenden nichts weiter als die Folge, keineswegs aber daher zugleich ein Recht, den Jagdberechtigten von dem bereits verwundeten Wild gänzlich abzuhalten, zuſtehet, in Anſehung des Jagdherrns ſo viel Wirkung haben, daß demſelben die Befugniß dergleichen auf ſein Revier übergelaufenen, noch in keines Eigenthum befindlichen Wildes, woran ihm das Bemächtigungs-Recht ſowohl als dem Nachfolgenden zuſtehet, ſich zu bemächtigen und zuzueignen, nicht wird abgeſprochen werden können.

Jagdfrohne, Fr. Corvée de chaſſe. Sind ſolche Frohndienſte, welche die Bauern bei der Jagd, ſowohl mit der Anſpanne, als mit der Hand, bei jedem Aufgebote ohne Entgeld leiſten müſſen; ſ. unter Jagdgerechtigkeit.

Jagdgerecht, Fr. qui entend bien la chaſſe. Wird ein Jäger genannt, wenn er wohl verſtehet, mit und ohne Zeug auf allerhand Wildpret geſchickt zu jagen, demſelben Abbruch zu thun, und die Jagden auf allerhand Art zu verändern.

Jagdgerechtigkeit, Jagdrecht, Fr. Droit de chaſſe. Iſt das Recht, vermöge deſſen jemand auf gewiſſen Grundſtücken, als Wäldern, Aeckern, Wieſen, Angern, Feldern, Bergen ꝛc. befugt iſt, das ſich daſelbſt aufhaltende, annoch in keines andern Eigenthum befindliche Wildpret, nach Maßgabe der Geſetze zu ſeinem Nutzen aufzuſuchen, zu verfolgen und zu tödten, oder ſich deſſelben lebendig zu bemächtigen. Ehe dieſe Bemächtigung noch nicht wirklich geſchehen, iſt auch das Wild noch nicht in des Jagdberechtigten Eigenthum.

Ob auch Fiſche und Vögel mit unter das Wild zu rechnen ſind, iſt man nicht einig; denn ob ſolches zwar nach

den römiſchen Geſetzen keinem Zweifel unterworfen iſt, ſo will man doch dieſes in Deutſchland nicht ſtatt finden laſſen, und läßt ſich auch nach allgemeinen deutſchen Geſetzen nichts davon beſtimmen, ſondern es kommt hiebei auf die beſondern Landesgeſetze, wenn aber auch dieſe nicht vorhanden, auf das hergebrachte Gewohnheitsrecht eines jeden Landes an. Für ein allgemeines Herkommen in Deutſchland kann jedoch gar füglich dieſes gehalten werden, daß demjenigen, welchem die niedere Jagd zuſtehet, auch der Vogelfang zugeſtanden wird, wobei er ſich jedoch an demjenigen Geflügel, welches zur hohen Jagd gerechnet wird, nicht vergreiſen darf. In Anſehung der Bienen, welche keinen Eigenthümer haben und gefunden werden, ſo gehören ſie demjenigen zu, der ſich derſelben bemächtiget hat. — Daß von der Jagdgerechtigkeit der Wildbann zu unterſcheiden iſt, davon ſehe man unter Wildbann.

Die Frage, wem die Jagdgerechtigkeit zuſtehe, ob ſie ein Regale oder den Eigenthümern der Grundſtücke zuzuſchreiben ſey, gehört noch zu den wichtigen Streitmaterien in der Rechtsgelahrheit. Denn gehört ſie unter die Regalien, ſo kann ſie auch auf eigenem Grund und Boden nicht anders, als entweder durch ausdrückliche Bewilligung des Landesherrn, oder durch Verjährung einer undenklichen Zeit, erlanget werden; ſie iſt unter einer allgemeinen Verleihung eines Gutes oder Grundſtückes, bei der gebrauchten Clauſul: mit allen Zubehörungen, nicht mit zu verſtehen; ſondern erfordert eine beſondere Benennung, und der Beſitzer derſelben iſt verbunden, ſeinen Titel anzugeben, wodurch er ſich ſolche erworben hat, gleichwie er auch während des Proceſſes nicht bei dem Beſitze, ausgenommen dem zehnjährigen, geſchützet wird. Hingegen im andern Fall, wenn ſie kein Regale, ſondern mit dem Eigenthume eines Grundſtücks verbunden iſt, ſo wird zu ihrer Verjährung nur die ordentliche Zeit erfordert; ſie iſt unter dem allgemeinen Ausdruck: mit allen Zubehörungen begriffen, und der Beſitzer kann zu Angabe des Titels nicht gezwungen werden.

Nach den Zeugniſſen des Cornel. Tacitus und Julius Cäſar haben die Deutſchen in den älteſten Zeiten nichts eigenes gehabt, ſondern die Obrigkeiten haben den Völkern und Geſchlechtsverwandten, die ſich zuſammen begeben hat-

ten, gewiſſe Aecker und Ländereien angewieſen, die ſie jedoch jährlich wieder verließen, andern Geſchlechtern und Familien Platz machten, und dagegen neue erhielten. Es iſt alſo höchſtwahrſcheinlich, daß dieſe Geſchlechtsverwandten auch die Jagd gemeinſchaftlich betrieben haben; denn daß ſolche jedweden frei geſtanden, iſt durch das Zeugniß der genannten beiden Geſchichtſchreiber eine ausgemachte Wahrheit.

In dieſer Gemeinſchaft ſind aber die Deutſchen nicht verblieben, ſondern es hat jeder, vermuthlich weil es wegen der vermehrten Volksmenge nöthig geweſen, ſein Eigenthum erhalten. Ob es nun aber hierauf noch einem jeden erlaubt geblieben, die Jagd auf ſeinem Grund und Boden zu üben, oder ob ſolches nicht mehr frei geſtanden habe, darüber iſt man eben nicht einig.

Diejenigen, welche die Regalität der Jagden behaupten, läugnen, daß es, nachdem jeder ſein Eigenthum erhalten, einem jeden noch erlaubt geweſen ſey, ſich derſelben auf ſeinem Eigenthum zu bedienen. Allein ihre Gründe, aus welchen ſie die Regalität behaupten, ſind weder richtig noch hinlänglich, ſondern diejenigen, welche wider dieſe vermeinte Regalität ſtreiten, ſind weit richtiger und vollſtändiger. Denn das natürliche Recht giebt nicht nur die Vermuthung, daß einem jeden auf ſeinem Grund und Boden, ſich der Jagd zu bedienen, ohnverwehrt geblieben, ſondern es erhellet auch aus ältern und neuern Geſetzen, daß die Deutſchen nicht aufgehört haben, ſich mit dieſer ihnen ſo angenehmen Beſchäftigung abzugeben.

Es würde zu weitläuftig ſeyn, alle die Gründe für und wider hier anzuführen, und daher will man nur dieſes berühren, daß der wichtigen Gründe, welche wider die Regalität der Jagden ſtreiten, ohnerachtet, dennoch die gegenſeitige Behauptung, deren Alter ſich allererſt vom 16ten Jahrhundert herſchreibt, ſo viel Wirkung gehabt, daß die Jagd, vornehmlich die hohe, in verſchiedenen Provinzen Deutſchlands, nicht nur unter die niedern Regalien gezählt wird, und daß ſolche demnach von niemand, als denen, welche undenklichen Beſitz, oder ausdrückliche Conceſſion vor ſich haben, ausgeübt werden darf, ſondern auch, daß viele Beſitzer adelicher Güter ſich die Jagdgerechtigkeit auf

ihren Gütern, aus Furcht dieſelbe ſonſt zu verlieren, von dem Landesherrn haben beſtätigen laſſen. Doch aber ſind diejenigen in Deutſchland noch die mehreſten Länder, in welchen die Beſitzer der Jagdgerechtigkeit bei dieſer Gerechtſame geſchützet werden, ob ſie gleich keinen Beſitz einer undenklichen, ſondern bloß einer ſolchen Zeit, welche zu der im Lande gewöhnlichen Verjährung hinlänglich iſt, vor ſich haben.

Wenn etwa jemand mit der forſtlichen Obrigkeit beliehen ſeyn ſollte, ſo kann auf keine Weiſe geſchloſſen werden, daß zugleich auch die Jagd mit darunter zu verſtehen ſey, ſo wenig wie von der Gerichtbarkeit auf die Jagd und von der Gerichtbarkeit und der hohen Jagd, oder der Jagd und dem Waldeigenthum auf die forſtliche Obrigkeit geſchloſſen werden kann. Denn die forſtliche Obrigkeit ſtammt, nebſt der Gerichtbarkeit von der Landeshoheit ab; hingegen die Jagd, wovon auch die hohe nicht ausgenommen werden kann, entſpringet aus dem Eigenthum des Grundes und Bodens, und muß in der Regel demſelben anhängig vermuthet werden.

Ob zwar man auch darüber nicht einig iſt, zu welcher Art der Rechte (ſpecies juris) die Jagdgerechtigkeit gehöret, ſo kann doch aus dem vorher angeführten ſehr leicht beſtimmt werden, daß ſie, in der Regel ein dingliches aus dem Eigenthum fließendes Recht ſey. Denn da der Eigenthümer des Grundes und Bodens die Vermuthung für ſich hat, daß ihm die Jagd auf ſeinen Grundſtücken zuſtehet, ſo folgt nichts natürlicher, als daß dieſelbe nach dieſer Vermuthung ein dingliches Recht ſeyn müſſe. In den Ländern hingegen, in welchen die Jagd von dem Landesherrn für ein Regale erkläret worden iſt, wird auch wohl die Vermuthung für die Regalität ſtreiten, und folglich dieſelbe für ein Hoheitsrecht zu halten ſeyn.

Man findet aber auch, ſo wie keine Regel ohne Ausnahme iſt, viele Jagdgerechtigkeiten, die weder aus dem Eigenthum noch aus der Landeshoheit herrühren, ſondern ſie können auch auf weit mehrere Arten erlangt werden. Denn z. B. wenn ein Gut die Befugniß hat, die Jagd auf den Grundſtücken eines benachbarten Guts zu treiben, ſo iſt ſie eine ſervitus realis; wenn jemand für ſeine Perſon, oder für die Perſonen ſeiner Familie, dieſe Gerechtſame auf ei-

nes andern Grund und Boden erworben hat, ſo iſt ſie eine ſervitus perſonalis; wenn man dieſelbe auf verpfändeten und zur Benutzung erhaltenen Grundſtücken ausübt, ſo iſt ſie ein jus pignoris; wenn der Landesherr gewiſſen Beamten, ſo lange ſie in Bedienung ſtehen, die Jagd zu exerciren verſtattet, dergeſtalt, daß allemal derjenige, welcher dergleichen Amt bekleidet, dazu berechtiget iſt, ſo iſt ſie ein jus perſonale; hat ſie jemand aus Gnade des Landesherrn, oder aus gutem Willen eines andern, ſowohl auf geſchehene Bitte, als ohne dieſelbe, auf unbeſtimmte Zeit erhalten, ſo iſt ſie ein precarium; wer ſie vermöge eines Pachtvertrages ausübet, hat ebenfalls nur ein perſönliches Recht. Hieraus erhellet, daß man zum Jagdrecht auf vielerlei Art befugt ſeyn könne.

In Rückſicht der verſchiedenen Arten und Eintheilungen der Jagden ſind zu bemerken: die Gnadenjagd, die hohe und niedere, wozu in manchen Ländern die mittlere Jagd gerechnet wird, davon iſt unter Jagd geſagt worden; die Koppeljagd, und die Klapper- und ſtille Jagd (ſ. unter Klapperjagd).

Ein jeder Jagdberechtigter iſt verbunden, von der ihm zuſtehenden Jagd, nach Vorſchrift der Geſetze, Gebrauch zu machen. Schweigen die Geſetze, ſo ſind die an jedem Orte eingeführten Gewohnheiten zu beobachten. Für uneingeſchränkte Jagdgerechtigkeit iſt nicht nur diejenige zu halten, welche jemand auf eigenen Grundſtücken zu treiben befugt iſt, ſondern auch diejenige, welche einer ſchlechterdings, und ohne daß dabei eine gewiſſe Art, wie man ſich derſelben bedienen ſolle, vorgeſchrieben worden (es ſey auf eigenem, oder auf fremdem Grund und Boden), erworben hat.

Wem ſolchergeſtalt das uneingeſchränkte Jagdrecht zuſtehet, der hat Befugniß, ſich des Wildes, welches zu ſeiner Art von Jagd gehört, auf alle mögliche erlaubte Art, durch Jagen mit Hunden, durch Schießen, Netze, Garne, Fallen, Schlingen, Fangeiſen und andere Jagdgeräthſchaften, durch Beizen mit Falken, Habichten, Reihern ꝛc. zu bemächtigen. Hingegen wenn jemand die Jagd unter gewiſſen beſtimmten Einſchränkungen erhalten hat, ſo darf auch davon auf keine andere Weiſe Gebrauch gemacht werden. Z. B. wem bloß das Schießen verſtattet worden,

oer darf nicht mit Hunden jagen, und ſo auch umgekehrt. Wem Garne zu ſtellen erlaubt worden, der darf weder ſchießen noch mit Hunden jagen. Wer nur gewiſſe Arten von Wild zu fangen berechtiget iſt, darf ſich an den übrigen nicht vergreifen.

Allein ob gleich jemand das uneingeſchränkte Jagdrecht hat, ſo darf ſolches dennoch auf keine unweidmänniſche Art, als etwa durch unverſtändige Leute, Büttel, Schergen ꝛc. oder durch unmäßiges Jagen und Einfangen, wodurch das Wild zu ſehr verringert wird, durch Selbſtſchüße und dergleichen ſchädliche Inſtrumente, wodurch ſowohl Menſchen als Thiere beſchädiget werden können; ſondern es muß jägermäßig ausgeübt und betrieben werden.

Eingeſchränkt kann das Jagdrecht ſeyn, als: wenn jemand daſſelbe nur in Anſehung einer gewiſſen Art des Wildes, z. B. bloß der Haſen, der Waſſervögel ꝛc. zuſtändig iſt, oder wenn er die Jagd nur mit gewiſſen Geräthſchaften, oder in eigener Perſon, oder nur eine gewiſſe beſtimmte Zeit, zu treiben befugt iſt u. ſ. w., welches alles genau beobachtet werden muß. Daß aber derjenige, welchem die Jagd geradezu und ſchlechterdings verſtattet worden, nicht berechtiget ſeyn ſoll, dieſelbe auch mit Schießen oder Birſchen, ſondern bloß mit Netzen und Hunden zu treiben, iſt billig zu bezweifeln.

Die Zeit, in welcher die Jagd getrieben werden kann, iſt faſt in jedem Lande in den Jagdordnungen vorgeſchrieben worden; in vielen Ländern iſt die Jagd vom 1ſten März bis Bartholomäi zu treiben verboten und von Bartholomäi bis zum 1ſten März erlaubt, in andern vom Trinitatis-Feſt bis zu Andreas, was die hohe Jagd betrifft, die Niederjagd aber von Bartholomäi bis Faſtnacht zu treiben erlaubt; übrigens iſt die Zeit in vielen Ländern auch verſchieden beſtimmt. Außer dieſer Zeit darf ſich kein Jagdberechtigter unterſtehen, von derſelben Gebrauch zu machen. Und ob zwar einige dafür halten, daß den Beſitzern adelicher Güter, zu hohen Feſten und außerordentlichen Fällen, z. B. bei Hochzeiten, Kindtaufen ꝛc. auch in der Hegezeit einiges Wildpret zu ſchießen oder zu fangen erlaubt ſey, ſo kann doch ſolches für keine in Deutſchland allgemein geltende Gewohnheit angenommen werden, ſondern iſt bloß in denjeni-

gen Ländern zu dulden, in welchen es entweder in den Geſetzen ausdrücklich nachgelaſſen, oder zum ordentlichen Gewohnheitsrechte geworden iſt.

An Sonn- und Feſttagen zu jagen, iſt ebenfalls unerlaubt, und durch Geſetze, die in Deutſchland allgemein geltend ſind, verboten. Wenn aber auch gleich dieſe Geſetze von vielen nicht beobachtet werden, ſo kann man doch einen ſolchen der Religion und guten Sitten widrigen Gebrauch niemals für ein Gewohnheitsrecht halten, ſondern es würde derſelbe von Rechts wegen allemal zu beſtrafen und bloß in außerordentlichen Fällen, z. B. in Hungersnoth oder wenn das Wild ſehr große Verwüſtung der Früchte anrichtet, erlaubt ſeyn.

Weil niemand einem andern Schaden zufügen ſoll, ſo muß man ſich der Jagd auf fremden Grundſtücken dergeſtalt bedienen, daß dem Eigenthümer dadurch weder an ſeinem Getraide noch andern Früchten einiger Nachtheil zugezogen werde. Daher iſt es auch ſowohl überhaupt, als beſonders bei naſſer Witterung unerlaubt und ſtrafbar, wenn in fremdem Getraide und andern Feldfrüchten gejagt, oder hindurch gegangen und ſolches zertreten und zernichtet wird. Im Fall aber ſolches geſchehen, ſo iſt der Schade von dem Jagdberechtigten zu erſetzen. — Aus gleichem Grunde iſt auch die allzu ſtarke Hegung des Wildes unerlaubt; denn da nur immer eine mäßige Anzahl übrig bleiben ſoll, ſo iſt der durch eine dergleichen übermäßige Hegung, an den Feldern und Früchten von dem Wilde verurſachte Schaden, dem Grundeigenthümer nicht nur zu erſetzen ſchuldig, ſondern es muß ihm auch die Bemühung vergütet werden, die er auf die Bewachung ſeiner Früchte und Abtreibung des Wildes verwenden müſſen.

In einigen Ländern wird bei Ausübung der Jagdgerechtigkeit, wenn gleich ſolche den Gütern nicht ſtreitig gemacht wird, auch noch auf den Stand des Beſitzers geſehen. Daher darf ſich z. B. in Ober- und Nieder-Baiern, wie auch im Cleviſchen kein Bürgerlicher des Jagdrechts, ob ſchon ſolches auf ſeinem Gute haftet, bedienen, ſondern es kann daſſelbe nur von Adelichen ausgeübt werden, und muß ſo lange ruhen, bis das Gut wieder einen adelichen Beſitzer erhält. Allein dergleichen beſondere Rechte gehören zu den

Ausnahmen, und müſſen erwieſen werden, ſo wie ſie überhaupt das Eigenthumsrecht verletzen.

Den katholiſchen ſowohl als proteſtantiſchen Geiſtlichen wird die Betreibung der Jagd in ſehr vielen Geſetzen gänzlich unterſagt; jedoch iſt die ſtille Jagd, z. B. mit Netzen, Schlingen, Fallen ꝛc. nachher von dieſen Verboten ausgenommen worden. In neuern Zeiten jedoch denkt man ſo billig, auf dieſe Geſetze nicht mehr zu achten, indem die Jagd keine unmoraliſche Beſchäftigung oder ſchändliches Gewerbe iſt, ſo daß den Geiſtlichen die dadurch beabſichtigte und wegen ihrer ſitzenden Lebensart ſo nöthige Leibesübung, gar wohl zu ihrer Erholung und Geſundheit verſtattet werden kann, wenn ſie anders nicht zur Leidenſchaft wird und Vernachläßigung des Dienſtes daraus entſteht.

In Anſehung der Jagdberechtigten liegen auch andern Verbindlichkeiten ob, und dieſe ſind entweder allgemeine oder beſondere Verbindlichkeiten, und die Jagdfolge. In Rückſicht der allgemeinen iſt zwar ordentlicher Weiſe niemand berechtiget, die Jagd auf eines andern Grund und Boden auszuüben, indem die Vermuthung vielmehr für den Eigenthümer ſtreitet, der jedem Fremden die Jagd auf ſeinen Grundſtücken zu verbieten befugt iſt; jedoch leidet dieſes ſeinen Abfall, wenn ein Fremder dieſelbe auf rechtliche Art darauf erworben hat, und der Eigenthümer iſt ſodann ſchuldig, demſelben ſolche ohnweigerlich zu geſtatten, und ihm auf keine Weiſe an deren rechtmäßigem Gebrauch hinderlich zu ſeyn.

Ein jeder, dem das Jagdrecht nicht zuſtehet, muß ſich der Ausübung deſſelben enthalten. Dieſes gilt aber nicht allein vom wirklichen Jagen, durch Hunde, durch Beizen, durch Schießen oder Netze und mancherlei Jägergeräthſchaften, ſondern auch von allen andern möglichen Bemächtigungen des Wildprets, ſie mögen Namen haben wie ſie wollen. So darf z. B. niemand junges Wild, als junge Rehe, Haſen und dergl. aufgreifen, die Eier der jagdbaren Vögel nicht ausnehmen, noch weniger aber das gefangene Wild aus den Inſtrumenten der Jäger, z. B. Krammetsvögel aus den Dohnen, Füchſe aus dem Fangeiſen, auslöſen. Wer aber demohnerachtet ſich etwas dergleichen unterfängt, begeht ein Jagdverbrechen.

Weil dadurch, wenn jedem mit Hunden und Schieß-gewehr in Jagdrevieren umher zu gehen erlaubt wäre, gute Gelegenheit zu unbefugtem Jagen verſtattet würde, ſo darf man ſich auf fremden Jagdbezirken und Forſten, außer den Wegen und Straßen, weder mit tauglichem Schießgewehr betreffen, noch ſeine Hunde in Feldern und Wäldern frei umher laufen laſſen, oder das Schießgewehr wird abgepfändet und die Hunde werden erſchoſſen. Auf Wegen und Straßen, auch auf Fußſteigen und andern als Landſtraßen darf man zu ſeiner Beſchützung Schießgewehre tragen und auch Hunde bei ſich haben. Denn wenn letztere nicht von dem Wege abweichen und das Wild aufſuchen, ſo ſind ſie der Jagd nicht ſchädlich; und übrigens gehen die Hunde dem Jagdberechtigten nichts an. Unerlaubt iſt es, wenn Jäger und Jagdberechtigte jeden auf dem Reviere angetroffenen Hund erſchießen, und auch diejenigen nicht verſchonen, die dem Eigenthümer nicht von der Seite gehen, oder welche ſich kaum wenige Schritte vom letzten Hauſe des Orts entfernt und gar nicht die Abſicht ſich weiter hinweg zu begeben haben. Bloß diejenigen zu ſchießen iſt erlaubt, die wirklich nach dem Wildpret ohne Knittel ſuchen und jagen.

Ob nun gleich niemand berechtiget iſt, das Wild auf eines andern Jagdrevier zu erlegen oder einzufangen, ſo kann doch keinem die Nothwehr dagegen verſagt werden. Denn da dieſe ſogar wider Menſchen erlaubt iſt, ſo muß ſie wider wilde Thiere um ſo mehr verſtattet ſeyn. Man findet ſogar Geſetze, nach welchen Bäre, Wölfe, Löwen, Füchſe ꝛc. von jedem ungehindert, auch auf anderer Grund und Boden und auf fremden Jagdrevieren, verfolgt und getödtet werden durften. Jedoch iſt dieſes heutiges Tages in Anſehung der Füchſe, weil dieſe den Menſchen nicht gefährlich ſind, nicht für erlaubt zu halten.

Unter die beſondern Verbindlichkeiten, welche einigen in Anſehung der Jagdberechtigten obliegen, gehören hauptſächlich die Jagdfrohnen. Vermöge dieſer ſind die Unterthanen des Jagdherrn öfters allerlei Jagddienſte zu verrichten ſchuldig. Sie müſſen z. B. bei angeſtellten Klapperjagden das Wild vortreiben, Netze ſtellen, die Jagdhunde führen und den Jägern die Geräthſchaften nachtragen,

Wildfuhren leiſten und das erlegte Wildpret nicht nur nach Hauſe ſchaffen, ſondern ſolches auch über Land zum Verkauf fahren, Füchſe, Dachſe u. ſ. w. ausgraben und überhaupt dasjenige verrichten, was bei Ausübung der Jagd erforderlich iſt.

Hierher gehören auch die Verbindlichkeiten, daß den Jagdberechtigten die Jagdhunde gefüttert und unterhalten und daß die Jäger, wenn ſie ſich auf der Jagd befinden, mit Eſſen und Trinken verſorgt werden müſſen, welches man Jägerbrod nennt, ſo wie die Unterhaltung der Hunde mit dem Namen Hundshafer belegt wird.

Allein alle dieſe Verbindlichkeiten, deren es außer den benannten noch mehrere giebt, ſind nicht zu vermuthen, ſondern müſſen entweder in den Geſetzen oder in der Gewohnheit und Obſervanz gegründet ſeyn. Sie ſtammen auch niemals von dem Jagdrechte ſelbſt ab, ſondern haben mit den übrigen Frohndienſten und andern Dienſtbarkeiten der Bauern ein und eben denſelben Grund, und müſſen nach dieſen beurtheilet werden.

Von der dritten Verbindlichkeit, welche ſelbſt Jagdberechtigte gegen Jagdberechtigte leiden müſſen, ſehe man unter Jagdfolge.

Die Jagdgerechtigkeit kann endlich ſo wie andere Rechte ihre Endſchaft haben. Als: wenn derjenige, dem ſolche zuſtehet, ſelbige an andere überläßt; wenn die auf unbeſtimmte Zeit verſtattete zurück genommen wird; wenn die beſtimmte Zeit abgelaufen oder derjenige, welchem dieſelbe auf Lebenszeit oder auf die Zeit ſeines Dienſtes ertheilt war, verſtorben iſt, oder er auf andere Weiſe ſein Amt zu bekleiden aufgehöret hat; wenn ſie von einem andern durch Verjährung erlanget oder auf fremden Grundſtücken durch den zehnjährigen Nichtgebrauch verloren wird; wenn der Grund und Boden, worauf ſie ausgeübt wird, zu Grunde gehet und zu ſeyn aufhöret, z. B. durch Erdbeben oder Ueberſchwemmung; und endlich wenn ſie jemand gerichtlich evinciret.

Die Jagdgerechtigkeit höret auch dadurch auf, wenn jemand wegen begangener Verbrechen in die Reichsacht oder wenigſtens ſeiner Güter und Rechte verluſtig erkläret, oder aber wenn das zu Lehn gereichte Jagdrecht, um der Lehns-

fehler willen, und auch wegen des mit der Jagd getriebenen Misbrauchs eingezogen wird.

Zuletzt endiget ſich beſonders die gemeinſchaftliche Jagdgerechtigkeit, durch die Conſolidation, oder wenn einer der Mitberechtigten dieſelbe auf mancherlei Art allein überkommt, und durch die Theilung, wenn jeder einen beſondern Forſt, Bezirk, oder Revier erhält, auf welchem er ſich der Jagd allein bedienet. Wie es ſich denn auch von ſelbſt verſtehet, daß auch die übrigen Arten, wie die Jagdgerechtigkeit aufhören kann, bei der gemeinſchaftlichen Jagd ſtatt finden.

Jagdgeſchichte, Fr. Hiſtoire de la chaſſe. Die Jagd war die hauptſächlichſte Beſchäftigung der erſten Menſchen, und dieß ſowohl wegen ihres Unterhalts, als auch ſich gegen die Anfälle wilder Thiere in Sicherheit zu ſetzen. Da man aber unter der unzählbaren Menge von Thieren gar bald einige bemerkte, die ſich zur Geſelligkeit gewöhnen ließen, und man dieſe weniger wild fand, als die andern, ſo ſuchte man Mittel, ſie zahm zu machen. Man ſperrte ſie in Gärten ein, und ließ ſie ſich vermehren, wodurch der Unterſchied zwiſchen Haus- und wilden Thieren entſtand. Bei der nachherigen veränderten Lebensart der Menſchen ſuchten einigr ihren Hauptunterhalt von den Heerden zahmer Thiere, andere von der Erlegung der wilden, und beides geſchahe entweder in Verbindung mit dem Ackerbau, oder ohne denſelben.

In den älteſten Zeiten war die Jagd mehr eine ernſthafte Beſchäftigung, als ein Vergnügen, ſo wie ſie es bei allen Völkern iſt, die noch in der Barbarei leben, oder nahe daran gränzen; bei geſitteten Völkern iſt ſie bloß Beluſtigung.

Nach der Verwüſtung durch die Sündfluth blieb der Erdboden noch eine geraume Zeit öde und unbewohnt; die wilden Thiere vermehrten ſich, und ſetzten nicht nur das Leben der zahmen Thiere, ſondern auch der Menſchen in Gefahr. Die erſten Völkerſchaften ſahen ſich alſo bald in die Nothwendigkeit geſetzt, einen beſtändigen Krieg mit ihnen zu führen. Die herzhafteſten Menſchen machten ſich alſo dadurch um ihre Brüder verdient, daß ſie Jagd auf ſchädliche Thiere machten, und ihnen Sicherheit verſchaff-

ten. So giebt Moſes von der Macht Nimrods zur Urſache an, daß er ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn war. Nimrod verſchaffte ſich durch ſeine Herzhaftigkeit und Geſchicklichkeit in der Jagd Anſehen über ſeine Brüder, und bediente ſich derſelben auch Menſchen unterwürfig zu machen. Aus einem Jäger wurde er ein gewaltthätiger Beherrſcher freier und bisher von ihm unabhängiger Menſchen. Vermuthlich unterrichtete er die Menſchen, wie ſie in Geſellſchaft auf die Jagd gehen ſollten; er war ihr Anführer und hernach ihr Regent.

Alle Helden des Alterthums waren anfänglich Jäger, und bahnten ſich dadurch den Weg zu höherer Gewalt. Hierdurch ſetzte ſich Cyrus bei ſeinem Großvater Aſtyages in ein ſolches Anſehen, daß er ihm hernach das Kommando der Armee übergab. Bei dieſer Gelegenheit macht Xenophon die Bemerkung, daß die Jagd die beſte Schule zur Kriegskunſt ſey; denn hier gewöhne man ſich, alle Beſchwerlichkeiten des Lebens zu ertragen, ſeinem Feind den Vortheil abzugewinnen, und ſich gegen deſſen gewaltſame Angriffe in Sicherheit zu ſetzen. Der alte König war davon ſo feſt überzeugt, daß er alle Monate etlichemal mit ſeiner Mannſchaft auf die Jagd gieng, um ſich dadurch in den Kriegshandlungen zu üben.

Da aber dieſe Lebensart viel Gewaltthätiges bei ſich hat, und diejenigen, die ſich derſelben vorzüglich überlaſſen, von dem ſtillen häuslichen Leben abzieht; ſo findet man nicht, daß ſich die Patriarchen mit ihren Familien viel damit abgaben. Doch findet man auch bei dieſen einige Ausnahmen. Jsmael, der Sohn Abrahams und Stammvater der Araber, wurde ein Bogenſchütze, und nährte ſich in der Wüſte von der Jagd. 1 B. Moſ. 21, 21. Eſau, der Sohn Iſaacs, wurde ein Jäger, und hielte ſich größtentheils auf dem Felde auf. 1 B. Moſ. 31, 27. Ob gleich dieſe Lebensart ſich zu dem ſtillen Hirtenleben nicht ſchickte; ſo hielte ſie doch Iſaac nicht für unrechtmäßig, ſondern bediente ſich ſelbſt des Wildprets, das ſein Sohn nach Hauſe brachte, zu ſeiner Ergötzlichkeit. 1 B. Moſ. 27, 3. Da Moſes den iſraelitiſchen Staat in Canaan einrichtete, ſo zeigte er ganz deutlich, daß er der Jagd als einer beſondern und eigenen Lebensart nicht ſehr günſtig war. Jägervölker

und Räuberhorden ſind ſelten weit von einander entfernt. Jsmael und ſeine Araber, Eſau und ſeine Horiten ſind ein deutlicher Beweis davon. Wir dürfen dieſes aber nicht nach unſern Sitten beurtheilen; beides wurde damals nicht für ſchlecht gehalten; auch die Araber nennen noch heut zu Tage dasjenige, was ſie auf beide Art gewinnen, ein Geſchenk Gottes. Die Verunglückten, die ſich zu David ſammelten, lebten in der Wüſte von der Jagd und dem Raube. Von dieſer Lebensart wollte Moſes die Jſraeliten abhalten. Er gab deswegen jedem ſeinen eigenen Erbacker; wer dieſen hat, wird ſeinen Unterhalt lieber davon ziehen, als in der Wüſte auf einen ungewiſſen Erfolg der Jagd lauern wollen. 1 B. Moſ. 23, 12.

Ob nun gleich Moſes die Jagd nicht zur einzigen und Hauptlebensart der Jſraeliten machte, ſo verbot er ſie doch nicht. Er gedenkt in ſeinen Geſetzen eßbarer und uneßbarer Thiere, die zum Wild gehörten, und er ſetzte es mit als einen Zweck des Sabbathjahrs, daß ſich das Wild nähren könnte. Die erſte Verordnung ſteht im 5 B. Moſ. 14, 5. Daß die hier genannten Thiere unter die wiederkäuenden und mit geſpaltenen Klauen verſehenen gehören, iſt daraus offenbar, weil ſie ſonſt von Moſes nicht unter die eßbaren Thiere würden gerechnet worden ſeyn. Einige Thiere davon ſind ganz unzweifelhaft, als Hirſche, Rehe und Antilopen; von andern iſt die Bedeutung ſo gar gewiß nicht, und die Ausleger ſind darüber verſchiedener Meinung. Akko überſetzt Luther und einige andere durch Steinbock. Der Diſchon ſoll nach Sparrmann eine Art Gazellen ſeyn. Das Thier Theo erklärt man insgemein durch einen Büffel oder wilden Ochſen. Das Thier Samer halten einige für ein Camelopardanus oder Giraffe.

Dieſes ſind alſo die jagdbaren Thiere, deren Fleiſch Moſes zu eſſen erlaubte. Außer dieſen machten ſie auch auf ſolche Thiere Jagd, deren Fleiſch ihnen unrein war. Raubthiere, als Löwen und Bären, ſind in Paläſtina nicht ſelten geweſen, und erlegten ſie zur Sicherheit ihrer Heerden. 1 Sam. 17, 34.

Man kann aber auch aus andern Gründen ſchließen, daß wenn auch gleich Moſes die Jagd als keine ordentliche Lebensart bei ſeinen Jſraeliten eingeführt haben wollte, er

ſie ihnen doch auch nicht verboten hatte. Es iſt unläugbar, daß wenn auf wilde Thiere nicht Jagd gemacht wird, ſie ſich zum Nachtheil des Landes zu ſtark vermehren. Es gilt dieſes nicht allein von den ſchädlichen Raubthieren, ſondern auch von ſolchen, die dem Landmann die Früchte ſeiner Arbeit wegfreſſen. Aus dieſer Urſache wollte Gott die Cananiter nicht in einem Jahre vertilgen, damit das Land nicht zur Wüſtenei werden, und ſich die wilden Thiere nicht zu ſehr vermehren möchten, 2 B. Moſ. 23, 39. Jedermann konnte auf ſeinem Acker die wilden Thiere fangen oder tödten, wie er wollte. Und dieſes war um ſo nöthiger, da es außer dem Libanon auch mitten im Lande waldigte Gegenden gab, die mit wilden Thieren reichlich verſehen waren. An vielen Orten, wo in der Regenzeit der Jordan ausgetreten war, entſtund moraſtiges Gebüſche, worin ſich wilde Thiere genug aufhielten. Wilde Schweine, Löwen und Tiger gab es hier in Menge.

Diejenigen Jſraeliten, die ſich einer beſondern Herzhaftigkeit bewußt waren, zeichneten ſich durch die Jagd ſolcher Thiere vorzüglich aus, z. B. der Held Benaja, welcher in der Schneezeit einen Löwen erſchlug, und zwar ſo, daß er demſelben auf der Spur nachfolgte, und ihn in einer Höhle erlegte, 2 B. Sam. 23, 20. Simſon und David thaten ein gleiches. Sie bedienten ſich dazu keiner beſondern Waffen, ſondern bloß ihres Stabes, ſo wie auch noch jetzt der Neger, wenn er auf die Jagd geht, nichts als einen Stab und ein Meſſer bei ſich hat.

Dieſe allgemeine Jagdfreiheit diente alſo dazu, das Land von wilden Thieren zu reinigen. Doch machte Moſes nur in einem einzigen Falle eine Einſchränkung. Was in dem ſogenannten Sabbaths- oder Ruhejahr auf dem Acker wuchs, ſollte nach 2 B. Moſ. 23, 11. auch für das Wild ſeyn. Jn dieſem Jahr durfte es alſo niemand von ſeinem Acker verſcheuchen, und vermuthlich auch nicht verletzen, wenn es ſeine Nahrung darauf ſuchte. Dieſe Verordnung diente dazu, die Wildbahn, die in den vorhergehenden 6 Jahren vermuthlich ſehr abgenommen haben wird, wieder herzuſtellen, indem das Wild aus dem benachbarten Libanon und Arabien übertrat, da es hier reiche Aeſung fand und geheget wurde.

Es mußte Moſen an der Erhaltung der Wildbahn um ſo viel mehr gelegen ſeyn, da er die Rehe und Hirſche ſo oft unter die Speiſen der Iſraeliten rechnet, ſogar, daß wenn er ihnen erlaubt, künftig in Paläſtina überall Rind-Schaf- und Ziegenvieh zu ſchlachten, er die Redensart davon hernimmt, und ſagt, ſie könnten es eſſen, wie Reh und Hirſch.

Wahrſcheinlich war es auch verboten, eine Hirſchkuh zu ſchlachten, wenn ſie hochbeſchlagen war oder Junge führte, welches aus der Analogie zu ſchließen iſt. Moſes verbietet 5 B. Moſ. 22, 6. wenn man ein Vogelneſt außer ſeinem Eigenthume, entweder auf Bäumen oder auf dem Wege finden würde, das ganze Neſt wegzunehmen, ſondern man müßte die Mutter fliegen laſſen. Dieß gieng nicht bloß auf eßbare Vögel, ſondern auch auf Raubthiere, und diente dazu, daß nicht eine ganze Race von Thieren, die in anderer Abſicht dem Lande nützlich ſeyn konnte, vertilget wurde.

Auch die Vogeljagd war unter den Iſraeliten nicht ungewöhnlich, und ſie bedienten ſich dazu beſonders der Schlingen; daher davon oft in der heiligen Schrift, z. B. in 1 B. Sam. 26, 20. metaphoriſche Redensarten hergenommen werden.

Arabien, um auch der Jagd eines andern morgenländiſchen Volkes zu gedenken, hat nicht viel dichte Wälder, daher auch daſelbſt die Jagd nicht ſo mannichfaltig, als in andern Gegenden iſt. Ihre Jagden geſchehen größtentheils zu Pferd, und ſie bedienen ſich beſonders der Hunde zum Fangen der Haſen, der Jerboa oder Bergratzen, und der Gemſen, welches die vornehmſten Thiere ſind, worauf ſie Jagd machen. Sie jagen ſie entweder zu Todte, oder wenn die Thiere nicht mehr fort können, ſo greifen und tödten ſie ſie. Sie bedienen ſich auch der Falken zur Jagd. Wenn ſie ein Thier erblicken, ſo läßt man den Falken los; dieſer hängt ſich mit ſeinen Klauen an den Hals des Thieres, bis der Jäger herzu kömmt, und ſolches fängt; er ſchneidet ihm darauf den Hals ab, und der Falke bekömmt zum Lohn ſeiner Arbeit das Blut zu trinken.

Aber nicht alle Thiere, welche man jagen kann, dürfen die Araber eſſen. Sie dürfen kein Thier eſſen, welches

Menſchen frißt, keins, welches von einem andern Thiere zerriſſen worden iſt; auch dürfen ſie kein bloß erſchlagenes, und überhaupt kein Thier eſſen, das beim Sterben kein Blut vergoſſen hat.

So oft ein Jäger ein Wild anſchießt, oder ſeine Hunde oder Falken es erwiſchen, ſo muß er jederzeit die Worte: bisme allah acbar, d. i. im Namen des allmächtigen Gottes, ſagen oder wenigſtens denken. Weil nun viele Cautelen dabei zu beobachten ſind, ſo ſind die in den Städten wohnenden Araber und Türken keine ſo große Liebhaber vom Wildpret, als die Europäer.

Was die Jagd unter den alten Deutſchen betrifft, ſo war ſie eine ihrer Hauptbeſchäftigungen, die nicht allein ihrem kriegeriſchen Geiſte Unterhaltung und Uebung gab, ſondern auch zu ihrer Sicherheit und Nahrung unentbehrlich war. Wenn ſie daher nicht gegen Feinde zogen, ſo theilten ſie, nach dem einſtimmigen Berichte des Cäſar und Tacitus, ihre Zeit zwiſchen Jagd und Ruhe. Vor andern trieben die Suewen die Jagd ſehr fleißig, als eine ihrer erſten Lieblingsbeſchäftigungen.

Der ungeheure große Hercyniſche Wald, der an ſo vielen Völkern vorbei lief, gab dazu reichen Stoff. Ueberhaupt waren wilde Thiere in unſerm Vaterlande damals weit häufiger, als jetzt, wo ſie wegen der Verminderung der Wälder, und der darauf erfolgten Veränderung des Klima, ſich theils ganz verloren, theils mehr nach Norden zurückgezogen haben. Von denjenigen Thierarten des Herciniſchen Waldes, die ihm vorzüglich rar und merkwürdig ſchienen, nennt Cäſar: die Rennthiere, Elendsthiere, und Auerochſen.

Die beiden erſtern fieng man auf folgende Art: Dieſe Thiere hatten die Eigenſchaft, daß ſie ſich niemals, um auszuruhen, niederlegten; und wenn ſie durch irgend einen Zufall hinfielen, ſo waren ſie nicht vermögend, ſich wieder aufzurichten. Ihre Schlafſtätte war daher ein Baum, an welchen ſie ſich bloß zu lehnen pflegten. Die Jäger beobachteten deswegen aus ihren Fährten die Gegend, wo ſie ausruheten, und untergruben oder behaueten in derſelben die Bäume auf die Art, daß ſie ganz feſt zu ſtehen ſchienen.

Wenn hierauf das Thier mit ſeiner vollen Schwere ſich dagegen lehnte, ſo fiel es mit ſammt dem Baume auf die Erde hin.

Die Auerochſen wurden in Gruben gefangen, und dieß war vorzüglich eine Beſchäftigung und Uebung für Jünglinge, welche es ſich zu einer beſondern Ehre anrechneten, recht viele von ihnen erlegt zu haben. Sie pflegten daher die Hörner derſelben als Siegeszeichen öffentlich aufzuweiſen. Die Mündung derſelben wurde mit Silber eingefaßt, um ſie bei großen Gaſtmählern als Trinkgefäße zu gebrauchen.

Als das Chriſtenthum in Deutſchland geprediget wurde, warf man die Frage auf, ob es erlaubt ſey, dieſe Hörner noch fernerhin zu jenem Endzweck zu gebrauchen. Nicht als hätte man es an und für ſich als unchriſtlich angeſehen, aus Hörnern zu trinken, ſondern weil nach der Sitte der alten Deutſchen bei ihren Zuſammenkünften und Feſten auch auf die Geſundheit der Götter daraus war getrunken worden. Die Theologen entſchieden dieß endlich auf folgende Art: es ſey erlaubt; wenn man nur das Kreuz darauf mache. Falkenſtein in ſeinen Nordgauiſchen Alterthümern iſt deswegen auch der Meinung, daß der Hornung daher ſeinen Namen habe, weil bei den alten Deutſchen dieſer Monat Solennitäten, Gaſtmahlen und Trinkgelagen gewidmet war. — Auch mit den Pfeilen giengen die alten Deutſchen auf die Jagd; wenigſtens ſagt Tacitus von den Fennis, daß bei ſelbigen die Weiber ſo gut als die Männer daran Antheil genommen haben.

Hirſche, Rehe und wilde Schweine wurden in Garnen gefangen; die Jagd mit zahmen Hirſchen und Hunden kam ſpäter und erſt unter den Franken auf. Die zahmen Hirſche ſchickte man in die Wälder voraus; und wenn ſich andere Hirſche und Rehe zu ihnen geſellten, ſo trieb man dieſe, entweder in die vorgeſteckten Garne, oder erlegte ſie mit Wurfſpießen und Pfeilen. Die zahmen Hirſche waren, um ſie zu kennen, mit einem Zeichen bemerket, und durften unter harter Strafe von niemand weder getödtet noch entwendet werden. — Die Baiern brauchten auch vergiftete Pfeile. Dieſe wurden alsdenn in einen Saft getunkt, der in der galliſchen Sprache lineum, darunter einige das Bilſenkraut verſtehen, genannt wird.

in edle und unedle zu bemerken, welche Benennungen gar ſelten von einander unterſchieden werden.

Die hohe Jagd hat man auch unterſchieden in die rare und gemeine, davon jene aus den rareſten Thieren, als Reihern, Auerhühnern, Gemſen, Faſanen, Elennsthieren, dieſe aber in ordinairem Roth- und Schwarzwildpret beſtehe, die erſten auch oft für den Landesherrn allein geheget werden.

Der Unterſchied in Hohe- und Niederjagd wurde im Sachſen-Lauenburgiſchen ganz anders gemacht, indem zu jener nur lediglich die Hirſche, zu dieſer hingegen alles übrige Wildpret gezählet wird. Zu Zeiten wurde auch wohl jemand nur mit der Jagd über gewiſſe Thiere privilegiret, als wie z. B. die von Riedeſel zu Iſenbach mit der Schweinsjagd, mit der Falkenjagd die Grafen von Catzenellenbogen, mit der Rehjagd die von Altenthan. In Oeſterreich iſt der Unterſchied in die Wildbahn und Reißgejägd; zu jener gehören die Hirſche und Thiere, Schweine und Bären, zu dieſer aber alles übrige Wildpret. In Baiern hat dieſe Eintheilung gleichfalls ſtatt.

Nachdem aber der Unterſchied in hohe und niedere Jagd noch nicht alles ſo genau ausgedrückt, auch die Landesherrn ihren Vaſallen bei Verleih- und Schenkungen oft ein mehreres als die Niederjagd zueignen wollen, ſo hat man die Mittelſtraße erwählet, von der Oberjagd etwas abgeriſſen und ihnen zugeleget, dabei aber den Unterſchied in Ober- oder Hohe, Mittel- und Niederjagd gemacht. Zu welcher Zeit dieſer Unterſchied aufgekommen, kann nicht genau beſtimmt werden; nur ſo viel weiß man gewiß, daß man in Churſachſen ſchon 1530 damit den Anfang gemacht hat.

Ob nun ſchon bei dieſen allen der Jagdbefugniß ein Ziel geſetzet worden, ſo werden doch viele Raubthiere, als Bäre, Wölfe und Füchſe davon ausgenommen, und ſolche außerhalb der Wildbahn zu tödten jedermann erlaubt. Die Baierſche Jagdordnung verſtattet ſolches gleichfalls, und dehnet ſothane Erlaubniß noch auf mehrere Thiere, Luchſe, Ottern, Iltiſſe, wilde Katzen u. d. gl. aus. Hingegen will Churſachſen dieſes nur bis auf die Wölfe einſchränken (ſ. Jagdgerechtigkeit).

Faſt gleiche Verordnung findet man einiger Orten wegen der Raubvögel, jedoch iſt deren Tilgung lediglich den Forſtbedienten, gegen Erhaltung eines gewißen Schießgeldes, anbefohlen. Hingegen findet man auch viele alte und neue Ordnungen, beſonders von den Orten, wo die Reiherbeitzen angeſtellet werden, welche die Hegung der Reiher und Falken oder Federſpiels gebieten.

So wie die Fiſchereien nach alten deutſchen Gebräuchen mit zur Jagd gerechnet worden, eben ſo werden ſolche in gegenwärtigen Zeiten auch noch in manchen Ländern dahin gezählet. Und obſchon an vielen Orten die Vaſallen und Communen ſelbige als ein Lehn- oder Erbzins beſitzen, ſo gehören doch die öffentlichen Flüſſe gemeiniglich dem Landesherrn. Es ſtehet ihm auch das Recht zu, über die in ſeinem Lande befindlichen Fiſchereien Geſetze zu machen, und die raren Fiſche, wohin man Lachſe, Stöhre, und andere aus der See in die Flüſſe gegangene Fiſcharten, ingleichen Heeringe, Perlmuſcheln, Edelgeſteine, Goldſand und Bernſtein rechnet, ad regalia zu ziehen. Nur iſt die Aufſicht über die Fiſchereien, in den meiſten Ländern, heutiges Tages nicht mehr den Jägern, ſondern beſondern Perſonen übertragen worden.

Die Arten der Jagd erhielten mit Erfindung des Schießpulvers ein ganz anderes Anſehen. Denn zugleich mit dieſem entſtanden die Feuergewehre, welche nach und nach zu mehrerer Vollkommenheit gebracht wurden; man ſehe hievon unter Gewehr.

Von obiger Beſtimmuug des Wildprets zur Hohen, Mittel- und Niederjagd, ſo wie auch von den vielerlei Jagdarten, wodurch in gegenwärtigen Zeiten das Wildpret verfolgt und erlegt wird; ſehe man unter dem Artikel: Jagd, übrigens auch unter Jagdfolge und Jagdgerechtigkeit. Endlich iſt zu gedenken, daß in Deutſchland noch eine Jagd vor nicht gar langer Zeit bekannt geworden, welche die Trüſfeljagd genannt wird; hievon ſehe man unter dem eigenen Artikel Trüffeljagd.

Da die Gewohnheit der alten Deutſchen ſich mit der Jagd, als ihrem Lieblingsgeſchäfte zu beluſtigen, ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht fortpflanzte, ſo war wohl nichts natürlicher, als daß auch nachher. als die Jagd beſonders

unter die Regalien gerechnet wurde, der Trieb zum Jagen nicht ſogleich erſtickt werden konnte, zumal auch das Intereſſe mit ins Spiel trat, weil das Wildpret zu höheren Preiſen ſtieg. Dieſes gab denn die Veranlaſſung, beſonders als die Jagden zum Vergnügen großer Herren eingerichtet wurden, daß verſchiedene Strafgeſetze gegeben werden muſten. Zu Tacitus Zeiten findet man unter den Deutſchen noch keine Strafen aufgezeichnet, daher es auch wahrſcheinlich iſt, daß die Freiheit, ſich der Wälder und Jagden zu bedienen, erſt zu der Zeit aufgehört hat, in welcher der Adel für ſich beſtändige Sitze erwählt und gewiſſe Jagdörter und Waldungen zu ſeinen Güthern gezogen hat.

Die erſten Nachrichten von den Strafen der Forſt- und Jagdverbrecher geben uns die Saliſchen und Ripuariſchen Geſetze. Nach dieſen mußten diejenigen Völker, die am Rhein wohnten, und durch ihren Handel ſchon Geld an ſich gezogen, ihre Strafen mit Geld büßen; bei den übrigen Völkern aber, wo das Geld noch nicht eingeführt war, mußten die Strafen an Vieh und andern Sachen entrichtet werden. Die Knechte, nämlich die, welche Bauerngüter hatten, hingegen, mußten entweder mit dem Leben büßen, oder ſie bekamen nach Verhältniß des Verbrechens, Ruthenſtreiche, wurden caſtrirt oder auf die Leiter geſpannt. Die Saliſchen Geſetze waren härter und unter ſchärfern Geldſtrafen abgefaßt als die Ripuariſchen Geſetze.

Von den Strafen der Wilddiebe unter den Franken erzählt Stiſſer folgende Exempel. Gunthramus, König der Franken, ließ ſeinen Cämmerling, Namens Cundo, eines in dem Walde Vogeſius erlegten Wildes halber, lebendig unter einen Steinhaufen begraben. Faſt noch härter als Todesſtrafe war in den damaligen Zeiten das Geſetz, daß man den Wilddieben die Augen ausſtechen, und ſie an Armen und Beinen verſtümmeln ſolle.

In den vormaligen Zeiten ſoll ſogar der Gebrauch: die Wilddiebe auf Hirſche zu ſchmieden, an einigen Orten eingeführt geweſen ſeyn. So erzählt der Verfaſſer der Einleitung der Geſchichte des Churfürſtenthums Sachſens, daß unter der Regierung Mauritius, ein Bauer, der eine geraume Zeit in der Stille viel Wild geſchoſſen, andern zur Warnung auf einen lebendigen Hirſch zwiſchen die Geweihe

gebunden wurde, worauf man den Hirſch mit Hunden in in die Wildniß hinausheßte. So wird auch von dem Erzbiſchoff Michael zu Salzburg erzählt, daß er einen Mann, der einen Hirſch, ſo ihm an Früchten Schaden gethan, im Jahr 1537 niedergemacht und mit den Seinigen verzehrt haben ſoll, in eine Hirſchhaut hat nähen und auf dem Markte von den Hunden zerreißen laſſen.

Nach den Geſetzen des Weißthums, welche unter dem Römiſchen Kaiſer Ludwig im 13. Jahrhundert eingeführt waren, verlohr derjenige, welcher in dem Dreieicher-Walde ohnweit Frankfurth jagte, die rechte Hand; wer aber durch Lauſchen das Wild fieng, mußte den rechten Daumen hergeben; ja es wurden auch diejenigen, welche ein angeſchoſſenes Wild fanden und ſolches nicht anzeigten, ziemlich hart beſtrafet; und endlich verdammte man die der Wilddieberei halber verdächtige Perſonen ſogar zur kalten Waſſerprobe. Bei einem ſolchen barbariſchen Verfahren, wurden der in Verdacht habenden Perſon die beiden Hände an einander gebunden, zwiſchen ihre Beine und Arme alsdann ein ſtarker Knebel geſtoßen, und ſolche in ein tiefes ſtehendes Waſſer geworfen; fiel eine ſolche Perſon auf den Grund, ſo war ſie ſchuldig, und ſchwebte ſie nach dreimaligem Hineinwerfen empor, ſo war ſie unſchuldig.

Der Kaiſer Sigismund gab im Jahr 1425 etwas gelindere Verordnungen, wenn er die Strafen des Büdinger Waldes, und des daſelbſt befindlichen Förſtergedings beſtätiget. Er ließ den Hirſchdieb nach Dargebung eines Ochſens und zehn Pfund Pfennige laufen; der Haſenlauſcher hingegen ſollte mit dem rechten Daumen bezahlen, bisweilen auch nach deſſen Entwendung drei Pfund Pfennige büßen.

Die Todesſtrafen der Wilddiebe ſind alſo nicht erſt zu unſern Zeiten aufgekommen, ſondern ſchon vor dem 10. Jahrhunderte im Gebrauch geweſen. Nach dieſer Zeit wurde für die Wildpretsdiebe auch in Churſachſen, im Magdeburgiſchen, Braunſchweigiſchen und in andern Ländern, ſo wie im ganzen Ober- und Niederrheiniſchen Kreiſe die Todesſtrafe eingeführt. In einer Verordnung, welche der Landgraf von Heſſen-Kaſſel 1727 hat bekannt machen laſſen, heißt es unter andern: die Vagabunden in den Wäl-

dern, die durch Hinwegſchießung, Unterſchlag und Verkaufung des ihnen nicht zugehörigen Wildes, nicht allein förmliche Diebſtähle begehen, ſondern auch großer Herren Wildfuhren verderben, deren Regalien und Hoheiten gröblich und gefliſſentlich violiren, und öfters die Forſtbediente mörderiſcher Weiſe auf Leib und Leben angehen, ja endlich rechte Straßenräuber und Mörder abgeben ꝛc. die Strafe zu vorkommenden weitern Schießens, die rechte Hand durch den Scharfrichter mit dem Beil abgehauen; oder aber die Strafe lebenswieriger Arbeit in herrſchaftlichen Gebäuen, in Eiſen und Banden geſchloſſen, und mit Aufſetzung Hirſchgeweiher anzuſehen, und bei mehrmaliger Wiederholung auch ſogar das Leben durch den Strang am Galgen zu nehmen.

Statt dieſer Todes- und ſonſtiger Leibesſtrafen haben ſich die Durchlauchtigſten Geſetzgeber aber auch die Geldſtrafen vorbehalten, und deshalb gewiſſe Taxen geſetzt, nach welchen diejenigen, ſo es in Vermögen haben, ſtatt der Lebensſtrafe büßen müſſen.

Jagdgeſchrei, Fr. Cri de chaſſe, Huée. Iſt, wenn die Jägerei bei einem Haupt- Hirſchjagen unter dem dreimaligen Geſchrei: Jo ho! hoch do, ho! zu Holze, und nach geendigter Jagd unter ebendemſelben wieder zurück nach dem Schirme ziehet. Bei einem Haupt-Saujagen iſt das Geſchrei: Ho! Ri do! Riddere do! ho! ha! ho! ſ. unter Abjagen.

Jagdgötter. Unſere Voreltern und andere Europäiſche Völker im Heidenthum verehrten gewiſſe Wald- und Jagdgötter, und einen Jagdpatron, welchen ein Theil der Chriſtenheit einen Heiligen nennt, und ſeine Vorbitte und beſondern Schutz in Jagdangelegenheiten ſucht.

Ob der Götzendienſt nach einiger Meinung ſchon vor der Sündfluth ſeinen Anfang genommen, oder daß nach andern, nach der Sündfluth, Nimrod der erſte geweſen ſeyn ſolle, welchen man nach ſeinem Tod als eine Gottheit verehrt habe, iſt beides unerwieſen. Die erſten Götzenbilder, von denen wir etwas gewiſſes wiſſen, ſind die, welche bei Labans Familie waren; aber wie der Götzendienſt ſich überhaupt über den ganzen Erdboden ausgebreitet; das beruhet alles auf Muthmaßungen. Um der Sache näher zu

kommen, ſo iſt hier blos zu bemerken, daß die Griechen und Römer 12 Hauptgottheiten hatten, als: Juno, Veſta, Minerva, Ceres, Diana, Venus, Mars, Merkurius, Jupiter, Neptunus, Vulkanus und Apollo. Zu dieſer erſten Klaſſe geſellten ſich eine unzählbare Menge anderer untergeordneter Götter, von welchen einige allgemein dafür erkannt waren, andere aber nur in beſondern Städten und Gegenden verehrt wurden. Die Römer übertrafen die Griechen noch in der Menge der Gottheiten.

Die gemeine Meinung war, daß die Götter im Himmel wohnten, daß ſie aber zuweilen auf die Erde kämen, und gewiſſe Oerter vor andern gerne beſuchten. Der Jupiter hatte ſein Abſteigequartier in einer Buche zu Dodona in Griechenland, der Vulkanus im Berge Aetna, und die Diana ruhete zu Epheſus, wenn ſie ſich müde gejagt hatte. Dieſes waren jedoch die Oerter nicht allein, in welchen ſie anzutreffen waren, ſondern der Pöbel glaubte, daß ſie wirklich in die Bilder eingeſchloſſen seyen, welche dieſelben vorſtellten.

Die Römer theilten die Götter in größere und kleinere; die 12 oben genannten waren die größern, oder die Götter der größern Völker (Conſentes), die im Götterrath, Sitz und Stimme hatten, und die übrigen waren die Götter der kleinern Völker (minores gentium) oder die geringern.

Urſprünglich waren dieſe Götter wohl nichts anders als Menſchen, die ſich entweder durch große Thaten hervorgethan, oder nützliche Erfindungen zum Beſten des gemeinen Lebens gemacht, oder beſondere Liebe und Achtung bei den Völkern ſich erworben hatten, bei denen ſie wohnten. Nachdem das Andenken davon ſich aber verlohren hatte, und nur fabelhafte Traditionen übrig geblieben waren, ſo brachten die ſpätern Weltweiſen die Sache in ein Syſtem, wieſen jedem Gott ſein beſonderes Departement an, und beſchenkten uns mit den Nachrichten, welche wir nun die Götterlehre (Mythologie) nennen. Nach dieſer Götterlehre hatten nun auch die Waldungen und die Jagd ihre eigene Götter, welche theils dieſelbe beſchützten, theils Glück zu den dabei vorfallenden Verrichtungen gaben.

Der eigentliche Waldgott war Silvanus, wie ſchon ſein Name andeutet, weniger bekannt bei den Griechen, aber ſehr berühmt bei den Römern. Man findet ihn in alten Steinen, Mahlereien und Denkmalen zuweilen auf dem Kopf mit zwei kurzen Hörnern und den Unterleib wie den Unterleib einer Ziege; gemeiniglich aber hat eine ganze menſchliche männliche Figur in der einen Hand den Aſt von einem Baum, und in der andern ein krummes großes Meſſer, wie die größte Sorte der Gartenmeſſer iſt, und zu ſeinen Füßen einen Hund. Meiſtens wird er ganz nakkend vorgeſtellt, zuweilen findet man ihn auch gekleidet, mit Blättern oder Fichtenzweigen mit Zapfen vermiſcht, gekrönt und mit Ziegenohren. Allezeit hat er einen Aſt in einer Hand, der zuweilen deutlich als der Aſt einer Fichte oder Cypreſſe zu erkennen iſt, vielfältig aber läßt ſich die Art des Baums nicht genau unterſcheiden; er wurde nicht zu den Verſammlungen der Götter der erſten Claſſe gezogen, denn das Forſtweſen war damals noch keine Wiſſenſchaft; er war aber demohngeachtet ein geehrter Mann, er hatte die Aufſicht über die Gränzen, und das Wald- und Landleben.

In größerem Anſehen ſtand die eigentliche Jagdgöttin die Diana, nach der meiſten Schriftſteller Meinung, eine Tochter des Jupiters und der Latona, und eine Zwillingsſchweſter des Apollo. Sie wurde im Auguſt gebohren. Die Fabel erzählt, daß ſie zuerſt auf die Welt gekommen, als ihre Frau Mutter mit ihr und ihrem Bruder entbunden worden; daß ſie gleich nach ihrer Geburt ihrer Mutter als Hebamme beigeſtanden, und als ſie die Schmerzen bei der Geburt des Apollo mit angeſehen, einen ſolchen Widerwillen gegen den Eheſtand bekommen habe, daß ſie ſich von ihrem Vater zur Gnade ausgebeten, ewig Jungfer bleiben zu dürfen. Dieſe Bitte ſey ihr auch gewährt worden; und dieſes iſt auch die Urſache warum man bei den alten Dichtern keine Liebesbegebenheiten unter ihrem Namen findet. — Ihre Schamhaftigkeit war vielmehr ſehr groß, und ſie ſtrafte mit ſtrengem Ernſt, was dieſelbe beleidigte. Pauſanias ſagt, Actäon ein Sohn des Ariſtäus ſey auf der Jagd geweſen, und habe die Diana mit ihren Nymphen im Bad angetroffen. Aus Vorwitz ſey er näher hinzugetreten, und

die Göttin habe ſeinen Frevel damit geahndet, daß ſie ihn in einen Hirſch verwandelt habe. Die mehreren Dianen, deren Cicero erwähnt, und von denen eine die Mutter des geflügelten Cupido geweſen ſeyn ſolle, gehören nicht hierher.

Höchſtwahrſcheinlich ſollte urſprünglich der Apollo die Sonne und ſeine Schweſter Diana den Mond, alſo zwei Geſchwiſter, die ſo nahe verwandte beide große Himmelslichter vorſtellen, und daraus iſt auch erklärbar, warum man ihr ſo mancherlei Gewalt und Wirkungen zugeeignet, und ſo mancherlei Namen gegeben. Sie war die Göttin, welche die Nacht erleuchtete, daher Horaz ſie Noctiluca nennt. Ein anderesmal heißt ſie: Lucifera, und wird mit einer brennenden Fackel gebildet. Sie beſchäftigte ſich auch mit der Geburt des Menſchen, und in dieſer Rückſicht hieß ſie: die Lichtſchenkende oder Lucina. Die Nachtgeſpenſter und Zauberinnen ſtunden unter ihrem Commando, und darum nannte man ſie Hecate. Als Diana Hekate wurde ſie mit drei Geſichtern vorgeſtellt, entweder anzudeuten, daß ſie über Geburt, Geſundheit und Tod Gewalt habe, oder auch darum, weil man ſie auf dem Felde an die Orte ſtellte, an welchen mehrere Wege zuſammenſtoßen, und an welchen noch heut zu Tag der Aberglaube die Geſpenſter und Hexen ihr Spiel treiben läßt. Eine der berühmteſten Dianen war die zu Epheſus und dieſe hieß: Multimammia, weil ſie viele erhabene Brüſte hatte, deren Zahl zuweilen gegen 30 geſtiegen. Ihr Haupt war mit einem Thurm gezieret, und der übrige Leib mit vielen ſymboliſchen Bildern geſchmückt. So wie jeder Monat bei den Römern ſeinen beſondern Schutzgott hatte, ſo war die Diana die Schutzgöttin des Novembers, zu andern Zeiten überhaupt die Vorſteherin des jungfräulichen Standes, und bei den Kretenſern wurde ſie unter dem Namen Britomartis verehrt, welches eine angenehme Jungfer bedeutet.

Alle dieſe Dianen gehören doch eigentlich nicht hierher, und nach den noch vorhandenen Alterthümern, auf welchen ſie abgebildet iſt, zu urtheilen; waren die ſo eben angeführte und andere mit Stillſchweigen übergangene Beſchäftigungen auch nicht ihre Hauptſache. Sie kommt unter

dem Beinamen Agrotera wohl am aller öfterſten vor, und wie dieſer ihre Oberaufſicht und Beſchützung des ganzen Wald- und Jagdweſens bezeichnet, ſo war ſie auch die eigentliche Wald- und Jagdgöttin. In dieſer Eigenſchaft wird ſie am gewöhnlichſten als eine wohlgewachſene Frauensperſon, in einem kurzen zur Jagd tauglichen Rocke, mit einem Bogen, einem Köcher voll Pfeile, und auf dem Haupt mit einem zunehmenden Mond vorgeſtellt, welcher letzterer ihr eigentliches Kennzeichen iſt. Zuweilen hat ſie einen Hund neben ſich, und gar oft ſtatt des Bogens einen Jagdſpieß in der Hand, vielfältig auch in der andern Hand einen kleinen Commandoſtab, ihre Herrſchaft damit anzudeuten. In ihrer Jugend ſoll ſie nackend gegangen ſeyn, weil aber Jupiter für eine Jungfer ſolches unſchicklich gefunden, ſo hat er dem Merkur befohlen ſie zu kleiden. Pauſanias ſagt, ſie ſey zuweilen in eine Hirſchhaut gekleidet geweſen; nur in Athen hat man eine angetroffen, die gekrönt geweſen; in allen andern Vorſtellungen hat ſie die Haare auf verſchiedene Art gebunden. Man findet ſie ſelten ſitzend abgebildet, faſt immer ſtehend oder laufend als wenn ſie eben auf der Jagd wäre. Zuweilen reitet ſie auf einem Hirſch, oder fährt in einem Wagen, der mit zwei Hirſchen beſpannt iſt; auch trift man ſie mit dem Aſt eines Baums in der einen und einem ſolchen Meſſer wie Silvanus hat, in der andern Hand an, als ob ſie ſich in Dickungen einen Weg machen wollte. In noch andern Vorſtellungen hat ſie ſtatt des Hunds einen Hirſch oder auch ein Reh neben ſich, und in Münzen auf der umgewandten Seite, auch eine flüchtige Sau.

Alle bekannte Völker hatten ſie als eine Gottheit angenommen, ſie ruften ſie um Glück an, wenn ſie auf die Jagd giengen, und verſprachen Opfer, wann ſie was fangen würden. Sie wurde bald in Tempeln, bald in Wäldern und heiligen Hainen verehrt. Die Athenienſer opferten derſelben jährlich 500 Ziegen, wegen einer Schlacht, die ſie unter ihrem Beiſtand gegen die Perſer gewonnen hatten; Andere brachten ihr Hirſche und Sauen, und die Eretrier lauter Thiere, die an irgend einem Glied verſtümmelt waren, welches gegen das allgemeine Geſetz, nach welchem die Opferthiere ohne Mangel ſeyn mußten, geweſen

ſeyn würde, wenn es nicht ſeinen Bezug auf die Jagd gehabt hätte.

Die Alten glaubten, ſie habe gegen die Mitte des Auguſts zu jagen aufgehört, und es wurde daher ihr zu Ehren das Jagen um dieſe Zeit auch eingeſtellt, und die Hunde, welche ſich beſonders ausgezeichnet hatten, wurden gekrönt.

Ihr Anſehen übertraf an gar vielen Orten, das Anſehen aller andern Götter, welches unter andern auch daraus erhellt, daß ihre Verehrung unter dem gemeinen Volk ſich noch lange erhalten hat, nachdem die chriſtliche Religion bereits eingeführt geweſen. Noch zu Ende des 13. Jahrhunderts mußte ein Biſchoff zu Conferans in dem Pyrenäiſchen Gebirg die Vermengung ihres Dienſtes mit dem wahren Gottesdienſt, ausdrücklich verbieten, und in Deutſchland, beſonders in dem Bezirk des Burgundiſchen Kreiſes, im Ardenner Wald, war ihr Ruhm ſo groß, daß auch die Römer ihre Diana Arduinna daher entlehnt haben. Brower, ein um die Trieriſche Geſchichte ſehr verdienter Jeſuit, bemerkt 1626, daß er nahe am Ardenner Wald bei Epternach im Herzogthum Luxemburg die Aufſchrift noch an einem Felſen gefunden: Deae Quintus Poſtumus potens V. S. (votum ſolvit) als womit keine andere Göttin, als die berühmte Ardenner Diana gemeint geweſen ſeyn kann. Ihre Verehrung hat ſich daſelbſt auch noch länger als in den Pyrenäiſchen Gebirgen erhalten; denn der Erzbiſchoff Gregorius von Tours, der gegen das Ende des 16. Jahrhunderts gelebt, erzählt, daß noch zu ſeiner Zeit in daſigen Gegenden und in dem Trieriſchen Kirchſprengel, dieſelbe ſehr gewöhnlich geweſen, und daß er ſelbſt, mit Hülfe der Nachbarn, eine ungeheure Bildſäule der Diana zerſtört habe, welche von dem Volk immer noch gottesdienſtlich beſucht worden.

In unſern Zeiten erhält ſich ihr Andenken nur noch in den Gedichten; in allegoriſchen Gemälden und Verzierungen der Jagdſchlöſſer; in Verzierungen des Laufts bei beſondern Luſtjagen, wenn Damen dabei ſind; in den Feſten der Höfe, wenn Ekel an unaufhörlichen Schauſpielen neue Erfindungen erfordert, und endlich auch zuweilen in den Namen der Jagdhäuſer und Jagdſchlöſſer.

Wieder minder geehrt war der Gott Pan; denn er hatte auch keine Stimme in dem eigentlichen Götter-Rath; aber er war einer der Waldgötter und der eigentliche Beſchützer der Tannenwaldungen. Er wurde auch für einen Jagdgott gehalten, der mit den Waldnymphen den Dryaden und Hamadryaden in den Gebirgen herumzog; ſeine Verehrung geſchahe auf mancherlei Weiſe, und in Griechenland wurde ein ewiges Feuer oder Lampe vor ſeinem Altar unterhalten. Bei den Egyptern war er der älteſte unter allen Göttern und wurde unter der Geſtalt eines Bocks verehrt; dieſer gehört aber nicht hierher; denn man findet keine Spur, daß der egyptiſche Pan ſich mit den Waldungen beſonders beſchäftiget habe.

Unſer Pan, der Pan der Römer und Griechen, war in Arkadien gebohren, und man iſt daher über ſeine Herkunft nicht einerlei Meinung. Das griechiſche Wort: Pan, welches Alles heißt, will nicht ſagen, daß er der höchſte oder der Gott aller Götter geweſen, ſondern man glaubt, daß es vielmehr ſein Anſehen und die Ungewißheit ſeines Vaters andeuten ſolle. Er wurde für einen Sohn des Ulyſſes und der Penelope ausgegeben; weil aber dieſe ſchöne Frau in Abweſenheit des Ulyſſes mit allen, die um ſie waren, ſo vertrauten Umgang gehabt hatte, daß man nicht eigentlich beſtimmen konnte, wer von der Geſellſchaft die Erſcheinung des bald zur Welt gekommenen Sohnes veranlaßt hatte, ſo nannte man denſelben Pan, den Sohn Aller. Andere gaben den Merkurius als ſeinen Vater an, und erzählen, daß dieſer ſich in einen Bock verwandelt habe, um zu ſeiner Mutter der Penelope zu kommen, und daher habe der Sohn Hörner und Bockfüße bekommen.

In den alten Vorſtellungen, welche man noch von ihm findet, iſt er wenig von dem Faunus und Satyr unterſchieden; gewöhnlich wird er als ein garſtiger, ſehr bärtiger Mann, mit Bockshörnern und Bocksohren vorgeſtellt, und der Unterleib iſt von den Hüften an, der Leib eben dieſes Thieres.

Die Mythologen ſagen, er ſey in eine ſchöne arkadiſche Nymphe, Namens Syrinx, verliebt geweſen; dieſe aber habe ihn geflohen, und ſich in ein Rohrgebüſch

verwandeln laſſen, um ſeinem ungeſtümen Anhalten zu entkommen. Aus dieſem Schilfrohr habe ſich Pan nachher ſeine Flöte verfertigt, die man daher Syrinx nennt, welches Wort überhaupt eine Hirtenflöte bedeutet, und dieſer Syrinx, welcher ſein eigentliches Attribut iſt, unterſcheidet ihn von andern Figuren, welche ihm in der übrigen Bildung gleich kommen.

Eins der deutlichſten und merkwürdigſten Bildniſſe vom ihm hat in dem venetianiſchen Gebiet zu Breſcia geſtanden, allwo er ganz vorzüglich verehret worden. Er bläſt auf einem Horn, und an der rechten Hüfte trägt er den Syrinx, der hier nur 5 Pfeifen hat, ſonſt aber gemeiniglich mit 7 und oft noch mit mehreren bis auf 10 gezeichnet wird. Sein Haupt iſt über den Hörnern mit einer Krone von Attich geziert, öfter aber iſt die Krone von Tannenreißern. Der Leib iſt von vorne mit der Haut eines Leoparden bedeckt, welches die Flecken derſelben zu erkennen geben. Man glaubt, die Alten hätten mit dem Horne andeuten wollen, daß er mehr als ein Inſtrument ſpielen könne; aber viel wahrſcheinlicher iſt, daß er dadurch als Schutzgott der Jäger hat bezeichnet werden ſollen: denn der Gebrauch dieſes Horns, welches mit dem Rüdenhorne des Herrn von Flemming faſt ganz übereinſtimmt, war bei der Jagd ſchon eben ſowohl bekannt, als der Gebrauch des Mittelhorns und des Flügelhorns.

Der Priapus war unter den Waldgöttern was die Waldſchützen oder Waldſtreifer unter den Forſtbedienten ſind; er war bloß zur Beobachtung der Waldfrevler beſtellt, und ſeine liebſten Opfer waren die Eſel, welches dann auch ganz an ſeinem Platz geweſen. Die Fabel macht ihn zu einem Sohn des Bacchus und der Venus, und eben das Geſchäft, welches ihm in den Waldungen angewieſen war, das hatte er auch in den Gärten. Er wurde meiſtens nur von Holz gemacht. Der Kopf bei dieſer erbärmlichen Gottheit iſt ohne Schmuck, der Bart geht in ſcheuslicher Geſtalt bis auf die Bruſt, und der Knebelbart iſt eben ſo lang; von den Hüften an endiget er ſich in einer Herma, und das Fußgeſtell iſt der Fang von einem Raubvogel, ſeine Aufſicht auf Diebe damit anzudeuten, in der rechten Hand aber hat er

eine kleine Glocke, um die Förſter damit herbei zu rufen, wenn es was zu fangen giebt. Ob er in Deutſchland bekannt geweſen, davon findet man keine Nachricht; der Name iſt griechiſch, aber die Herma oder die von den Hüften herunter gehende, viereckigte, abwärts verjüngte Säule iſt eine deutſche Erfindung, wie man denn glaubt, daß die berühmte Irmenſäule ihren Namen davon bekommen habe, und da die Deutſchen neben ihren eigenen Göttern auch die Gottheiten der Römer und Griechen angenommen, ſo mag es leicht ſeyn, daß ſie auch dieſem für Deutſchland ganz ſchicklichen Gott irgendwo einen Platz angewieſen haben.

Alle dieſe benannten Gottheiten erhielten bei der Einführung des Chriſtenthums nach und nach ihren Abſchied; die Waldungen wurden ſich ſelbſt überlaſſen, die Jäger aber bekamen unter den Heiligen einen eigenen Schutzpatron, welcher nun ſchon über 1000 Jahre ſein Anſehen unverletzt erhalten hat, und Sanct Hubert heißt. Er war ein Sohn Bertrandi, Herzogs von Aquitanien. Nachdem er zu ſeinem Alter gekommen war, ſchickten ihn ſeine Freunde zu dem König Theodorico, welcher im Jahre 680 zu regieren anfieng. Er wurde daſelbſt bald Hofmeiſter; weil er ſich aber mit dem vornehmſten Staatsminiſter, Ebroino, nicht vertragen konnte, wandte er ſich zu Pipino Heriſtallo, welcher zur ſelbigen Zeit Gouverneur in Auſtraſien war. Dieſer Pipinus führte ihm eine Perſon von großen Eigenſchaften, Namens Floribane, zu, mit welcher er einen Sohn, Namens Floribertus, zeugte, der ihm hernach in dem Bißthum folgte. Die große Luſt, die er am Jagen hatte, um welches willen er öfters den Gottesdienſt verſäumte, gab, wie die Geſchichte ſagt, zu ſeiner Bekehrung Anlaß; denn es erſchien ihm ein Hirſch, welcher zwiſchen ſeinem Gehörn ein Crucifix hatte, und dabei hörte er eine Stimme, die ihm die ewige Verdammniß ankündigte, wofern er ſich nicht bekehren würde. Dieſes geſchah in dem Ardenner Walde; darauf faßte er gleich den Entſchluß, ein Geiſtlicher zu werden, und gieng nach Rom, woſelbſt ihm Pabſt Sergius I. nach Lambertus Tod, zum Biſchof von Maſtricht machte. Die große Ehrerbietung, die er gegen Lambertus ſeinen Vorfahrer trug, ſo zu Lüttich begraben war, verurſachte, daß er ſeinen biſchöflichen Sitz in dieſen damals kleinen Flek-

ken verſetzte, welcher nach der Zeit bekanntlich eine von den mächtigſten Städten in Niederdeutſchland geworden; dahero ihn auch einige den Stifter und erſten Biſchof von Lüttich genannt, ob er wohl eigentlich der 30ſte Biſchof von Tongern und Maſtricht geweſen. Er ſtarb im Jahr 727, oder wie andere ſagen, im J. 730 und ungefähr 100 Jahre nach ſeinem Tode wurde auf Verordnung eines zu Aachen gehaltenen Concilii, ſein Leichnam in ein berühmtes Benediktinerkloſter in dem Ardenner Walde, ſonſt Andain genannt, gebracht, welcher Ort nach der Zeit immerfort den Namen St. Hubert geführt hat. Die Mönche dieſes Kloſters ſagen, daß ſie mit ſeinem Körper auch ſeine Hunde bekommen, und davon eine reine Art immer mit Sorgfalt beibehalten hätten; allein es iſt leicht einzuſehen, daß nach 100 Jahren keine Hunde mehr von ihm da geweſen ſeyn können, wenn er dieſelben auch bis zu ſeinem Abſterben beibehalten hätte, woran jedoch mit Grund zu zweifeln iſt. Von dem Augenblick dieſer Verſetzung an, iſt die Ehrfurcht für den heil. Hubertus ſo groß geworden, daß es bei allen in der Gegend wohnenden Edelleuten zur Gewohnheit geworden, dieſem Heiligen die Erſtlinge ihrer Jagd darzubringen, und ihm den zehnten Theil alles im Jahr geſchoſſenen Wildprets zu widmen. Die römiſchkatholiſche Kirche hat auch ſein Anſehen ſo gut befördert, und die Ehrfurcht für ihn ſo gut geheiſſen, daß man in den alten Meßbüchern von Auxerre eine Meſſe aufgezeichnet findet, wo dieſem Heiligen in den Gebeten der Name eines gebenedeiten Schutzpatrons beigelegt wird. Von dieſes Huberts Geſchlecht will man annoch die Chevaliers de Saint Hubert in Frankreich herleiten, welche Familie die Kraft haben ſoll, den tollen Hundsbiß durch bloßes Anrühren zu heilen; man behauptet auch, daß wenn die von ſolchen Hunden gebiſſenen Menſchen nach dem Begräbniß des heil. Huberts geführt, ihnen die Stirn aufgeſchnitten und ein Stück von dieſes heil. Prälaten Amtskleid hineingelegt würde, ſolche ſogleich kurirt würden. Den 3ten November jeden Jahrs wird ſein Andenken gefeiert; ſ. Hubertus Feſt.

Der Churpfälziſche erſte und vornehmſte Hausorden hat ſeinen Namen von dieſem Heiligen, und ſo auch das Churſächſiſche Jagdſchloß, Hubertsburg; daß aber der

Die Jäger unterſcheiden dreierlei Jagdhunde, nämlich: 1) den deutſchen, welcher mittelmäßig behangen, haarig, flüchtig und leicht vom Leibe iſt. 2) Den polniſchen, welcher ſtärker und ſchwerer, dabei aber beſſer behangen iſt; übrigens iſt er wie die vorige Art von Farbe roth, braun, braunroth, gelb, wolfsgrau und nur ſelten ſchwarz. 3) Den engliſchen und franzöſiſchen, welcher zwiſchen jenen beiden das Mittel hält, und weiß iſt, mit ſchwarzen, braunen, gelben oder rothen Flecken, mithin den getigerten Jagdhund.

Alle dieſe Hunde beſitzen eine große Stärke, laufen ſchnell, haben einen beſonders ſehr feinen Geruch oder Naſe, und werden zum Aufſpüren, Aufſuchen, Aufjagen und Verfolgen des Wildes gebraucht. Es iſt daher der Jagdhund in gewiſſer Rückſicht eine Art Parforcehund, dem er aber weder in Geſtalt noch im Weſen gleichet. Hierher gehören alle zur Jagd unentbehrliche Hunde, welche jedoch verſchiedene Größe haben und nach ihren Beſtimmungen zwar von verſchiedenem, aber doch immer von hohem Werthe ſind, weil der Jäger ohne dieſelben zum Theil gar kein Jäger ſeyn kann, theils nur ein halber Jäger iſt. — Ehe von der Erziehung, Wartung und den Krankheiten der zur Jagd gehörigen Hunde überhaupt gehandelt wird; ſo ſoll zuvörderſt das Nöthige von einem Jagdhunde insbeſondere angeführet werden.

Einen Jagdhund im engſten Verſtande hält man für wohlgebildet, wenn er einen mittelmäßig dicken Kopf, lange breite herabhangende Ohren (einen guten Behang hat), wenn die Oberlippen tief über den Unterlippen herabhangen, (der Hund wohl belappt iſt). Naſe, Bruſt, Auge, Lenden, Knochenbau wie beim Hühnerhunde. Der Rücken muß eingebogen, der Bauch ſtark behaart und etwas eingezogen, die Füße dürre mit harten Ballen verſehen, dieſe in den Zwiſchenräumen mit Haaren bewachſen, die Zehen ſchwarz, das Gebiß ſcharf, der Schlund weit geöfnet, der Hund von mittelmäßiger Statur und nicht ſchwer, ſondern behende und leicht ſeyn. Er muß eine helle, laute, wohlklingende Stimme, nach dem Jägerausdruck, einen guten Hals haben. Man zieht die grobhälſigen den feinhälſigen

vor, weil die erſten auf eine weite Entfernung hörbar bleiben. Einige haben einen Doppelhals, d. i. ſie geben beim Jagen einen doppelten Laut von ſich, und dieß iſt dem Ohre angenehm. Der Kontraſt zwiſchen dem Jagdhunde und Hühnerhunde iſt nicht wenig auffallend. Der Hühnerhund ſteht vor dem Wildpret, der Jagdhund jagt es auf; der erſte bleibt, wenn es aufſtößt, zurück, der letzte läuft ihm nach; der erſte bringt es, wenn es erlegt iſt, ſeinem Herrn, der letzte frißt es, wenn er nicht gehindert wird, auf. Der erſte iſt, ſelbſt in Abſicht auf ſeine Sitten, in eben dem Grade kultivirt, als der letzte roh, ungeſittet und plump iſt, und doch ſind die anſcheinenden Untugenden des Jagdhundes gerade diejenigen Eigenſchaften, die ihm in den Augen des Jägers nur um deſto mehr Werth geben. Es weicht aber auch die Erziehung und Abrichtung des Jagdhundes von derjenigen, die man bei dem Hühnerhunde anwendet, in eben dem Maße ab, als ſie ungleich weniger Mühe und Arbeit koſtet, und es bei dem erſten im Grunde mehr auf natürliche Anlage und Uebung als auf Kultur, die hier in gewiſſem Verſtande ſchädlich ſeyn würde, ankommt. Keinesweges aber darf der Jagdhund ganz und gar ſich ſelbſt überlaſſen werden, ſondern er bedarf allerdings einer gewiſſen Anführung und Leitung, und zu dieſer möchte folgende Methode die zweckmäßigſte ſeyn:

Sobald der Jagdhund ein Jahr alt iſt, kann man ihn ins Feld bringen. Ehe er ins Feld gebracht wird, macht man ihn erſt kuppelbändig, d. i. man kuppelt ihn mit einem andern und am beſten mit einem etwas geſetzten und friedfertigen, nur nicht beißigen Hunde, zuſammen, und läßt ihn täglich einige Stunden im Zwinger gekuppelt einhergehen. Man ſpricht ihm gleich Anfangs beim Aufkuppeln freundlich zu, man liebkoſet ihn und ſucht ihn unter dem Zuſpruch: ho Kuppel, ho ho ho, wobei man ihn beim Namen nennt und ihm allenfalls ein Stück Brod reicht, dahin zu bringen, daß er ſelbſt kommt und ſich willig kuppeln läßt. Sobald er kuppelbändig iſt, führt man ihn, und wenn man mehrere junge Hunde von gleichem Alter und vielleicht gar von einem Wurf hat (welche auf jeden Fall am beſten und einſtimmigſten zuſammen jagen), dieſe ſämmtlich, zwei und zwei gekuppelt, aus, oder läßt ſie, wenn man einen

zuverläßigen Jäger hat, durch dieſen, und zwar zu Pferde, ausführen. Man macht mit ihnen das erſtemal eine kurze, das zweitemal eine längere Tour, man trabt Anfangs ſachte, dann ſtärker, man hält ſie an beim Pferde zu bleiben, man treibt ſie, ſobald ſie unnütz ſtocken oder ſich aufhalten, durch Zurufen, durch einen Peitſchenknall und nach Umſtänden durch mäßiges Strafen fort; man ſetzt dieſe Uebung einige Tage nach einander und immer in verhältnißmäßig zunehmender Weite und Geſchwindigkeit fort, man führt ſie bei Viehheerden, erſt in der Ferne, dann näher vorbei, dann mitten durch, bis man den vorangezeigten Endzweck erreicht hat. Iſt nun die Jagd aufgegangen, ſo bringt man ſie ins Feld, und nimmt einen eingejagten, und zwar wenn man mehrere dergleichen hat, den zuverläßigſten unter allen, zu ihrem Anführer mit.

Unter einem zuverläßigen Jagdhunde verſteht man einen ſolchen, der nie anders als auf einer friſchen Fährte, oder wenn der Haſe kurz vor ihm aufſteht, und wenn er nach dem Jägerausdruck auf iſt, nicht aber auf der Nachtfährte, d. i. auf der Spur, die das Wildpret in der Nacht gemacht hat, laut wird. Man nennt dieſen letzten Fehler weide laut, oder vorlaut, und obwohl er im Grunde eine gute Naſe von Seiten des Hundes verräth, ſo taugt er doch deshalb nicht, weil der Haſe oft weit von dem Ort, wo der Hund anſchlägt, entfernt; iſt es aber ein Fuchs, dieſer vielleicht bereits zu Bau iſt und der Hund irre geführt wird, junge unerfahrne Hunde aber gar leicht denſelben Fehler anzunehmen verleitet werden. Ein zuverläßiger Hund muß weiter immer nur eine und dieſelbe Fährte halten, nicht wenn ihm während dem Jagen etwa eine andere vorkommt, oder ein friſcher Haſe aufſpringt, den erſten verlaſſen und dieſem folgen. Er muß weiter mit den Rück- und Widergängen des Haſen — der Fuchs geht größtentheils, ohne dergleichen zu machen, in gerader Tour fort — bekannt ſeyn, ſich dabei nicht aufhalten und nur immer die Fährte, wo der Haſe wirklich fort iſt, jagen. Er muß endlich anhalten, d. i. ununterbrochen und ſo lange fortjagen, bis der Haſe oder Fuchs getödtet oder der letzte zu Bau iſt, oder er den erſten wohl gar ſo ermüdet hat, daß er ihn habhaft wird.

Es taugt nicht, wenn junge Hunde im Anfange mit mehr denn einem gebrauchten Hunde eingejagt werden, und ein einziger Anführer iſt dazu hinlänglich. Die jungen Hunde zerſtreuen ſich weniger, halten ſich im Gegentheil gar bald nur immer in der Nähe ihres Führers, ſchlagen, ſobald dieſer laut wird, alle auf einmal bei, und jagen in der Folge offenbar beſſer und einſtimmiger. Man bringe ſie im Anfange nie anders, als des Morgens, wenn der Thau noch auf dem Boden liegt, noch nicht abgefährtet, oder wenn es die Nacht über geregnet hat, wenn mit einem Wort der Boden feucht iſt, heraus. Man richtet auf einem trockenen Boden, in Betracht daß die Hunde auf dieſem die Fährte weniger wittern, dieſe nach dem Jägerausdruck kalt iſt, ſelbſt mit alten gebrauchten Hunden wenig aus. Junge Hunde verlieren nur um deſto leichter und werden unmuthig.

Sobald ſie losgekuppelt, gelöſt ſind, welches unter dem Zuſpruch: los Hunde, los los, geſchieht, zieht der Jäger und zwar zu Pferde, damit er folgen kann, mit ihnen. Er ermuntert ſie zur Suche, und ſpricht ihnen theils in dieſer Abſicht, theils damit die Hunde wiſſen, nach welcher Gegend der Zug hingeht, uh la la la la — ſuch op ſuch op — binne binne uch da da da ꝛc. ꝛc. ꝛc. zu. Sobald er gewahr wird, daß einer oder der andere vernimmt, d. i. wenn er die Fährte zu wittern anfängt, welches man bei Jagdhunden wie bei Hühnerhunden daran erkennt, wenn der Hund die Ruthe ſtärker bewegt und mit mehrerer Begierde ſucht, auch mit der Naſe ſchnäufelt, ſo verſtärkt er den Zuſpruch. Wird der Anführer laut, ſo ruft der Jäger einigemal laut auf, hu bie hu bie hu bie, bis er hört, daß die jungen Hunde beiſchlagen. Fängt einer der jungen Hunde zuerſt an laut zu werden, iſt der Jäger ſo nahe, daß er den Hund ſehen kann, und wird er gewahr, daß der Hund bloß auf einem alten Gefährte, oft auch weil ein Vogel vor ihm herausflog, klaft, ſo beruft er ihn gleich, pfui da, pfui da, dagegen er, wenn der Hund recht hat, wie vorhin verfährt, ſich aber auch alsdann ſogleich, und ohne weiter einen Zuruf hören zu laſſen — dieß muß während der Zeit, da die Hunde jagen, nie geſchehen — auf den Wechſel oder Paß, nämlich denjenigen Ort, wo der Haſe oder Fuchs ſeinen Gang

zu nehmen gewohnt iſt, verfügt. Geht die Jagd nach einer andern Gegend fort, ſo zieht der Jäger nach. Werden die Hunde ſtill, ſo zieht er hin, die Hunde haben den Haſen, der vielleicht Widergänge gemacht, ſich vielleicht gedruckt, d. i. ſich niedergeſetzt hat, verloren. Er ermuntert ſie aufs neue und ſo lange, bis ſie ihn wieder auffinden. Die Hunde auf ſolchen Fall abzurufen und nach einer andern Gegend hinzuziehen, iſt ein unverzeihlicher Fehler und mit eine der Urſachen, warum oft Hunde, die von Race aus gut, aber ſchlecht eingejagt ſind, nicht anhalten. Der Jäger muß, wenn die Hunde verloren haben, ſchlechterdings nicht eher nachlaſſen, bis ſie wieder auffinden, es ſey denn, daß Trockenheit des Bodens oder andere Umſtände, aller angewandten Mühe ohnerachtet, es vereiteln, da er denn freilich abſtehen muß. Wenn die Hunde aus Hitze überrollen, d. i. wenn der Haſe etwa plötzlich eine Wendung gemacht hat und ſie aus Unerfahrenheit oder Hitze anſtatt der Fährte links oder rechts zu folgen, ohne dieſe, gerade aus vor ſich hin jagen, ſo muß der Jäger, wenn er in der Nähe iſt und den Haſen geſehen hat, die Hunde augenblicklich unter dem Zuruf; hai hai hai — hier hier hier und wenn ſie kommen, da weg da weg da weg, wieder auf das Gefährte bringen, welches er auch auf den Fall, daß er etwa fehl geſchoſſen hat, und die Hunde entweder weit zurück ſind, oder nicht nachfinden, thun muß.

Erlegt der Jäger den Haſen, ſo ruft er: ho ho ho, tod tod tod, und zeigt ihn den Hunden, wenn ſie ankommen, wirft auch wohl den Haſen aus und giebt den Hunden das Geſcheide zum beſten. Es muß dieß letzte aber nur zu Anfange, um die Hunde genoſſen zu machen, in der Folge aber keinesweges jedesmal, ſondern nur dann und wann, wenn die Hunde etwa ermüdet ſind und Erfriſchung und Aufmunterung nöthig haben, geſchehen. Iſt der Haſe angeſchoſſen und die Hunde fangen ihn, ſo iſt es, wenn es die erſte Jagd iſt, um deſto beſſer, und man laſſe es ſich nicht leid ſeyn, wenn ſie ihn auch allenfalls verzehrt haben, ehe man herbei kömmt. Sie jagen dann ſicher um deſto beſſer und begieriger.

Junge Hunde ermüde man im Anfange nie zu ſehr; vielmehr laſſe man ſie, beſonders wenn der Tag heiß iſt und

es abgefährtet hat, aufkuppeln und ziehe nach Hauſe, damit ſie nicht den Muth verlieren. Man bringe junge, die im erſten Felde, nämlich die noch nicht zwei Jahre alt und noch nicht völlig eingejagt ſind, nie unter fremde Hunde, ſo wie es überhaupt nicht taugt, wenn man Hunde, die nicht mit einander zu jagen gewohnt ſind, zuſammen bringt. Zuſammengebrachte Hunde jagen ſelten, faſt nie zuſammen, ſondern vielmehr Partienweiſe. Junge Hunde ſchlagen bald hier bald dort bei. Die Jagd geht gewöhnlich ſchlecht, und man verdirbt noch überdem die Hunde. Jagt man in Geſellſchaft, ſo laſſe jeder abwechſelnd ſeine Kuppel allein jagen. Wenn man den ganzen Tag über auf der Jagd bleibt, ſo müſſen die Hunde, ſobald man ausruhen oder nach einer andern entfernten Gegend hinziehen will, aufgekuppelt, und nur dann, wenn die Jagd fortgeſetzt wird, wieder gelöſet werden. Ohnerachtet die Jagd meiſtentheils bereits den 24ſten Auguſt aufgeht, ſo iſt es doch für jeden, der ſeine Jagd ſchonen will, gewiß mehr zuträglicher, wenn er den Jagdhund nicht vor dem erſten Oktober ins Feld bringt. Einmal ſetzt der Haſe noch den Monat September durch, und es geht bei früherer Eröfnung der Jagd nicht nur mancher Mutterhaſe, der noch nicht abgeſetzt hat, ſondern auch beinahe der ganze letzte Satz verloren. Zweitens aber ſo jagen auch die Hunde, wenn erſt das Laub gefallen und bei eintretender Regenzeit der Boden feucht iſt, bei weitem beſſer. Wo Wildpret oder auch Rehe ſtehen, muß der Jagdhund heraus bleiben, wenn man nicht Schaden in den Wildbahnen anrichten will.

In Ländern, wo beträchtliche Wildbahnen ſind, eifert man nicht ohne Grund gegen den Gebrauch der Jagdhunde. Wo aber dieſer Fall nicht eintritt, darf man ihn nicht für ſchädlich halten, indem er unter gewiſſen Einſchränkungen nicht nur nützlich, ſondern auch in manchen und vorzüglich in ſolchen Gegenden, wo Brüche, Feldgeſträuche ꝛc. ſind, gewiſſermaßen unentbehrlich iſt, überdieß viel Vergnügen macht.

Wenn man die Hunde vorſichtig erzieht und ſie frühzeitig an den Anblick des Viehes gewöhnt, wird man nicht leicht zu beſorgen haben, daß ſie Schafe, Schweine und dergl. anfallen werden. Tritt aber dennoch der Fall bei

einem oder dem andern ein, ſo ſey man ja vorſichtig, und ſchaffe, wenn dieß überhand nimmt, lieber bei Zeiten den Hund ab, ehe er dieſelben ebenfalls dazu verleitet. Die auf ſolchen Fall in Vorſchlag gebrachten Mittel, wornach man den Hund z. B. in einen Sack ſtecken, und eine Heerde Schweine oder Schafe über ihn treiben ſoll und dergl. ſind theils gewaltſam, theils fruchten ſie nicht immer. Geſchieht dieß bei einer Heerde Schafe oder Schweine zum erſtenmale und in Beiſeyn mehrerer Hunde, ſo geht man gerade zu zwecklos zu Werke, wenn man die Hunde von dem Schafe, das ſie zuerſt und gewöhnlich alle zuſammen anfallen, abtreibt. Sie laſſen dieß los und packen ein zweites; treibt man ſie hier ab, ſo würgen ſie das dritte. Es iſt, wenn dieß Unglück einmal vorfällt, immer das beſte, das eine Schaf Preis zu geben und den Hirten zuvor mit der übrigen Heerde forttreiben zu laſſen, dann aber die Hunde auf friſcher That nachdrücklich und derb zu ſtrafen, ſie aber auch ſodann augenblicklich gekuppelt, und überdem an der Leine, wiederum an die Heerde zu bringen, ihnen, ſobald ſie Miene zum Anfallen machen, die Peitſche fühlen zu laſſen, und dieß ſo lange unausgeſetzt zu wiederholen, bis ſie den Fehler nachlaſſen.

* * *

Was die Erziehung der Jagdhunde aller Art betrifft, ſo gilt dabei als ein Hauptgrundſatz, daß man bei der Entſtehung des Begattungstriebes nur Hunde von einerlei Race zuſammen laſſe, und ganz fehlerfreie Hündinnen oder Bezzen mit ganz geſunden, willigen, fleißigen und gut gebauten, aber im vierten Grade der Verwandtſchaft mit einander ſtehenden Hunden oder Retten ſich belaufen laſſe, weil ſonſt gute Racen bald auszuarten pflegen. Ob zwar Beiſpiele vorhanden ſind, daß von einer gutartigen und geſunden Mutter mit dem Sohne derſelben gute und ſchöne Hunde gefallen ſind, und desfalls auch einige allen nachtheiligen Einfluß der nahen Verwandtſchaft bei der Fortpflanzung der Jagdhunde läugnen, ſo iſt er demohngeachtet in der Erfahrung gegründet. Außerdem beobachte man noch, daß man niemals Hunde, die beide 8 bis 12 Jahr alt ſind, mit

einander zulaſſe, ſondern wenn man jeder Race wegen eine alte Hündin oder einen Hund zur Zucht braucht, ſo gebe man einer alten Hündin einen höchſtens dreijährigen Hund, und dem alten Hunde eine ebenfalls 2 bis dreijährige Hündin. Am beſten thut man auch, wenn man die Hündinnen nie eher als im zweijährigen Alter mit den beſten vier- und fünfjährigen Hunden der Race, die man auftreiben kann, belegt.

Ferner gebe man ſorgfältig auf das Temperament der Hunde Acht, damit man nicht zwei Hunde von einerlei Temperament begatte, weil ſonſt die beſte Race aus phyſiſchen Gründen nach und nach ausartet. Man muß alſo für eine phlegmatiſche Hündin einen choleriſch-ſanguiniſchen Hund, und ſo auch umgekehrt, für eine choleriſche Hündin einen phlegmatiſchen Hund ausſuchen.

Endlich laſſe man die Hündin nicht eher mit dem Hunde zuſammen, als bis ſich der Begattungstrieb äußert, und wähle hierzu die Monate, Februar, März und April, weil die Hündinnen alsdann ihre Jungen nach Verlauf von 9 Wochen weder in einer zu kalten noch in einer zu heiſſen Jahreszeit werfen.

Die Kennzeichen des Begattungstriebes oder der Hitze ſind bei der Hündin, daß ſie a) dem Hunde ſchmeichelt, ſich an ihm ſchmiegt und mehr als gewöhnlich mit ihm herumjagt; und b) daß ihr die Schnalle oder die Gebährmutter aufſchwillt. Sobald man dieß gewahr wird, muß man zur Vermeidung alles Zanks und Beiſſens unter den Hunden, die Hündin ſo lange in ein beſonderes Behältniß bringen, und den für ſie beſtimmten Hund nicht eher zulaſſen, als bis ſie färbt oder Blut netzet. Das ſpätere Zulaſſen des Hundes geſchieht deswegen, damit ſich der Hund nicht vor der Zeit ganz zwecklos abmatte. Wenn die Hündin nun endlich den Hund wirklich annimmt und mit ihm hängt, ſo iſt er nach dreimaligem Zuſammenhängen wiederum von der Betze zu nehmen, die letztere aber nicht eher unter die Hunde zu laſſen, als nach 10 — 12 Tagen, weil nach Verlauf derſelben die Hitze vorüber iſt.

Eine Hündin wird aber mehr als einmal im Jahre hitzig, und dieſes ſetzt jeden Jäger in die Nothwendigkeit, die Hündin, wenn ihre Hitze nicht in die oben angezeigten

Monate trifft, verliegen zu laſſen. Hierbei iſt die größte Vorſicht nöthig, weil das Verliegen bei großer Kälte des Winters und Wärme des Sommers bisweilen die Wuth hervorbringt. Sobald man daher zur unbequemen Zeit eine hitzige Hündin wahrnimmt, ſo muß man ſie von den Hunden abſondern und ihre Hitze dämpfen. Das Mittel zu dieſem Endzwecke von Heppe, der Hündin 9 Tage hinter einander 9 Pfefferkörner in einem Stücke ungeſalzener Butter verſchlucken zu laſſen, ſcheint nicht nur zweckwidrig zu ſeyn, ſondern hat auch in einigen Fällen Schaden angerichtet. Weit ſicherer und jedesmal mit glücklichem Erfolge hat man die Hitze durch zwei Laxirmittel gedämpft, die man den zweiten Tag nach eingetretener Hitze und alsdann vier Tage darauf angewendet hat. Folgendes noch beſſer und ſicherer ſcheinendes Mittel ſchlägt Herr Jeſter vor: Er empfiehlt der Hündin ebenfalls im Anfange ein Reinigungsmittel zu geben, ihr dann und wann eine mäßige Portion Schießpulver in den Hals zu ſchütten, ſie ſparſamer als gewöhnlich zu füttern und ihr täglich eine Schaale voll ſaure Milch zur Abkühlung vorzuſetzen. Im Fall man demohngeachtet Gefahr beſorgen müßte, ſo räth er das Zulaſſen des Hundes und zugleich die Wegwerfung der Jungen, ſobald ſie ausgeſchüttet oder gewölfet oder geworfen ſind, und zwar ehe ſie angeſogen haben, weil ſonſt das Geſäuge durch den Zufluß der Milch aufſchwillt, wodurch Knoten, Verhärtungen, Geſchwüre rc. entſtehen. Dieſen letztern vorzubeugen und das Aufſchürzen des herunterhängenden Geſäuges zu befördern, bedient man ſich gewöhnlich der Umſchläge von Hefen, ſchwarzer Seife und dergl.; am geſündeſten der Hündin iſt aber der Umſchlag von kaltem Waſſer.

Wenn die Zeit der Ausſchüttung heranahet, ſo muß man die Hündin auf der Jagd ſchonen, ſie vor Erhitzung und körperlicher Beſchädigung bewahren, ſie wiederum einige Tage vorher abſondern, ihr ein bequemes Lager bereiten, und ſie allein und beſſer als gewöhnlich, zwei- bis dreimal des Tages füttern. Sobald nun die Hündin ihre 6, 8 bis 9 Junge ausgeſchüttet oder geworfen hat, ſo behalte man davon die beſten 3, 4 bis 6, je nachdem es die Geſundheit und körperliche Beſchaffenheit der Hündin erlaubt. Bei dieſer Auswahl haben diejenigen, welche ihren berühm-

teſten und beſten Vorfahren am ähnlichſten ſind, den Vorzug, und wenn ſie auch ſchon die ſogenannten einfachen und doppelten Luchsklauen nicht hätten, weil dieſe bloß in dem Fall einige Aufmerkſamkeit verdienen, wenn der Vater oder ein noch höherer Ahnherr dieſes Abzeichen gehabt hat.

Das Gebären der Hündin wird bisweilen durch die vor der Geburt in ihrem Leibe geſtorbenen Jungen, theils durch das zu ſtarke Aufſchwellen der Schnalle gar ſehr erſchweret, und befördert öfters gar den Tod der Hündin. Im erſten Falle kann man das Ausſchütten der Jungen dadurch ungemein befördern, wenn man z. B. entweder einen ſogenannten Haſenſprung zu Pulver ſtößt und der kreiſſenden Hündin in warmer Kuhmilch einflößt, oder Beifuß, geſtoßenen Safran, und den Blumenſtaub aus einer weißen Lilie, von jedem eine Meſſerſpitze voll nimmt, das Ganze mit einem halben Lothe eines aus den Blumen und Zwiebeln einer weißen Lilie abgezogenen Waſſers vermiſcht, und der Hündin zu zwei gleichen Theilen in einem Zwiſchenraume von einer Stunde giebt. Beim zu ſtarken Anſchwellen der Schnalle hingegen beſtreicht man die letztere mit einem Oel, und die Geſchwulſt pflegt ſich bald zu legen.

Unmittelbar nach dem Ausſchütten muß die Hündin, beſonders wenn ſie ſehr entkräftet iſt, etwas Fleiſchbrühe mit Hausbackenbrode nebſt einem Eßlöffel Leinöl bekommen, und während dem Säugen der Jungen wöchentlich ein bis zweimal eine Mahlzeit mit friſcher Kuhmilch mit darin erweichtem und von Erbſenmehle beſtreutem Hausbackenbrode, wodurch die Milch vermehrt wird.

Die Lagerſtätte iſt ebenfalls ſorgfältig rein und trocken zu halten, und einen Tag um den andern mit friſchem Strohe zu verſorgen; und ſollte ſich dennoch Ungezieſer einfinden, ſo kann man die von Herrn Jeſter vorgeſchlagene Salbe anwenden, nämlich: man nimmt eine Hand voll friſcher Brunnenkreſſe und zerſtößt ſie in einem Mörſer, preſſet den Saft durch einen leinenen Lappen, vermiſcht ihn mit einen Eßlöffel voll Nußöl und zwei Meſſerſpitzen geſtoſſenen Safran, reibt das ganze in einem Serpentinmörſer zu einer Salbe, und beſtreicht damit die Mutter nebſt den Jungen einen Tag um den andern am Halſe und hinter dem Behänge, ſo wird das Ungezieſer bald vertilgt ſeyn.

Die Jungen dürfen ohne den größten Nachtheil der Geſundheit der Mutter nicht länger als höchſtens 8 Wochen am Geſäuge liegen, und müſſen daher zeitig zum Freſſen gewöhnet werden. Man nehme ſie eine Woche vor der Entwöhnung vom Geſäuge, und gebe ihnen einigemal Brodkrumen in friſcher Kuhmilch zu einem Brei geknetet, welchen man den Jungen theils mit den Fingern ans Zahnfleiſch ſtreichet, theils ſie ſelbſt mit der Naſe hineintaucht, damit ſie dieſelbe ablecken müſſen. Wenn dieſe Fütterung nur einigemal angewendet worden iſt, ſo nehmen die Jungen den Fraß gerne an, und gewöhnen ſich bald an ihr künftiges tägliches Futter, welches man ihnen täglich vier bis fünfmal in kleinen Portionen bis zum ſiebenten Monate geben muß. Wird man nach der Entwöhnung vom Geſäuge an den Jungen gewahr, daß ſie keine Freßluſt haben, und durch triefige Augen, warme Naſen, Trägheit und Traurigkeit eine andere Krankheit verrathen, ſo gebe man ihnen einen Theelöffel voll Provenceröl mit etwas zerſtoßenem Zukker wöchentlich ein, zwei auch dreimal als Reinigungsmittel ſo lange, bis die obigen Kennzeichen von Krankheit verſchwunden ſind. Wenn man in die Verlegenheit kommen ſollte, die ſäug'nde Mutter zu verlieren, ſo kann man einen langen weiten an beiden Enden aufgeſchnittenen Federkiel nehmen, in das eine offene Ende ein länglichtes mit feiner alter nicht ſehr dichter Leinwand überzogenes Stück Waſchſchwamm in Geſtalt einer Hundezitze ſtecken, die Federkiele mit friſcher warmer Kuhmilch füllen, und endlich dem jungen Hunde ins Maul zum Saugen ſtecken.

Für ausgewachſene Hunde iſt gut ausgebackenes Hausbrod die geſündeſte Nahrung, nur für die Unterhaltung einer Menge Hunde zu koſtbar, daher man ſich mit gutem Erfolge der wohlfeilern Fütterung mit Haferſchrot von reinem und mehlreichem Hafer bedient. Gerſtenſchrot taugt nicht für Hunde. Kann man, wo viele Fleiſcher ſind, mit wenig Koſten Schafknochen erhalten, ſo laſſe man dieſe abkochen und den Haferſchrot mit der heiſſen Brühe abkochen, nur muß man nicht, wie einige thun, die Schafbeine klein ſchlagen, und unter die Fütterung miſchen, weil der Hund durch die ſcharfen ſpitzigen Knochen in die größte Lebensgefahr gerathen kann. Beim Einbrühen des Futters

iſt ſehr genau darauf zu ſehen, daß die Brühe oder das Waſſer ſiedend heiß darauf gegoſſen, und das Eingebrühte wohl umgerührt und zu einem Brei gemacht wird; den Hunden aber darf man ihn nicht eher geben, als bis er lauwarm geworden iſt, weil heiſſe Fütterung die Hunde ſowohl wüthend als auch lungenſüchtig macht. Eben ſo nachtheilig für die Geſundheit der Hunde ſind auch alle fette, zu ſtark geſalzene und gewürzte Nahrungsmittel, ſo wie die Luderfütterung. An Waſſer darf es den Hunden weder im Sommer, noch im Winter, zu keiner Zeit fehlen. Die Freßtröge müſſen ſehr reinlich gehalten werden, und während des Freſſens muß immer ein Jägerburſche dabei bleiben. Einige Jäger füttern ihre Hunde des Tages nur einmal, welches aber der Geſundheit der Hunde ſehr ſchädlich iſt, und jeder Jäger ſorgt für ſeine Hunde weit beſſer, wenn er ihnen die auf den Tag beſtimmte Portion Futter auf zweimal, nämlich Abends um 6 und Morgens um 6 Uhr giebt. Bei der Morgenfütterung iſt das übrig gebliebene Futter aus den Trögen heraus zu werfen. Am Jagdtage müſſen die Hunde, wenn man ſehr früh auszieht, nie vor der Jagd, ſondern allemal eine Stunde nach derſelben abgefüttert werden, denn ſonſt iſt ihre Witterung ſchwach und ſchlecht. — Wie die Hunde zu Hauſe am beſten aufbewahret werden, davon ſehe man unter Hundezwinger.

* * *

Eine ſorgfältige Wartung der Hunde trägt zwar allerdings viel dazu bei, um ſie vor Krankheiten mancher Art zu ſichern; durch ſie allein aber iſt man dennoch nicht im Stande, alle Fälle vorauszuſehen, und aus dem Wege zu räumen, die dazu eine nahe oder entfernte Gelegenheit geben können. Die vorzüglichſten Krankheiten ſind folgende:

Verſchiedene Arten von Fiebern entſtehen aus verſchiedenen Urſachen, und äußern ſich mehrentheils auf folgende Art: Der Hund iſt froſtig, hat kalte Ohren, Naſen, und bleiche Lefzen, thut ängſtlich, hängt den Kopf zur Erde nieder, und verliert die Freßluſt. Die Natur hilft ſich mehrentheils ſelbſt, wenn ein Durchfall entſteht, und wenn dieß nicht geſchieht, ſo giebt man ihm Rhabarber mit ein

Speichel vor ſich. Wenn dieſe Abſonderung gehindert, die Ausdünſtung unterdrückt wird, ſo entſteht eine Stockung in den lymphatiſchen Gefäßen. Die Säfte verdicken ſich und es erzeugt ſich ein zäher ſcharfer Schleim, der jene Krankheit zuwege bringt. Die Zufälle und Wirkungen des Rotzes äußern ſich gewöhnlich auf eine zwiefache Art. Entweder ſucht die Krankheit ſich einen Ausweg durch die Naſe des Hundes zu ſchaffen, oder ſie wirft ſich mehr auf die innern Theile, und dies iſt allerdings der ſchlimmſte und gefährlichſte Fall. Huſten, triefende Augen, immerwährendes Schnäufeln, ſtinkender Athem, Dummheit, Schwindel, Hin- und Herwanken, ſind im erſten Fall; Lähmung in dem Rücken und den Hintertheilen des Hundes, ſtarke Zuckungen, periodiſche Krämpfe und Jammer mit Schaum vor dem Maule ſind im letzten Fall die äußern Kennzeichen des Uebels. Im erſten Fall kommt man oft dadurch zum Zweck, wenn man der Natur durch ſolche Mittel, die den Ausfluß der Materie befördern, zu Hülfe zu kommen ſucht. Man ſchüttet z. B. eine Hand voll ſcharfen Meerrettig in eine gläſerne Flaſche, gießt auf dieſen ein Berliner Quart Franzbranndtwein, läßt es etwa 24 Stunden in der Sonne ſtehen, und träufelt dann und wann ein paar Tropfen mit einem Federkiel in die Naſe des Hundes, giebt ihm dabei täglich einen ſtarken Speiſelöffel voll Baumöl mit Zucker, oder man nimmt ein Iltisfell, wirft dieſes auf Kohlen, und hält die Naſe des Hundes über den Dampf. Beide Mittel pflegen hin und wieder gute Dienſte zu leiſten, den Ausfluß des Rotzes ſtark zu befördern, und den Hund wieder herzuſtellen, dagegen ſie, wenn die Materie ſich blos auf die innern Theile verbreitet, zu ſchwach ſind. Am wirkſamſten iſt dann wohl ohnſtreitig das vorher gegen die Raude vorgeſchlagene Mittel, nämlich der Gebrauch der Nießwurz. Die Anwendung geſchiehet auf gleiche Art. Da der Rotz in einem eben ſo hohen Grade anſteckend iſt als die Raude, ſo müſſen die Hunde ebenfalls abgeſondert, auch ihre Ställe, bei einer allgemeinen Anſteckung, auf die angezeigte Art gereiniget werden, wobei noch dieſes zu bemerken iſt, daß man, wenn eine oder die andere Krankheit in der Nachbarſchaft graſſirt, ſehr wohl thun wird, ſich des Nießwurzmittels als einer Präſervativkur zu bedienen,

indem es die Hunde vor der Anſteckung ſichert und ihnen heilſam iſt.

Die gefährlichſte und wegen ihrer ſchrecklichen Folgen zugleich fürchterlichſte Krankheit, womit die Hunde zuweilen behaftet werden, iſt wohl die Tollheit oder Wuth. Schlechter unreinlicher Fraß, ſtarke Erhitzung, heißes Futter, Mangel an Waſſer bei der großen Sommerhitze und ſtrenger Kälte, geben die erſte und nächſte Gelegenheit zu der Entſtehung des Uebels. Vorzüglich werden die Hunde im Alter damit befallen, und zwar entweder im Sommer bei allzugroßer Hitze oder im Winter bey allzugroßer Kälte, vornehmlich wenn ſie ſich aus der Kälte ſogleich an warme Orte legen. Die älteren Jäger pflegten ſieben verſchiedene Gattungen dieſer Krankheit anzugeben, welche ſich gar füglich auf zwei Gattungen, die hitzige oder die reißende, und die laufende oder ſogenannte ſtille Wuth reduziren laſſen. Die äußern Merkmale, die dem Ausbruch der Krankheit vorhergehen, ſind bei beiden Gattungen zum Theil die nämlichen, obwohl ſich bei der erſten noch einige beſondere Zufälle als Vorboten zu zeigen pflegen. Der Hund verliert im Anfange der Krankheit die Luſt zum Fraß, er läuft oder ſchleicht vielmehr unruhig hin und her, die Naſe iſt, wie bei allen Hundekrankheiten, heiß und trocken, das Auge gebrochen, der Blick ſchielend, er bellt entweder gar nicht oder doch nur mit heiſer Stimme, er bezeugt ſich beim Anblick ſeines Herrn weniger freundlich, und achtet nicht auf ſeinen Zuruf. Die beſondern Merkmale, die ſich vor dem Ausbruch der hitzigen Wuth einzufinden pflegen, ſind außer den vorangezeigten noch die, wenn der Hund ungewöhnlich nach Fliegen und Schmetterlingen ſchnappt, wenn er wider ſeine Gewohnheit den zahmen Hühnern nachläuft, und dieſe zu haſchen ſucht, wenn er ſich gegen andere Hunde freundlich bezeugt, mit ihnen ſcherzt, ſie beſchnaufelt, und ihnen dann plötzlich einen Fang giebt, auch wohl gegen ſeinen Herrn ein ähnliches Betragen äußert.

Der wirkliche Ausbruch der Krankheit wird bei jeder Gattung unter einer andern Geſtalt ſichtbar. Ein mit der hitzigen Wuth behafteter Hund trägt die Ruthe in die Höhe, er ſchäumt wenig oder gar nicht. Sein Auge iſt glänzend,

der Blick wild, der Rachen offen, er läuft, wenn er ins Freie kommt, durch dick und dünne vor ſich hin, fällt alles was ihm in den Weg kömmt, Menſchen oder Vieh ohne Unterſchied an, und endiget gewöhnlich ſein Leben nach Verlauf von 9 Tagen unter dem fürchterlichſten Geheul und den gewaltigſten Schmerzen. Nicht nur der B ß, ſondern ſelbſt der Athem ſoll anſteckend und vergiftend ſeyn. Was er blutend beißt, wird gewöhnlich toll, und iſt ſelbſt dann, wenn ſchleunige Hülfe erfolgt, ſelten zu retten. Einem mit der laufenden Wuth behafteten Hunde tritt bei Ausbruch der Krankheit der Schaum vor das Maul, die Augen ſind roth und entzündet, die Zunge blau, er läuft mit niedergeſenktem Kopf, die Ruthe abhangend und zwiſchen den Beinen gekrümmt, meilenweit, und zwar größtentheils neben dem Wege vor ſich hin, fällt vorzüglich Hunde an, iſt aber dem Menſchen, wenn er ihm zu nahe kömmt, nicht minder gefährlich. Zuweilen läuft ein dergleichen Hund ſchwindelnd und ſchwankend im Kreiſe umher, fällt hin und wieder um, ſchnappt blos ohne zu beißen um ſich, und der Grad der Krankheit iſt auf dieſen Fall ſchwächer. Der Tod eines mit der laufenden Wuth behafteten Hundes erfolgt oft ſpäter als den neunten Tag, in den mehreſten Fällen aber plötzlich. Der Hund fällt während dem Laufen um und bleibt todt liegen.

Von der hitzigen Wuth bekennen ſowohl ältere als neuere Schriftſteller einmüthig, daß ſie unheilbar ſey; dagegen die Meinungen in Anſehung der laufenden Wuth getheilt ſind. So wie ſich indeſſen die Wirkung der gegen dieſe letzte angeprieſenen Mittel auch nicht im mindeſten beſtätiget hat, ſo iſt auch die Meinung derjenigen, die ſowohl die hitzige als laufende Wuth für völlig unheilbar halten, offenbar überwiegend. Es iſt daher keinesweges zu rathen, ſich mit dergleichen unſichern Mitteln abzugeben, ſondern ein jeder, der Hunde hält, hat bei dergleichen Vorfällen nicht ſowohl auf die Rettung des Hundes, als vielmehr auf eigene und allgemeine Sicherheit Bedacht zu nehmen. Man mache es ſich ein für allemal zum Geſetz, jeden Hund, bei dem man eine Abneigung zum Fraß verſpürt, augenblicklich anzulegen, ihn gut zu befeſtigen, und von Stund an genau zu beobachten. Aeußern ſich nun Merkmale von angehender Tollwuth, ſo ſäume man ja nicht den Hund zu

tödten, denn Heilungsmittel ſind hier gewiß zwecklos, und unter den vielen zeither bekannt gewordenen Mitteln, kann auch nicht ein einziges nahmhaft gemacht werden, auf deſſen Unfehlbarkeit in allen Fällen zu bauen wäre. Ein großer Theil davon läuft im Gegentheil auf Betrug und Geldprellerei hinaus, und ſo wie hierunter alle vorgegebene Arcana und ſympathetiſche Mittel ſamt und ſonders zu zählen ſind, ſo gehört auch das Ausſchneiden des ſogenannten Tollwurms ganz eigentlich hieher. Dieſer Tollwurm iſt nämlich nichts anders, als eine unter der Zunge eines jeden Hundes befindliche weißliche Sehne, die Fortſetzung des Speichelgangs, und es iſt unbegreiflich, wie man die Welt durch eine ſo lange Reihe von Jahren hat überreden mögen, daß dieſe Sehne ein Wurm und zwar ein todter Wurm ſey, der nach der Angabe unwiſſender und gewinnſüchtiger Marktſchreier zu Zeiten lebendig wird, und dann die Tollwuth verurſacht.

Obzwar auch nicht ganz unfehlbar, jedoch noch immer die einzige Behandlungsmethode, deren Wirkung ſich, wenn gleich nicht in allen, dennoch in einigen Fällen, und zwar vorausgeſetzt, daß ſie ſchleunig und auf friſcher That angewendet wird, beſtätiget hat, iſt folgende. Das erſte bey einem dergleichen unglücklichen Vorfall iſt, daß die Wunde des gebiſſenen Hundes erweitert (mit einem ſcharfen Meſſer oder auch einem gewöhnlichen Schröpfinſtrument ſkarificirt) und gereiniget werde. Man wäſcht darauf die Wunde mit ſcharfem Eſſig und Waſſer tüchtig aus, nimmt eine große Zwiebel und ein Stück Knoblauch, bratet beides in heißer Aſche, zerſchneidet es, vermiſcht es mit Honig und Salz, bereitet hieraus ein Zugpflaſter, und legt dieſes auf die Wunde, um das Gift herauszubringen, und deſſen Uebergang in das Blut zu verhindern. Will man mit dieſer Operation, der noch immer die mehreſte Wirkung zuzutrauen iſt, die Anwendung innerlicher Mittel, an die man aber weniger glauben muß, verbinden, ſo verſuche man folgende. Eins davon, der bekannte Maiwurmkäfer (Meloë majalis) ſcheint das zweckmäßigſte zu ſeyn. Ein anderes iſt, daß man Holz vom Eibenbaum (Taxus baccata) nimmt, ſelbiges zu Pulver ſchabt, mit einer geringen Quantität Mehl vermiſcht und davon einen Teig macht, dieſen

zu einer Art Kuchen backt, und den Hund ein Stück davon zu ſich nehmen läßt. Beide Mittel ſind nach öfteren Erfahrungen mit Nutzen angewendet worden. Das Skarificiren, Reinigen und nachheriges Eitern der Wunde aber, iſt auf jeden Fall ganz unſtreitig das wirkſamſte. Nur muß es auf friſcher That geſchehen, denn ſobald das ſich ſehr ſchnell verbreitende Gift einmal in das Blut übergegangen iſt, bleibt dieſes, wie jedes andere Mittel zwecklos. Auf dieſen Fall werden ſich gar bald die gewöhnlichen oben bezeichneten Zufälle einfinden, und iſt alsdann ebenfalls nichts übrig, als den Hund, den man ohnehin gleich nach erfolgtem Biß angelegt haben muß, aus der Welt zu ſchaffen.

Unter die gewöhnlichen Krankheiten der Hunde gehören nachfolgende, jedoch von geringerer Erheblichkeit. Triefende und entzündete Augen hebt man dadurch, wenn man ihnen bloßes Waſſer von faulen Borsdorfer Aepfeln, oder Roſenwaſſer, in welchem ein wenig Bleizucker zerrieben iſt, auf die Augen legt. — Den Durchfall, welchem Jagdhunde oft unterworfen ſind, wenn ſie ſich nach einer großen Erhitzung erkälten, unterſcheidet man vom bloßen dünnen Leibe dadurch, daß die Excremente ſehr flüßig, und mit allerhand fremden Materien abgehen. Bohnenmehl mit Siegelerde (Terra ſigillata) vermiſcht zu einem Brei gekocht, und den Hunden nüchtern zu freſſen vorgeſetzt, heilet dieſe Krankheit, welche, wie die Ruhr, anſtecket. — Bei Verſtopfungen ganz junger Hunde kann man ſich des Baumöls mit Zucker in der Doſis eines Theelöffels voll, wie nicht weniger eines Stuhlzäpfchens, auf eben die Art wie bei Kindern bedienen. Bei herangewachſenen Hunden werden wirkſamere Mittel erfordert, und man purgirt ſie entweder, wie oben bei den Fiebern iſt geſagt worden, oder man braucht folgendes Mittel, das die Jäger in dieſem Fall mit ſehr gutem Nutzen anzuwenden pflegen. Man nimmt einen Haſenbalg mit ſammt der Wolle, wenn es ſeyn kann, friſch abgeſtreift, hackt ihn klein, thut ihn in einen Topf, und ſchüttet ein Berliner Quart friſche Kuhmilch darauf, läßt ſie tüchtig zu einem Brei einkochen und ſetzt dieſen lauwarm den Hunden vor. Die Wirkung pflegt ſich bald zu zeigen. — Beim Schwinden oder Lähmung der Glieder kann man ſich ſowohl des bekannten Ameiſenbades, als auch eines

warmen Umſchlags von Heuſamen in Wein gekocht mit Nutzen bedienen.

Gegen den ſogenannten Ohrwurm, ein krebsartiger Schaden, welcher ſich mit einer Geſchwulſt hinter und an dem Behange anfängt, aus welcher eine ſtinkende Materie fließt, die immer weiter um ſich frißt, iſt das Einſchmieren mit der Galle eines wilden, oder eines zahmen Schweines, ingleichen ein Pflaſter von Terpentin, wie nicht minder das Beſtreichen mit dem Höllenſtein ein gutes Mittel, noch beſſer aber, wenn man den angegriffenen Theil mit einem glühenden Eiſen brennt. Auch wird vorzüglich empfohlen, den Behang einigemal in ſiedend heiße Butter zu halten, oder man ſchlägt, wenn der Schaden zu weit um ſich greift, den angegriffenen Theil des Behanges mit einem ſcharfen Eiſen ab, wodurch freilich der Hund verunſtaltet, der weitern Verbreitung des Uebels aber doch am ſicherſten Einhalt gethan wird. — Eine Halsgeſchwulſt, den Kropf, wobei die Hunde weder freſſen noch ſaufen können, zertheilt man, indem man den Hunden warme Umſchläge von in Eſſig dick gekochten Linſen um den Hals leget. — Aeußere Wunden, welche die Hunde belecken können, heilen von ſelbſt ſehr bald, da die Heilkraft ihrer Zunge bekannt iſt, und man ſicherer darauf rechnen kann, als auf jedes andere Mittel. Die andern kann man mit Eſſig oder Wein auswaſchen, ſonſt aber überhaupt wie an den Menſchen behandeln.

Von den übrigen zur Jagd gehörigen Hunden, ſehe man unter den eigenen Artikeln: Auerhahnbeller; Dachshund; Hühnerhund; Parforcehund; Leithund; Budel; Windhund; Hatzhund; Saufinder und Schweißhund.

Jagdjunker, Fr. Gentilhomme de la chaſſe ou de la venerie. Iſt ein junger Cavalier, welcher die Jägerei erlernt hat, zwar gewöhnlich bei dem Herrn iſt, aber auch jedesmal bei der Jagd mit reiten, und bei den Hunden mit arbeiten muß. Oft iſt er dem Chef zur Beihülfe als zweiter Befehlshaber angeſtellt, und wenn der wirkliche Chef nicht gegenwärtig iſt, ſo vertritt er auch deſſen Stelle, indem er den Befehl des Fürſten, eine Jagd anzuſtellen, überbringt, und dieſelbe dirigirt.

Jagdlaquai, Fr. Laquais de chaſſe. Iſt ein gelernter Jäger, welcher am Hof gleich andern Livreebedienten

Dienſte thut, nebenbei das Gewehr putzt, auch mit auf die Jagd geht, und nach Abgang eines Büchſenſpanners in deſſen Stelle avancirt.

Jagdleute, ſ. Jagdbauern.

Jagdorden, Fr. Ordre de la chaſſe. Iſt eine Geſellſchaft fürſtlicher, gräflicher und adelicher Perſonen, welche an einigen Höfen zu Ehren der Jagd geſtiftet worden, und deren Mitglieder, welche mehrentheils von dem Landesherrn erwählt werden, gewöhnlich mit einem auf das Jagdweſen deutenden Ehrenzeichen, auch zuweilen mit Einkünften verſehen ſind.

Der Urſprung der Orden überhaupt rührt aus mancherlei Urſachen her. Einige entſtanden zu Ausübung der Tapferkeit wider den Erbfeind, andere wurden zum Andenken eines Sieges, oder bei Gelegenheit einer dem Hauſe zu Ehren gereichenden Sache, ferner aus einer Heiligkeit, noch andere wegen eines Gelübdes, ingleichen zur Aufmunterung der Treue und Tapferkeit, auf gewiſſe Begebenheiten zu Ehren einer Perſon, zum Ausdruck und Andenken ſeiner Leidenſchaft, auch zur Erhebung der Wiſſenſchaften errichtet, und werden daher in geiſtliche und weltliche Orden eingetheilet.

So entſtanden denn auch mit der Jägerei verwandte Orden, und namentlich zuerſt der Churpfälziſche St. Hubertusorden, deſſen Anfang einige ſchon ins Jahr 1444 ſetzen wollen. Dieſen Orden hat der Churfürſt, Johann Wilhelm, nachdem ſolcher ganz in die Vergeſſenheit gekommen war, neuerlich, und zwar 1709 wieder erneuert, und zu deſſen Einkünften gewiſſe Aemter in der Oberpfalz gewidmet. Ein jeder Ritter dieſes Ordens muß ſeine 4 Ahnen von väterlicher und mütterlicher Seite beweiſen können; jedoch iſt bei der erſten Wahl bei etlichen Rittern in dieſem Stücke diſpenſiret worden. Es muß auch ein St. Hubertusritter (die Fürſtlichen Perſonen jedoch ausgenommen) noch keinen andern Orden haben. Die Pflicht beſteht hauptſächlich in zwei Stücken: 1) dem Churfürſten treu und hold; 2) gegen die Armen barmherzig und wohlthätig zu ſeyn, maßen ein jeder Ritter bei ſeiner Aufnahme

ſogleich 100 Dukaten für die Armen bezahlen ſoll. Das Ordenszeichen iſt ein viereckigtes Kreuz mit einem Stern an einem rothen Bande auf der Bruſt und auf dem Mantel; die Deviſe aber beſteht in den drei alten Worten mit Gothiſchen Buchſtaben: In Trau Baß d. i. In fidelitate conſtans. Sonſten ſollen die Ritter ein Halsband von Jägerhörnern, daran das Bildniß des St. Huberti gehangen, getragen haben, daher man dieſen Orden von Horn genennt hat.

Der Würtembergiſche Hubertusorden iſt blos zu Ehren der Jägerei, von Herzog Eberhard Ludewig errichtet, und im Jahr 1718 mit Statuten verſehen worden. Das Ordenszeichen beſteht in einem ſchwarzgeätzten Maltheſerkreuz, in deſſen Mitte ein W mit einem Fürſtenhute bedeckt zu ſehen iſt, zwiſchen dem Kreuze ſind in den Ecken 4 Adler und an den Ecken des Kreuzes 4 Jagdhörner zu finden. Der Wahlſpruch iſt: Amicitiae virtutisque foedus.

Einen Jägerorden des güldenen Hirſches ſtiftete ferner der letzte Piaſte Herzog Georg Wilhelm zu Brieg im Jahr 1672 bei Gelegenheit einer Jagdluſt im Thiergarten daſelbſt, welcher aber bald mit Abſterben dieſes fürſtlichen Hauſes erloſchen iſt. Das Ordenskleinod war ein von Gold geſchlagenes Eichenblatt, auf deſſen einen Seite ein Hirſch, auf der andern ein roth Herz mit einem weißen Kreuz, welcher auf der Bruſt an einem mit Golde durchwürkten Bande getragen wurde.

Den durch einen Falken vorgeſtellten Orden der Wachſamkeit (weißen Falkenorden) ſtiftete der Herzog Ernſt Auguſt im Jahr 1732 den 2. Auguſt in Weimar zu Ehren des Kaiſers, Carl des VI. Zum Ordenszeichen wurde ein achteckigter goldner und grünemaillirter Stern und oben drauf ein goldner weißemaillirter Falke, deſſen Schnabel und Fänge golden ſind, erwählt.

Außer dieſen Jagdorden an den Höfen hat ſich auch eine Geſellſchaft verbunden, um thätig für das Wohl und den Flor der Jägerei zu werden. Dieſer Orden, welcher eigentlich italiäniſchen Urſprungs, iſt von einem Grafen zu Görz in Friaul geſtiftet, und die Geſellſchaft die Friauliſche Zunge

des Dianen=Ordens genannt worden. Das Ordenszeichen iſt ein goldenes Waldhorn in der Größe eines 6 Kreuzerſtücks, welches an einem der Länge nach, grau und grün geſtreiften gewäſſerten Band in einem Knopfloch der Weſte getragen wird. Die Ritter nennen dieſes Ordenszeichen Geſchmuck, und es darf ſo wie die Uniform des Ordens, welche gleichfalls grau mit grün geſtickten Aufſchlägen, Kragen und grünen Unterkleidern iſt, nicht anders getragen werden, als wenn mehrere Ritter des Ordens beiſammen ſind. In Neapel kann man jedoch den Orden beſtändig öffentlich tragen, auch in der Uniform an dem königlichen Hofe erſcheinen.

Ein jeder Kavalier oder Dame, wenn ſie ſich melden, kann darin aufgenommen werden. Doch muß dieſe Bitte durch den Competenten ſelbſt geſchehen, ſonſt wird er abgewieſen. Die Receptions-Unkoſten, wobei man aber den Geſchmuck und das Patent zugleich mit erhält, betragen 16 Gulden. Der jährliche Zuſchuß iſt 2 Baierſche Thaler oder 4 Gulden 48 kr. Die Abſicht, wenn der Orden ſtärker werden, oder aus dem Zuſchuß Capitalien ſammeln ſollte, iſt eigentlich, arme Jäger zu unterſtützen, und junge unvermögliche Leute die Jägerei erlernen zu laſſen, kann alſo bei mehrerer Ausbreitung wirklich von Nutzen werden.

Jagdordnung, Fr. Réglement de la chaſſe. Enthält diejenigen Verordnungen und Befehle, welche ſich auf alle in einem Lande vorkommende die Jagd betreffende und dahin einſchlagende Sachen beziehen. Ein Jäger muß ſich dieſelben ſehr genau bekannt machen, damit er weder dem Intereſſe ſeines Herrn etwas vergiebt, noch auch einem jeden andern Nachtheil zufügt.

Jagdpage, Fr. Page de la chaſſe. Iſt ein dem Fürſten dienender Edelknabe, welcher zugleich die Jägerri lernt, und beim Jagen mehrentheils zum Ueberbringen der Befehle ſeines Herrn, oder Einholung verſchiedener Nachrichten gebraucht wird, auch, um künftig befördert werden zu können, ſich im Reiten, Blaſen, und übrigen Jagdkenntniſſen üben muß.

Jagdpoſten, Fr. Signals ou Coups de cornet. Sind gewiſſe componirte muſikaliſche Sätze, welche ſowohl bei der deutſchen, als auch bei der Parſorcejagd, mit dem Jagdhorn oder auch einem Flügelhorn geblaſen werden, und deren jeder ein Zeichen (Signal) für die Menſchen oder Hunde andeutet. Für das Waldhorn ſind es die auf nebenſtehenden Blatte angeführten.

Jagdregal, Fr. Régale des chaſſes. Iſt das höchſte Recht eines Landesherrn, über alle in Jagdſachen vorkommende Sachen zu verfügen; ſ. Jagdgerechtigkeit.

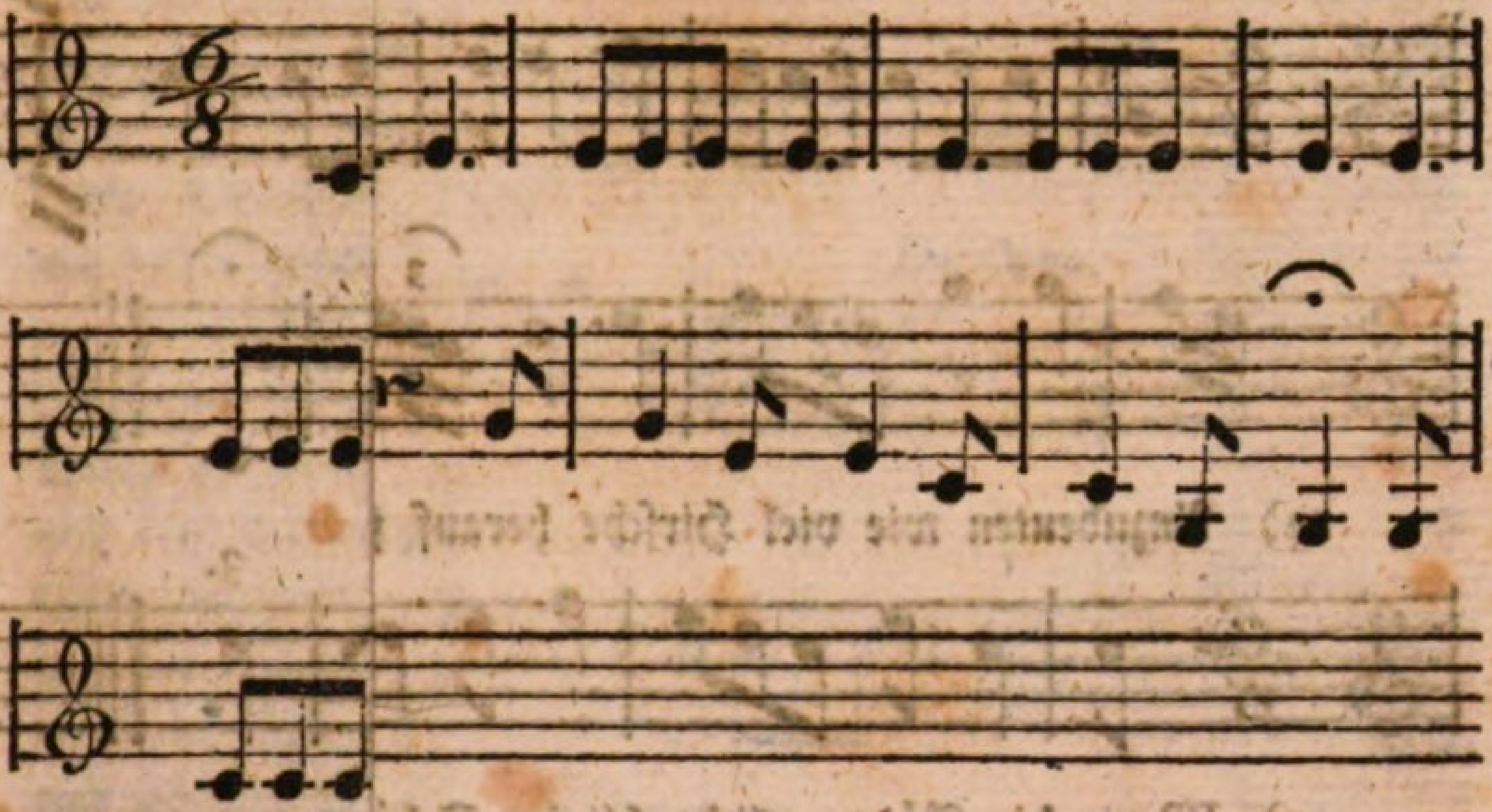
Jagdſchirm, Fr. Embuscade, Abri. Wird das Gezelt oder Schirm genannt, welcher bei einem Haupt- Beſtätigungs- Contra- oder Waſſerjagen auf dem Laufte errichtet wird, in welchem die Herrſchaft nicht nur vor Sonnenhitze und Regen ſicher ſtehen, ſondern woraus ſie auch das vorgejagte Wildpret ſchießen und erlegen kann.

Der Schirm wird gegen die Mitte des Laufts aufgeſtellet, bald näher, bald weiter von dem Rolltuch ab, je nach Beſchaffenheit des Laufts (ſ. unter Lauft), und mehrentheils entweder von lauter grünem Reißig, oder von Holzwerk gemacht und mit grünem Reißig bekleidet. An den Wänden werden auf beiden Seiten viereckigte oder runde offene Löcher angebracht, aus welchen die Herrſchaften herausſchießen. Die Länge des Schirms beſtimmt man ohngefähr auf 16 Ellen, die Breite 5 Ellen, die Seitenlänge von den abgeſchnittenen Ecken zu den andern 11 Ellen, und jede Rundung oben und unten 2 und eine halbe Elle.

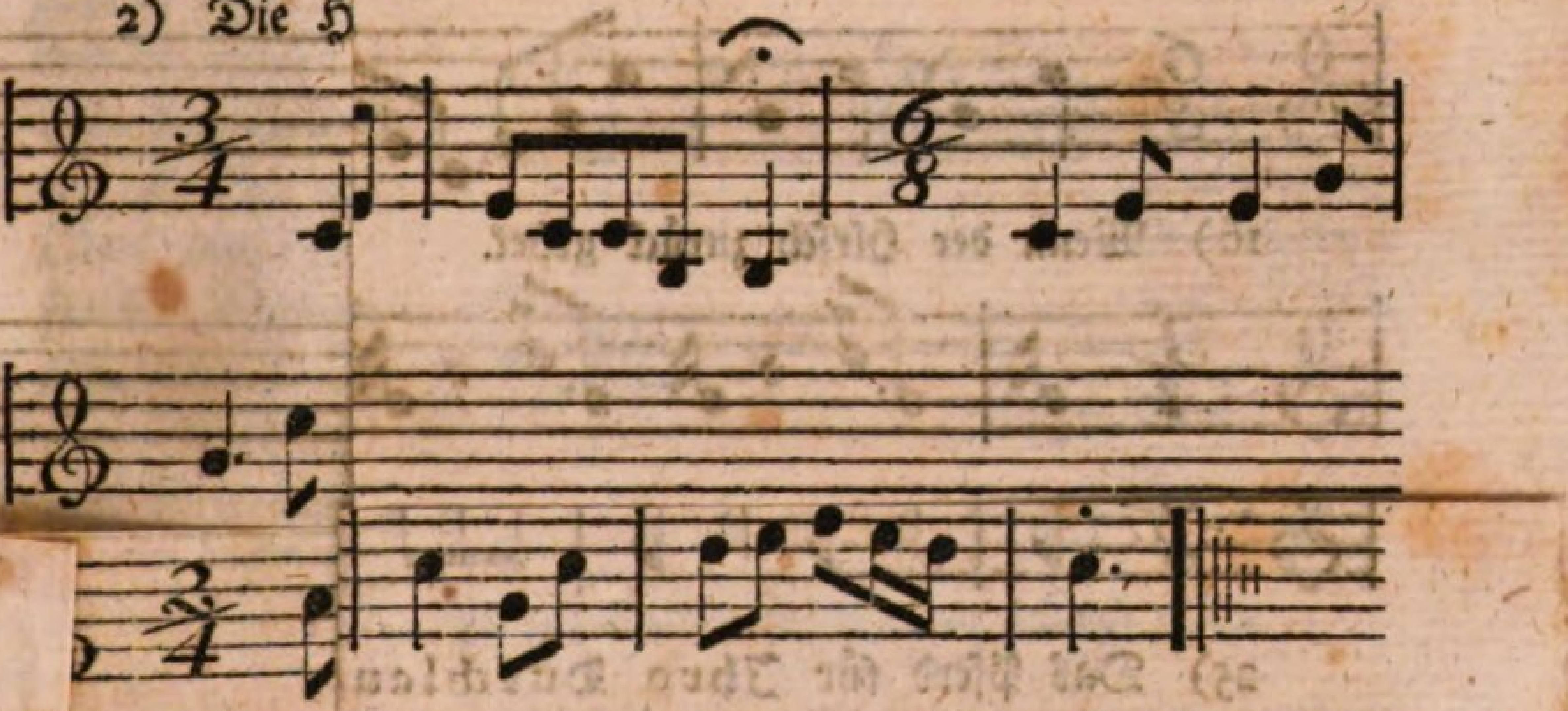
Auswendig längs am Schirm muß ein Geländer von gehobelten Latten feſte gemacht, und dieſes mit Gabeln verſehen ſeyn, an welche die Büchſen und Flinten gelegt werden. Vorn und hinten müſſen Eingänge ſeyn, jedoch vorn nur ſo breit, daß man eben bequem durchgehen kann; am hintern Theile aber herum iſt kein Geländer, damit die Bedienten deſto geſchwinder aus- und einkommen können.

In den Zeughäuſern werden aber auch zuweilen fertige Jagdſchirme aufbewahret. Ein dergleichen Jagdſchirm iſt ein aus vierzölligem Zimmerholz, an Schwellen, Sparren und Stielen, zwiſchen welchen, in dazu gemachte Falzen, dünne Bretter geſchoben werden, verſehenes Gebäude, das nicht unter 12 Fuß lang und breit ſeyn kann, aber oft ſehr

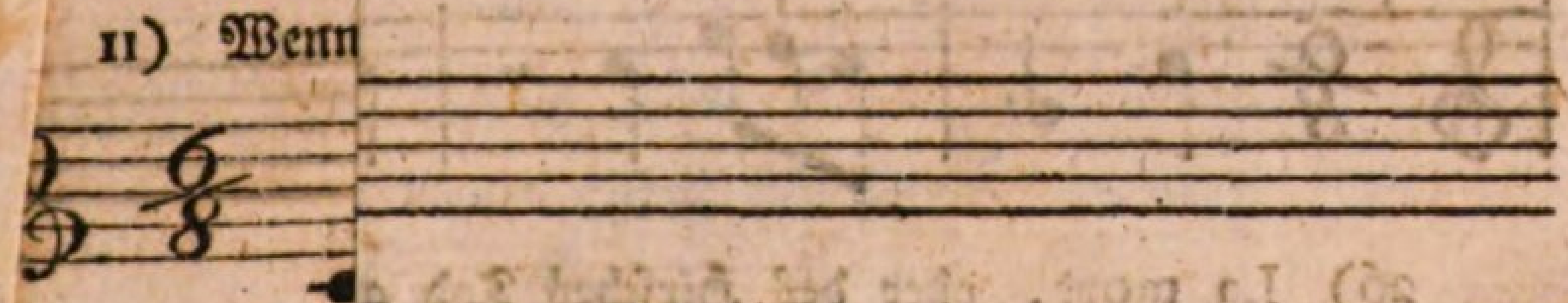
1) Wenn



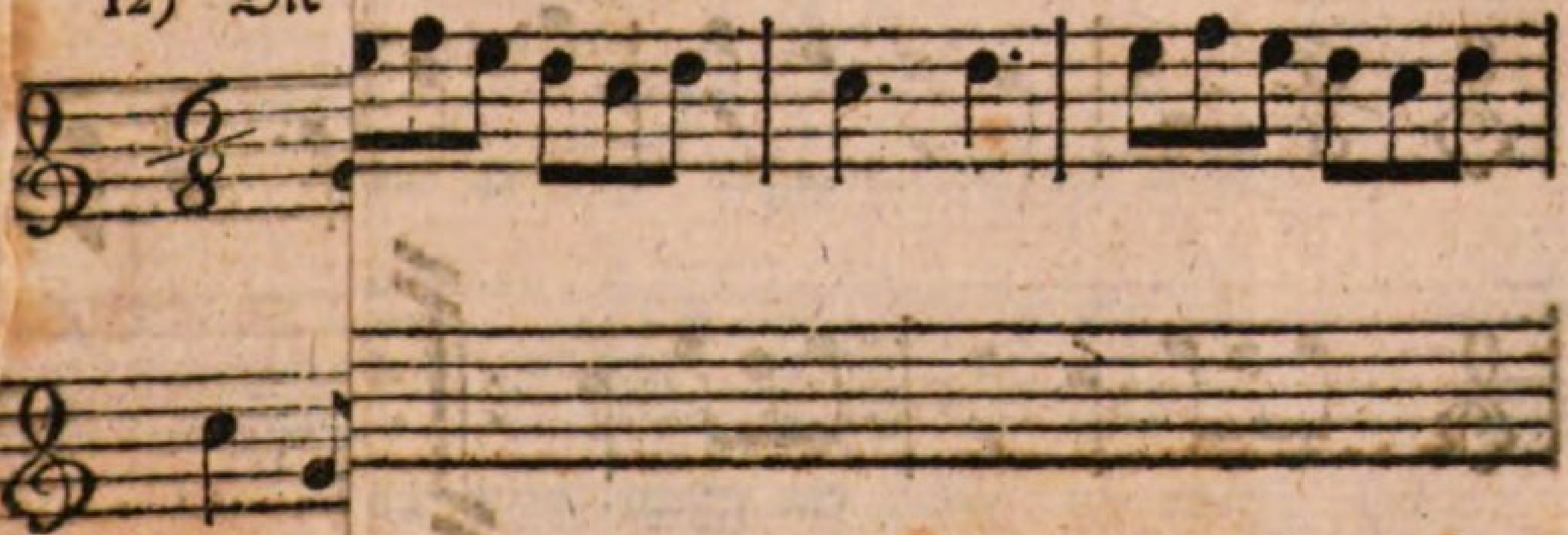
2) Die H



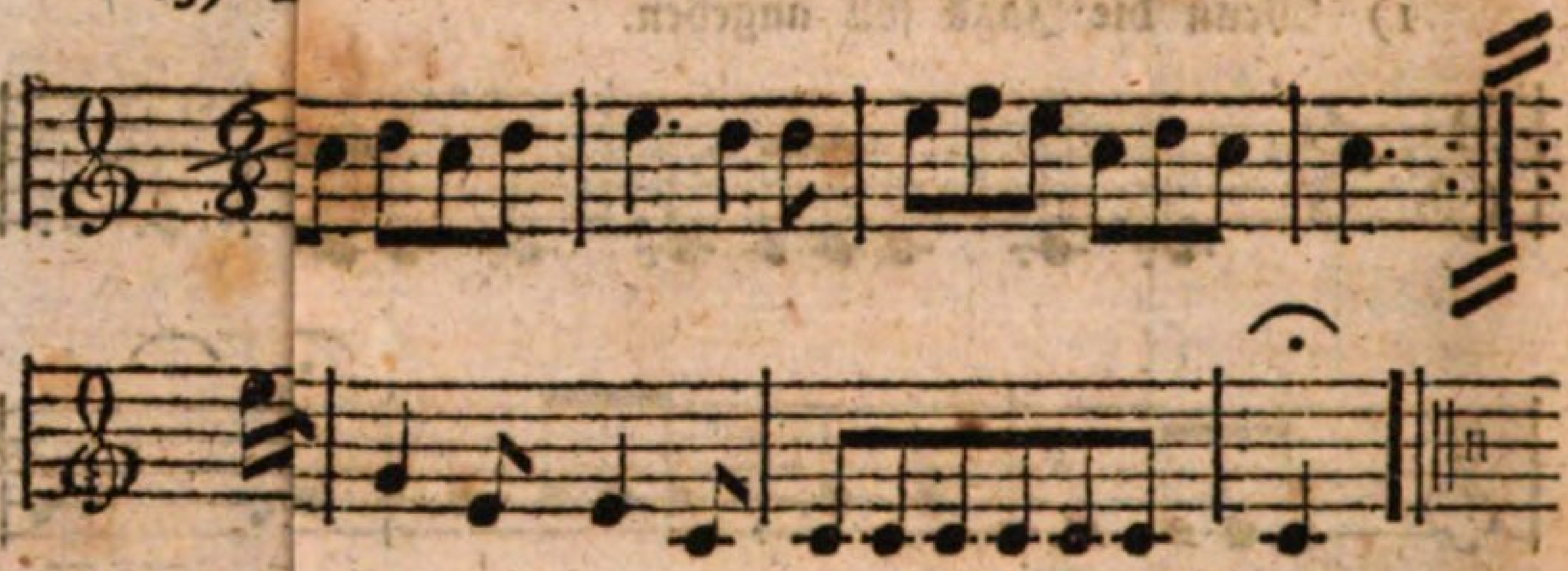
11) Wenn



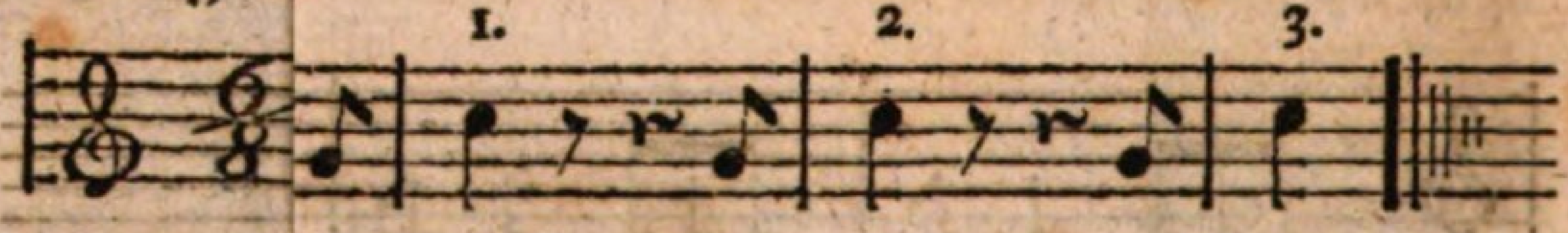
12) Die



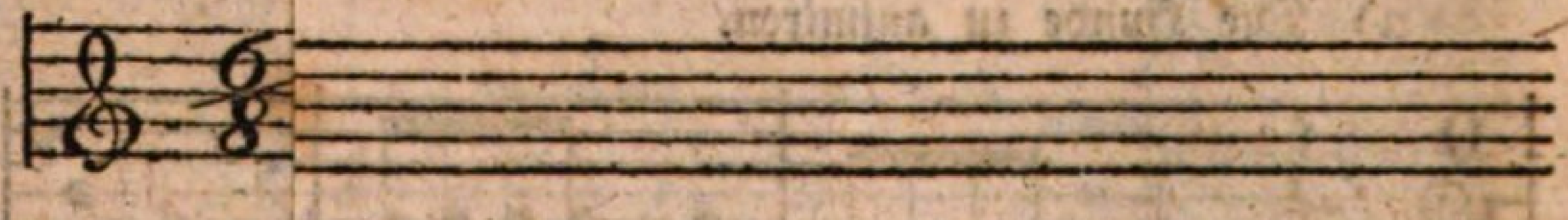
13) I



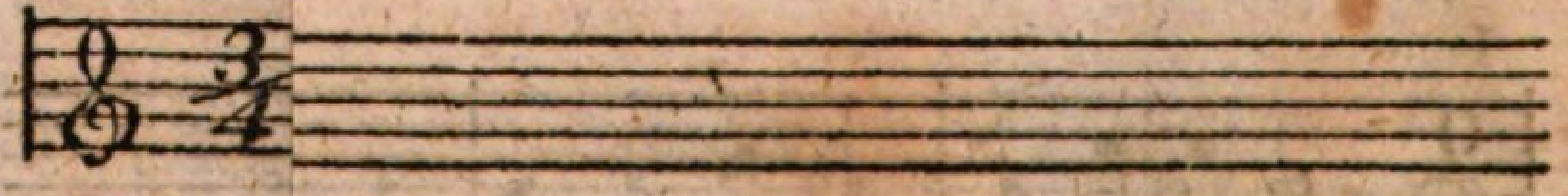
14)



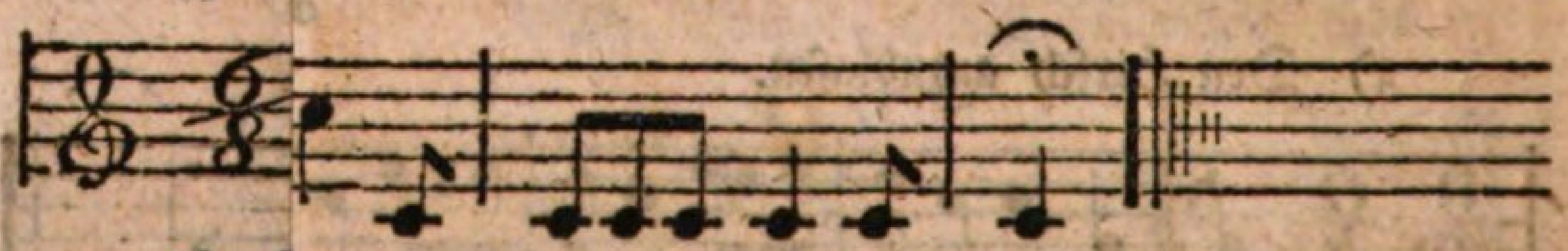
15)



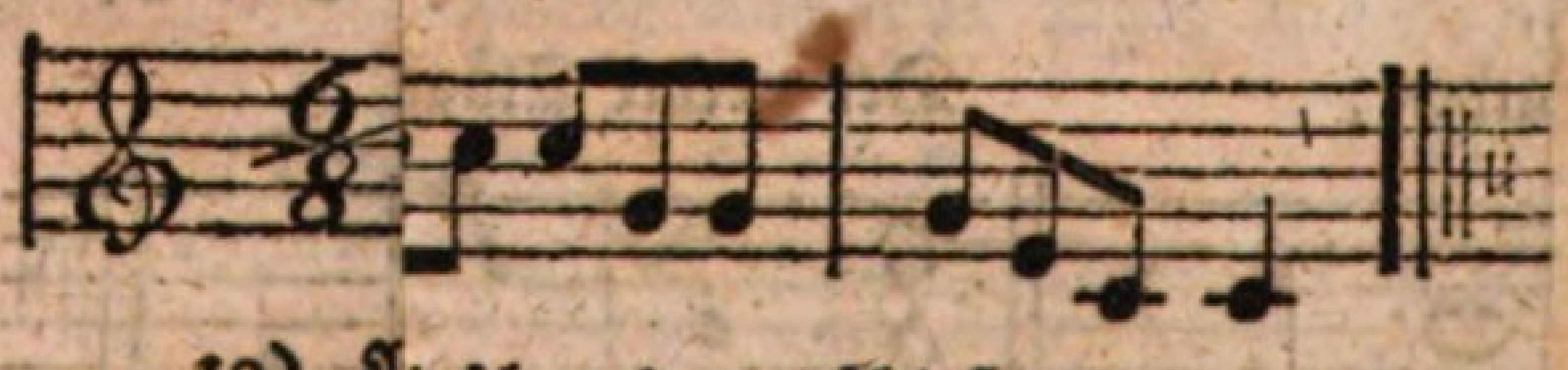
16)



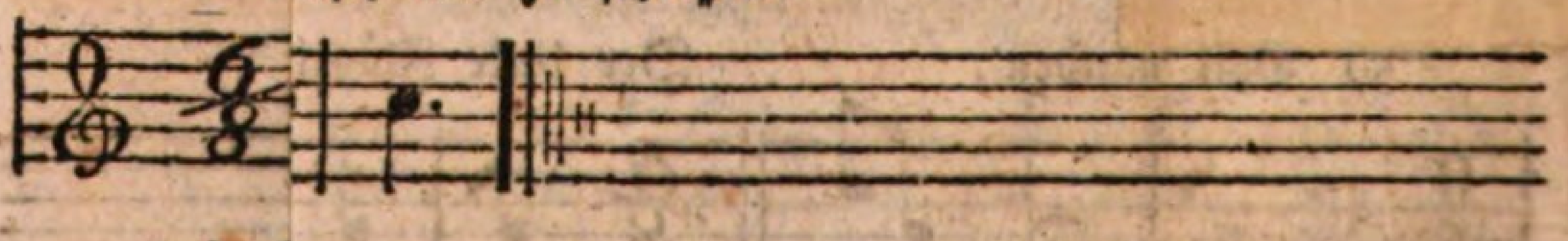
17)



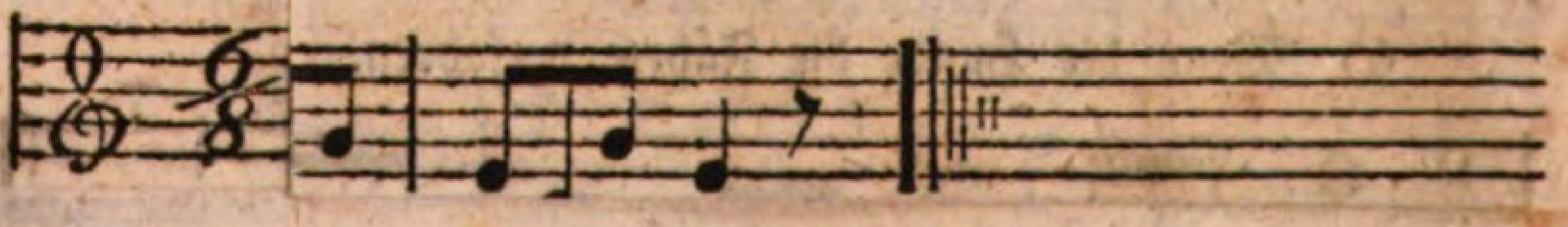
18)



19) Hirſch tod zu ſchießen.



20)



viel größer iſt. Es ſind alle einzelne Stücke numerirt, und mit eiſernen Schrauben an einander befeſtiget, dergeſtalt, daß es ganz aus einander genommen, auf Wagen geladen, und an einem beliebigen Ort aufgeſchlagen werden kann. Ein dergleichen Jagdſchirm iſt zu gleichem Gebrauch, wie vorangezeigter beſtimmt, aber vorzüglicher, weil er gegen die kalte rauhe Witterung, die beſonders zur Schweinhatz-Zeit einfällt, verwahret. Dieſerwegen muß das Gebäude einen kleinen eiſernen Ofen, wohl verglaſete Fenſter und eine gut verwahrte Thüre haben. Man hat aber auch Sommerſchirme, welche beſonders zu Hirſchfeiſt-Jagen gebraucht werden; dieſe ſind von leichtem Zimmerwerk, mit eiſernen Schrauben befeſtiget, und in der Höhe von 4 Fuß mit grüner Wachsleinwand oder Barchend rund herum bezogen, ſonſt aber auf allen Seiten offen. Das Dach wird, wie an einem Zelte, von grünem Barchent oder Leinwand über das kleine Gebäude, vermittelſt an der Erde angepflöckten Leinen, geſpannt, und durch zwei Stangen getragen. Oben auf den Spitzen und Ecken des Daches wehen kleine Wimpel von farbigen Zeugen mit vergoldeten Knöpfen.

Jagdſtock, Fr. Bâton de chaſſe. Iſt ein zwei oder drei Ellen langer Stock, welcher am obern ſchwächern Ende mehrentheils eine kleine Gabel hat und gleichſam eine Hebegabel vorſtellt. Dergleichen Stöcke nimmt gewöhnlich die Jägerei in die Hand, wenn ſie bei einem Hirſchfeiſt-Jagen zu Holze ziehet. Haben die Hirſche geſchlagen, ſo werden dieſe Stöcke geſchälet und weiß gemacht; haben aber die Hirſche noch nicht geſchlagen oder gefeget, ſo darf auch die Schale oder Rinde nicht herunter gemacht werden, weil es ſonſt ein Jagdfehler iſt.

Jagduniform, Fr. Uniforme pour les perſonnes de Venerie. Iſt eine in Schnitt, Form, Farbe und Verzierung einförmige Kleidung, welche in den meiſten Ländern Deutſchlands auf verſchiedene Art und Abänderung bei den Jägern eingeführt iſt, und die ſie ſtets tragen müſſen.

Die grüne Farbe wurde von den alten deutſchen Jägern aus der ganz einfachen Urſache zu ihrer Kleidung gewählt, um auf der Jagd vom Wildpret weniger bemerkt zu werden, und weil die Forſtdienſte gewöhnlich mit den Jagd-

dienſten verbunden ſind, ſo war der Forſtmann grün wie der Weidmann. Eben ſo gieng es mit dem Hirſchfänger und Hiefhorn; beide waren Bedürfniſſe der Jagd; nach und nach wurden ſie Unterſcheidungszeichen, und wenn der Jäger in vollem Staat war, ſo hatte er einen grünen Rock, einen Hirſchfänger und ein Hornfeſſel an. Die Monarchen, Fürſten und andere Herren kleideten ſich auf der Jagd eben ſo, nur trugen ſie keine Hornfeſſel, weil ihnen dieſe nicht nöthig waren; ſo blieb es bis zu Ende des 17ten Jahrhunderts; hohe und niedere Jagdbediente waren in nichts von einander unterſchieden, als daß den höhern allein Gold, den übrigen aber nur Silber zu tragen erlaubt war, wiewohl es auch hierin nicht überall und nicht allemal genau genommen worden; alles war Convenienz und ſtillſchweigende Uebereinkunft der geſammten deutſchen Jägerei.

Das Angenehme der grünen Farbe, beim Hirſchfänger ſeine Zierde und Bequemlichkeit zur Nothwehre, bei beiden zuweilen Eitelkeit, auch hie und da Bosheit, veranlaßte jedoch nach und nach allerlei andere Menſchenkinder, die keine Jäger waren, auch grüne Kleider und Hirſchfänger zu tragen, und nun wurde aus der Convenienz eine Ehrenſache, und es erſchienen Geſetze. Die Jäger behaupteten ein ausſchließendes Recht auf beide zu haben, und da dieſes nicht rechtlich erwieſen werden konnte, doch aber eine gewiſſe Billigkeit in der Prätenſion war, ſo wurden anfänglich nur unehrliche Leute davon ausgeſchloſſen. — Es dauerte aber nicht lange, ſo wurde dieſes Geſetz weiter ausgedehnt, und der grüne Rock auch den Waldförſtern und allen, die keine Jäger waren, unterſagt; ja 12 Jahre ſpäter war nach einem Patent Kaiſer Carl VI. die Sache ſchon ſo ernſthaft, daß man die Jägerei ſelbſt dem Adel darin gleich ſtellte, und nachdem der Kaiſer vorangegangen war, ſo folgten die Fürſten nach. Einige ſuchten zwar darunter anfänglich nur öffentliche Sicherheit, andere aber nahmen die Sache in ihrem ganzen Umfang, und es erſchienen eigene Verordnungen, durch welche das grüne Kleider und Hirſchfänger tragen allen bürgerlichen Perſonen ernſtlich unterſagt wurde.

Endlich gegen die Mitte des jetzigen Jahrhunderts verfeinerte man dieſe Anordnung dahin, daß man für die

höhere Jägerei und den Hof der Fürſten einförmige Kleidung in Schnitt, Farbe und Verzierung einführte, und weil der Gedanke von der einförmigen Kleidung des Militair-Standes hergenommen war, ſo wurde ſie Jagduniform genannt. Die meiſten dieſer Jagduniformen waren grün, mit anderfarbigen Unterkleidern und Aufſchlägen, einige hatten hell glasgrün, mit ponceaurothen Aufſchlägen, Weſten und Beinkleidern, ſtark mit goldenen Borten beſetzt, wie z. B. Würtemberg; andere grün mit carmoiſinrothen Weſten, Beinkleidern und Aufſchlägen, und gezackten goldenen Borten beſetzt, wie z. B. Heſſen-Caſſel; noch andere fürſtengraue Röcke, mit grünen Weſten, Beinkleidern und Aufſchlägen, mit gezackten goldenen Borten, wie ehedem Baden; wieder andere, grüne Röcke, mit paille Aufſchlägen, Kragen, Weſten und Beinkleidern, wie Sachſen-Weimar, mit weißen Unterkleidern und Kragen, wie Sachſen-Gotha, mit rothen Aufſchlägen und Kragen, wie Sachſen-Meiningen, Sachſen-Hildburghauſen und Schwarzburg-Rudolſtadt; wieder andere ganz grün, nur mit gleichförmigen modellirten goldenen Borten. Einige haben Kragen, andere keine; an einigen iſt es Hof- und Jagduniform zugleich, an andern nur Jagduniform allein; an einigen wurde ſie nur an denen Tagen bei Hofe getragen, an welchen gejagt wurde, an andern konnte man zu aller Zeit, außer den Gallatagen, darin bei Hofe erſcheinen; einige hatten für die Hirſchjagd eine beſondere und für die Saujagd wieder eine andere Jagduniform, wie z. B. Pfalz-Zweibrücken; einige für die deutſche Jagd eine eigene und für die franzöſiſche oder Parforcejagd eine andere; verſchiedene aber machten darin keinen Unterſchied; einige hatten nur für die Parforcejagd eine Uniform, und für die deutſche keine; an einigen Höfen durfte ſie der den Hof beſuchende Adel allein tragen, an andern mit einigem Unterſchied, auch die bürgerlichen Perſonen, welche zur Jagd gehörten; der Fürſt trug eben die Uniform wie die Kavaliers, wenn er auf der Jagd war, und endlich machte man die Einförmigkeit ſo ganz, daß bei gewiſſen Jagd-Solennitäten auch die Pferde, deren man ſich bediente, von einerlei Farbe ſeyn mußten. So war der Würtembergiſche Hof und die Jägerei am Hubertus-Tag bei dem gewöhnlichen Auszug auf die

Jagd in der eben beſchriebenen ſchönen Jagduniform, und mit lauter Schimmeln berittern; es war ein prächtiges Schauſpiel, das aber ſeit einigen Jahren nicht mehr vorkommt.

Schönheit auf der einen Seite, indem es wirklich ein herrlicher Anblick iſt, ein Corps wohlgewachſener Jäger in einer gut gewählten Jagduniform beiſammen zu ſehen, und Behaglichkeit auf der andern Seite, weil es bei den höhern Forſt- und Jagdbedienten doch manches Hofkleid, und bei den niedern allerlei unnöthigen Staat erſpart, haben nun in verſchiedenen Landen die angenommene Kleidung geſetzlich gemacht, und es wäre zu wünſchen, daß dieſer Gebrauch in Deutſchland allgemein eingeführt würde; denn ohnerachtet die Beſoldungen der Forſt- und Jagdbediente mehrentheils immer noch beſſer ſind, als die meiſten Beſoldungen der übrigen Civilbedienten, ſo ſind ſie in dem Verhältniß der gegenwärtigen Preiſe und Bedürfniſſe doch immer klein; wenn alſo dem eiteln Mann die Gelegenheit benommen wird, zum Schaden ſeiner Familie unverhältnißmäßigen Aufwand in Kleidung zu machen, und wenn dem ehrlichen Mann erlaubt wird, ohne Vorwurf an einem Rock ſich zu begnügen; ſo iſt es Wohlthat, die der Landesherr ſeinen Forſt- und Jagdbedienten erzeiget.

Jagdweſen, Fr. Venerie. Begreift alles unter ſich, was nur irgends Bezug auf die Jagd, und insbeſondere auf die Kenntniſſe und Geſchäfte eines Jägers Bezug hat. Zuvörderſt muß ein Jäger alle jagdbare Thiere nach ihren Benennungen, ihrer Natur, ihren Kennzeichen, Aufenthalt, Nahrung, Fortpflanzung, Feinden, Nutzen, Schaden und ſonſtigen beſondern Eigenſchaften kennen lernen, d. i. die Naturgeſchichte ſämmtlicher jagdbaren Thiere genau verſtehen.

Ferner muß ein Jäger die zur Jagd erforderlichen Geräthſchaften kennen und ihren Gebrauch verſtehen. Hierzu gehören 1) die Treibeleute, Pferde und Jagdhunde; und was die letztern betrifft, ſo muß er ſie nach ihrer Natur und Eigenſchaft kennen, und wie die Arbeit mit denſelben vorzunehmen, verſtehen. Man ſehe hievon unter Jagdhund, woſelbſt die übrigen ebenfalls angezeigt ſind. 2) Das Gewehr überhaupt, und hierzu die Birſchbüchſe, die Jagd-

flinte, das Schießpulver, Blei, Schroten, und wie ein Gewehr zu laden. Der Hirſchfänger mit ſeinem Kuppel. Der ausgerüſtete Jäger trägt Ehrenzeichen und andere Anhänge, als Hornfeſſel, Hiefhorn, Jagdhorn, das Jägerzeug ꝛc. Er benutzet allerhand Fallen von Holz oder Eiſen. Er hat Fangeiſen und Lanzen, Chevelins ꝛc. 3) Das eigentliche Jagdzeug beſtehet aus Tüchern, Garnen und Netzen.

Ein Jäger muß auch die Mittel an die Hand zu geben wiſſen, wie eine Wildbahn entweder zu erhalten oder zu verbeſſern ſey; er muß nämlich alles abzuwenden, was der Wildbahn und Wildfuhr ſchädlich, und alles zu befördern verſtehen, was derſelben erſprießlich ſeyn kann. Hiezu gehört vorzüglich die Anlegung der Salzlecken; die Haltung der ordentlichen Setz- und Hegezeit, die Anlegung der Sohlen oder Sühlungen auf ſumpſigen Plätzen, die Wildpretsfütterung zur Winterszeit, die Heg- und Schonung, entweder zur wirthſchaftlichen Erhaltung der Wildbahn, oder zur Vermehrung der Jagdluſt ſeines Herrn, die Verhütung alles Nachtheils für die Wildbahn, als die Ausrottung der Raubthiere, Abhaltung der Wilddiebe und Wegſchaffung des Selbſtgeſchoſſes, der Giftkörner, Schlingen, Dräthe ꝛc. und die Kenntniß, was zu den Gehegen, Feld- oder Waldgehegen und Thiergärten erforderlich ſey.

Endlich gehört zur Jagdwiſſenſchaft, wie jedes Thier zu fangen oder zu ſchießen, todt oder lebendig zu liefern, und ſofort am beſten zu benutzen ſey. Hier muß der Jäger wiſſen, was Wildpret und Weidewerken heißt, und daß es entweder mehr natürlich, oder nach der Kunſt geſchiehet. Das Jagen nach der Kunſt beſteht: in der Gegenliſt des Jägers gegen die Liſt des Wildes, in der Erkenntniß und dem Gebrauch guter Hunde und Werkzeuge, in der Veranſtaltung der Jagden zur rechten und nutzbareſten Zeit. Sonach muß der vollkommene Jäger wiſſen, wie man gegen die Liſt der Thiere gleichfalls Liſt, die mit Gewalt verbunden, gebrauchen ſoll.

Die mancherlei Arten von Jagden ſind entweder nützliche, oder ſolche, die allein zur Luſt oder Pracht angeſtellt werden. Die nützlichen und zugleich angenehmen ſind die Jagden eines Landwirths, welche durch einige oder wenige

Perſonen, theils zu Fuß, theils zu Pferd geſchehen. Nämlich: auf dem Anſtand und zwar vor Holz, im Wald, ganz ſtille oder beides auf den Ruf oder das Reizen, durch Beihülfe der Baſſetgen, durch vorſtehende Hühner- und Stöberhunde, Dachskriecher, Windhunde ꝛc. vermittelſt der Netze und Garne, durch allerhand Fallen, Fang- und Stelleiſen, durch angeſtellte Klopf- und Treibejagen, mittelſt Birſchreiten.

Wenn ſich der Jäger hiervon hinlängliche Kenntniß und Geſchicklichkeit erworben hat, ſo kann man auch noch von ihm fordern, daß er die Jagden großer Herren einzurichten verſtehen muß, welche entweder zur Luſt oder zum Staat und Pracht angeſtellet werden. Dieſe kann der Jäger auf allerhand Art einrichten. Dergleichen ſind: ein Hauptjagen, Beſtätigungsjagen, Keſſeljagen, ein Hatz- Kampf- Parforce- Treib- Falken- Nacht- und Fackel- Contra- Waſſerjagen, Lappenjagen, das Fuchsprellen, eine Einrichtung zum Einfangen lebendiger Thiere, zur Hirſchbrunft, zur Auerhahnsfalz, das Hetzenreiten.

Jagdzeug, Fr. Attirail, equipage de la chaſſe. Hierunter werden allerhand Tuche und Garne, große und kleine, wie auch Tuch- und Federlappen und was ſonſt zu einem Jagen gebraucht wird, verſtanden. Hierher gehören hohe Tücher, Rinkentücher, Mittel- oder Däniſche Tücher, halbe Tücher und Rolltücher, Hirſchgarne, Wildgarne, Spiegel- oder Prellnetze, Saunetze, Rehnetze, Wolfsnetze und Haſennetze, Tücherlappen und Federlappen, Stellſtangen, Furcheln, Strebeſtangen, Hebegabeln, Krummruthen, Fall- oder Schnapptücher, Schnappſtangen, Haken, Pfahleiſen, Stichel, Heftel, Schlägel, Wildpretstrage, Zeugwagen.

Bei einem jeden Jagen aber iſt überhaupt zu merken, daß man vorher wiſſen muß, wie viel Zeuge gebraucht werden, weil überflüßige Zeuge hinaus zu ſchleppen unnöthig, und wo ſie nicht zureichen, es eben ſo ſchädlich als gefährlich iſt.

Jagen, Fr. chaſſer. Heißt überhaupt die Verrichtung eines Jägers, wenn er die wilden Thiere und das Geflügel entweder mit dem Gewehr zu erlegen, oder ſonſt auf

eine Art zu tödten oder zu fangen ſucht. S. Jagd, Jagdweſen und Schießen.

Jagen dupliren, ſ. Dupliren.

Jagens-Einrichtung, ſ. Einrichten.

Jagens Kammer, ſ. Kammer.

Jagens Rundung, Fr. Aire ronde de chaſſe. Wird von dem Bogen geſagt, welcher hinten in einem Hauptjagen geſtellet wird.

Jäger, Weidmann, Fr. Chaſſeur, Veneur. Iſt eine Perſon, welche alle zum Jagdweſen und Weidewerk gehörige Wiſſenſchaften erlernt, und ſich darin geſchickt gemacht hat. Welche Kenntniſſe hiezu gehören; davon ſehe man unter Jagdweſen. In vorigen Zeiten gehörte ein Jäger oft unter die wichtigſten Glieder des Staats, wenn er nämlich ſeinen Herrn auf der Jagd wohl zu divertiren und zu unterhalten wußte, nebenbei auch die Unterthanen zu plagen verſtand. In neuern Zeiten aber, da man mehr auf die weſentlichen Dienſte der Jäger Rückſicht nimmt, nämlich in ſo fern der Jäger mehrentheils zugleich Aufſeher der Waldungen, mithin Forſtmann iſt, hat ſich die Scene bedeutend verändert, ſo daß außer den eigentlichen Jagdwiſſenſchaften, vorzüglich Forſtwiſſenſchaften von ihm gefordert werden; ſ. Forſtmann und mehrere zu Forſt gehörige Artikel.

Jägerburſch, Fr, Apprenti chaſſeur, Garçon chaſſeur. Iſt überhaupt ein junger Jäger, welcher vor kurzer oder längerer Zeit ſeine Lehrjahre geendiget hat. Die gewöhnlichſten Wiſſenſchaften, mit welchen ein ſolcher junger Menſch verſehen iſt, beſtehen leider mehrentheils nur im Schießen oder Birſchen, und darin, daß er nach der Anweiſung ſeines Principals auf Holzmacher und Köhler, und beſonders auf Holzdiebe Achtung gegeben, und letztere im Betretungsfall gepfändet oder ausgeprügelt hat. Dennoch werden dergleichen Leute, je nachdem ihnen das Glück günſtig iſt, mit der Zeit zu Forſtdienſten befördert, und kein Wunder daher, daß ſie von Holzkultur nichts wiſſen, ſondern nur davon, wie das Holz abzuſchlagen iſt, wiewohl auch letzteres der Holzmacher mehrentheils beſſer als er verſtehet.

Diejenigen Jägerburſche, welche nach ihrer Lehrzeit immer bei Förſtern in Dienſten ſtehen, werden zuweilen

noch die erträglichſten Subjekte, weil tägliche und anhaltende Routine, beſonders wenn der Principal in Forſtkenntniſſen nicht allzu roh iſt, ihnen doch einige, wenn auch nur empiriſche Wiſſenſchaften und Erfahrungen einprägt. Denn die Obliegenheiten eines in Dienſten eines Förſters ſtehenden Burſchen bringen mit ſich: daß er, außer der Sorge für die Hunde, täglich in Wald gehet, nicht nur da auf die Holzmacher, Fuhrleute, Köhler und andere im Walde befindliche Arbeiter Achtung hat, ſondern auch vorzüglich bei Ausmeſſung und Anweiſung ganzer Schläge ſowohl, als einzelner Stämme und deren Taxation hülfliche Hand leiſten, die Anſaaten und Anpflanzungen unter der Anordnung ſeines Herrn beſorgen, und die dabei nöthigen Arbeiter gehörig und geſchickt anweiſen, auch ſelbſt dabei mit Hand anlegen, alles, was ihm außergewöhnlich im Walde aufſtößt, genau zu entdecken ſuchen, und den Vorfall ohne Zeitverluſt ſeinem Prinzipal anzeigen muß. Der nöthigen Ordnung halber muß er denn, um nichts zu vergeſſen, beſonders bei Nachzählung der von Holzmachern gefertigten Hölzer, ingleichen bei Abgabe derſelben an die Käufer, alles auf der Stelle ſogleich in ſeine Schreibtafel eintragen, um ſeinem Herrn pünktlichen Bericht ſowohl erſtatten, als auch zu Hauſe in die gehörigen Regiſter oder Bücher eintragen zu können.

Iſt nun ein Jägerburſch bei dieſen vorerwähnten Geſchäften fleißig und aufmerkſam, ſo iſt allerdings bei anhaltendem Fleiß ein guter praktiſcher Förſter an ihm zu hoffen. Obſchon es ſich übrigens verſtehet, daß er nebſt dieſen Geſchäften auch zugleich die Jagd auf dem Reviere ſeines Herrn mit zu beſorgen hat. Nur darf er dieſe nicht zur Hauptſache machen, ſondern muß auch bei Ausübung und Beſorgung derſelben immer nicht vergeſſen, daß Holzung um und neben ihm ſtehet, die auf ſeine meiſte Attention Anſpruch zu machen hat.

Ein anderer Ausweg für Jägerburſche, beſonders von Wuchs und Bildung, iſt der, daß ſie bei einem großen Herrn oder Cavalier in Livreedienſte treten. Dergleichen Leute haben gewöhnlich das Glück, vor andern vorzüglich früher Forſt- oder Jagddienſte zu bekommen. Daß bei den meiſten es heißt, der Mann hat einen Dienſt, aber nicht, der Dienſt hat einen Mann bekommen, lehrt die tägliche

Erfahrung. Und dieß kann auch nicht anders ſeyn, weil ihre Dienſtleiſtungen mehr in Bedienung und Aufwartung und allenfallſigen Jagdgeſchäften beſtehen. Haben alſo dergleichen Leute nicht ſchon vorher die nöthigſten Kenntniſſe ſich erworben, ſo iſt wohl nichts natürlicher, als daß ſie zu Forſtdienſten nichts weniger als tauglich ſind.

Eine gleiche Beſchaffenheit hat es mit denjenigen Burſchen, welche bei einer Jagdequipage in einem Jägerhauſe angeſtellt werden. Der Dienſt derſelben erfordert: die Hunde zu beſorgen, ſie täglich zu ſäubern, die Ställe auszuputzen, Futter und Waſſer für die Hunde zurechte zu machen, und alles, was zur Reinlichkeit gehört, und den Hunden dienlich iſt, fleißig zu verrichten. Daneben muß täglich einer um den andern bei den Hunden Tag und Nacht Wache halten, damit er beſtändig wahrnehmen kann, was unter den Hunden vorgehet, daß ſie ſich nicht zu Schanden beiſſen, oder wenn eine Hündin hitzig wird, ſolche ſogleich wegbringen, und es anzeigen, damit ſie recht rein belegt wird.

Außerdem müſſen ſie auch bei der Jagd mit den Relais-Hunden auf die ihnen anbefohlnen Orte gehen oder reiten, und die Jagd wohl in Obacht nehmen, damit ſie, wenn die Relais-Hunde verlangt werden, ſogleich bei der Hand ſind. Ziehen ſie nun fleißig mit den Piquirs oder Beſuchknechten bei der Leithunds-Arbeit aus, ſo werden ſie nachgehends zu Beſuchknechten und dann zu Piquirs befördert. — Beſondere Burſche werden auch noch angeſtellt zur Wartung, Pflegung und Erziehung der jungen Hunde.

Jägerei, Fr. Venerie. Hierunter wird das ſämmtliche zum Jagdweſen gehörige Perſonale verſtanden; ſ. Jagdequipage.

Jäger-Gebräuche, Fr. Uſage de chaſſeur. Sind die bei der edlen Jägerei üblichen, und nach Weidmanns Gebrauch eingeführten Gewohnheiten, deren vormalige Jäger eine Menge aufzuweiſen hatten. So hatten ſie z. B. im Gebrauch, wenn ſie zuſammen kamen, einander mit Weideſprüchen zu examiniren, beſonders die Reiſenden und Fremden, und dergl. läppiſche Gewohnheiten mehr, die aber jetzt ſelten mehr ausgeübt werden.

Jägerhaus, Fr, Maiſon de Venerie. Iſt ein Gebäude, welches dazu beſonders eingerichtet iſt, daß darin die zur Jagd gehörige Perſonen, wie auch die Hunde und Pferde bequeme Wohnungen habenkönnen. Zur Einrichtung dieſes Hauſes könnte vorne her ein Quer-Gebäude gebauet werden, worin der Chef von der Jagd logiret; zu beiden Seiten können aber auch zwei Flügelgebäude für die Jäger, und unten her für die Pferde ſeyn, hinten quer durch wieder ein Gebäude, worin der Aufſeher über die Meute und jungen Hunde wohnet, ingleichen für die Jägerburſche und Jungen zu den Hunden.

In ſo fern daran, daß die Hunde wohl erzogen und gepfleget werden, viel gelegen iſt, auch Bequemlichkeit dazu erfordert wird, ſo gehört dazu folgende Einrichtung: Im hintern Quergebäude kömmt zur rechten Hand, für den Hundeaufſeher oder Hundeknecht, eine Wohnſtube mit einer Kammer, annoch eine andere Stube und Kammer für die kranken Hunde, nebſt einer guten feuerfeſten Küche, wobei ein Gewölbe und Keller, nächſt dieſen eine Stube für die Hundeburſche, dabei Kammern, worin ſie ſchlafen und auch die Kuppeln, Krabatten und dergl. Zeug aufheben können; an der Seite eine große Küche und Vorrathskammer, nebſt einem Behältniſſe, worin geſchlachtet und das Fleiſch verwahret werden kann.

Wo nun die Stube für die Burſche iſt, kommen an dieſe dran hinaus die Ställe, als nämlich ein Stall, worin die Hunde der alten Meute liegen, und daß man durch ein Fenſter aus der Stube in den Stall ſehen kann, annoch ein Stall für die jungen Hunde, die unter die Meute kommen ſollen, ferner ein Stall zu den Leithunden, welcher neben dem Quergebäude beſonders mit einem mäßigen Zwinger angelegt wird.

Für die Meute-Hunde muß an und vor dem Stalle ein Zwinger ſeyn, worin die Tröge zur Fütterung ſtehen, und darin ſie freſſen. Weiter hinaus muß ein größerer Zwinger ſeyn, worin ſie herumlaufen und ſich erluſtigen können, worin etwas ſchattige Bäume ſtehen, und auch Grasboden ſeyn muß.

Die Zwinger müſſen auch gegen Morgen oder Mittag liegen, und das nöthigſte dabei iſt das Waſſer, da denn im

Hölen, die man durch die Fährte im Schnee bemerkt, mit einem Iltisgarne, das die Geſtalt des Haſennetzes mit engern Maſchen hat. Man ſucht ſie alsdenn durch verſchiedene Mittel, durch Hunde u. d. gl. aus dieſen Hölen in das Garn zu ſtöbern, und todt zu ſchlagen. — Da ſie endlich einen natürlichen Abſcheu gegen das Wetzen eiſerner Inſtrumente auf Steinen haben, und auf ſolche Perſonen, die dieſes in der Gegend ihres Aufenthalts vornehmen, mit einem Katzenbuckel, funkelnden Augen, fletſchenden Zähnen und gräßlichem Geſchrei und Knurren in voller Wuth losgehen, ſo kann man ſich derſelben auch auf dieſe Art bemächtigen, daß man ſie durch Wetzen eines Meſſers auf einem Stein aus ihren Winkeln herauslockt, und erſchießet oder todſchläget. — Gegen die Hunde ſuchen ſie ſich nicht nur durch heftiges Beißen mit gräslichem Geſchrei, ſondern auch durch das Bepiſſen ins Geſicht zu vertheidigen.

Nutzen leiſten ſie durch die Vertilgung der häufigen Feld- und Waſſermäuſe, Schnecken und Heuſchrecken. — Ihr Fleiſch iſt nur für den Liebhaber eßbar, und die Hunde verachten es ſogar. — Der Balg verſchaft im December und Januar ein gutes Pelzwerk, hat aber einen üblen Geruch, den er auch lange behält, wenn das Thier erzürnt oder in der Begattungszeit geſchoſſen oder gefangen wird. Die ſchwarzen langen Haare, ſonderlich des Schwanzes geben die beſten Mahlerpinſel. — Der gezähmte Iltis wird, wie das Frettchen, auch gebraucht, die Kaninchen aus ihren Bauen zu jagen.

Großen Schaden thut es am Hausgeflügel und Feld- und Waldvögeln, die auf der Erde niſten. Die Kaninchen tödtet es, die Bienenſtöcke ruinirt es, und die Forellenbäche fiſcht es aus.

In der Farbe giebt es manchmal eine Abänderung, den braunen Ratz, deſſen Stachelhaare dunkelbraun ſind; dieß iſt mehrentheils ein ſehr alter Iltis.

Imber, Lat. Colymbus Immer, Linn. Fr. le grand Plongeon, Buff. Engl. the Imber, Penn. auch genannt: Immer, Immertaucher, Adventsvogel, großer Seeflunder. Er wird unter die Ordnung der Waſſervögel gerechnet, und macht eine Art von der Gattung der Taucher aus, und zwar von deren zweiten Familie, welche 4 durch eine

Schwimmhaut verbundene Zehen hat. Der oben ſchwärzliche, weißgewäſſerte und unten weiße Körper, iſt das Kennzeichen ſeiner Art.

Er bewohnt die nördlichſten Meere, und geht zuweilen an die deutſchen, beſonders Pommerſchen Küſten herab, iſt größer als die Hausgans, 2 Fuß 10 Zoll lang, und 4 und einen halben Fuß breit. Der zugerundete und aus 20 Federn beſtehende Schwanz mißt 2 und einen halben Zoll, und die zuſammengelegten Flügel reichen an ſeine Spitze. Der Schnabel iſt 4 $\frac{2}{3}$ Zoll lang und dunkelbraun; die Füße ſchwarz, die Schwimmhaut weiß geſtreift, die mittlere Zehe 4 Zoll 7 Linien lang und die hintere 1 Zoll.

Der Kopf iſt dunkelbraun, an den Seiten mit kleinen weißen Flecken; der Rücken, die Deckfedern der Flügel und der Schwanz dunkelbraun, graulichweiß eingefaßt; um den Hals geht ein dunkelbrauner Ring; Bruſt und Bauch ſilberweiß; die vordern Schwungfedern ſchwarz, die hintern dunkelbraun. — Er hat eine helle Stimme, und nährt ſich vorzüglich von Fiſchen.

Er legt ſein Neſt bei friſchem Waſſer in Rohr und Schilf ins Waſſer ſelbſt an. Die Jungen ſoll man vermittelſt eines Stücks weißer Leinwand, das man ihnen in der Ferne vorhält, ſehr leicht ans Land locken und tödten können. — In Norwegen wird er ſeiner guten Federn und Dunen wegen geſchoſſen, welches aber von hinten geſchehen muß, weil von vorne nicht allein die Hagelkörner, ſondern auch die Kugeln an dem dichten Federbalg abprallen.

Inngarn, ſ. Buſen.

Innſiegel, Fr. Comblette. Iſt ein Zeichen von der Fährte des Hirſches, und kömmt vor, wenn es bei hartem Boden etwas regnet, und der edle Hirſch vom Felde zu Holze zieht, da er das Erdreich, wo nämlich fetter Boden iſt, zwinget und in und an den Schalen an ſich behält, zuweilen faſt von der Größe eines kleinen Tellers mit fortnimmt, und dann meiſtentheils vor dem Holze fallen läßt. — Ein hohes Innſiegel wird genannt, wenn der Hirſch, indem er über naſſe Wieſen oder einen Bruch geht, den Koth über der Schale mit heraushebt, und ihn ſo umgekehrt vor der Fährte liegen läßt.

Inſekten, Fr. Insectes. Von dem Forſtmann ſowohl als dem Jäger wird eine genaue Kenntniß der Inſekten, welche ſich im Walde aufhalten, gefordert, weil ſolche ſowohl auf die Holzarten als auch die Waldthiere großen Einfluß haben, und beiden bald mehr bald weniger ſchädlich ſind. Sie machen nach dem Linneiſchen Syſtem die fünfte Klaſſe im Thierreich aus, und ſind Thiere mit kaltem weißen Blut, die Fühlhörner am Kopfe haben. Die Thiere dieſer Klaſſe werden von Linne' bequem nach der Verſchiedenheit der Flügel in 7 Ordnungen gebracht. Die Gattungskennzeichen nimmt man theils von den Fühlhörnern, theils von den Freßwerkzeugen, theils von der vorzüglich ſich auszeichnenden Bildung des Kopfs, Bruſtſchildes und Hinterleibes; das Anſehen, die Verwandlung und Lebensart, giebt aber auch ſogleich die Aehnlichkeit der zu einer Gattung gehörigen Art zu erkennen.

Man theilt die Waldinſekten auſſerdem ein, in ſchädliche, weniger ſchädliche und in nützliche. Schädliche ſind: der Maikäfer, der Borkenkäfer, der Fichtenkäfer, der Schabkäfer, der Kiefernſchwärmer, der Kiefernſpinner, der Fichtenſpinner, (ſ. unter Kieferraupe), die Nonne, der Eichenwickler, der Fichtenſauger, die Holzweſpe, die Viehbremſe, der Afterkriecher, die Blattkäfer, die Rüſſelkäfer, der Holzkäfer oder Holzwurm. — Minder ſchädliche ſind: die Blattlaus, der Blattſauger, der Nachtvogel, die Strikker, die Spannenmeſſer, die Blattwickler, die Motten oder Schaben, die Gallfliegen, die Blattweſpen.

Nützliche Waldinſekten ſind diejenigen, welche ſich von den vorhergehenden ſchädlichen Inſekten nähren, und nicht nur nach jenen beſtändig auf den Raub ausgehen, ſondern auch denſelben in allem und jedem Zuſtande, bei ihren Verwandlungen überall folgen, daß alſo durch ſie die Holzarten davon auf eine gewiſſe Art gereiniget werden. Von dieſen ſind hauptſächlich folgende Geſchlechter, mit den hierher gehörigen Gattungen anzumerken: Der Blattlauskäfer, der Raubkäfer, der Laufkäfer, die Schlupfweſpe, die Sandwespe, die Waldfliegen und die Baum- oder Erdwanzen. Man ſehe hievon unter ihren eigenen Artikeln.

Ins Ganze, Fr. tous enſemble. Heißt beim Jäger, wenn das Wildpret völlig im Zeuge ſtehet, und ein Jagen gemacht iſt.

Interims-Hammer, Fr. Trappe à l'interim. So wie der Chef eines jeden Departements einen Waldhammer führet, womit die Hölzer bei der Abzählung, beſonders Bloch- Bau- und Nutzhölzer, geſchlagen werden; ſo führt auch in manchen Ländern ein jeder Forſtbedienter einen kleinern oder ſogenannten Interimshammer. Mit dieſem wird das Holz, außer den Waldgedingen und Schreibetägen, oder ſonſt in Abweſenheit des Chefs, geſchlagen und bezeichnet. Auf dergleichen Hammern ſind nur die Anfangsbuchſtaben von dem Namen des Forſtbedienten, oder beſſer, der Name des Forſtes oder Revieres eingegraben.

Jochſtangen. Sind Holländer Geſchirrholz, und beſtehen in Buchen- Weißbuchen- Birken- oder Aſpenholz, 25 und mehrere Schuh lang, 13 bis 15 Zoll in der Rundung gemeſſen dick, und müſſen gerade gewachſen ſeyn. Sie werden rund an den Vorder- und Hintertheilen der Saar- Moſel- und Main-Floſſe befeſtiget, nachdem ſolche in Stücke gehauen nach der Breite der Flöſſe, und dann in der Mitte derſelben zwei Zapfen ſenkrecht angebracht, dazwiſchen das Ruder, oder der ſogenannte Riehmen gelegt und dadurch der kleine Floß von vorne und hinten regiert.

Johannisbeerſtrauch, lat. Ribes. Hievon giebt es zwei Arten, der ſchwarze und der wilde.

Der ſchwarze Johannisbeerſtrauch, lat. Ribes nigrum, Linn. Fr. le Groſeiller à fruit noir, le Poivrier, Engl. the common black Currant; auch genannt: Ahlbeerſtrauch, Aalbeſingen, Aalbeſie, Alantbeer, Alabeer, Gichtbeere, Gichtbaum, Jungfernbaum, Pfefferbaum, Pfefferbeerſtrauch, Stinkbaum, Wendelbeere, Wanzenbeere, Zeitbeere. Iſt ein ſommergrünes Laubholz, und ein harter halber Strauch, der gerne an ſchattigten Oertern wächſt, und häufig an tiefen Ufern, um die Quellen, Bäche, Moräſte, auch in den Erlenbüſchen angetroffen wird, wo er ſehr ſchnell und 3 bis 5 Fuß hoch wächſt.

In 10 Jahren erreicht er ſeinen gehörigen Wuchs. Er treibt flache, 1 Fuß tief und 2 Fuß in die Weite gehende

Wurzeln. Die Rinde iſt am jungen Holze glatt hellbraun, am alten rauh, braun. Die Blätter ſind zackigt und gezahnt und unter allen Arten dieſes Geſchlechts am größten. Das Holz iſt weißgelblich, hart und wenig dauerhaft. Die Zwitterblüthe kömmt aus den obern Theilen der kleinſten Zweige, erſcheint Anfangs Mai, und beſteht in längern, ſtärkern und größern herunterhangenden Trauben, als die an der gemeinen Johannisbeerſtaude ſind, und hat einen ſtarken Muskatellergeruch. Die Frucht, welche in der Mitte des Julius reift, iſt eine ſchwarz violette, ſtarkhäutige große Beere, von einem ſauern und herben Geſchmack und widrigen Geruche, und enthält den Saamen, der in vielen kleinen Kernen beſteht.

In den Forſten iſt dieſer Strauch von keinem Nutzen, da er beſſern Holzarten Platz und Nahrung raubt. Die Knospen werden im Winter gebrochen, um dem Weine einen Muskatellergeſchmack damit zu geben, und in England zu Verfertigung des Bottelbiers geſammelt.

Der wilde Johannisbeerſtrauch, Lat. Ribes rubrum, Linn. Fr. le Groſeiller à fruit rouge, Engl. the common red Currant; auch genannt: Johannisträublein, Weinbeere, Riebeſelſtrauch, Rubitzelſtaude, Johannistraube. Iſt, wie der vorige, ein ſommergrünes Laubholz, und ein harter halber Strauch ohne Stacheln, wird 3 bis 4 Fuß hoch, kann aber im Garten in Geſtalt eines kleinen Bäumchens erzogen werden. Sein natürlicher Stand iſt an ſchattigen Orten, im ſchwarzen, guten, lockeren Mittelboden, an den Gräben, Teichen, in den Hecken, Feldbüſchen und Laubhölzern, auch um die Heiden. Er erreicht in 10 Jahren ſeine Vollkommenheit, hat flache, 1 Fuß tief und 2 Fuß in die Weite gehende Wurzeln, die viele Schöſſe treiben; die Rinde iſt am jungen Holze glatt bräunlich und am alten rauh braun. Die Blätter ſind von Geſtalt lappig, fünffach eingeſchnitten, zackig mit Spitzen, ſtehen auf langen Stielen, und haben an 3 Zoll Länge und Breite. Die Zwitterblüthe erſcheint aus dem alten Holze des vorigen Jahres und deſſen Aeſtchen, im April und Mai an herabhängenden Traubenbüſcheln. Die Frucht iſt eine rothe Beere, mit einem ſauern röthlichen Safte, mit vielen klei-

nen bräunlichen durchſichtigen Saamenkörnern, die Anfangs Julius reif werden.

Aus den reifen Beeren wird der Saft zum Gebrauche gepreßt, hierauf der Saame aus den Trebern gewaſchen, und in trocknem Sande verwahrt. Man ſäet ſolchen in feſt getretene Rinnen, und bedeckt ihn mit ein Viertel Zoll lockerer Erde. Mancher geht noch im erſten, der mehreſte aber im andern Jahre auf. Am leichteſten und geſchwindeſten aber geſchieht die Fortpflanzung dieſes überall vorhandenen Strauchs durch die Stecklinge, welche vor dem Ausbruch des Laubes auf einen ſchattigten Platz eingelegt werden. Ausſerdem wird dieſer Strauch auch von den kleinen Vögeln in den Holzungen auf alten Gemäuernund Weidenſtämmen durch die Körner fortgepflanzt.

In der Wildbahn hat dieſer Strauch, der Beeren halber, ſeinen Nutzen für die Vögel, und der ökonomiſch-medeciniſche Gebrauch, nebſt dem in etlichen Fabriken, wegen der Säure, ſind bekannt.

Johnhauer, iſt ſo viel als Holzhauer. An einigen Orten werden Johnhauer diejenigen verpflichteten Holzhauer genannt, welche mit auf die andern Aufſicht führen müſſen.

Julius, Fr. Juillet, le Mois de Juillet. Der Forſtmann hat in dieſem Monat ſeine Forſtverbeſſerungen für den nächſten Herbſt und Frühling in Ueberlegung zu nehmen und in Anſchlag zu bringen, auch aufmerkſam zu ſeyn, wie eine jede Art Holzſaamen in dieſem Jahre gerathe, und ob in den Zapfen der Nadelhölzer der Wurm ſich einfindet, welcher die Saamenkörner ausfrißt.

In den vorgeſchonten Birkenſchlägen für künftiges Jahr wird der Boden wund und zum natürlichen Anfluge geſchickt gemacht. Ueberhaupt muß der Forſtmann in dieſem Monate allen Waldboden zur Herbſtſaat vorbereiten, und die der Ueberſchwemmung nicht ausgeſetzten Ellerngehaue wund machen. — Jetzt muß man genau auf die Reife des Birkenſaamens merken und denſelben einſammeln, weil er ſogleich abfliegt. Hat man im vorigen Monat den Rüſter- oder Ulmenſaamen nicht ausſäen können, ſo muß ſolches nun ungeſäumt geſchehen, oder die Ausſaat lieber bis in den ſpäten Herbſt oder bis ins künftige Frühjahr ausſetzen; letzteres aber iſt nicht zu rathen, weil es ſehr gefähr-

Lockvögel in die Bäume hängt. — Die jungen Holz- und Ringeltauben werden in den Vorhölzern geſchoſſen. — Die jun en Finken fallen in den Gärten auf abgegraſete und mit Hanf beſtreuete Plätze, die man mit einem Garne beſtellt.

Junge bringen, Fr. faire des petits. Heißt ſo viel als hecken, und man ſagt es vom Luchs, Biber, Fiſchotter u. ſ. w.

Junge Haſen, Fr. Lièvreteau. Heißt der Haſe ſo lange, bis er halbwüchſig iſt.

Junge Hirſche, Fr. les Fans. Wird der Spieſſert, Gabler und Hirſch von 6 Enden genannt, ſo lange bis er jagdbar wird.

Junge Hölzer. Nennt man einen angeflogenen oder angeſäeten Berg Holz, vom Abtrieb des Schlages an, bis die Bäume über halbwüchſig, und anfangen angehende Bäume zu Bloch- Bau- und Schindelholz zu werden.

Junge Rehe, Fr. petits Chevreuils. Heiſſen die Rehkützlein oder Rehkälber.

Junge Vögel, Fr. Oiſillons. Werden alle Gattungen Vögel, vom Neſt an, bis ſie beflogen ſind, und in den ſpäten Herbſt kommen, genannt.

Junge Wölfe, Fr. Louvetau, Cheau. Werden ſowohl die Jungen von dem Wolfsgeſchlecht, als auch von manchen Jägern die jungen Hunde ſo genannt.

Junius, Fr. Juin, le Mois de Juin. Der Forſtmann hat in dieſem Monat auf das Reifwerden und Einſammeln des Ulmenſaamens genau Achtung zu geben, weil er ſogleich abfliegt, ſobald er reif wird. Da er ſehr leicht verdirbt, wenn man ihn aufbewahren will, ſo iſt es am beſten, wenn man ihn ſogleich wieder ausſäet. Die Ulmen ſind beſonders an ſolchen Orten vortheilhaft anzuſäen, wo eine Herbſt- oder Frühlingsſaat der Eicheln und Buchecken im Freien durch die Frühlings- und beſonders die Maifröſte verheeret worden iſt. Zur Einſaat des Ulmenſaamens aber, welche 8 Tage vor oder nach Johannis zu geſchehen pflegt, wird der Boden zubereitet.

Das an einigen Orten noch immer gewöhnliche, den Waldungen höchſt nachtheilige Maienſtehlen muß der Förſter beſonders zu verhindern ſuchen. — In den Baumſchulen gehen die Arbeiten des Monats Mai ununterbrochen

fort, und bei dürrem Wetter muß fleißig Abends oder vor Sonnenuntergang gegoſſen werden.

In Anſehung des aufgehenden und aufgegangenen Saamens, ſo wie auch des natürlichen Anflugs, iſt die genaueſte Sorgfalt zu tragen, daß demſelben kein Schaden zugefüget werde. Dahero muß man die Aufſicht darüber verdoppeln, und noch beſonders auf das ſchädliche Laubſtreifeln, das Grasſtehlen, Einhüten, Erdbeer- Ameiſeneier- und Kräuterſammeln Acht haben. — Wegen der Köhlerei verhält ſichs wie Ende des Monats Mai. — In den ſchlecht beſtandenen und vom Holze entblößten Revieren fängt die zum großen Nachtheile der Holzkultur eingeführte Grasbenutzung an, und die Förſter müſſen wegen der Setzzeit und des jungen Anflugs die Grasemägde ſtrenge beobachten. — Zur Verhütung der Wurm- oder Baumtrockniß, darf in den Fichtenwäldern kein Stamm und keine Stange mehr gefällt werden.

Die Floßbäche und Teichdämme ſind auszubeſſern, und die für das künftige Jahr abzutreibenden Schläge und Gehaue anzuweiſen. — In den Weißtannenwäldern werden junge Tannzapfen zur Bereitung des Terpentinöls und des Spiritus gebrochen.

In dieſem Monate blühen die Linden, der Mispelbaum, der ſchwarze Hollunder, der Schlingenſtrauch, der Pimpernußſtrauch, der Liguſter, der Hartriegel, der Schwalkenbeerſtrauch, die Roſen, die Waldrebe, der kleine ſtachlichte und der kriechende Ginſter, der Kühnpoſt, die Ackerbrombeere, die Moosbeere, die Preuſſelbeere und die Krähenbeere. — Den Saamen laſſen abfallen: die rauhe Ulme, die Silber- Zitter- und gemeine Pappel, nebſt der weißen und übrigen Arten der Weide. Aber weder von den Pappeln noch von den Weiden ſammelt man die Saamen ein, weil dieſe Bäume ſich leichter durch Setzſtangen und Stecklinge vermehren laſſen.

Von nachfolgenden Bäumen gehen in dieſem Monate die Saamen auf, nämlich: von der glatten Ulme, vom Elzbeerbaume, Holzapfelbaume und Vogelbeerbaume, ſchwarzen Hollunder, Kreuzdorn, gemeinen Weißdorn, Schlingenſtrauch, Liguſter, Pfaffenhüthchen, Heckenkirſchen, Seekreuzdorn, Hartriegel, Quittenſtrauch, Quit-

tenmiſpelſtrauch, Schwalkenbeerſtrauch, den Roſen, wilden Geisblatt, Trunkelbeerſtrauch, Heidelbeere, Kühnpoſt, hohen Brombeerſtrauch, Miſtel, Winterepheu, Ackerbrombeere, Moosbeere, gemeinen Heide, Sumpfheide, der Krähenbeere, der Kiefer, Fichte, und vom Wachholder.

Der Jäger muß in dieſem Monate für die Aufräumung der Tränken und Suhlen ſorgen, auch die Salzlecken wieder auffriſchen. — Die Arbeit oder Behängzeit mit den Leithunden nimmt zur Reviſion der Standhirſche ihren Anfang, ſobald ſie ſich ganz verfärbt haben. Der Jäger beſucht täglich die Fuchsbaue in ſeinem Reviere, um die Fährten der jungen Füchſe, die ſich vor denſelben in die Sonne legen, aufzuſpüren.

Die hohe Jagd geht für die Vaſallen nach dem erſten Trinitatis auf, und man ſchießt ſchon für die Hofküchen junge Rehe und Haſen. — Der Rothhirſch fängt an feiſt zu werden, und verfärbt ſich völlig; auch ſchlagen einige ſchon zu Ende des Monats das Baſt von ihrem reifen Gehörne; das alte Thier hingegen hält ſich mit dem Kalbe gern allein auf. Der Damhirsch ſchiebt ein neu Gehörne und verändert ſeinen Stand faſt täglich; die Tannengeis aber ſetzt in dieſem Monate. Der Rehbock hält ſich zu den Schmalrieken und ſcherzet mit denſelben; hingegen alte Rieken führen ihre Kälber, und junge Rieken ſetzen. Die wilden Schweine ſtecken noch in den Dickigen und die Bachen, welche im vorigen Monate gefriſchet haben, ſchlagen ſich mit ihren 8 bis 10 Friſchlingen zu den übergelaufenen Bachen.

Der Haſe rammelt und ſetzt. — Der Wolf und der Fuchs ſchweifen jetzt weit umher, um Raub für ihre Jungen aufzuſuchen, welche man jetzt in ihren Lagern aufſucht und die jungen Füchſe aus den Bauen ausgräbt. — Die wilden Katzen, Luchſe, Marder ꝛc. rauben jetzt für ihre Jungen allerlei Wildpret und Geflügel und äſen ſich im Nothfalle von Luder. — Die Fiſchotter lehrt ihre Jungen den Raub fangen, und verläßt ſie alsdann. — Der braune Bär ſteht in der Hitzzeit oder begattet ſich, und die Bärin geht in Geſellſchaft ihrer Jungen auf den Raub aus. Der Dachs ſticht hin und wieder auf Wieſen und Aeckern nach Gewürmen und Wurzeln. — Der Biber ſetzt 3 bis 4 Junge.

Der Auerhahn lebt wieder allein, und die Auerhenne führt ihre Jungen. Der Birkhahn fällt in die Fruchtfelder, und das Huhn hält ſich mit den Jungen im Dickige auf. Die Auer- und Birkhähne, welche hie und da herumſtreifen, werden vom Jäger, wenn ſie ihm ſchußrecht kommen, erlegt. Das Rebhuhn führt ſeine Jungen in die Waizenfelder und Sommerſaaten. Die Faſane haben zum Theil ſchon Junge, zum Theil aber brüten ſie noch, wie die Trappen. Die Schwäne haben Junge, wie die wilden Gänſe und Enten. Das Reiherhuhn geht mit der Brut, der Reiherhahn aber allein auf Raub aus; aber der Storch und die Rohrdommel brüten ihre Jungen aus. Die Schnepfen führen ihre Jungen an, und man muß ſie in der Brütezeit durchaus nicht aufſprengen, weil das Huhn ſonſt die Eier verläßt. — Alle Raubvögel jagen mit dem Ende dieſes und zu Anfang des folgenden Monats ihre Jungen von ſich, die nun allein für ihren Unterhalt ſorgen müſſen.

Dieſen Monat ſo wie den ganzen Sommer hindurch ſucht der Jäger die Horſte der Raubvögel auf, und bemüht ſich ſonſt auf alle mögliche Art ſie zu vertilgen. — Jetzt fangen ſich die wilden Enten an zu mauſern, daher man ſie ohne viele Mühe auf Seen und Teichen im Rohr und Schilf in die vorgeſtellten Netze treiben kann. — Jetzt kann man auch den kleinen Kautz zum Vogelfang aus dem Neſte nehmen. — Nach Johannis, wenn die jungen Vögel ausgeflogen ſind, fängt man an den Meiſen mit den Kloben nachzuſtellen, auch Staare zu fangen. Man fängt auch ſchon an den Vogelheerd auszuputzen und zuzurichten.

K.

Kalb, ſ. Kälber.

Kälber, Fr. Fans, Faons. Heiſſen die Jungen beim Rothwildpret ſo lange, bis die Mütter wieder gebrunftet und etwa 4 Wochen noch nachher, als ſie die Kälber abgeſetzet haben.

Kälberfang, Fr. Coup à la poitrine. Wird von einigen Jägern genannt, wenn die Hirſche und das Wildpret mit dem Hirſchfänger auf der Bruſt hinein, nach der Herzkammer zu, abgefangen werden.

Kalte Fährte, Spatfährte, Fr. Erres de vieux temps. Nennt der Jäger eine Fährte, wenn ein Hirſch oder wildes Schwein, oder ſonſt etwas ſchon vor etlichen Stunden, auch wohl länger vorbei, ſo daß die Witterung und der Geruch faſt vergangen, mithin die Hunde nicht ſo munter und friſch darauf fortſuchen, als wenn es erſt vor kurzem da geweſen iſt.

Kamm, Zahl, Fr. Bois mettre de rang. Wird genannt, wenn die Holzmacher beim Fällen der Laubhölzer im Frühjahr, alles auf eine Zeil nach der Reihe hin, und zwar ſo, daß die Stammenden einander alle nach liegen, mithin das Holz ihnen bei dem Reißigmachen oder Wellenbinden fein zur Hand liegt.

Kammer, Fr. la Chambre. Heißt derjenige Ort, das erſte oder nächſte Dickigt an dem Lauft, in welchem das Wildpret in die Enge getrieben, umgeſtellt iſt, und zum Ausſchießen oder Abjagen aufbehalten wird; ſiehe Hauptjagen. — Kammern werden auch die beſondern Abtheilungen in den Wohnungen der Füchſe genannt; ſiehe Fuchsbau.

Kamp; heißt ein befriedigter Platz, worin man junges Holz aus dem Saamen zieht, um es wieder zu verſetzen, und alſo ſo viel als Baumſchule.

Kämpfen, Fr. coſſer, ſe battre enſemble. Sagt man von Hirſchen, wenn zwei mit einander ſtreiten; derjenige, der den andern überwindet, wird ein Planhirſch genannt.

Kampfhahn, Lat. Tringa Pugnax, Linn. Fr. le Combattant ou Paon de Mer, Buff. Engl. the Ruff, Penn. auch genannt: das Streithuhn, Heidehuhn, der Hausteufel, Renomiſt, Brauſehahn, Mönnick, Streitvogel, Struußhahn, Seepfau; die Weibchen im Bremiſchen: Beginnen. Er gehört unter die Ordnung der Waſſervögel, und iſt von der zweiten Familie der Gattung der Strandläufer eine Art, bei welcher als Kennzeichen das Geſicht mit fleiſchrothen Wärzchen beſetzt iſt, und die drei Seiten-Schwanzfedern ungefleckt ſind. Er hat ungefähr die Größe einer Taube, iſt 1 Fuß lang, der Schwanz 3 Zoll und die Flügel meſſen ausgebreitet 2 Fuß, 3 Zoll, zuſammengelegt aber reichen ſie bis an die Schwanzſpitze.

Der Schnabel iſt 1 und einen halben Zoll lang, gewöhnlich rothbraun, an der Spitze ſchwarz, der Augenſtern nußbraun, der nackte Theil der Schenkel und die Füße roth oder gelb, bei den Jungen grau, die Klauen ſchwärzlich, die Schenkel 15 Linien weit nackt, die Beine 2 Zoll hoch, die mittlere Zehe 1 Zoll 8 Linien und die hintere 5 Linien lang.

Das Geſicht iſt mit fleiſchigen rothen Wärzchen beſetzt, der Kopf rothgelb oder aſchfarben und ſchwarz gefleckt, der Hals aſchfarbig oder weiß, der Nacken, Rücken und die langen Schulterfedern roſtgelb mit ſchwarzblauen, glänzenden, herzförmigen und andern Flecken, ein Kragen von langen fein zerſchliſſenen Federn auf den Vordertheilen und an den Seiten des Halſes und ein langer Buſch am Nacken iſt dunkelaſchfarben, in die Quere röthlich geſtreift, oder bloß weiß; die Federn krümmen ſich am Ende etwas einwärts u. ſ. w. indem man eigentlich nichts beſtimmtes von ſeiner Farbe angeben kann, da es eine ſolche Verſchiedenheit in derſelben giebt, welche Alter, Geſchlecht und Jahrszeit hervorbringen, daß man faſt nicht zwei Vögel antrifft, die einander ganz gleich ſehen, und es iſt dieß der einzige wilde Vogel, welcher in Rückſicht der Farbe ſo ſehr wie das Hausgeflügel abändert. Aſchgrau, roſtfarben, weiß und ſchwarz auf allerhand Art mit einander vermiſcht, ſind aber immer die Hauptfarben. — Das Weibchen ſcheint eine beſtändigere Zeichnung zu haben. Es iſt blaßbraun, der Rücken mit ſpitzig ſchwarzen Flecken, Bruſt und Bauch weiß, der Hals glatt ohne Kragen, das Geſicht ohne fleiſchige Drüſen, der Schnabel roth und nur an der Spitze ſchwarz, die Füße roth und nur die Klauen ſchwarz.

Den Namen haben dieſe Vögel von ihrer großen und hartnäckigen Streitbarkeit und Neigung zum Kämpfen, beſonders zur Zeit der Begattung. Sie ſträuben dabei ihre Halskrauſe in die Höhe, ziehen den Kopf in den Nacken, und gehen wie wüthend und mit hohen Sprüngen auf einander los. Man hat wohl zwei Hähne ſo hitzig mit einander kämpfen ſehen, daß ihnen der Jäger unbemerkt ein Netz über den Kopf geworfen und ſie gefangen hat. Und demohngeachtet lieben ſie die Geſellſchaft ihres Gleichen, ſo daß, wo man ein Paar antrifft, auch gewiß mehrere in der Nähe wohnen.

Sie fliegen immer geſellſchaftlich herum; ſobald ſie ſich aber niederlaſſen, ſo fangen ſie auch die Zweikämpfe an. Die Weibchen leben friedlich beiſammen, und ſehen oft den hitzigen Kriegen der Männer mit Verwunderung, auch wohl mit Unwillen zu; denn man ſieht ſie zuweilen unmuthig dazwiſchen ſpringen. — Sie laſſen ſich leicht, beſonders jung zähmen, und was das ſonderbarſte iſt, ſo bemerkt man in der Stube bei jung Aufgezogenen gar nichts von ihrer Streitſucht.

Er iſt in ganz Europa und Sibirien bekannt, und geht im Sommer bis Island hinauf. In Deutſchland findet man ihn vorzüglich in Pommern und Brandenburg, aber auch allenthalben da, wo Moräſte und Seen ſind. Als Zugvögel verlaſſen ſie Deutſchland im September und kommen zu Ende des Aprils oder Anfang des Maies erſt wieder an. Sie wohnen allezeit an der Seeküſte, oder in großen Sümpfen und Gegenden, wo die austretenden Flüſſe ſtets Moräſte machen und an den feuchten Ufern der Seen. Bei und nach dem Regen gehen ſie auch ihrer Nahrung halber auf die Aecker.

Ihre Nahrung beſteht vorzüglich aus Regenwürmern und allerhand andern Gewürmen, Inſekten und Inſektenlarven, die ſich in wäſſerichten Gegenden finden, auch Schnecken, wovon ſie die kleinen mit ſammt den Gehäuſen verſchlucken, und aus einigen Waſſerkräutern und ihren Wurzeln.

Das Weibchen legt im Mai ſeine 4 bis 6 Eier in ſumpfige Wieſen und Riede auf einen trocknen Raſen, oder in einen Binſenſtrauch, und brütet ſie in 16 bis 18 Tagen allein aus. Sie ſind weiß mit breiten ſchmutzig rothbraunen Flecken. — Die Jungen laufen ſogleich, wie die Schnepfen, davon. Im zweiten Sommer erſt bekommen die Männchen die dicke Halskrauſe, und die Fleiſchwärzchen im Geſicht ſchwellen ihnen nicht eher auf, als bis ſie ſich zum erſtenmal paaren wollen. Letztere ſchrumpfen auch am Kinn nach der Brütezeit wieder ein. Im erſten Jahre ſind alſo die Männchen nicht von den Weibchen zu unterſcheiden. — Die Rabenkrähen tragen ihre Eier weg.

Während ihren Kämpfen ſind ſie leicht zu ſchießen, ob ſie gleich ſonſt zu den ſcheuen Vögeln gehören. — Man

fängt ſie lebendig in Laufſchlingen von ſchwarzen Pferdehaaren, welche man auf ihre Kampfplätze legt.

Nutzen leiſten ſie durch ihr Fleiſch, das aber bei den Hähnen, die nicht einige Zeit mit Milch und Brod in finſtern Ställen gemäſtet worden ſind, trocken und nicht ſonderlich ſchmackhaft, deſto wohlſchmeckender hingegen von den Hennen iſt. Wenn man bei dieſen Vögeln zu dem obigen Maſtfutter noch eingequellten Hanfſaamen und etwas Zucker thut, ſo werden ſie beſonders delikat. — Die Eier ſind ſo wohlſchmeckend wie die Kiebitzeier. — Sie freſſen manche den Menſchen und Thieren läſtige Inſekten und Würmer.

Die lebendig gefangenen Hähne werden im Bremiſchen an einem Flügel beſchnitten, um ſie in Gärten herum laufen zu laſſen, wo ſie nicht den geringſten Schaden thun, dagegen Regenwürmer, Schnecken und ſchädliche Inſekten fleißig aufſuchen, ſich völlig damit nähren, und durch ihre wunderlichen Geberden und Stellungen noch überdieß manches Vergnügen gewähren.

In Anſehung der großen Verſchiedenheit in der Farbe, iſt beſonders eine Spielart auffallend, nämlich: der weiße Kampfhahn (Tringa pugnax candida), an welchem entweder das Gefieder ganz ſchneeweiß iſt, oder die Flügel nur allein ſchwach dunkelbraun gezeichnet ſind. Er iſt das, was bei andern Vögeln die ſogenannten Kackerlacken ſind.

Kampfjagen, Fr. Combat de fêtes féroces. Wurden ehedem an einiger großen Herren Höfen gehalten, in Deutſchland in neuern Zeiten faſt ausſchließlich in Wien, wo aber von dem Kaiſer Joſeph II. zur Ehre der Menſchheit, dieſes unnatürliche und grauſame Vergnügen nun auch abgeſchafft worden iſt.

Sie wurden nämlich entweder auf Schloßhöfen, oder in beſondern mit hohen Mauern umgebenen, oder mit tüchtigen eichenen Poſten verwahrten Zwingern gehalten. Dieſe hatten beſondere Löwen- und Thierhäuſer, worin Löwen, Tiger, Leoparden, Bären, Auerochſen, Büffel und dergl. aufbehalten, und durch eigene hiezu beſtellte Löwen- oder Thierwärter in Acht genommen und verpfleget wurden. Da, wie geſagt, dieſe Art Jagen eingeſtellt worden ſind, und man ſich nicht mehr an einem dergleichen ſchauderhaften Ver-

Sie nützen durch ihr Fleiſch, welches ſehr ſchmackhaft ſeyn ſoll. In den Scheunen wird ſie von dem Landmanne gern geſehen, weil ſie eine Menge Mäuſe verzehret.

Käuzchen, Lat. Strix paſſerina, Linn. Fr. la Chevêche ou petite Chouette, Buff. Engl. the little Owl, Penn. auch genannt: kleiner Kauz; Todtenvogel; Leicheneule; Leichvogel; Leichenhühnchen; Todteneule; auch Zwergeule; kleine Eule; kleine Haus- Wald- und Scheuneule; Steinauffe; Lerchenkäuzchen; Spatzeneule. Gehört mit dem vorherbeſchriebenen Kauz unter eine Ordnung und Gattung, und zum Kennzeichen ihrer Art haben die Schwungfedern weißliche Flecken. Dieſe kleine Eule lebt in Europa und im nördlichen Amerika, und iſt in Deutſchland genug bekannt.

Sie mißt 9 und ein halb Zoll, der Schwanz 3 und ein halb Zoll, und die Flügel ausgebreitet 1 Fuß 11 Zoll und reichen zuſammengelegt bis einen halben Zoll vor die Schwanzſpitze. Das Gewicht iſt 7 Unzen. Der Schnabel iſt 10 Linien lang, ſtark, ſehr gekrümmt, ſpitzig, an der Wurzel braun, an der Spitze hellgelb; der Stern blaßgelb; die Beine 1 und einen halben Zoll hoch; die Zehen braun mit einzelnen haarförmigen weißen Federchen beſetzt; die Klauen ſcharf und ſchwärzlich; die Mittelzehe 1 und einen halben Zoll und die hintere einen halben Zoll lang.

Der Kopf iſt lichtbraun mit runden röthlichweißen Flecken; der Augenkreis hat nach dem Schnabel zu ſchwärzliche, nach der Stirn und dem Kinne zu weiße, und nach den Schläfen zu röthlich und braungefleckte einfache Federn; der Rücken, die Deckfedern der Flügel und Schultern ſind lichtbraun mit weißen runden Flecken; das Kinn iſt weiß; die Seiten des Halſes roſtfarbig und lichtbraun gemiſcht; die Bruſt weiß und dunkelbraun gefleckt; der Bauch, After und die beſiederten Füße röthlichweiß; die Schwungfedern dunkelbraun; die Deckfedern der innern Flügel weiß mit dunkelbraunen Flecken; die Schwanzfedern lichtbraun mit großen hellroſtfarbenen Flecken. — Das Weibchen iſt etwas heller auf dem Rücken und am Schwanz; die Flecken auf dem Schwanze ſind röthlich weiß und die Beine ganz weiß.

Dieſes Käuzchen ſetzt noch manchen einfältigen Landmann mit ſeinem Geſchrei in Furcht, weil viele glauben, daß ſie denjenigen Häuſern, auf welchen ſie ſich hören laſſen, einen nahen Todesfall vorher verkündigten, woher ſie auch die verſchiedenen Namen haben. Gewöhnlich ſchreit es Pu, Pu! und zwar im Fluge, im Sitzen aber ſpricht es folgende ſonderbare Sylben, die eben für manchen ſo bedeutend ſind, deutlich aus: Aehme, Hähme, Ehsme! Es läßt ſich ſowohl alt als jung zähmen.

Es lebt in alten verfallenen Gebäuden oft mitten in Städten, in Kirchen, auf Thürmen, in Steinbrüchen, Gewölben, Begräbniſſen, Stadtmauern, ſeltner in Wäldern, ſie müßten denn bewohnt und felſigt ſeyn, und ändert ſeinen Aufenthalt nicht leicht.

Seine gewöhnliche Nahrung ſind Fledermäuſe, Haus- und Feldmäuſe, Grillen und Käfer, doch mag es auch wohl des Nachts zuweilen eine Schwalbe aus ihrem Neſte holen, und die Lerche in ihrem Lager wegfangen. Da es zu klein iſt, kann es ſeine Beute nicht ganz verſchlucken, ſondern muß erſt die Mäuſe mit dem Schnabel und den Klauen zerreißen und die Vögel rupfen. Im Winter iſt es außerordentlich fett.

In Mauerlöchern, auf dem Gebälke und unter den Dächern alter Gebäude, in Felſen und Steinklüften findet man auf ein wenig Geniſte, zwei weiße rundliche Eier, die das Weibchen mit dem Männchen in 15 Tagen ausbrütet. Zuweilen legen ſie ihre Eier auch in die Zuglöcher der Zimmer, die in ſteinernen Gebäuden ſind.

Sie nützen dadurch, daß ſie ſich ſehr gut zum Vogelfange brauchen laſſen. Man bindet ſie nämlich mit einem Riemen oder einer Leine an eine befeſtigte Stange, läßt ſie ſodann auf die Erde nieder, und bringt ſie hernach durch Beſprengung mit Waſſer dahin, daß ſie freiwillig auffliegen, und die kleinen Vögel anlocken, daß ſie auf den Leimruthen gefangen werden können. — Vorzüglich nützen ſie durch ihre Nahrungsmittel.

Schaden thun ſie, indem ſie ſich öfters früh vor Tagesanbruch auf die Vogelheerde ſetzen, und ſich an die Käfige der Lockvögel machen, um dieſe herauszuholen. Sie flie-

gen auch in die Taubenſchläge, die hoch liegen, thun aber außer dem Verjagen weiter keinen Schaden.

Kehlbraten, Halsbraten, Fr. Bout ſaigneux. Sind die zwei langen Streifen Wildpret, welche bei dem Roth- und Schwarzwildpret, neben dem Schlunde und der Gurgel, an beiden Seiten des Halſes liegen.

Kehle, ſ. Brücke.

Keilhaaken, ſ. Brachvogel.

Keilholz. Wird das buchene Holz genannt, welches von den frei in der Luft und Sonne geſtandenen und recht feſte gewordenen Stämmen genommen, und zu Keilen in den Nadelholzrevieren gebraucht wird. Um Unterſchleif zu verhüten, wird es am beſten den Holzhauern beſonders angewieſen.

Kellerhals, lat. Daphne Mezereum, Linn. Fr. le Garou, Bois gentil, Engl. the Mezereon; auch genannt: Kellerſchall; Kellerkraut; Kellerbeere; Zebaſt; Sebaſt; Seidelbaſt; Zeidelbaſt; Zeibaſt; Wolfsbaſt; Zieglig; Zeiland; Zeland; Zeilang; Pfefferſtrauch; wilder Pfefferbaum; deutſcher Pfeffer; Bergpfeffer; Brennwurz; Rehbeeren; Elensblut; Läuſekraut; Lorbeerkraut; Scheißlorbeere; Damar; Thymelac. Gehört als Erdholz unter die ſommergrünen Laubhölzer, und iſt ein ſchöner niedriger Strauch, der einen fetten Boden liebt und am häufigſten in ſchattigen Gebüſchen, in Schlag- und Unterhölzern, auf den Hügeln, unter den Felſen und Bergen angetroffen wird.

Er erreicht in 5 Jahren ſeine Vollkommenheit; treibt flache, einen halben Fuß tief und einen halben Fuß in die Weite gehende Wurzeln. Stamm und Zweige ſind ſehr biegſam und mit einer grauen, ſaftigen, glatten, zähen Rinde bekleidet. Die Blätter ſind ovalſpitzig, ungezahnt und dunkelgrün, und befinden ſich nur an den äußerſten Enden der Zweige. Das Holz iſt weißlich, mittelmäßig hart und wenig dauerhaft. Die ſtielloſe fruchtbare Zwitterblüte erſcheint ſchon im Februar lange vor dem Ausbruch des Laubes, zu drei, vier. Innerhalb der Krone befinden ſich 8 kurze feine Staubfäden mit zweifach getheilten Staubhülſen. Der Staubweg iſt ſehr kurz, die Narbe breitgedrückt. Das Saamenbehältniß iſt eine ovale einfache Beere, die An-

fangs grün, bei ihrer Reiſe im Julius ſcharlachroth, und nachher ſchwarz iſt. In jeder Beere iſt ein runder harter Saamenkern, der ein Jahr lang in der Erde liegt. — Bei einigen Pflanzen ſind die Blüten theils hochroth, an andern aber ganz weiß. Erſtere tragen Beeren von der angezeigten Farbe; letztere, oder der weißblühende Strauch hat gelbe Beere.

Da ſich die Wurzel dieſes Gewächſes nicht vermehrt, auch daſſelbe in Zweigen ſich nicht ſonderlich ausbreitet, ſo entſteht davon in den Schlägen beim Wiederwachſen kein Schaden. — In der Forſtwirthſchaft weiß man keinen Nuzzen von dieſem Strauch zu machen. Er enthält eine verdeckte Schärfe, daher die Rinde von den Wurzeln zum Blaſenziehen und zu Haarſeilen gebraucht wird. Die Beeren ſind für Menſchen und Vieh ſchädlich, ja tödlich. Aus Betrug werden ſie zuweilen an Brandwein und Eſſig zu Erhöhung der Schärfe genommen, wovon aber Entzündungen des Halſes und lang anhaltende Kopfſchmerzen entſtehen. Nach Lepechin reiben ſich in Rußland betagte Schönen und alte magere Stutzer die Wangen mit den Aufguß der Beere, wovon das Geſicht auflauft und ſehr voll wird, allein bald folgen unerträgliche Schmerzen nach, und die Wangen platzen auf.

Kelternholz. Heißt überhaupt alles dasjenige eichene und buchene Werkholz, welches zu Fertigung der Weinkeltern gebraucht wird; ſ. Bietſchalen, Bracken u. ſ. w.

Kenſter, ſ. Miſtel.

Kern im Holze, Fr. Moële. Iſt das Mark, oder der Mittelpunkt aller Jahrringe; ſ. Baum.

Kernbeißer, Lat. Loxia. Sind Singvögel, und machen von dieſen eine Gattung aus, die ſich durch folgende Kennzeichen unterſcheidet. Der Schnabel iſt ſtark, oben und unten erhaben, an der Wurzel ſehr dick, die untere Kinnlade am Seitenrande eingebogen; beide Kinnladen ſind, wie bei den Ammern und Finken beweglich, daher ſie auch die Saamenkörner erſt abſchälen, ehe ſie ſie hinunterſchlucken. Die Naſenlöcher liegen in der Schnabelwurzel, ſind klein und eirund. Die Zunge iſt ganz und am Ende gleichſam abgeſchnitten. Sie nähren ſich von allerhand Pflanzenſaamen.

ſchen oder Sauen ein Vergnügen haben wollen. So erfordern ſie auch nicht viel Unkoſten, zumal man dazu weder viele Jäger, noch Treibeleute, noch Vorſpanne nöthig hat.

Zur Einrichtung eines ſolchen Jagens ſucht man ein Revier mit dem Leithunde vor, auch kann man hiezu Wildfuhren brauchen, wo dergleichen vorhanden ſind. Wenn man nun entweder mit dem Leithunde vorgeſucht, und zu Holze gerichtet, oder auf den Wildfuhren was über und herein geſpüret hat, ſobald werden etliche Fuder Zeug genommen, der Ort, ſo weit er beſtätigt iſt, umſtellt, und die Jagdhunde herbei geholet.

Der Herr ſtellt ſich an einen ſchicklichen Ort, wo er vor ſich ſehen und ſchießen kann, ins Jagen hinein, ingleichen wenn mehrere Schützen vorhanden ſind, ſtellen ſie ſich alle auch in einer Linie an, nur müſſen ſie ſich in Acht nehmen, daß ſie einander nicht ſelbſt mit dem Schuſſe treffen.

Sofort werden die Jagdhunde gelöſet, die alsdenn das Wildpret im Jagen fleißig herum jagen, bis es zum Schuſſe kömmt. Am beſten iſt es, wenn Alleen oder Schneißen im Jagen ſind, worauf ſich die Schützen anſtellen können. Iſt neben dem Jagen etwa ein heller oder freier Platz, ſo faſſet man ſelbigen mit dem Zeuge, damit ſie ſich auf ſelbigem anſtellen können.

Vorzüglich angenehm iſt es, in dergleichen Jagen Sauen einzuſtellen, wozu man denn auch einen freien Platz mit einrichtet. Dahin ſtellen ſich alsdenn die Herrſchaften, und nehmen eine oder ein Paar Hatzen Hunde bei ſich; die Saufinder läßt man ſtreichen. Stellen letztere etwa die Sauen, ſo ziehen ſie mit den Hatzhunden hin und hetzen unter die Sauen; brechen aber die Sauen vor den Findern los, und kommen über den freien Platz, ſo werden ſie gehetzt. Die Hunde aber packen und halten die Sau, bis der Herr dieſelbe zum Vergnügen fängt. Man treibt auch wohl mit den Treibeleuten, und jagt die Sauen der Herrſchaft zur Hatze vor.

Sonſt befindet ſich auch wohl allerhand Wildpret, Rehe, Haſen oder Raubthiere, mit im Jagen, welche dann auch erleget werden; mithin machen dieſe Jagen vielen Spaß, und können allezeit in einem Tage eingerichtet und

auch abgejagt werden. Denn wenn des Abends Befehl dazu gegeben wird, ſo muß es des andern Morgens bewerkſtelliget ſeyn, nur muß zuvörderſt der Jäger vorher wiſſen, wo Wildpret zu finden iſt.

Dieſe Jagen kann man auch ohne Leithund machen, denn wenn der Jäger der Stände und Wechſel des Wildprets wohl kundig iſt, ſo verſtellet er des Nachts mit Tüchern den Wechſel, wo ſie vom Felde durch die Vorhölzer, und ſo weiter in den größern Wald oder das Dickigt ziehen, faßt eine Ecke herum vom Holze mit dem Zeuge des Morgens, wenn das Wildpret zu Holze nach den Tüchern zugezogen, lappet hinter ihnen her gleich vollends zu, von einem Flügel der Tücher bis an den andern, und ſtellet denn nach dem Lappen vollends mit Tüchern zu.

Sonach wird ein ſolches Jagen zwar mit Tüchern eingerichtet und beſtellt, aber kein Lauft daran gemacht. Einige Herren, ob ſie Zeuge zu einem Jagen haben, daß ſie einen Lauft damit könnten machen laſſen, haben dennoch mehr Gefallen am Keſſeljagen, daher ſie ſich dergleichen öfters einrichten laſſen, die Jagdhunde hineinſchicken, nach ihrem Gefallen, ſo viel ihnen beliebt, todtſchießen, die Zeuge wieder abwerfen, und das übrige in ſeiner Freiheit laſſen.

Kette, iſt ſo viel als Kitte.

Keule, Fr. Cuiſſot. Wird das dicke Wildpret beim Hirſch, oben über den hintern Läuften genannt.

Keulenlahm, Fr. déhanché. Heißt, wenn ein Thier durch die Keulen geſchoſſen wird, daß es hinket, oder aber, wenn ein Hund oben in der Keule ſich verrenket oder verſtauchet, daß er davon lahm wird.

Keuler, Becker, Fr. Quartannier, tiers-an. Heißt das männliche Geſchlecht (der Eber) der wilden Schweine im 2ten und 3ten Jahre, und man ſagt daher ein 2jähriger oder 3jähriger Keuler; wenn ſie vier Jahr alt ſind, heißen ſie angehende Schweine.

Kiebitz, Lat. Tringa Vanellus, Linn. Fr. le Vanneau, Buff. Engl. the Lapwing or baſtard Plover, Penn. auch genannt: gemeiner Kiebitz; der Kibitz; Kievitz; Kybitz; Kübitz; Kiſitz; Gibitz; Ziſitz; die Ziſitzen; Kiebith; Geisvogel; Feldpfau. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und iſt eine Art von der Gattung der Strand-

läufer. Die Kennzeichen ſeiner Art ſind: rothe Füße, niederhangender Federbuſch und ſchwarze Bruſt.

Er iſt 1 Fuß 2 und einen halben Zoll lang, der Schwanz davon 5 Zoll, und die Flügel breiten ſich 2 Fuß weit aus. Das Gewicht iſt acht Unzen. Der Schnabel iſt etwas über 1 Zoll lang, gerade, faſt rund, oben und unten mit einer Haut bis an die harte H.rnſpitze überzogen mit gleichen Kiefern, ſchwarz; die in tiefen Rinnen liegenden Naſenlöcher ſind lange offene Ritzen; die ganze Zunge macht in der Mitte eine Rinne; der Augenſtern iſt nußbraun; die Beine vorn mit Schilden bedeckt, an den Seiten und hinten aber netzförmig und 2 Zoll hoch, der kahle Theil der Schenkel netzförmig und drei viertel Zoll, die Mittelzehe, die mit der äußern und hintern durch eine Haut verbunden iſt, 1 und einen halben Zoll lang, die Hinterzehe 3 Linien lang; die Füße dunkelroth oder rothbraun, die Nägel ſchwarzblau.

Der faſt viereckigte Kopf hat einen ſchwarzen ins Grüne glänzenden Scheitel, und am Hinterkopfe einen Federbuſch, der aus ungefähr 20 Federn beſteht; das Geſicht mit der hohen Stirn iſt ſchwarz und weiß geſprengt; ein Streifen über den Augen, die Wangen und Seiten des Halſes ſind weiß; die Schläfe und der Nacken röthlich hellgrau; unter den Augen weg bis zum Nacken ein ſchwarzer Streifen; der Rücken und die Schultern dunkelgrün; die kurzen obern Deckfedern des Schwanzes orangengelb, die Deckfedern der Flügel ſchwarzgrün; die Schwungfedern ſchwarz mit weißen Flecken; von der Kehle bis über die Hälfte der Bruſt iſt die Farbe ſchwarz; die untere Hälfte der Bruſt, der Bauch und die Schenkel ſind ſchön weiß; die untern Deckfedern des Schwanzes orangengelb; der Schwanz gerade, die äußerſten Federn weiß, die übrigen ſchwarz mit weißen Wurzeln, und röthlich weiß geränderten Spitzen. — Das Weibchen iſt wenig vom Männchen verſchieden, doch hat es eine weiße (wenn es alt iſt, ſchwarzgefleckte) Kehle, eine weißgefleckte Bruſt und einen kürzern Federbuſch.

Der Kiebitz fliegt nicht nur ſehr geſchwind und mit verſchiedenen Schwenkungen, wobei er immer ſeinen Namen ausruft, ſondern läuft auch ſehr geſchwind und zwar ruckweiſe. — Er iſt in den meiſten Theilen von Europa ge-

mein, und man trift ihn überall, wo ſumpfige und wäßrige Wieſen, Riede, moorige Heiden und feuchte Aecker ſind, an. Schon im Auguſt, nach geendigter Heckzeit, ſchlagen ſie ſich in Heerden zuſammen, und ſtreifen, bis der erſte ſtarke Froſt und Schnee kommt, von einer Gegend zur andern; alsdenn verlaſſen ſie uns den Winter über, kommen aber in der erſten Hälfte des Märzes ſchon wieder zurück. Sie ſind alſo in Deutſchland Zugvögel, ob ſie es gleich in wärmern Ländern nicht ſeyn mögen.

Sie nähren ſich von verſchiedenen Waſſerkäfern und andern Inſekten, kleinen Waſſerſchnecken und Regenwürmern, die ſie auf den Wieſen und friſchgepflügten Aeckern aufſuchen. Sie freſſen auch allerhand Waſſerpflanzen, Brunnenkreſſe, Bachbungen, u. d. gl.

Ihre Vermehrung würde ſehr ſtark ſeyn, wenn ihrer Brut nicht ſo ſehr von Menſchen und Thieren nachgeſtellt würde. Denn das Weibchen legt des Jahrs zweimal, und wenn ſie ihm entwendet worden, auch mehrmal, 3 bis 4 grüngelbe, ſtark ſchwarzbraun und ſchwarzblau gefleckte Eier in einem Binſenſtrauch, auf einen Grashügel, oder Maulwurfshaufen, auch ins Schilf an die Teichufer, ohne ein beſonderes Neſt zu machen, blos in eine kleine Vertiefung. Sie werden 16 Tage von demſelben bebrütet und das Männchen hält unterdeſſen in der Nähe des Neſtes Wache, verräth aber daſſelbe ſehr leicht durch ſein Geſchrei.

Die wolligen Jungen laufen gleich aus dem Neſt, und werden von der Mutter angewieſen ihre Nahrung ſelbſt zu ſuchen. Nur jetzt kann das Geſchrei des Vaters bei Annäherung eines Feindes nützlich ſeyn, damit ſich die Jungen ins Gras verſtecken. Sie laſſen ſich leicht aufziehen und an Kleien mit Milch angemacht gewöhnen.

Ihre Feinde ſind: die großen und kleinen Wieſeln, Spitzmäuſe, Krähen, Dohlen und Gabelweihen, welche ihre Eier wegtragen. Sie werden auch von braunen und weißen Milben, die ſehr häufig auf ihnen ſitzen, geplagt.

Sie gehören zur niedern Jagd. Im Sitzen kann ihnen der Jäger nicht leicht beikommen; da ſie aber um den Ort ihres Aufenthalts weitläuftige Kreiſe in der Luft machen, ſo kann er ſie hier am leichteſten ſchießen. — Wenn man ſie fangen will, ſo ſtellet man Schlingen von Pferde-

haaren in die Binſengänge, durch welche man ſie oft laufen ſieht, oder neben ihr Neſt.

Man beſtellt auch im Herbſte, wenn ſie ſich in Schaaren geſchlagen haben, für ſie eigene Heerde, die an Triften in der Nähe neu gepflügter Aecker ſtoßen. Die Garnwände werden von Zwirn gemacht, und weil ſie ſehr ſcheu ſind, mit Gras, dürrer Erde oder trocknem Pferdemiſt beſtreut, auch die Leinen, woran die Schneller befeſtiget ſind, werden grün gefärbt, und die Hütte wird ſo weit als möglich entfernt. Man hat wenigſtens einen lebendigen Kiebitz nöthig, den man an einem Bindfaden bewegen kann, und etliche ausgeſtopfte Bälge, die auf den Heerd geſetzet werden.

Wenn die Garne aufgeſtellt ſind, und der Heerd mit Regenwürmern beſtreut iſt, ſo bleibt ein Mann bei der Hütte, und ein paar andere treiben behutſam und leiſe die Kiebitze, die in der Nähe ſich aufhalten, nach dem Platze zu. Sobald eine hinlängliche Anzahl auf dem Heerde iſt, ſo geſchieht erſt der Ruck; denn, wenn man ihn zu früh thut, ſo fliegen die übrigen, die in der Nähe waren, fort, und laſſen ſich nicht wieder herbeitreiben. — In Frankreich fängt man viele mit Klappnetzen und lockt ſie durch das Spielen eines Spiegels an.

Sie nützen durch ihr ſchmackhaftes, leicht verdauliches und geſundes Fleiſch. Sie werden im Herbſte ſehr fett. — Die unbeſeſſenen Eier werden zu den Delikateſſen gerechnet, und ſind leicht aufzuſuchen, da ſie die Vögel ſelbſt durch ihr Geſchrei verrathen. Einige finden ſie roh beſonders ſchmackhaft. — Die alten Kiebitze werden mit beſchnittenen Flügeln in die Gärten zur Vertilgung mancherlei Würmer und Inſekten geſetzt. — Man ſagt, daß ſie die Krähen, welche in Schweden und Norwegen den Lämmern die Augen aushacken, verjagten.

Außer dieſem gemeinen Kiebitz giebt es noch folgende 4 Arten Kiebitze, die mit jenem unter eine Ordnung und Gattung gehören.

1) Der gefleckte Kiebitz, lat. Tringa maculata, Linn. Fr. la Grive d'eau, Buff. Engl. the ſpotted Sandpiper, Penn. auch genannt: gefleckter Strandvogel. Dadurch, daß die Wurzel des Schnabels und die Füße fleiſchroth ſind, und der Körper oben ſchwarzgefleckt iſt, iſt er von den übrigen Arten zu unterſcheiden.

An Größe gleicht er einer Schwarzdroſſel, iſt 9 Zoll lang, der Schwanz 2 Zoll, die Flügel klaftern 16 Zoll und legen ſich zwei Drittheil auf den Schwanz zuſammen. Der Schnabel iſt, wie der Kopf, 12 Linien lang, von der Wurzel bis über die Hälfte fleiſchfarben, übrigens dunkelbraun, der nackte Theil der Schenkel, Beine und Zehen ſchmutzig fleiſchroth, die Klauen ſchwarz, der nackte Theil der Schenkel 5 Linien lang und 14 Linien hoch, die mittlere Zehe 10 Linien lang und 4 die hintere.

Der Scheitel, Obertheil des Halſes und Körpers und die Deckfedern der Flügel ſind olivenbraun mit dreieckigen ſchwarzen Flecken, über jedem Auge eine weiße Linie, die untere Seite vom Halſe bis zum Schwanze weiß mit braunen Flecken; über die Flügel läuft eine doppelte weiße Querbinde; die Schwungfedern ſind ſchwärzlich mit weißen Spitzen; von den 12 Schwanzfedern ſind die zwei mittlern dunkelbraun, die übrigen weiß mit dunkelbraunen Linien. — Das Weibchen unterſcheidet ſich durch nichts, als daß der Unterleib keine Flecken hat. — In Deutſchland bewohnt er einzeln die Ufer der Oſtſee, ſonſt die nördlichen Länder, und iſt ein Zugvogel.

2) Der graue Kiebitz, Lat. Tringa Squatarola, Tr. varia, Linn. Fr. le Vanneau Pluvier, le Vann. varié, Buff. Engl. the grey Sandpiper, Penn. auch genannt: Brachamſel, grauer Strandläufer, Parder, braungefleckter Strandvogel. Schwarzer Schnabel, grünliche Beine, oben graulicher und unten weißlicher Körper ſind die Kennzeichen ſeiner Art.

Er hat ohngefähr die Größe einer Taube, iſt 13 und einen halben Zoll lang, der Schwanz mißt 3 Zoll, und die Breite iſt 2 Fuß 2 Zoll. Sein Gewicht hält 7 Unzen und die Flügelſpitzen gehen 4 Linien über den Schwanz hinaus. Der Schnabel iſt ſtark, 15 Linien lang, ſchwarz; die vorn beſchilderten, hinten aber netzförmigen Füße ſind ſchwarzgrün, die Klauen ſchwärzlich, die Hinterzehe ſehr klein, die Schenkel 11 Linien hoch nackt, die Beine 1 und einen halben Zoll hoch und die mittlere Zehe 14 Linien lang.

Auf den erſten Anblick hat er gerade die hellgraue Farbe und Zeichnung, wie eine Feldlerche im Herbſt, wenn ſie ſich kaum gemauſert hat. Der Kopf, Rücken, die Schul-

tern und Deckfedern der Flügel und des Schwanzes ſind ſchwärzlich mit rothgrauer Einfaſſung und mit einem grünen, etwas weiß gemiſchten Ueberzuge, die Wangen und die Kehle weiß mit dunkeln Längsſtreifen, der übrige Unterleib, die Seiten, Schenkel und untern Deckfedern des Schwanzes weiß, die vordern Schwungfedern dunkelbraun oder ſchwarz, an ihren innern Fahnen weiß, der Schwanz ſchwarz und weiß geſtreift.

Auf ſeinen Zügen beſucht er die Meeresufer von Deutſchland, hält ſich aber vorzüglich in den kälteſten Zonen des Sommers über auf. Er fliegt in großen und kleinen Heerden und iſt zuweilen in Thüringen in ſumpfigen Gegenden, wo große Teiche und Seen in der Nähe ſind, nicht ſelten. Gewöhnlich niſtet er im äußerſten Norden. Seine Nahrung machen Gewürme, Inſekten und Sumpfgraswurzeln aus. — Er ſchreit oft und wiederholt hell: Giehr! — Wegen ſeines ſehr ſchmackhaften Fleiſches wird er gern gefangen und geſchoſſen.

3) Der gefleckte Kiebitz, lat. Tringa varia, Linn. wird theils als eine eigene Art, theils als eine Varietät des vorhergehenden beſchrieben, ſcheint aber entweder das Weibchen, oder ein noch ungemauſerter junger grauer Kiebitz zu ſeyn.

4) Der rothbeinige Kiebitz, lat. Tringa erythropus, Linn. Engl. the red-legged Sandpiper, Latham. Rothe Füße und rußfarbenen Bauch hat er als Kennzeichen ſeiner Art. Gewiß iſt es noch nicht, ob dieß wirklich ein deutſcher Vogel iſt; doch führt ihn Herr Scopoli unter ſeinen Crainiſchen Vögeln an.

Er iſt größer als der Kampfhahn und hat einen ſchwarzen Schnabel, rothe Füße, und die Schenkel ſind größtentheils nackt. Die Stirn iſt röthlichweiß, der Oberleib und die Deckfedern der Flügel aſchgraubraun, der Bauch rußfarben, die Seiten und der Steiß röthlichweiß, die erſten ſieben Schwungfedern ſchwarz, die übrigen weiß, der Schwanz röthlichweiß mit einer ſchwarzen Binde am Ende.

Kiefer, lat. Pinus ſylveſtris, Linn. Fr. le Pin ſauvage, Engl. the wild Pine; auch genannt: Kiehnbaum, Föhre, Füre, Fohren, Forren, Forenbaum, Forchenbaum, Mändelbaum, Fichtbaum, Fichte, wilde Fichte, Fiecht-

baum, Kiene, Kiehnföhre, Kühnbaum, Förling, Forcheln, Forle, Fackelfor, Schleißfor, Kuhfichte, Feuernfohre, Harzbaum, Krähfichte, Gränholz, Wirbelbaum, Zirbelbaum, Cirbelbaum, Zirkelbaum, Kifferbaum, Feſtenbaum, Tällen, Thäle, Meerholz, Kyferholz, Ferche, Nädelbaum, Ziegenholz, Verge, Spanholz, Theerbaum, Schmierbaum, Tanger, Tanne. Iſt immergrünes Nadelholz, und gehört unter die harten Bauhölzer.

Die Kiefer wächſt beinahe in allen Gegenden unſers Erdbodens, und iſt wegen der Menge ihres Harzes, das ſich beſonders in der Wurzel ſehr anhäuft, gegen die Kälte äußerſt unempfindlich. Sie erreicht im 140ſten Jahre ihre Vollkommenheit. Die Pfahlwurzel dringt, wenn es der Boden erlaubt (denn nicht immer hat ſie eine Pfahlwurzel), auf zwei und einen halben Fuß tief ein, die Seiten- oder flachen Wurzeln ſind ſtark und gehen 6 Fuß weit umher. Hierdurch erhält die Kiefer einen viel feſtern Stand als andere Nadelhölzer, und iſt daher der Gefahr der Sturmwinde nicht ſo leicht unterworfen, wenn ſie auch zu Saamenbäumen in den Schlägen einzeln ſtehen bleiben. Die Rinde ändert ihr Anſehen nach der verſchiedenen Beſchaffenheit des Bodens. Im guten Boden iſt die Rinde regelmäßig geriſſen, bildet dadurch längliche Stücke oder Schuppen, und fällt mehr ins Zimmetbraune, als die des Lerchenbaums; im magern Boden iſt die Rinde unordentlich und tief aufgeriſſen, von aſchgrauer Farbe, nicht hoch am Stamm hinauf wird ſie glatt, dünn und gelb. Die Blätter oder Nadeln ſtehen immer paarweiſe in einer kleinen Scheide beiſammen, dadurch und durch ihre Länge unterſcheiden ſie ſich von allen andern Nadelhölzern; ſie ſind übrigens ſtark, zugeſpitzt, gerippt, äußerſt fein gezahnt, und bedecken das junge Holz mit den äußerſten Zweigen ohne Ordnung. Die älteſten verlieren ſich nach und nach, wenn der Frühlingstrieb ins volle Wachsthum kömmt. Das Holz, wenn es geſund iſt, hat einen weißen Splint, ſo wie auch das jüngere Holz, nächſt dem Splint, weiß iſt; die innern Holzlagen ſind gelbröthlich und voller Harz oder Kiehn. Nach Verſchiedenheit des Bodens ſind ſie ſtärker oder ſchwächer; dieſes zeigt ſich aber ebenfalls unter Bäumen, die auf gleichem Boden erwachſen ſind, wo zwiſchen zwei benachbarten

Bäumen die Durchmeſſer des rothen Kiehnholzes 5, 6 und mehrere Zolle differiren können, wenn ſie ſelbſt auch von gleicher Farbe ſind. Das Holz iſt übrigens mittelmäßig hart, weicher als das vom Lerchenbaume, und weit härter, als das von der Tanne und Fichte, gegen welche es auch ſchwerer iſt.

Der Stamm wächſt gerade, wie der einer Fichte, erreicht aber nicht ganz deren Höhe; denn ſelten findet man ihn länger, als 60 bis 100 Fuß; im ſchnellen Wachsthum übertrifft ſie alle inländiſche Nadelholzarten, den Lerchenbaum ausgenommen; dieſer überwächſt ſie wenigſtens in den erſten 30 Jahren; zu dieſer Zeit fängt aber die Kiefer erſt an recht ſchnell zu wachſen, wo man hingegen von dem Lerchenbaume behauptet, daß er in unſern Gegenden, wo er immer noch als Fremdling zu betrachten iſt, in dieſem Alter im Wachsthum ſchon nachgiebt. Inzwiſchen hängt das Wachsthum und folglich die beſondere Größe und Stärke der Fichte nicht wenig auch von der Lage, vom geſchloſſenen Stande und minder ſchlechten Boden ab.

In der Mitte des Maies bis zur erſten Hälfte des Junius brechen bei der Kiefer ſowohl die männlichen als weiblichen Blüthen hervor. Die Kiefer bringt auch ihre Blüthe faſt alle Jahre häufig, und blüht von oben herunter, an den Spitzen der feinen Zweige, bei alten und jungen Bäumen, dahingegen die Fichte mehr in den oberſten Wipfelzweigen Blumen und Früchte trägt, als in den untern; auch unterſcheidet ſich die Kiefer noch dadurch von der Fichte, daß erſtere ſehr jung blüht, indem man ſchon 12 bis 15jährige einzeln ſtehende Struppen bei dieſer Art ſaamentragend findet.

Die männliche oder ſtaubende Blüthe ſitzt in Kätzchen auf den Spitzen der vorjährigen Zweige; ſie iſt gelblich und giebt eine große Menge von Blumenſtaub, der die andere Art befruchtet. Da dieſer ſchwefelgelbe Blumenſtaub ſich öfters an das Gras anlegt, oder vom Winde an die benachbarten Dörfer oder Städte geführet wurde, ſo gab dieß Veranlaſſung zu der irrigen Beobachtung des Schwefelregens, der alſo weiter nichts iſt, als der männliche Blumenſtaub von der Kiefer. Die weibliche oder fruchttragende Blüthe, welche gleich unter dem neuen Jahrestrieb ſteht,

iſt anfänglich roth, und ſteht in Geſtalt eines kleinen grünen eirunden Zäpſchens aufrecht; ſie biegt ſich hernach bei der Verlängerung der jungen Nadeln unterwärts, und bekömmt eine graue Farbe.

Nachdem die Blüthe vorüber iſt, wachſen die gedachten kleinen Zäpfchen bis in die Mitte des Julius oder überhaupt bis zu Ende des Wachsthums der Kiefer, zu der Größe einer Schminkbohne. Im folgenden oder zweiten Jahre nimmt das Wachsthum jener Zäpfchen, mit dem neuen Ausbruch der folgenden Blüthe wieder ſeinen Anfang, und geht ſo ſchnell fort, daß der ganze Kiehnapfel oder Zapfen in Zeit von 6 Monaten, nämlich bis in Oktober und November, nebſt den Saamen, zur vollkommenen Geſtalt, Größe, Reiſe und grünen Farbe gelanget; folglich haben die Zapfen zu ihrer Vollkommenheit 18 Monate nöthig.

Die Zapfen bleiben von dieſer Zeit an gerechnet, den Winter hindurch, noch bis zum Ausgange des Märzes und in der Mitte des Aprils, im dritten Jahre feſt geſchloſſen, da ſie denn ihre harten holzigen Schuppen allmählich bei zunehmender warmen Luft öfnen, und den Saamen abfliegen laſſen. Die harten rauhen höckerigen Zapfen ſind kleiner, dicker, härter und harzigter, als die von Tannen und Fichten, aber größer als die vom Lerchenbaume.

Unter den Schuppen der reifen holzigten Zapfen liegen zwei kleine beflügelte, ſchwarze oder graue, ovale, gedrückte und unten zugeſpitzte Saamenkörner, in beſondern Höhlen verdeckt. Der Kiefernſaame hat unter unſern Nadelholzarten die längſten zugeſpitzten Flügel, die ſich mehr nach der innern Seite zu ausbreiten, als bei den Saamen der übrigen Arten gefunden wird.

Obgleich der Kiefernſaame ſchon im Oktober reif wird, ſo fliegt er doch erſt zu Anfang des folgenden Frühjahrs mit den Weſtwinden aus. Man hat daher an dieſem Baum mit dem Zapfenbrechen am längſten Zeit, und dieſes iſt einigermaßen nöthig, da die Sammlung der Kieferzapfen wegen der Höhe der Bäume und der morſchen Zweige derſelben mit vieler Gefahr und Weitläuftigkeit verbunden iſt. Inzwiſchen ſind die zu Ende des Oktobers gebrochnen Zapfen eben ſo gut, als die, ſo erſt gegen Ausgang Decembers gebrochen werden.

Herr Oettelt (Journal für das Forſt- und Jagdweſen B. II. Hälfte 2. S. 91. f.) bemerkt zwei Arten Kiefern, die frühzeitige oder ſogenannte weiche Kiefer, und die ſpäte oder harte. Erſtere hat gelbgrünliche männliche Blüthen, und bei der Reife des Saamens werden die Zapfen grau. Bei der letztern hingegen ſehen die männlichen Blüthen roth aus, und die Zapfen bleiben bis zu der Reife des Saamens grün. Zwiſchen den beiden Sorten Kiefern findet ſich beſonders noch dieſer Unterſchied: daß man in der erſten Zeit kaum den Saamen aus den Zapfen durch die Sonnenhitze bringen kann, zumal wenn die Zapfen in den Monaten Oktober und November gebrochen werden, wo die Zapfen noch mit etwas Harz überzogen ſind, weit beſſer aber, damit man die Kiefernzapfen baldigſt zum Aufſpringen bringen, und den Saamen erlangen kann, iſt die Einſammlung in den Monaten Jänner, Februar und März, vorzunehmen, weil man nicht ſo viel Harz an den Zapfen mehr findet, indem daſſelbe von der Kälte abgeſprungen iſt, und die Zapfen ſich meiſtentheils gereiniget haben, auch zu dieſer Zeit vielmehr zu ihrer Vollkommenheit gelanget ſind; folglich lehrt hier die Natur die rechte Zeit, kieferne Zapfen zu brechen und einzuſammeln.

Man muß aber bei den Kiefern ſehr wohl Acht haben, daß man die rechten Zapfen breche, weil ſie gemeiniglich deren dreierlei Sorten oder eigentlich von dreierlei Alter haben. Die erſte Sorte iſt von 2 und einem halben Jahre; ſie ſitzen zu hinterſt an den Zweigen und haben ſchon drei Quirle vor ſich; dieſe haben ihren Saamen ſchon fallen laſſen und ſind von Farbe aſchgrau. Die zweite Sorte iſt von 1 und einem halben Jahre, nämlich die zimmetbraunen Zapfen ſitzen einen Jahrestrieb beſſer vorwärts, und dieſe ſind es, welche man brechen muß. Die dritte Sorte ſind diejenigen grünen Zapfen, die erſt im vorigen Frühjahr geblüht haben, und im künftigen Herbſte ihre Reife erlangen; ſie haben nur einen Quirl vor ſich. Wenn nun im Frühjahr das Wachsthum wieder anfängt, ſo fallen die erſten, alten, leeren Zapfen ab.

Die geſammelten Zapfen werden an einem trocknen und luftigen Orte aufbewahret, und im nächſten Frühjahr und Sommer wird der Saame ausgebracht; ſiehe Aus-

klempeln. — Was von dem Abmachen der Flügel von den Saamenkörnern zu halten ſey; davon iſt bereits unter Fichte geſagt worden, welches auch von dem Kiefernſaamen gilt.

Der für die Kiefer angemeſſene Boden iſt ein mit Leimen vermiſchter, fruchtbarer Sand, trocken und warm gelegen, weshalb ſie beſonders an den Mittagsſeiten freudig wächſt. In jedem ſteinigen Boden oder im trocknen brennenden Sande wächſt ſie zwar, aber zu keiner Vollkommenheit, von kurzem Schaft und ausgebreiteten Aeſten; eben ſo will ſie nicht in zu gutem Boden fort, und ſoll ſie im trocknen Sande wachſen, ſo muß wenigſtens eine Bedeckung von Dammerde auf dieſem liegen; iſt das nicht, ſo bleibt ſie klein und erreicht frühe das Ende ihres Wachsthums. Im thonigten Grunde wird ſie zuſehends ſchlechter, und in einer ſtark mit Kalch vermiſchten Erde, verliert ſie ihre dunkelgrüne Farbe der Nadeln, bleibt ſchlecht, oder vergeht bald; das Holz wird auch knorräſtig und dabei brandfleckigt. In Bruch- oder Torfboden erzeugt ſich aus ihr, beſonders auf hohen Gebirgen, die Legfuhre oder das ſogenannte Knieholz (pinus montana); ſie treibt alsdann keinen geraden Schaft, ſondern kriecht auf dem Boden fort. Ueberhaupt iſt, wie ſchon oben erinnert worden, die Beſchaffenheit der Rinde ſchon der Verräther, ob die Kiefer in gutem Boden ſteht und hoch empor wachſen wird.

Die Ausſaat kann in obigem Boden entweder im März und April oder auch im Spätherbſt unternommen werden. Hierüber, ſo wie überhaupt, was die Umarbeitung des Bodens, Ausſäung des Saamens, und was ſonſt noch dabei zu beobachten iſt, betrifft, ſehe man die Behandlung der Fichten nach (ſ. Fichte), weil mit dieſer alles gleich kömmt.

Man hat zwar auch die Kiefernſaat mit Zapfen, oder Zapfen ohne den Saamen auszuklengeln, zu ſäen, oder auch Zweige, an welchen ſie noch hängen, auf den Schlag umher zu ſtecken, empfohlen; aber dieß iſt höchſt unſicher, ſo wie es auch nie von erwünſchtem Erfolg war. Die Näſſe der Erde verdirbt den Saamen, ehe er aus der Kapſel fällt, und um dieſes Ausfallen zu bewirken, ſollen Schaafe über den Schlag getrieben werden, die aber nicht

allein den Saamen tief in die Erde treten, ſondern auch Thiere ſind, die gar nicht in den Wald gehören, und ihn ſelten ohne Schaden zu hinterlaſſen, beweiden.

Nach 6 Wochen kommen, bei der im Frühjahr unternommenen Anſaat, die jungen Kiefernpflänzchen unter der Geſtalt einer ſtarken Nadel zum Vorſchein. Ihre 4 bis 5 ſehr feinen Nadeln oder Tangeln haben an der Spitze noch die Hülſe des Saamenkorns ſitzen, wodurch ſie einige Zeit zuſammengehalten werden, bis ſie ſich endlich völlig herausziehen und frei werden. Im zweiten Jahre werden die Pflänzchen ſichtlicher, worauf ſich im dritten ſchon Zweige bilden, welche ſich mit den jungen Jahrestrieben oder Quirln etwa im fünften oder ſechſten Jahre vermehren, bis die Pflanzen 1 Fuß hoch und etwas drüber geworden ſind, da ſie alsdann anfangen ſtärkere und innerhalb 10 Wochen oft 3 Fuß lange Schöſſe zu machen. Nach dieſen Quirln ſowohl als nach den Holzringen läßt ſich auch das wahre Alter der Kiefern genau beurtheilen.

Iſt die Ausſaat in der Baumſchule unternommen worden, ſo bleiben die jungen Pflanzen ſo lange ſtehen, bis ſie ohngefähr 1 und einen halben bis 2 Fuß hoch ſind; worauf man ſie im April in kleine Löcher dahin auspflanzt, wo ſie bleiben ſollen. Die Pflanzen dürfen aber weder zu dichte noch zu weitläuftig aus einander geſetzt werden. Denn ſtehen ſie nicht zu dichte und Stamm bei Stamm (in welchem Fall ſie keine gehörigen Wurzeln machen und ſich ſelbſt einander unterdrücken); ſo wird daraus in der Folge das beſte feinrindige und feſtes Stammholz. Die gehörige Entfernung der jungen Stämmchen von einander läßt ſich daraus abnehmen, wenn ſie ſich gegen das ſechſte Jahr ihres Alters mit den Zweigen erreichen können; dann geht auch die Reinigung von überflüßigen Zweigen von ſelbſt gut von ſtatten. Stehen aber die jungen Kiefern zu weit von einander, ſo breiten ſie ſich zu ſehr in die Aeſte aus, und erwachſen zu keinen langen, ſchlanken Stämmen. Ohne die üble Gewohnheit des Ausſchneidelns der untern Aeſte in Erwägung zu bringen, iſt es übrigens wegen der Entfernung immer am beſten, die Mittelſtraße zu halten, in ſo weit ſolches in unſerer Macht ſteht.

Zu den gefährlichſten Zufällen, denen beſonders die jungen Kiefernpflanzen ausgeſetzt ſind, kann man die ſpäten Nachtfröſte, die den Maiwuchs überfallen; ferner die Sonnenhitze, und ſodann das Wildpret und das zahme Vieh, beſonders die Schaafe, rechnen. Gegen dieſe ſichert die Bedeckung und Verzäunung oder in Rückſicht des zahmen Viehes Hegung (ſ. auch unter Fichte).

Das Kiefernholz hat mit dem fichtenen einerlei Gebrauch, nur iſt es ſchwerer, und nach dem Lerchenbaum das feſteſte und harzigſte. Gerade, friſche Stämme, welche nicht äſtig, wimmerig oder gedreht ſind, laſſen ſich wohl zu Zimmerholz verarbeiten, aber nicht in allen Fällen zu Tiſchlerholz herrichten. Es giebt unter den Kiefern recht gutes Holländerholz, die die ſchönſten Maſtbäume geben. In Rußland und Sibirien werden die reinen Kiefernſtämme zu Kähnen und Kielen für das beſte Holz gehalten. Auſſerdem giebt die Kiefer in Ermangelung der Eichen gute Hammerwellen, auch ſonſt noch gute dauerhafte reine Sägblöcke mit einem großen kiehnigen Kerne zu Bohlen, Pfoſten und Dielen, welche öfters weniger äſtig ſind, als die fichtenen. So giebt die Kiefer auch Baumſtämme zu kurzen Ständern, Säulen, Bändern, Riegeln, Einzugsbalken, Schwellen, und ſonſt recht ſtarke Pfähle zu Gebäuden. Ferner wird das kieferne Holz mit Nutzen zu Pumpen, Stangen, zu hölzernen Bedeckungen der Schiffbrücken, zu Waſſertrögen und Brunnenröhren gebraucht. Alles Röhrholz muß an der Sonnenſeite gehauen werde, wo es kleinjähriger, aber ſtärker vom Kern und magerer gefunden wird, in welchem Zuſtande es mehr Waſſer anzieht und dem Luftdrucke beſſer widerſteht als auſſerdem. Aus allen Arten des Bau- und Schiffholzes müſſen die unreinen und ſogenannten ſonnenſchiefen Stämme ausgeſucht werden, als welche unter das Brennholz gehören, indem ſie im Gegentheil beim Bauen, wenn ſie ſchon wirklich im Verbande ſtehen, dennoch den Gebäuden großen Schaden thun können.

Was die ſichere Dauer des kiefernen Holzes beim Waſſer- und Civilbau betrifft, ſo iſt es gewiß, daß das an und auf den Bergen, auch ſteinigen Anhöhen langſam erwachſene Stammholz das feſteſte und beſte ſey, auch die vorzüg-

lichſten Maſtbäume in der Dauer gebe, und daß ſich die eingebrannten Pfähle davon im fetten Moorboden, Thon und Leimerde, auch unter Waſſer ſehr wohl erhalten. In Gebäuden thun es die recht trocknen Balken, die mit fetter Erde bekleidet ſind, auch. Die Brückenpfähle hingegen von Kiefernholz wollen über dem Waſſer dieſe Dauer nicht zeigen. Wenn aber der Sandgrund unter Waſſer ſteht, erhalten ſich ſolche Pfähle auch ſehr gut. Der trockne brennende freiliegende Sand, verzehrt hingegen gleichſam die kiefernen Pfähle in einer ſehr kurzen Zeit. Das beſte vom leichten, magern und feindräthigen, wohl ausgetrockneten Kiefernholze kömmt zwar nicht immer für die Tiſchler, dauert auch nicht gar wohl im Wetter; indeſſen wird das fettere, wohlausgetrocknete doch immer mit zu Fenſterrahmen, Latten, Fournirarbeit, Fußböden, Tiſchblättern, Tafeln, Küſten, Kleider- und Küchenſchränken, auch andern Sachen angewendet, da denn wegen der verſchiedenen Breite beide Seiten der Länge nach, genau zuſammen gefügt werden müſſen. Das gleichwüchſigo und feinſte darunter leſen ſich die Orgel- Clavier- und Inſtrumentenmacher aus, weil es ſich ſehr zart bearbeiten und zu Reſonanzböden behobeln läßt; die Bauern aber ziehen das fette kiehnigte zu ihren Laden, und die Böttcher das mittelmäßige zu langen Stäben, Faßtauben, für flüßige fette Waaren aus.

Was den Handel mit ſtarkem Schiff- und Civilbauholz, ingleichen mit Nutzholz betrifft, ſo richtet ſich derſelbe nach der Gelegenheit zum Abſatz und den abwechſelnden Umſtänden unſerer Nachbarn, der Gewerbe in und außer Landes. Das kieferne Brennholz iſt leicht, fängt bald Feuer, giebt eine helle Flamme, geſchwinde Hitze, und verbrennt ſehr geſchwind. Das aus den Stämmen laufende Harz wird geſammelt, und als Weihrauch und auch zum Brennen benutzt. Die fetten Wurzeln mit dem untern Stammende, enthalten das meiſte Harz und Oel; ſie geben uns die bekannten Kiehnſpähne zum Anzünden des Holzes, und auf den Theeröfen das Kiehnöl, Pech und Theer. Aus den unreinen Ueberbleibſeln wird noch Kiehnruß gemacht. — Die Stämme, welche an der Mittagsſeite erwachſen, pflegen auch mehr Harz zu enthalten, wie andere, die ihren Stand an der Nordſeite hatten. Um das Harz in Menge

zu bekommen, haben die Bewohner einiger Gegenden, zum großen Nachtheil der Forſten, die Gewohnheit, die beſten Stämme bis auf den Kern anzuhauen, und das in der Folge auslaufende Harz zu ſammeln.

Das kleine Holz, ingleichen die Wurzelſtöcke dienen zum verkohlen. Der ſüße ſaftige Splint wird in Schweden von den Landleuten friſch gegeſſen, auch benutzen die Lappländer die innere feine Rinde zu Brod, und die Finnländer mäſten mit dieſem Mehle die Schweine. — Die Nadeln der Kiefer geben nach dem Stroh die beſte Streu.

Kiefernſchwärmer, lat. Sphinx pinaſtri vel Piceae, Linn. auch genannt: Fichtenvogel, ſpitzflügliche Fichtenmotte. Gehört unter die ſchädlichen Waldinſekten, und iſt in den Gegenden der Kiefernwälder ein gemeiner Dämmerungsſchmetterling, welcher 1 und einen halben Zoll lang iſt, einen eiförmigen hinten zugeſpitzten Körper, niederhangende ſchmale Flügel, und ſpindelförmige Fühlhörner hat. Die Farbe ſeines Leibes iſt ein ſchmutziges Aſchgrau, das Bauchſtück ſchwarzbraun eingefaßt; mitten über den Hinterleib geht ein breiter aſchgrauer Streif, den eine ſchwarze Linie der Länge nach theilt, und an den Seiten wechſeln ſchwarze und weiße Flecken ab; der Unterleib iſt weißgrau, und am Bauche ſtehen der Länge nach eine Reihe ſchwarzbrauner Flecken; die Vorderflügel ſind bräunlich grau, und haben drei ſchwarze oder ſchwarzbraune an einer Seite zuſammenlaufende Striche, die Hinterflügel aber ſind mehr dunkelbraun. Alle ſind am Rande weiß geſäumt und braun gefleckt.

Der Vogel oder Schmetterling dieſer Gattung, wird an den Stämmen und Zacken der Fichte oder Rothtanne und auf der Kiefer im Junius und Julius häufig angetroffen. Er fliegt in der Morgen- und Abenddämmerung.

Die Raupe hat einen abweichenden Kopf, der einem Heuſchreckenkopfe ähnlich ſieht. Sie wird auf 3 Zoll lang, gleich dick und hat am Hinterleibe ein rückwärtsgebogenes Horn. Nach Verſchiedenheit des Alters hat ſie auch ein verſchiedenes Gewand. Wenn ſie faſt ausgewachſen iſt; ſo hat ſie einen rothgelben Kopf, grünen Unterleib und Seiten, an welchem letztern der Länge nach 2 gelbe Linien bis an den After laufen, der Rücken iſt der Länge nach mit

einem breiten weißen Bande bezeichnet, deſſen Mitte eine rothbraune Linie zertheilt, die ſich bis über die Schwanzſpitze erſtrecket.

Ihre einzige Nahrungspflanze iſt die Kiefer, wo ſie die jungen Nadeln, beſonders der Bäume von altem und mittlerm Wuchſe abfrißt, und oft, wenn ſie in Menge da iſt, ganze Kiefernwälder ſo von Nadeln entblößt, daß die Bäume verdorren, wie es in den Jahren 1783 und 1784 in den Nürnbergiſchen und Anſpachiſchen Waldungen der Fall war. Sie frißt nicht zuerſt den jungen Maitrieb, ſondern die ältern Nadeln. Man hat hiebei noch bemerkt, daß ſie in mit Fichten oder Weißtannen gemiſchten Orten, deren Nadel ſie gar nicht angreift, krepirt iſt.

Von einem ſolchen Raupenfraß finden ſich in der Forſtregiſtratur zu Anſpach ſchon vom Jahr 1725 Nachrichten, nach welchen die tangellos gefreſſene Fläche auf 1000 Waldmorgen betragen hat. In zwei Jahren hatten ſich die Raupen bei einer ihnen günſtigen Witterung ſo ſehr vermehrt, daß in verſchiedenen Forſtorten der herabgefallene Raupenkoth, queerfingerhoch auf dem Boden gelegen, und deſſen immerwährendes Herabfallen das Rauſchen des Regens nachahmte.

Im dritten Jahr kam die Periode ihres Verderbens, ſowohl durch Witterung als durch ihre Feinde; letztere waren ſelbſt durch ihre Exiſtenz vermehrt, und ſo herangewachſen, daß in großen Schwärmen Fliegen, Schlupfweſpen, Mücken u. ſ. w. ſich zu ihrer Vertilgung einfanden. Die Hauptfeinde aber waren die verſchiedenen Gattungen von Ichneumonen, die, ſo wie auch die andern Raupentödter, ihre Brut in die Eier, die Raupe und Aurelie legen. Auf dieſe Art wurden dieſe Raupencolonien zerſtört, und ſie ſelbſt mußten die Vermehrung ihrer Feinde erzeugen. Denn es war kaum möglich, daß bei der Menge und Vielheit der Feinde, eine einzige Raupe ihren Stichen entgehen konnte; hierdurch unfähig gemacht, ſich zu einem Schmetterlinge ihres Geſchlechts zu weiterer Propagation verwandeln zu können, trug Ei, Raupe und Puppe ſchon die Brut des künftigen Feindes; dieſes beſtärkte verſchiedene Forſtbedienten, welche Raupen und Puppen geſammelt und ſtatt Schmetterlinge, Schlupfweſpen oder Fliegen erhielten, in

dem einmal gefaßten Glauben, dieſe und keine Phaläne wären die Erzeuger der Raupen. Die Raupen hatten nicht allein mit dieſen lebendigen Feinden zu kämpfen, ſondern mit der Natur ſelbſt; eintretende Näſſe und Kälte vertilgten ſie vollends; iſt der Boden naß, ſo krepirt die Raupe, welche ſich verpuppen will.

Zu Vertilgung der Raupe wurden viele Projekte eingereicht. Allein die Mittel zur Verhütung der Verheerungen dieſer ſchädlichen Thiere, als auch zur Vertilgung der Plage, waren theils noch unvollkommen, theils noch gar nicht entdeckt. Dampf war ohne Wirkung, die Raupe hält ſich, ohne ihr Geſchäft zu unterbrechen, bei rauchenden Kohlenmeilern auf. Eintreiben der Schweine in die Gegend kann freilich die Zahl in etwas vermindern, denn durch das Wühlen in der Erde, mag manche Puppe zerſtöhrt werden, doch iſt zu glauben, wo bei ſolchen Fällen die Natur nicht hilft, iſt die Mühe der Menſchen, wenn gleich nicht ganz vergebens, dennoch unzureichend; die Vermehrung der Inſekten dieſer Art iſt zu groß, als daß wir ſie bis zur Unſchädlichkeit ſchwächen können.

Kiefernſpinner, ſ. Kieferraupe.

Kieferraupe, lat. Phalaena bombyx pini, Linn. wird auch Kienenſtammraupe; große Kien- oder Waldraupe; Kienbaumraupe; der Kiefernſpinner; Fichtenwanderer; die Fichteneule; Fichten- und Tannenmotte; Tannen- und Fichtenglucke; der Fichtennachtfalter; Fichtenfreſſer, Fichtenſpinner, die Fichtenraupe, der große Waldraupenvogel, jedoch nach Fichten und Tannen uneigenthümlich genannt, weil ſie dieſen Bäumen keinen Schaden zufüget. Dieſe Raupe gehört zu den Halsbandraupen, und iſt eine der ſchädlichſten, wie ihre Verwüſtungen der Kiefernwälder in den Jahren 1782 bis 1784 in Franken, in der Mark Brandenburg, wo ſie auch 1792 ihre Verwüſtung fortſetzte, auch 1792 in Churſachſen, in der Lauſitz und in Schleſien beweiſen. Durch das Abfreſſen der Nadeln hat dieſe Raupe in den gedachten Ländern mehr als 60000 Morgen Kiefernwälder zu Grunde gerichtet.

Die Kieferraupe erreicht in 11 Monaten, nämlich vom Anfange des Augufts bis zum Junius im folgenden Jahre, ihre völlige Größe, und hat faſt immer 3 Zoll in der Länge

und ein viertel Zoll im Durchſchnitte; 16 Füße und einen ockerbraunen Kopf. Die Grundfarbe des Körpers iſt bei einigen aſchgrau ins röthliche ſchielend, bei andern dunkelfleiſchfarben, überhaupt aber bei den verſchiedenen Häutungen der Raupe ſo abwechſelnd, daß man ſich in Acht zu nehmen hat, dieſe oder jene erſt aus der Häutung gekommene Raupe, etwa für eine andere Art zu halten. Alle hingegen ſind über den Rücken mit dunkel- oder lichtbraunen, manche auch mit weißen Flecken, und beinah immer mit gleichfarbigen Streifen in den Seiten gezeichnet, und entweder mit langen, braunen oder fuchsfarbigen Haaren beſetzt. In der Mitte des Rückens zeigt ſich meiſtentheils ein größerer weißer Fleck, und gegen den Kopf zwiſchen ſchwarzbraunen dicht beiſammenſtehenden Haarbürſten ein weißer Büſchel Haare; über jedem Ringe hingegen ſtehen einzelne etwas niedere Parthien ſtahlblaue Haarbüſchel paarweiſe beiſammen. Zwiſchen dem zweiten und dritten Ringe zeigen ſich mondförmige dunkelblaue Flecken, und auf den letztern ſteht bisweilen ein ſtumpfer Zapfen. Unter dem Leibe findet man bei den meiſten einen dunkelpommeranzengelben Strich.

Dieſe Raupen ſind außerordentlich gefräßig, und ſcheinen die ſpitzigen Nadeln, worüber ſie ohne ſich zu beſchädigen, ſehr geſchwind wegzuſchreiten gelernt haben, gleichſam nur ſo zum Maule hineinzuſchieben. Sie freſſen durchaus nichts als Kiefernnadeln von jungen 15 bis 40jährigen, und nur im Nothfalle von 40 bis 70jährigen Stämmen, und in Revieren, wo ſie häufig ſind, fällt ihr Koth ſo ſtark von den Bäumen herab, als wenn es graupelte oder ſchloßete. Wenn ſie einen Stamm abgefreſſen haben, ſo greifen ſie wiederum einen andern an, bis ſie am Ende des Junius ihre oben angezeigte Größe erreicht haben, und ſich anfangen einzuſpinnen.

Sie machen daher an den Zweigen der Kienbäume oder Kiefer ein länglichtes braunes Geſpinſt oder Cocon, in welchem ſie nach 8 oder 10 Tagen zur Chryſalide oder Puppe werden. Die Puppe iſt ohngefähr 1 Zoll groß, am Kopfe ſchwarzblau mit lichtblauen Streifen eingefaßt, und am übrigen Körper ſchwarzbraun; die Ringe hingegen haben

zum Theil blaue, zum Theil ziegelrothe Einfaſſungen in den Gelenken.

Vierzehn Tage oder ſpäteſtens 3 Wochen nach dem Einſpinnen, pflegt ein beinahe ein halb bis 1 Zoll langer und 2 Zoll breiter, nämlich mit ausgeſpannten Flügeln, Nachtvogel oder Phaläne auszufliegen. Dieſer Nachtvogel hat übereinandergeſchobene mittelmäßige Flügel, deren Hinterrand ſtumpf gezähnt oder gekerbt iſt. Das Männchen iſt um vieles dünner am Leibe als das Weibchen, und hat kammförmige Fühlhörner, da ſie beim Weibchen nur borſtenförmig ſind. Kopf und Bruſt haben eine rothbraune ins aſchgraue fallende Farbe; der Hinterleib aber iſt theils einfarbig aſchgrau, theils lichtockerbraun, theils ockergelb theils lichtnußbraun. Von den in vier Felder getheilten Vorderflügeln iſt das erſte und dritte von einerlei Farbe, roſtbraun und zuweilen ins rothbraune übergehend; das zweite und vierte, ebenfalls gleichfarbig, aber aſchgraubräunlich gemiſcht. Jedes Feld wird von dem andern durch eine ſchmutzig-roſtfarbene zackige Querlinie abgeſondert wovon die letztere bisweilen hin und her gebogen iſt. Auf der Grenze des erſten und zweiten Feldes, ſteht ein dreieckiger weißer Fleck. Die Hinterflügel ſind röthlich. Ueberhaupt iſt Farbe und Zeichnung dieſes Nachtvogels ſehr mannigfaltig; allein die dunkeln Linien und der weiße Punkt auf den Flügeln bleiben allezeit charakteriſtiſch.

Dieſe Nachtvögel begatten ſich ſogleich am Ende des Julius, und zum Theil auch noch bis in die erſte Hälfte des Auguſts, und jedes Weibchen legt wenigſtens 100 Eier an die Zweige und Stämme der Kiefer, ehe es mit dem Männchen ſtirbt. Am Tage über ſitzen beide unten am Stamme ſtill, das Weibchen aber allemal niedriger, und können ſolche bequem mit den Händen erreicht werden. Nach 8 bis 10 Tagen entſchlüpfen aus den Eiern die jungen Raupen, und zeigen ſich bereits im Julius, zum Theil im Auguſt auf den Kiefern. Fällt gerade in der Zeit ihres Auskriechens kaltes Regenwetter ein, ſo kommen mehr als zwei Drittheile von der jungen Brut um; bei guter Witterung hingegen wachſen ſie noch bis zum Oktober zu einer Länge von 1 und ein halb bis 2 Zoll. Wenn endlich die Kälte eintritt, ſo verlaſſen ſie die Bäume, kriechen am Stamme derſelben

unter das Moos, und verbleiben in dieſer Lage den Winter hindurch in einer Erſtarrung, wo ihnen auch die kälteſte Witterung nicht ſchadet, wohl aber ein gelinder Winter, der mit warmen Regen und Froſt abwechſelt, nachtheilig wird. Sobald das Wetter im März anfängt gelinde zu werden, erwachen ſie aus ihrem Winterſchlafe, ſteigen ſogleich auf die Bäume, freſſen bis zum Junius unaufhörlich fort, und ziehen, wenn ein Strich kahl gefreſſen, in Geſellſchaft wieder zu einem friſchen fort; allein während dieſes Zuges kommen abermals eine beträchtliche Anzahl in tiefen ſenkrecht abgeſchnittenen Fahrgleiſen, in Graben und durch den ſogenannten Raupenjäger, Bandit oder Mordkäſer, Carabus ſycophanta, um.

Wegen des ſo beträchtlichen, auch die Nachkommenſchaft zugleich mit treffenden Schadens, welchen dieſe Proceſſionsraupe anrichtete, hat man beſonders in den Preußiſchen Staaten, die das Uebel am ſtärkſten traf, allerhand Rettungsmittel und zwar aufs ſchleunigſte angewendet. Man hat nämlich: 1) das Moos nebſt den abgefallenen Kiefernadeln im März zuſammengeharkt, aus dem Forſte geſchafft und verbrannt; 2) zwei Fuß breite und 1 Fuß tiefe Graben zwiſchen und um die abgefreſſenen und noch mit Nadeln gezierten Diſtrikte gezogen; 3) die Raupen ſelbſt abſuchen, zum Theil auch mit ſtumpfen Beſen abkehren und zernichten laſſen; 4) vom Ende des Julius an bis zum Ende des Auguſts die Puppen einſammeln und verderben laſſen; im Julius, mehr aber im Auguſt, zu welcher Zeit die Phaläne aus ihrem Geſpinſte entſchlüpft, dieſelbe theils durch kleine in der Nacht angezündete Feuer, theils aber durch Abſuchen bei Tage zu zerſtören und 6) ſo viel Raupeneier als man erreichen konnte, im Auguſt zu verderben oder zu ſammeln geſucht.

Obſchon durch dieſe Bemühungen in 18 Forſten 52 Millionen Raupen in 7 Monaten vertilgt worden ſind, ſo würden doch alle die angewendeten Mittel zur Ausrottung der angewachſenen großen Menge dieſes Inſektenheeres nicht hinreichend ſeyn, da nach der Berechnung ohngefähr 10 bis 12 Raupen von einem Stamme abgeleſen und vertilgt worden ſind, und ihrer doch auf ſehr ſchwachen und kleinen Stämmen mehrere Hundert zugleich leben. Die Hauptſa-

che muß daher bei Vertilgung dieſer Waldfeinde, ſo wie bei mehreren andern ſchädlichen Inſekten, z. B. dem Borkenkäfer ꝛc. die Natur thun, welche auch zu ſeiner Zeit mit ihrer Hülfe nicht ausbleibt.

Unter den angewendeten Mitteln ſind No. 2 und 5 die beſten und einzigen, welche wirklichen Nutzen auf die wohlfeilſte Art leiſten, nur muß man bei No. 5 bemerken, daß die des Abends angezündeten Waldfeuer nicht nur bei plötzlich entſtehendem Winde ſehr gefährlich werden können, ſondern auch den geglaubten Nutzen nicht ſtiften, weil unter 100 ſich verbrennenden Nachtvögeln kaum 5 Weibchen ſind, durch deren Vertilgung doch nur allein die Raupenmenge vermindert wird. Ferner wird bei dem Auf- und Abſuchen der Phalänen nach dem Gemäs, der Endzweck ebenfalls nicht zum dritten Theil erreicht, indem man theils Unterſchleife nicht vermeiden, theils die Nachtvögel ihrem Geſchlechte nach wiederum nicht unterſuchen kann, wodurch das Abſuchen erſt ſeinen Werth erhält, weil nur die Weibchen nicht aber die Männchen ſchädlich ſind. Am ſicherſten und zweckmäßigſten läßt man dahero Weiber und Kinder blos die weiblichen Nachtvögel ableſen, und ſie je 100 und 100 an Zwirnfaden reihen, um ſie beim Abliefern nachzählen zu können. Das Mittel No. 1 nutzt ebenfalls ſehr viel, nur muß die Streu mit ſamt dem Mooſe im Vorwinter auf die Miſthöfe, in die Kühſtälle und in die Schaafſtälle, keinesweges aber in die Schweinſtälle gefahren werden, weil die Schweine die Raupen freſſen, und von den ſcharfen Haaren derſelben Bauchgrimmen, Darmentzündung ꝛc. bekommen, wovon viele ſterben. Auch ſtimmt die Meinung des Hrn. Bechſtein, daß man die Raben, Spechte ꝛc. mehr ſchonen und ſie nicht als Raubthiere verringern müſſe, mit den Erfahrungen aller guten Forſtwirthe überein. Das Mittel No. 3 iſt überhaupt zu koſtbar, und von wenigem Nutzen, welches auch von No. 4 und 6 gilt, weil das Heer von Schlupfweſpen und andere Raupenfeinde bereits eine Menge Chryſaliden und Eier vernichtet haben, die man alle umſonſt einſammelt und noch obendrein mit denſelben eine Menge Raupenfeinde zerſtöret. Alſo wird außer den beiden Mitteln No. 2 und 5 und allenfalls No. 1 bei der Vertilgung der Kieferraupe nichts wichtigere Dienſte leiſten,

als ihre natürlichen Feinde und abwechſelnde Witterung im Winter.

* * *

Gleichen großen Schaden, und zwar nicht allein an den Kiefern, ſondern auch an den Fichten und Tannen, thut oft, wie z. B. im Jahr 1779 in der Gegend um Dresden, die Raupe des Fichtenſpinners (Phalaena Bombyx Pityocampa), auch kleiner Fichtenſpinner genannt.

Dieſer Spinner iſt ohngefähr 3 Viertel Zoll lang, am Kopf und Rücken ſtark behaart und aſchgrau, an den vordern Flügeln die Grundfarbe ſchmutziggrau, welches ſich beim Männchen ins Weißliche, beim Weibchen aber ins Braune zieht, an den Hinterflügeln weißlich; quer über die vordern ziehen ſich drei dunkle etwas verlohrne Binden, von welchen die an der Wurzel oft kaum ſichtbar iſt; zwiſchen den beiden äußern ſteht ein bräunlicher Fleck. Die Fühlhörner ſind am Männchen geſiedert, und am Weibchen fadenförmig und dunkelgrau. Der Kopf hat auch noch eine beſondere Eigenheit; denn zwiſchen den Fühlhörnern ſteht ein hervorragender Körper, der ſich in zwei Kanten endiget. Er beſteht aus fünf Schuppen, die wie Treppen neben einander liegen.

Die Raupe iſt am Rücken ſchwärzlichgrau, oder dunkelſchwarz, auf dem Bauch weißlich. Unter jedem Ringe ſtehen braungelbe Haare auf einem Wulſte, und in den Seiten ſind die Haare buſchweiſe vertheilt und weißlich. Ihre 16 Füße ſind rothgelb. Kiefern, Fichten und Tannen werden von ihr angefallen, ihrer Nadeln und ihres Harzſaftes beraubt. Sie kömmt im Auguſt aus dem Ei und erreicht vor Winters ihre natürliche Größe. In einem ſehr dichten Gewebe hält eine große Geſellſchaft den härteſten Winter aus, frißt noch bis zum März und April, und ſchickt ſich dann zur Verwandlung in der Erde unter Steinen und Moos an.

Als Proceſſionsraupen haben ſie in den Gipfeln der kleinen und an den Aeſten der großen Bäume ein gemeinſchaftliches Neſt, das auswendig dünn, inwendig aber dicht iſt, mit verſchiedenen Zellen, und von da gehen ſie nach

gewiſſen beſtimmten Geſellſchaftsgeſetzen alle Tage eine hinter der andern her in der wundervollſten Ordnung ihrer Nahrung nach. Eine einzige Kolonie iſt oft ſo zahlreich, daß ſie den ganzen Baum anfällt und kahl frißt, ja oft daran nicht genug hat, und auf einen daneben ſtehenden wandern muß. Auszug und Rückzug geſchiehet einmal wie das anderemal in der größten Ordnung. Sie haben einen Anführer, welches Amt aber abwechſelt. Dieſem folgt eine einfache Reihe Raupen von ohngefähr 1 Fuß Länge und zwar alle dicht angeſchloſſen, dann kömmt eine Reihe, die paarweiſe gehen, hierauf eine zu drei Gliedern neben einander, dann wieder eine zu vieren u. ſ. w. bis der ganze Zug aus der Wohnung iſt. So wie der Anführer ſich wendet, ſo bewegt ſich ihm auch der Trupp gleichförmig nach, und ſo wie der hurtig oder langſam geht, in dem nämlichen Zeitmaas folgt auch dieſer. Stört man die Ordnung, ſo ſtellen ſie ſie geſchwind wieder her, und nimmt man den Anführer weg, ſo vertritt die folgende Raupe ſogleich ſeine Stelle. Sie verbreiten ſich gliederweiſe über die Nadeln, freſſen ſie gliederweiſe geſtellt ab, und gehen in der vorigen Ordnung wieder nach Hauſe. Abends nach Sonnenuntergang und Morgens vor Sonnenaufgang halten ſie dieſe Proceſſionen, gehen aber bei Regen und Näſſe, welche Witterung ihnen zuwider iſt, nicht aus. Allenthalben, wo ſie hinſchreiten, ſpinnen ſie Seide, und der Baum, den ſie bewohnen, iſt gleichſam ganz damit tapezirt. Durch dieſes Geſpinſte verrathen ſie auch ihren Aufenthalt, und der Forſtmann hat auf ſolche Bäume ein beſonderes Augenmerk zu richten.

Die Vernichtung der Raupe aber muß mit beſonderer Vorſicht geſchehen; denn ihre Haare, die außerordentlich brüchig ſind, verurſachen in der Haut ein beſchwerliches Jukken, aus welchem oft Geſchwülſte und Geſchwüre entſtehen. Ja dieſe Haare reiben ſich ſo leicht ab, daß man nicht ſicher unter einem Baume weggehen kann, ohne von dieſem Jukken befallen zu werden. Die Giftmiſcher haben ſich ſonſt der ſchädlichen Eigenſchaft derſelben zu den abſcheulichſten Abſichten bedient, ſie unter das Getränke gemiſcht, und dadurch die bezielte Perſon unter den ſchmerzhafteſten und entſetzlichſten Convulſionen hingerichtet.

Sobald der Jäger daher dergleichen Bäume mit ſolchem Geſpinſte und Raupen gewahr wird, ſo erfordert nicht nur deswegen ſeine Pflicht, es ſeinem Vorgeſetzten zu melden, weil dieſe Inſekten leicht großen Schaden verurſachen können, ſondern auch deswegen, damit man auf vorſichtige Mittel denke, dieſen durch ihre Haare ſo ſchädlich werdenden Thieren beizukommen.

Kielbuche. Iſt ein Stück Buchenholz, welches ohne ſchadhafte Zweige, Krümmen und Aſtlöcher, in gerader Linie 50 Fuß und darüber lang, an Zopf und Stamm aber durchgehends bis 2 Fuß dick iſt. Ob es nur figürlich ſo genennt wird, oder ob es wirklich zum Kiel eines Schiffs kann gebraucht werden, iſt unbekannt. Die Berliner Holzhandlungs-Compagnie bezahlt ein ſolches Kielholz, wenn es 50 Fuß lang iſt, mit 30 Rthlr. und wenn es 60 enthält, mit 40 Rthlr.

Kiehnruß, Kiehnrauch, Fr. Suie, noir de fumée, noir à noircir. Iſt das bekannte Produkt, welches von dem Rauch im offenen Feuer verbrannter verſchiedener Abfälle von den Harzhölzern, als Rinde, Späne, alter Stöcke, und vornemlich der Pechgriefen und Unreinigkeiten, welche bei der Pechbereitung zurückbleiben, entſtehet, und von Künſtlern und Handwerkern auf mancherlei Weiſe angewendet wird.

Zur Bereitung dieſes Produkts gehört das Pechbrennen der genannten harzreichen Theile, das Auffangen des Rauchs von ſelbigen, und deſſelben Aufſammeln. Hierzu wird ein Ofen und eine Rauchkammer von folgender Einrichtung erfordert. Ein halbkugelförmiger Ofen, von Ziegelſteinen gewölbet, ſteht über einer 3 Fuß hohen, runden Mauer von beiläufig 5 Fuß im Duchmeſſer, und iſt vorn mit einem Schürloche und etlichen Zuglöchern, hinten mit einer halbkreisförmigen Oefnung, deren Durchmeſſer 2 Fuß lang iſt, und 3 Fuß über dem Boden horizontal liegt, verſehen. In dieſe Oefnung paßt ein halbzylinderförmiger, 6 Fuß langer Kanal, der auf einer Mauer von gleicher Länge und Breite, horizontal gelegt, ruhet, und ſich in der Rauchkammer endiget.

Die Rauchkammer iſt 6 bis 8 Fuß lang und breit, 12 bis 18 Fuß hoch, von Holz oder Steinen gebauet, auf dem

Boden und an den Wänden glatt gekalcht und eben, mit einer genau paſſenden Thüre, doch nicht dem Rauchloche gegenüber, verſehen, und ſtatt der Decken mit einem pyramidenförmigen Sacke von Wollenzeuge oder Leinwand geſchloſſen. — Ueber dieſes ganze Gebäude iſt zur Verminderung des Luftzuges eine Schupfe gebauet.

Wenn nun Kiehnruß gebrannt werden ſoll, ſo füllt man den Ofen mit harzigen Stoffen, und zündet ſie an. Die Zuglöcher des Ofens und die Zwiſchenräume des leinenen Sackes verurſachen einen mäßigen Luftzug, der doch durch gelindes Schlagen an den Sack anfänglich vermehrt werden muß. Dieſes Schlagen, welches mit einem glatten Stocke geſchiehet, wird von Zeit zu Zeit wiederholet, und muß jedesmal behutſam geſchehen, daß kein Loch in den Sack kömmt, weil ſonſt das Feuer das ganze Gebäude anzündet. Wegen des ſehr mäßigen Luftzuges verbrennen die harzigen Stoffe ſehr langſam, und mit ſchwacher Flamme, und gehen daher meiſtens in Rauchgeſtalt fort. Der Rauch folgt der ziehenden Luft durch den Kanal in die Kammer bis in den Sack hinauf, und ſetzt, wenn er erkaltet, den Ruß ab. Das Brennen darf nicht über 8 bis 12 Stunden lang ununterbrochen fortgeſetzt werden, weil, wenn die Luft in der Kammer einmal erwärmt iſt, ſich in ſelbiger wenig Ruß mehr anlegt.

Wenn ſo 3 Tage lang gebrannt worden, öfnet man die bisher aufs genaueſte verſchloſſene Kammerthür, ſammelt und ſortirt den Ruß von dem Boden, den Wänden, und dem Sacke, und packt ihn in hölzerne bald größere bald kleinere Gefäße. Der feinſte Kiehnruß hängt ſich an den Sack, der gröbere an die Wände der Kammer an, und der gröbſte liegt auf dem Boden. Je nachdem die Materialien mehr oder weniger harzig ſind, das Feuer und der Luftzug mehr oder weniger ſchicklich regiert wird, erhält man auch mehr oder weniger Kiehnruß.

Kipſäulen, Oetwerksſtänder. Sind geſchnittenes Eichenholz 5 Fuß lang, 4 bis 5 Zoll Kante, werden ſeitwärts an den Bauernhäuſern, wo das Vieh ſteht, zum Bau verbraucht. Auf der Weſer machen ſie einen Artikel des Holzhandels aus.

Kircheule, ſ. Schleiereule.

Kirchgang, ſ. Wiedergang.

Kirren, gémir. Wird von der Turteltaube geſagt, wenn ſie laut wird und ſich hören läßt.

Kirr, O! oder Schnepfe hoch! iſt der Ruf der Treibeleute bei der Schnepfenjagd, wenn ſie eine Schnepfe auffliegen ſehen, um die angeſtellten Schützen darauf aufmerkſam zu machen, daß ſie nichts vorbei gehen laſſen.

Kirrung, ſ. Ankörnen.

Kirſchfinke, ſ. Kernbeiſſer.

Kirſchiger Boden. Heißt ſolcher Boden, der mit kleinen, einer Erbſe großen, auch etwas größern Steinen vermiſcht iſt, und wenn die übrigen Beſtandtheile nicht entgegen ſind, einer der beſten Holzboden, beſonders für die Buchen, iſt.

Kirſchvogel, ſ. Pirol.

Kitte, Volk, Fr. Compagnie, Volée ou Couvée de perdrix. Wird vom Federwildpret, nämlich was Hühner ſind, eine Hecke genannt, die auf einmal ausgebrütet worden iſt; ſo ſagt man aber auch ein Kitt oder Volk Feld- Haſel- oder Birkhühner, wenn ſelbige auf einem Haufen beiſammen liegen.

Klafter, Faden, Fr. Corde, deux voies de bois. Iſt ein angenommenes Holzmaas zum Brenn- und Kohlholz. Zu Klafterholz taugt das Schlagholz, da es beſſer brennt, und nicht ſo oft als das dickere Stammholz geſpalten werden darf, am beſten. Daß die Stämme und ſtarken Aeſte in Klötze getheilt, die Klötze aber geſpalten werden müſſen, verſteht ſich von ſelbſt, und jeder Holzhauer weiß, wie er Säge, Keil und Schlägel zu brauchen habe. Es giebt aber noch manches, das die Holzhauer nicht wiſſen wollen, und dazu müſſen ſie von dem Förſter angehalten werden.

Die Scheiter zu den Klaftern dürfen weder zu dick, noch zu dünne ſeyn, damit Käufer und Verkäufer keinen Schaden haben. Von einigen wird daher zur

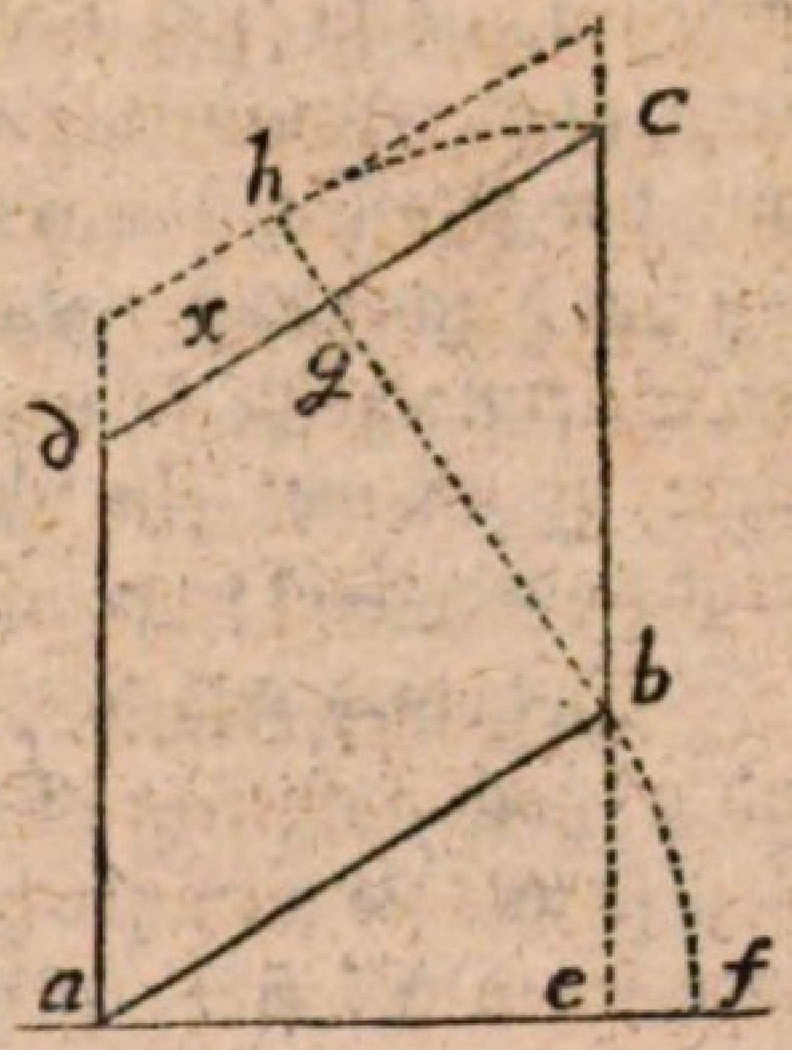
Regel angenommen, daß die Scheiter auf der Borkenſeite nicht unter 6, und nicht über 9 Zoll Breite haben ſollen. Nach dieſer Vorausſetzung dürfen nur Klötze, die über 3 Zoll dick ſind, geſpalten werden, und zwar die, welche weniger als 6 Zoll im Durchmeſſer haben, nur einmal, und zweimal, welche mehr haben. Fallen im letztern Fall die Scheiter zu dick aus, ſo werden ſie noch einmal geſpalten.

Wenn nun die Scheiter in Klaftern gelegt werden, muß der Förſter genaue Aufſicht haben, daß nicht die Holzhauer, um mit der Klafterzahl auch ihren Lohn zu vermehren, die Scheiter zu hohl legen, und die Summe der Zwiſchenräume übermäßig vermehren. Aus eben der Urſache ſollen zu krumme Scheiter gar nicht, und zu dünne nicht neben einander in die Klaftern gelegt werden.

Bei dem Aufſetzen der Klaftern iſt auch noch zu erwägen, ob ſolches auf der Ebene, oder an den Bergen geſchiehet. Wenn eine Klafter Holz an einem Berge, oder, welches einerlei iſt auf einer ſchiefen Fläche aufgeſetzt werden muß, und ſie bekommt dieſelbe Breite am ſchiefen Boden und ſenkrechten Höhe an den Klafterſtangen, die ihr auf horizontaler Ebene gegeben wird, ſo verlieret ſie an ihrem körperlichen Inhalte. Die Sache verdient Aufmerkſamkeit und Anwendung der leichteſten Mittel, den daraus entſtehenden Schaden beurtheilen und abwenden zu können. Eine richtige Klafter iſt: die in der geſetzmäßigen Höhe auf ebenem horizontalen Boden ſenkrecht oder in rechten Winkeln aufgeſetzt iſt; und ihr Inhalt wird gefunden, wenn Breite, Höhe und Scheitlänge mit einander multiplicirt werden. Wenn z. B. die Breite $=6'$ die Höhe $=6'$ und die Scheitlänge $=3\frac{1}{2}'$ iſt: ſo iſt der körperliche Inhalt dieſer Klafter $=126$ Cubikfuß.

Daß durch das ſchiefe Aufſetzen wirklicher Verluſt entſtehe, dieſes ſoll erſt geometriſch bewieſen werden, wobei ſich zugleich eine Formel zur Berechnung des Verluſtes ergeben wird.

Es ſey (Fig. 1.) a b c d die am Berge aufgeſetzte Klafter; f a b die Elevation des Berges gegen den Horizont = 20 Grad; das Klaftermaas aber ſey 6 Fuß breit, 6 Fuß hoch und die Scheitlänge 3 und einen halben Fuß.



Weil a b h = R und jede Seite des Rhombus (oder die Stirnfläche der Klafter) = 6′ ſeyn ſoll, ſo iſt b g die geometriſche Höhe der falſchen, und b h die Höhe der wahren Klafter, h b — g b aber = der fehlenden Höhe, und h g. h b = x. = der Stirnfläche des Defekts, welcher mit l = der Scheitlänge multipliciret, den körperlichen Inhalt deſſelben giebt. Es kömmt nun darauf an, h g zu finden.

Da a b = b h und vermöge der Conſtruktion < c b h = < b a f, ſo iſt, wenn die Bogen b f und h c gezogen werden a f = a b = a d = b h = b c und da < b a f = < c b h ſin. a = ſin. b. Ferner iſt a c = coſ. a und b g = coſ. b mithin a c = b g. Da nun ſin. tot. — coſin = ſin. verſ. und a f = b h = ſin. tot. ſo iſt a f = a c = e f, ſo wie b h — b g = g h = ſin. verſ. des Elevationswinkels.

Nimmt man alſo das Klaftermaas für den Halbmeſſer oder den ſinum totum, bringt es auf Zolle, und berechnet ſich eine Tabelle für den ſinus verſus, ſo kann man nach folgender Formel verfahren:

Es ſey ſinus totus = r, der ſinus verſus des gefundenen Elevations-Winkels = s, die Scheitlänge = l, und der Cubikinhalt des Verluſtes = x: ſo iſt

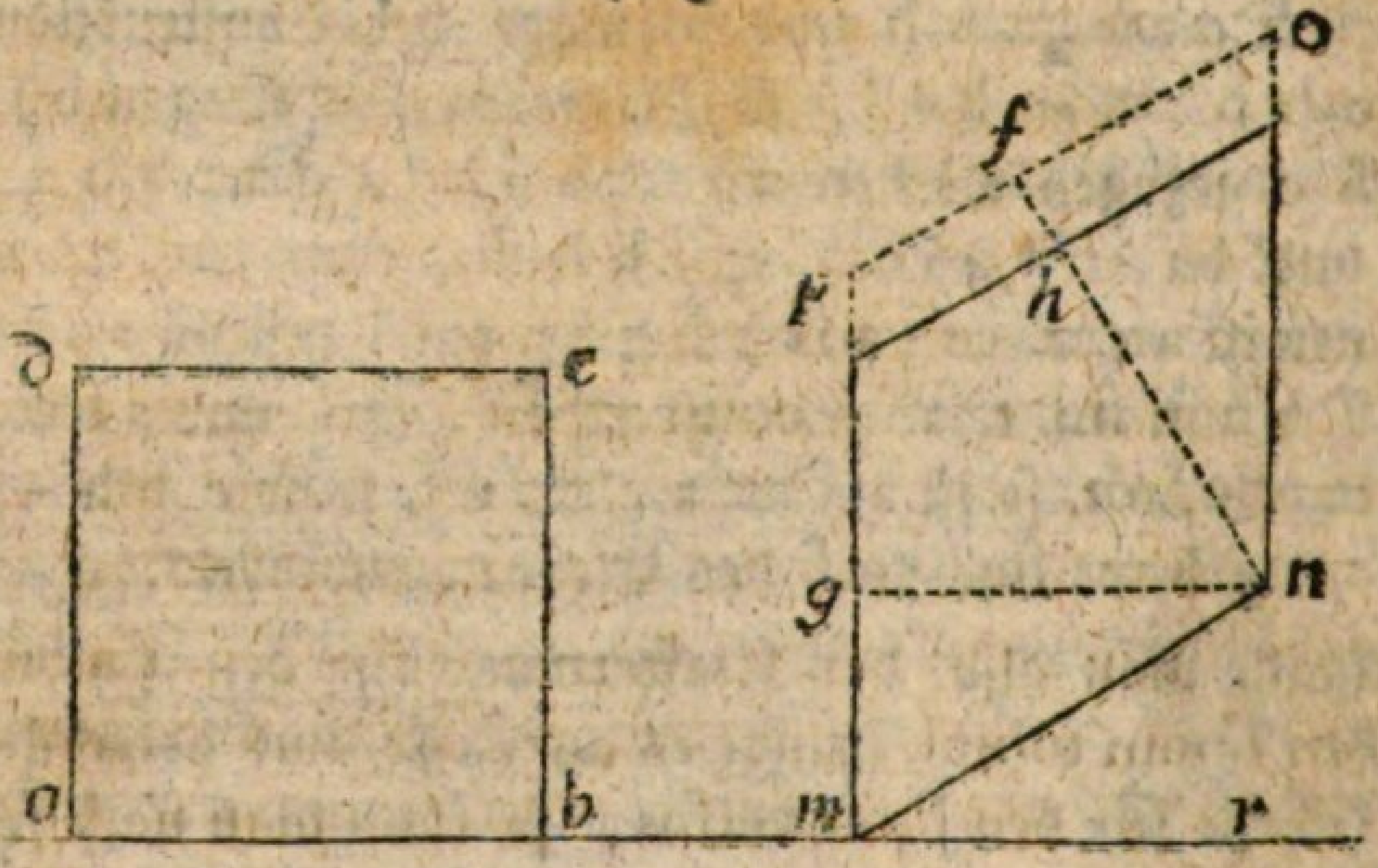
(s. r). l = x.

Es ſey z. B der Elevations-Winkel des Berges = 20°, ſo iſt an einer Klafter, von dem vorher bemerkten Maaſe, 7,598 Cubikfuß Verluſt.

Für diejenigen, welche mit der Trigonometrie nicht gern umgehen, läßt ſich der Beweis auch einfacher darſtellen, wenn man nämlich die Scheitlänge, die auf die Veränderung der Klafter, durch das ſchiefe Auffetzen gar keinen Einfluß hat, ganz auſſer Betracht läßt, ſo daß man es nur mit der Stirnfläche derſelben zu thun bekömmt. Dieſe Stirnfläche iſt allemal ein Parallelogramm, die Klafter mag gerade oder ſchief ſeyn.

Bei einer Klafter, welche im rechten Winkel 6′ breit und 6′ hoch aufgeſetzt iſt, muß dieſelbe 36 Quadratfuß halten; ſo wie ſie weniger hält, iſt Verluſt an ſelbiger. Bei einer jeden Klafter, ſie ſei auf der Ebene oder am Berge aufgeſetzt, müſſen die Klafter-Stecken ſenkrecht ſtehen, weil ſie ſonſt einfallen würde; geſchieht dieſes nun am Berge, mit 6′ hohen Klafter-Stecken, ſo leidet die Stirnfläche allerdings eine Veränderung, und zwar jedesmal einen Verluſt, weil die Breite und Höhe der Klafter nicht mehr in rechten Winkeln bleiben, ſondern aus dem Rechteck a b c d

(Fig. 2.)



ein Rhombus m n o p wird.

Die geometriſche Höhe einer Figur iſt die ſenkrechte Linie von ihrer Spitze auf ihre Grundlinie oder hier zwiſchen zwei Parallelen dieſelbe; bei dem Rechteck iſt ſie demnach = a d, bei dem Rhombus aber iſt ſie nicht = m p oder n o, ſondern h n und das — was h n weniger als 6′ hält, fehlt an der wahren Höhe, hier h f.

Es iſt bei einer Figur einerlei, welche Seite ich zur Grundlinie nehme und die Höhe darauf beſtimme; es iſt alſo auch gleichviel, ob ich m n zur Grundlinie, und f n zur Höhe, oder ob ich m p zur erſtern und g n zur leztern mache. Im erſten Falle erhalte ich kein Produkt aus 6′ Breite und 6′ Höhe, denn an leztern fehlt f h; im leztern Falle aber bekomme ich es sobald ich m p = 6′ zur Grundlinie nehme, und das Klaftermaas = 6′ nicht nach m n, ſondern nach g n″, das heißt, ſenkrecht von den Klafterſtecken aus, mithin horizontal, anlegte.

Einige haben vorgeſchlagen, die an den Bergen ſtehenden Klaftern höher, oder über das Maas zu ſetzen, damit der Verluſt wieder beigebracht würde, da gehört aber das Maas des Elevations-Winkels n m r dazu, weil f h davon abhängt. Wieder andere wollen den Holzmachern hölzerne Winkelhaken geben, deren Schenkel = 6 Fuß ſind, und die Klaftern ſo hoch legen laſſen, bis ſie dem aufrecht ſtehenden Schenkel des Winkels n f gleich kömmt. In beiden Fällen iſt aber zu befürchten, daß die Holzmacher ſich dem Gebrauch der Inſtrumente widerſetzen werden. Am beſten iſt alſo wohl dieſes, die Klaftern an Bergen in der gewöhnlichen Höhe zwiſchen den Klafterſtecken aufzuſetzen, ihre Breite aber alsdenn nicht nach der ſchiefen Linie m n (oder am Boden), ſondern nach der horizontalen g n zu meſſen.

Ausführlichere Abhandlungen hierüber finden ſich: in Oettelts praktiſchen Beweis Th. I. S. 67. ꝛc. im Journal für das Forſt- und Jagdweſen B. II. H. 2. in Rudolphs Bruchſtücken aus dem praktiſchen Forſt- und Cameralweſen Th. I. S. 151. und in Beiträgen zur Forſtwiſſenſchaft aus der praktiſchen Geometrie von C. W. A. §. 59. ꝛc.

Klafterholz. Iſt das in Scheiter geſpaltene und in gehöriger Menge zum Klaftern beſtimmte Brenn- oder Kohlholz.

Klaftermaas, Fr. Membrure. Beſtehet gemeiniglich aus einem langen Stock, an welchem die Höhe und Breite des in einem Lande oder Reviere beſtimmten Klaftermaaſes abgezeichnet iſt, und deſſen ſich der Forſtbediente bei der Abpoſtung oder aber auch ſchon vorher bei der Abnahme der Hölzer von den Holzmachern, bedienet, und die Richtigkeit

der Klaftern in Rückſicht ihrer Höhe und Breite, unterſucht.

Klapholz. Wird in dem Holzhandel auf der Weſer das groß geſpaltene Eichenholz genannt, wovon Faßſtäbe geſpalten werden; auch werden anderwärts die ſchon verarbeiteten Stäbe noch Klapholz genennt, und in der Churmark Brandenburg werden beim Holzhandel 12 Schock 48 Stück Klapholz à 32 Zoll lang, 4 bis 5 Zoll tief und 4 bis 5 Zoll breit für 1 Ring Stabholz gerechnet; nach einer neuern Holztaxe vom Jahr 1776 darf aber keins mehr gemacht werden. S. auch Stabholz.

Klapper, Fr. Cliquette. Beſtehet aus einem Brettchen, wozu ein hölzerner Hammer gehöret; oder es werden etliche hölzerne Kugeln an einen Riemen gereihet. Dergleichen Klappern werden den Treibern gegeben, um damit Lerm zu machen und das Wildpret dadurch aufzuſcheuchen, und werden bei der Schnepfen- beſonders aber bei der Haſenjagd gebrauchet.

Klapperjagd, Fr. Chaſſe à bruit, à cliquet; auch genannt: Geſchreijagd, Klopjagd. Heißt diejenige Jagd, wobei ein Ort durchſtrichen, und das Wild durch Klappern, ſtarkes Geräuſch, Getöſe und Geſchrei vieler Menſchen, Anſchlagung der Bäume, Hetzen der Hunde und Blaſen der Hörner, auch Löſung des Gewehrs, aus ſeinem Stande heraus und an einen gewiſſen Ort gejagt, und daſelbſt durch die auflauernden Schützen erſchoſſen oder durch aufgeſtellte Jägergeräthſchaften gefangen wird.

Ein jeder Jagdberechtigter hat zwar überhaupt die Befugniß, ſeine Gerechtigkeit auf alle mögliche Art auszuüben, ſich mithin auch der Klapperjagd zu bedienen. Gleichwohl aber wird dafür gehalten, daß der mit der Mittel- und niedern Jagd Berechtigte ſich an den Orten, wo ſich das hohe Wild aufzuhalten pflegt, damit ſolches nicht aus dem Revier verſcheucht werde, von der Klapperjagd, wenn er dieſelbe nicht beſonders durch ruhigen Beſitz erworben, keinen Gebrauch machen dürfe: ſo wie man auch behauptet, daß derjenige, welchem die hohe Jagd zuſtehet, die Klapperjagd in ſolchen Gegenden, wo ſich das mittlere und kleinere Wildpret aufhält, unterlaſſen müſſe, und ſich derſelben bloß in

dem Falle bedienen könne, wenn er ſie durch rechtlichen Beſitz hergebracht habe.

Ein Koppeljagdberechtigter würde, wenn die Klapperjagd auf dem Koppelreviere nicht gewöhnlich, dieſelbe aus obigen Gründen wider den Willen der übrigen dazu Berechtigten zu treiben, ebenfalls nicht befugt ſeyn. Ueberhaupt kömmt es hiebei auf jedes Orts Gewohnheiten an; billig aber ſollten dieſe Jagden in hohen Hölzern abgeſchaffet und nur in Vorhölzern und Feldbüſchen beibehalten werden.

Dieſer Jagd entgegengeſetzt iſt die ſtille Jagd, nämlich diejenige Jagd, die ohne oben benanntes Geräuſch und lautes Zuſammentreiben, auch ohne Schießen mit Büchſen oder Flinten und Jagen mit Hunden, bloß mit Netzen, Schlingen, Fallen und andern Inſtrumenten, oder mit Reihern, Habichten und Falken ꝛc. getrieben wird.

Klapperſtecken, Klippſtecken, Fr. Pièce de bois, qu'on affermit à l'eſſieu pour diminuer le mouvement de la roue. Sind mäßig ſtarke, friſche und biegſame Stecken, am beſten von büchenem Holze, und von ſolcher Länge, daß wenn ſie an der Achſe eines beladenen Frachtkarrens befeſtiget werden, ſie noch in die Speichen der Räder eingreifen müſſen, damit ſie beim Hinabfahren ſteiler Berge das Fuhrwerk etwas aufhalten können. Wenn aber nicht beträchtlicher Schaden in den Holzungen verübt werden ſoll, ſo darf das Abhauen dieſer Stecken den Fuhrleuten ſelbſt durchaus nicht geſtatten werden, weil dieſe gewöhnlich das nächſtſtehende junge Stangenholz zuerſt wegnehmen. Daher müſſen dergleichen Stecken von den Aeſten der Bäume in der erforderlichen Länge, durch die Holzhauer in den Holzſchlägen ausgehalten und ausgeäſtet, an einem ſchicklichen Orte verwahret, und an die durchreiſenden Fuhrleute, gegen Erlegung des Hauerlohns und der Herbeiſchaffungskoſten, abgegeben werden.

Klauen, Fr. Patte, Griffe. Heiſſen die untern Theile an den Läuften der vierfüßigen Raubthiere, auf welchen ſie gehen; ſo werden aber auch die Fänge oder Füße der Raubvögel genannt.

Klebegarn, ſ. Stoßgarn.

Kleidung, Fr. Garniture. Wird das Beſchläge an einer Büchſe oder Flinte genannt, wozu die Platte, Hül-

ſen, Biegel, Seitenblech und Daumenſtücke gehören; gelb gekleidet heißt es, wenn das Beſchläge von Meſſing, weiß gekleidet hingegen, wenn es von Eiſen gemacht iſt.

Klein Geſchaide, Fr. Entrailles menues. Werden vom Jäger die Därme bei dem Roth- oder Schwarzwildpret genannt.

Kleine Pfulſchnepfe, ſ. Heerſchnepfe.

Kleine Vögel, Fr. Oiſeaux petits. Hierunter gehören: die Nachtigall, der Staar, die Heidelerche, der Fink, Hänfling, Goldammer, die Meiſen, Grasmücken, Rothkehlchen, Zeiſige und übrigen Singvögel bis zum Weidenzeiſig.

Kleiner Neuntödter, ſ. Dorndreher.

Kleiner Taucher, Lat. Colymbus minor, Linn. Fr. le Grêbe de riviere ou Caſtagneux, Buff. Engl. the little Grebe, Penn. auch genannt: Duckchen, ſchwärzlicher Taucher, gemeines Taucherchen, Tauchentchen, Käferentchen. Gehört als Waſſervogel unter die dritte Familie der Taucher, nämlich die Steißfüße mit 4 lappigen Füßen und keinem Schwanze. Zu Kennzeichen ſeiner Art hat er einen glatten Kopf, ſchwarzgrauen Ober- und ſchmutziggrauen Unterleib, und (das Männchen) rothbraune Kehle und Wangen. Er bewohnt die ſüßen Waſſer von Europa ꝛc. und iſt in Deutſchland ſehr gemein.

Seine Länge iſt 11 Zoll, und die Flügelbreite 1 Fuß 5 Zoll. Der Schnabel iſt 1 Zoll lang, gerade, gedruckt, der Oberkiefer dunkelbraun, die Naſenlöcher in der Mitte und eirund, die Augen bläulichbraun, die Füße ſchwärzlichgrün, die Zehen bis zur Hälfte mit einer Schwimmhaut verbunden, von vorne belappt, die Beine 1 und einen halben Zoll hoch, die Mittelzehe 2 und 1 Viertel Zoll, die hintere 5 Linien, und, wie bei allen Steißfüßen, nur ein bloßes Läppchen.

Der Kopf, übrige Oberleib, die Deckfedern der Flügel und die Bruſt iſt ſchwarz, die Wangen, Schläfe und die Kehle hochrothbraun, der Bauch ſchmutzigaſchgrau, die Schwungfedern aſchgrau, die hintern auf der inwendigen Fahne weiß, die innern Deckfedern der Flügel auch weiß — Alle Federn ſind außer den Schwungfedern haar- oder wollenartig. — Das Weibchen iſt merklich verſchieden, am

Oberleibe dunkelbraun, an den Wangen und der Kehle gelblichgrau, und der aſchgraue Bauch zuweilen gelblich überlaufen.

Er iſt ein äußerſt ſcheuer Vogel, der, ohngeachtet er ſich oft ſehr nahe an den Häuſern in Teichen aufhält, doch faſt immer unſichtbar iſt, weil er entweder, ſobald er einen Menſchen gewahr wird, untertaucht, oder ſich in Schilf oder Gebüſche verbirgt. Er taucht unter allen Tauchern am beſten. Nur zur Zeit der Paarung laſſen Männchen und Weibchen ein leiſes J! J! hören, wodurch ſie ſich einander anlocken. Sie lieben vorzüglich waldige Gegenden, daher man ſie auch auf Teichen, die im Walde liegen, ſehr häufig antrifft; da ſie hingegen im flachen, ebenen Lande auf den Flüſſen und Teichen ſeltner ſind. — In ihren Magen findet man nichts als Waſſerkäfer und andere Waſſerinſekten, Gras und kleine weiße Kieſelchen, freſſen alſo wohl niemals Fiſche.

Im Mai legt das Weibchen 4, ſelten 3, und noch ſeltner 5 Eier, von Form und Größe der Taubeneier, ſchmuzzig blaßgelb, und mit kleinen dunkelbraunen Flecken beſtreut. Das Neſt iſt ein großer Klumpen Waſſerflachs und andere Waſſerkräuter, den ſie an einen Zweig, der ins Waſſer hängt, oder an Schilf befeſtigen. Das Weibchen brütet ſie in 3 Wochen allein aus. Die Jungen ſchlüpfen ſogleich, wenn ſie aus dem Ei ſind, aus dem Neſte, und haben oft noch ein Stückchen Eierſchale an ſich, wenn ſie ſchon im Waſſer herumſchwimmen. — Auch findet man das Neſt nicht ſelten in Entenhäuschen, die auf einem Teich gebauet ſind, wenn ſie gehörig unter dem Waſſer ſtehen. — Die Jungen ſehen bis zum erſten Mauſern am Oberleibe graubraun, am Unterleibe aber ſchmutzig weiß oder grau aus. Sie ſind nich ſcheu, und können, wenn ſie noch klein ſind, ins Schilf getrieben und mit den Händen gefangen werden.

Sie ſind äußerſt ſchwer zu ſchießen; denn ſobald der Hahn auf der Flinte pickt, oder das Pulver auf der Pfanne ſich entzündet, ſo ſind ſie auch ſchon unter dem Waſſer, und man ſchießt über ihnen weg. Man kann ihnen alſo nur hinter einem Baum oder zwiſchen Gebüſchen verborgen bei windiger, unruhiger Witterung beikommen. — Ihr Fleiſch

wird gegeſſen, muß aber von der Haut enblößt ſeyn, ſonſt ſchmeckt es etwas thranig. — Die Federn ſind vortrefliche Dunen

Kleines Weidewerk, Fr. Vénerie petite. Hierunter verſtehet man alles, was zur niedern Jagd gerechnet wird, und ein Hegereuter oder anderer dergleichen Jagdbedienter vorzüglich vor einem Hirſchgerechten Jäger verſtehen muß.

Kleinjährig Holz, Fr. Bois à cerne ſerré. Iſt dem grobjährigen entgegengeſetzt, und ſolches Holz, deſſen Jahrringe nahe beiſammen ſind.

Kletterſtange, Fr. Perche aux gluaux. Iſt eine hohe Stange, an welcher oben große Leimruthen angebracht ſind. Dieſe Stangen ſetzt man im Wald an einen leeren Platz in die Erde, und ſetzt dabei ſeinen Lockvogel, welcher die vorüberfliegenden gewiß an ſich lockt. Dergleichen Stangen bedienen ſich die Vogelſteller vorzüglich zum Fang der Kreuzſchnabel.

Klettereiſen, Steigshaken, Fr. Grappin. Iſt in einigen Gegenden ein Inſtrument der Holzdiebe, und beſtehet aus einer ziemlich ſtarken tannenen Stange, durch welche Löcher gebohret ſind. In dieſe Löcher ſtecken ſie Pflöcke von hartem Holze, und ſteigen auf ſolchen wie auf den Sproſſen einer Leiter die Bäume hinauf. Um dieſes zu können, iſt oben an der Stange ein krummer ſtarker eiſerner Haken befeſtiget, mittelſt deſſen ſie die Stange an einen ſtarken Zweig hängen, ſo auf die Bäume ſteigen, und ſolche halb abhauen. Mit dem Haken aber reiſſen ſie auch ſtarke Zweige von den Bäumen längſt des Stammes herunter, wovon der Baum, da der Schaden nicht wieder verwächſt, öfter vor der Zeit faul wird.

Klima, Fr. Climat. Hierunter wird in Abſicht der Witterung, entweder ein Theil der Erdkugel verſtanden, welcher zwiſchen zwei mit einander parallelgehenden Zirkeln unter einer Breite liegt; oder jede Himmelsgegend, und die darunter gewöhnliche Witterung, ohne Rückſicht auf die geographiſche Breite, bloß nach Beſchaffenheit der Ebenen und Gebirge. Da beides auf das Gedeihen der Pflanzen und der Gehölze einen ſehr großen Einfluß hat, ſo ſollte auch bei dem Anbau einer gewiſſen Holzart das Klima billig zuerſt die Aufmerkſamkeit des Forſtmanns an ſich ziehen.

In Rückſicht deſſen, was ein Klima im ökonomiſchen Verſtande ſey, begnügt ſich der Forſtwirth und Oekonom nicht mit bloß kosmographiſchen Begriffen; denn dieſe geben ihnen zu wenig Licht in dem, was ſie hierüber zur beſſern Kenntniß ihres Berufs wiſſen wollen; und ſie finden beide hier nicht ſelten einerlei, dort aber verſchiedenes Klima, wenn in dieſen Fällen der Geograph das Gegentheil behauptet, weil beide verſchiedene Data annehmen, aus welchen ſie das Wort, Klima, erklären. Der Geograph ſieht hier bloß auf die Dauer des längſten Tages, der Forſtwirth hingegen auf die Holzpflanzen. Die beſtändigen und ſich ſelbſt überlaſſenen Erſcheinungen der eigenthümlichen Pflanzen, wodurch ſich ein Landſtrich vor dem andern ausnimmt, ſind die Charaktere, nach welchen der letztere ein Klima von dem andern unterſcheidet. Daher iſt es möglich, daß es mehrere Gegenden geben kann, die, ohngeachtet ſie in demſelben geographiſchen Klima liegen, dennoch beträchtliche Abänderungen in ihren Holzarten leiden; und ſo können auch im Gegentheil Gegenden bei ihrem kosmographiſchen Unterſchiede und ungleichen Klima dennoch einerlei Erſcheinungen im Pflanzenreiche haben. Und ſo iſt die Sache auch wirklich; daher verſteht man gemeiniglich unter Klima, die Beſchaffenheit eines Landes oder eines gewiſſen Diſtrikts, in Anſehung der Luft und ihrer Eigenſchaften, welche ſodann ihre beſondere Wirkung auf das Wachsthum aller daſelbſt befindlichen Gewächſe äußert.

Nach den Bemerkungen des berühmten Reiſebeſchreibers Kalm werden Bäume, die am beſten in ſüdlichen Ländern gedeihen, deſto kleiner und kommen endlich gar nicht mehr fort, je mehr man nach Norden kömmt. Hingegen giebt es wieder andere Bäume, welche die Vorſicht für die nördlichen Länder beſtimmte, die daſelbſt zu einer bewundernswürdigen Größe wachſen. Je weiter ſie aber nach Süden verpflanzt werden, deſto kleiner werden dieſelben, bis ſie endlich ſo abarten, daß ſie gar nicht mehr wachſen wollen.

Andere Bäume lieben einen gemäßigten Himmelsſtrich, und führet man ſie weiter nach Norden oder Süden, ſo misrathen ſie und werden kleiner. So giebt es in Penſilvanien Bäume, die daſelbſt beſonders gut fortkommen,

aber um ſo viel mehr abnehmen, je weiter man ſie nach Norden oder Süden verpflanzt. Der Saſſafras z. B. der in Penſilvanien unter dem 40ſten Grade oer Breite zu einem ziemlich hohen und ſtarken Baum erwächſt, war bei Oswego und dem Fort Nicholſon oder zwiſchen dem 42ſten und 43ſten Grad ſo klein, daß er kaum die Höhe von 2 bis 4 Schuh erreichte, und ſelten ſo dick als der kleine Finger einer erwachſenen Perſon war. Eben ſo erlangt der Tulpenbaum in Penſilvanien die Höhe und Dicke wie unſere größten Eichen und Tannen; bei Oswego hingegen fand man ihn nicht über 12 Schuh hoch und nicht dicker als eines Manns Arm. Der Zuckerahorn iſt in den Waldungen von Canada einer der gemeinſten Bäume und wird überaus groß. In den ſüdlichen Landſchaften aber, als in Neujerſey und Penſilvanien ſteht er nur an der Nordſeite des blauen Gebirges und auf den ſteilen Hügeln an Flüſſen, die nach Norden hingekehrt ſind, und er gelangt auch niemals zum dritten oder vierten Theil der Höhe, welche er in Canada hat. So wachſen auch in Philadelphia die Erlen in ziemlicher Menge auf feuchten und niedrigen Stellen. Sie gelangen aber nie zu der Größe, wie in Europa, ſondern ſtehen meiſt als Gebüſche, die ſelten über eine Klafter ausgebreitet, und faſt nie über 2 Fuß hoch werden. Sie ſollen um ſo viel kleiner werden, je weiter man nach Süden komme, und deſto erhabener und dicker, je näher nach Norden.

Selbſt in Deutſchland giebt es verſchiedene Klimata, die in dem Wachsthum und dem Körperbau der Pflanzen große Veränderungen bewirken. So wächſt auf der Schneekoppe und andern Orten des höchſten Rieſengebirges eine Art Kiefern, welche ohne Stamm gleich aus der Wurzel Aeſte ſchlagen, ſich ſehr weit ausbreiten, dicht an einander wachſen, und ſehr niedrig bleiben, deswegen ſie unter dem Namen Knieholz (pinus montana) bekannt ſind. Die Nadeln ſind nicht nur kürzer, ſondern auch ſtärker und härter als an der gewöhnlichen Kiefer, und die Wurzel der Knieholzkiefer kriecht eben ſo im Boden als der Stamm über der Erde, da bekanntlich die Kiefer mehrentheils Pfahlwurzel treibt. Die Rothtanne wächſt ebenfalls in den kälteſten Gegenden des Rieſengebirges in der niedrigſten Geſtalt. Sie kriecht ſo flach und gekrümmt auf der Erde

hin, wie jene Kiefer, und hat ähnliche Eichenſchaften in Abſicht des Holzes. Auch der Vogelbeerbaum (ſorbus aucuparia) wächſt als ein niedriger Strauch am Fuß der Schneekoppe unter dem Knieholz hin und wieder.

Noch weit mehr zeigt ſich ein ſolcher Unterſchied in den Ländern, welche mehr gegen den Nordpol liegen. So ſchrumpfen, nach Sujeſt, alle unter dem 65ſten Grad nördlicher Breite einigermaßen noch ausdauernde Bäume ein und bleiben nur Stauden. Die Birken, Weiden und Erlen kriechen, nach Cranzens Nachrichten, in Grönland nur auf dem kalten Boden fort und über klafterhohe Stauden giebt es gar nicht. Gegen den 68ſten Grad nördlicher Breite verliert ſich nach Pallas die Birke, Eſche, die im Norden einheimiſche hohe Tanne und Lerchenbäume kriechen nur als Zwergbäume auf dem kaum im Sommer aufthauenden Boden fort.

Nur ähnliche Lagen und Himmelsſtriche bringen auch ähnliche Pflanzen hervor, und aus dieſem Grunde erlangen die eigenthümlichen Pflanzen der Gebirge auch in den entfernteſten Gegenden, anſehnliche und gleiche Höhen. Daher kommen auch die aus Nordamerika hergebrachten unter unſerm Klima kultivirten Holzpflanzen, bei uns ohne Verminderung ihres Wuchſes ſehr gut fort. Denn das Klima desjenigen Theils von Nordamerika, der zwiſchen dem 39ſten und 45ſten Grade nördlicher Breite liegt, hat die größte Aehnlichkeit mit demjenigen unſers Vaterlandes, welches aus den Bemerkungen des berühmten Forſtmanns, Herrn von Wangenheim, der dieſes Land bereiſte, ſehr deutlich erhellet. Eben daher iſt unſer Klima milde genug zur Hervorbringung derjenigen Nordamerikaniſchen Holzarten, welche dort vom 39ſten bis 45ſten Grad nördlicher Breite hin wachſen, wovon auch die klaren Beweiſe ſchon faſt überall vor Augen liegen. Man ſehe auch unter Holzkultur.

Klipprohr. Heißt ein Geſtelle auf dem Finkenheerd, woran man die Ruhrvögel bindet.

Klippſtecken, ſ. Klapperſtecken.

Kloben. Iſt ſo viel als Scheite.

Kloben, Rollen, Fr. Main de poulie. Sind Räder mit einer Kümme verſehen, wie ein Spinnrad, da die Schnure innen gehet, an deren ſtatt aber hier die Leine; ſie

werden zur Stellung allerhand Garne gebrauchet, indem man geſchwind und leicht damit ſtellen kann; ſ. auch unter Meiſenhütte.

Klobenflöſſe. Heißt in Schleſien eine Schwemmerei von einer großen Anzahl Klafterholz, in einzelnen Scheiten auf freien Strömen, die, wo es ausgezogen wird, mit Verſatzungen oder Floßrechen, zum Aufhalten deſſelben, geſpannt ſind. Dieſe Art von Flöſſerei iſt auf der Oder erſt ſeit 1778 eingeführt worden, und iſt alſo derjenigen entgegengeſetzt, die vorher nur allein exiſtirte, und nebenbei noch jetzt getrieben wird; ſ. Matatſche.

Klobenholz, Fr. Quartier de bois. Iſt eigentlich ſo viel als Klafterholz, nur daß an einigen Orten das grobſcheitige darunter verſtanden wird.

Klopſjagen, Treibejagen, Fr. Tric-trac, Battue. Iſt ein Jagen, welches ohne Zeug, bloß mit Treibeleuten, Schützen und Hatzhunden geſchiehet. So gering dergleichen Jagen wohl geſchätzt werden mag, ſo angenehm und luſtig iſt es, und erfordert, wenn es recht angelegt werden und genugthuend ausfallend ſoll, große Fertigkeit, Uebung und Erfahrung, ſowohl in Anlegung der Treibeleute, als auch im Treiben ſelbſt, damit der Herr vom Jagen etwas zu ſchießen bekömmt, und nicht etwa das Wildpret oder die Raubthiere auf den Flügeln entfliehen.

Wenn dergleichen Jagen gehalten werden ſoll, ſo gehen zuvor die Chefs nebſt den Forſtbedienten in die Forſte und Gehölze, ziehen dieſelben durch, beſehen die Dickigte, wie ſie beſchaffen, und wo es ſich ſchickt, ein Treiben anzulegen, und ſtecken an den Ort, wo der Herr von der Jagd, ingleichen wo die Schützen ſtehen ſollen, ein Zeichen von Stroh, oder auch einen andern Wiſch. Wo aber die beſten Päſſe und Wechſel ſind, werden ſie für den Herrn beſonders angemerkt, den folgenden Tag darauf wird nach Belieben des Herrn die Klopſjagd vorgenommen, die Treibeleute werden angeleget, der Herr ſammt den Schützen geſtellet, und eine verlohrne Wehr auf dem rechten ſowohl als linken Flügel angeſtellet.

Sobald nun der Herr mit den Schützen angekommen, wird erſtlich geloſet, wie die Schützen der Reihe nach ſtehen ſollen. Hierauf wird von einem dazu beſtimmten Forſtbe-

dienten, welcher auch dem Herrn ſeinen Standort anweiſet, jeder nach ſeiner Nummer geruſen, ſo daß von No. 1, welche auf den rechten Flügel kömmt, angefangen, und ſo mit den Nummern fortgefahren wird, bis ſie alle geſtellet ſind.

Auf beiden Flügeln, wie auch in der Mitte im Treiben, iſt ein Commandeur, und dirigiren alſo ihrer drei das Treiben. Den andern Jägern werden Nummern gegeben, wie ſie ſich auf dem rechten und linken Flügel zwiſchen die Treibeleute ſtellen, und das Treiben ordnen müſſen.

Wenn nun alles in Ordnung gebracht iſt, und die Herrſchaft ſowohl, als die Schützen an die benannten Orte aufgeführet ſind, ſo reitet der Forſtbediente, welcher das Anweiſen der Plätze beſorget hat, auf den rechten Flügel, und benachrichtiget den Commandeur, daß die Schützen alle angeſtellet ſind.

Hierauf giebt der Jäger auf dem rechten Flügel, dem auf dem linken, indem er auf dem Flügelhorn bläſet, das Zeichen, daß das Treiben angehe, worauf ihm der auf dem linken Flügel antwortet, und inzwiſchen läßt ſich auch der in der Mitte hören. Alsdann geht das Treiben an, und rücket die verlohrne Wehr auf dem linken ſowohl als auf dem rechten Flügel, ſo wie das Treiben gehet, nach der Mitte in gerader Linie fort, wobei aber das Treiben, ſo viel immer möglich, in der Rundung gehalten werden muß.

Auf dem rechten Flügel wird hinter der verlohrnen Wehr eine Hatze Hunde, auf dem linken Flügel eben dieſer Wehr gleichfalls eine Hatze, und in der Mitte auch eine Hatze Hunde geſtellet. Nicht weniger hat der Herr eine Hatze Hunde in einer geringen Entfernung hinter ſich ſtehen. Die erſtern werden dazu gebraucht, daß wenn Sauen durch die Treibeleute brechen, oder angeſchoſſen werden, man dieſelben damit hetzen kann.

Sobald aber das Treiben bis auf die Mitte gelanget iſt, wird angehalten, und ganz gemacht. Mittlerweile rücken die auf der verlohrnen Wehr nach dem Ort des Herrn zu, und hinter den Schützen hin; doch müſſen ſie ſich in Acht nehmen, daß ſie dem Herrn über drei Mann der Schützen nicht zu nahe kommen. Wenn ſie nun bis an den dritten Mann vom Herrn her kommen, machen ſie

Halte. Alsdenn geht das Treiben gerade hinaus bis an die Schützen.

Auf dieſe Art mit der verlohrnen Wehr zu treiben, wird das Wildpret in der Mitte zuſammen gehalten, und kann auf den Flügeln nicht vorbei gehen, ſondern muß vielmehr auf den Herrn zu fliehen, und bei demſelben zum Schuße kommen.

An einigen Orten war es üblich, daß nach geendigter Klopfjagd denjenigen Schützen, die mit geſchoſſen, aber allezeit gefehlet, und dieſen Tag nichts erhalten hatten, ein ſchwarzer Bart von Pulver gemacht, und davon keiner als der Herr ausgenommen wurde. Anderer Geſetze, welche beſonders zu dieſer Jagd gegeben worden ſind, nicht zu gedenken.

Klöppelholz, Knüppel oder Knöpfelholz, Knüttelholz, Fr. Rondins, Buchelles. Iſt eigentlich Klafterholz, welches noch rund und ſo ſchmal iſt, daß es nicht darf geſpalten werden.

Kloppholz, ſ. Wahrhammer.

Klotz, Fr. Tronc. Iſt ein langes oder kurzes Stück von einem Stamm, es mag beſchlagen oder unbeſchlagen ſeyn. — Im Holländerholz-Handel heißt ein Klotz ein ungeſpaltenes Stück eines Eichbaums, das von verſchiedener Länge und Dicke iſt. Je nachdem es dicker oder dünner, länger oder kürzer iſt, je nachdem bekommt es noch einen Beinamen, von denen Wagenſchuß-Klotz, Pfeifklotz und Knappklotz die gewöhnlichſten, auch unter ihren Benennungen weitläuftiger beſchrieben ſind; ſ. auch Sägblock. Die Holländer Klötze bleiben nicht rund, ſondern werden im Wald leicht vierkantig beſchlagen, und zwar ſo, daß ſie etwas breiter als hoch ſind.

Klufthol, Fr. Bois mis en buches. Heißt Holz von dicken Stämmen, das in Scheite geſpalten wird.

Klüftig, Fr. fendu, qui a des fentes. Man verſtehet darunter Riſſe oder fauligte Höhlungen im Holze; klüftig iſt geradriſſig Holz, das ſich gut ſpalten läßt (Bois bon à fendre); ſ. Kluftholz.

Klütten, Fr. Appeau d'écorce de bouleau. Iſt eine Vogelpfeife von birkenen Schalen gemacht, welche die Vogelſteller auf dem Heerde brauchen, und weit beſſer iſt als

die meſſingenen Pfeifen, die von vielen Jägern und Vogelſtellern geführet werden.

Knäckente, Lat. Anas Querquedula, Linn. Fr. la Sarcelle, Buff. Engl. the Garganey, Penn. von den Jägern genannt: eine Art Krickente; ſonſt noch Bergente, Winterhalbente, Rothhälslein. Gehört unter die Ordnung der Waſſer- oder Schwimmvögel, und iſt eine Art von der zweiten Familie der Enten, bei welcher als Kennzeichen, der Spiegel grün iſt, und über die Augen eine weiße Linie wegläuft. Dieſe ſchöne Ente wohnt in Europa auf Seen, Teichen und Flüſſen, iſt in Deutſchland im Sommer einzeln, im November aber und den ganzen Winter durch, wenn die Teiche nicht zugefroren ſind, eben nicht ſelten.

Sie iſt 1 Fuß 5 Zoll lang, der Schwanz 3 Zoll, und die Breite der Flügel 2 Fuß 3 Zoll. Die Flügel reichen bis zum Drittheile des Schwanzes. Der Schnabel iſt 1 und dreiviertel Zoll lang, aſchgraubraun, faſt gerade, mit einem ſchwarzen Nagel, ſtumpfeirunden Naſenlöchern, und feinen Zähnen; der Stern dunkelbraun; die Füße ſchmutzig aſchgrau, die Klauen hornfarben, die Beine 1 und ein halb Zoll hoch, und die hintere 4 Linien. Die Beine ſind weiter über die Knie kahl, als bei andern Enten.

Der Scheitel iſt ſchwarzbraun glänzend; vom vordern Augenwinkel läuft über die Augen hin bis über den Nacken hinaus ein weißer Streifen; der Hinterhals, Rükken und Steiß iſt dunkelbraun; die Stirn, die Backen und der Hals kaſtanienbraun und klar weißgeſtrichelt; das Kinn ſchwarz; die Bruſt hellroſtfarben mit dichten ſchwarzbraunen Wellen; der übrige Unterleib weiß röthlich überlaufen; die Deckfedern der Flügel hellaſchgrau, und über die Flügel läuft ein weißer Strich; die Afterfedern lang, ſchwarz ins Grüne ſchillernd, mit weißem Streif und Kante. Die Schwungfedern ſind braun mit weißem Schafte; der Spiegel iſt grün, weiß eingefaßt; der Schwanz klein, zugeſpitzt, dunkelbraun und röthlich weiß eingefaßt. Die untern Deckfedern der Flügel aſchgrau. — Das Weibchen iſt etwas kleiner; hat über den Augen zwei weiße Striche, und zwi-

ſchen dieſen einen dunkelbraunen; die Schwungfedern dunkelbraun, ohne Spiegel und ohne ſpitzige Achſelfedern.

Dieſe Ente iſt weniger ſcheu als die andern, und daher auch leichter zu ſchießen und zu fangen. Sie ſchreit hell Schäák! faſt wie eine Miſteldroſſel; iſt ſehr munter, taucht oft unter, und nickt beſtändig mit dem Kopfe. Sie liebt das ſüße Waſſer, bleibt das ganze Jahr da, und zieht nur vom November an bis in März von einem Teiche und Fluſſe zum andern, um immer offnes Waſſer zu haben. Sie nährt ſich von Fiſchen, Waſſerinſekten, Schnecken u. d. gl. Ihre 12 bis 15 Eier legt ſie an das Ufer ins Gras auf ein Neſt von Binſen und Grashalmen; ſie ſind gelblich weiß, und müſſen 28 bis 30 Tage bebrütet werden. Beide Eltern führen die Jungen. — Ihr Fleiſch hat einen thranigen Fiſchgeſchmack, und ſie iſt auch ohnehin gemeiniglich mager und dürre.

Knackweide, ſ. Bruchweide.

Knicke, iſt ſo viel als Genicke.

Knie, ſ. Schiffsknie.

Kniebüſche, Fr. Stamenais. Werden kurze vom Vieh abgefreſſene oder auf hohen Gebirgen vom Schnee unterdrückte Büſche genannt, welche nicht weiter in die Höhe wachſen können, ſondern kurz und ſtruppig bleiben. Sie heißen auch Kuhmäuler, und entſtehen öfters vom Misbrauch der Hut, wenn junge Schläge zur Unzeit mit dem Vieh betrieben werden. Dergleichen abgefreſſene Büſche treiben viele Seitenlohden, werden dick vom Stamm, gehen aber nicht mehr in die Höhe, weil die Herzreiſer immer abgefreſſen werden. Bei dieſen Kniebüſchen, in ſo fern es Laubholz iſt, und wenn es Saamenlohden waren, thut man am beſten, den Ort in Hegung zu bringen, und die Büſche, in ſo fern ſie noch nicht zu dick vom Stamme ſind, hart an der Erde im März abzuhauen, da ſie dann aus der Wurzel viele ſtarke Lohden ſchlagen. Dieſe Lohden kann man gegen Johannis dicht an der Erde wieder abſchneiden, und läßt nur die beſte und geradeſte Lohde ſtehen, aus welcher wieder ein ziemlich ſtarker Baum erwachſen kann. — In Nadelhölzern findet dieſes Verfahren nicht ſtatt.

Knieholz, Fr. Stamenais. Sind Eichen, welche einen ſtarken zur Seite ausgehenden Aſt haben und von Natur wie ein gebogenes Knie gewachſen ſind. Sie werden zu Schiffsbauholz gebraucht, nämlich zu Knieen in den Kiel des Schiffs, woran die Seitenbreter befeſtiget werden. Dergleichen Holz wird, je nachdem es nach ſeiner Länge und Stärke zu großen oder kleinen Schiffen tüchtig iſt, von 10 bis zu 20 Thlr. und noch höher bezahlt, und iſt daher rathſam in Gegenden, wo ſolches Holz abgeſetzet werden kann, dergleichen Bäume in der Jugend dazu erziehen zu ſuchen. — Knieholz wird auch dasjenige geſunde Kiefernholz genannt, das auf hohen Gebirgen krumm, wie eine Kniebeugung wächſt; ſiehe Krummholzkiefer, und unter Klima.

Knorren, Fr. Durillon. Heißen die abgehauenen und mit Rinde überzogenen und vermaſerten Aeſte am Holze.

Knoten, Fr. Malandre. Heißt die Krankheit der Bäume, wenn an einem Ort ein fauler Fleck mit einer Wulſt von Rinde umgeben, oder gar überwachſen wird.

Knüppelholz, Knüttelholz, ſ. Klöppelholz.

Kochwildpret, Fr. Pièce de venaiſon à cuire. Beſteht aus dem Hals, der Bruſt und den Seiten oder Wänden (côtés), Krieben und Wümmern (filets de cerf).

Köder, Körrung, Giftbiſſen, Fr. Appât pour amorcer, le Leurre. Heißt der Biſſen oder Brocken, welcher an den Abzug eines Fangeiſens oder einer Falle befeſtiget wird, damit ſie einſchlagen und fangen kann, wenn das Thier ſolchen wegnehmen will.

Kohlen, Verkohlen, Fr. faire des charbons. Iſt die Kunſt, das Holz in Kohle zu verwandeln, und ein Gegenſtand der Forſtwirthſchaft, der vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient, weil 1) eine der größten Conſumtionen der Hölzer damit geſchiehet, 2) der Betrieb der Hüttenwerke ohne dieſelbe nicht ſtatt hat, und 3) weil ein Theil der Waldbewohner Nahrung und Beſchäftigung dadurch erhält.

Anfänglich waren die Hüttenwerke eine Nothwendigkeit für die Forſten, eben weil ſie die Conſumtion der Hölzer beförderten; die Dinge haben ſich aber ſo verändert,

daß jeßt die Forſten die größte Nothwendigkeit für die Hüttenwerke ſind, und daß bei dem derzeitigen Holzmangel, die Sparſamkeit bei deſſen Vertrieb nicht genug anempfohlen werden kann. Bei der jeßigen ſtarken Holzconſumtion und überhand nehmenden Bevölkerung iſt es beinahe künſtlich, die Hüttenwercke mit genugſamer Feuerung, und einen Theil der Waldbewohner mit hinlänglicher Beſchäftigung zu unterhalten, ſelbſt wenn es wahr iſt, daß eine Sorte von Holz, unter dem Namen Kohlholz, als zum Flößen untauglich, ſo ſchlecht ſeyn ſollte, daß es zu weiter nichts zu gebrauchen wäre.

Die Kohlenbrenner, eine Claſſe von Menſchen, denen es nur um das tägliche Brod zu thun iſt, denen es bei der Armuth und dem Vorurtheil gegen Verbeſſerungen nie einfällt, die Sachen anders als auf dem gewöhnlich mechaniſchen Wege zu behandeln, dieſe werden nie den Anfang machen, auf zweckmäßigere Einrichtungen, wodurch mehrere und beſſere Kohlen, durch weniger Zeit und Holz gewonnen werden könnten, zu denken. Den Direktionen der Forſten aber kann es ohnmöglich gleichgültig ſeyn, wenn das Holz halb verwüſtet wird, und ſchon hat man angefangen auf Verbeſſerungen und Erſparniſſe dabei zu denken.

Jede Kunſt, alſo auch das Verkohlen, hat ihre gewiſſen Grundſätze, nach welchen ſo und nicht anders verfahren wird; je unbezweifelter dieſe ſind, deſto vollkommener iſt ſie ſelbſt.

I. Unterſchied zwiſchen Flammenfeuer und Kohlfeuer.

Alle Holzgattugnen enthalten wäſſerichte und ölichte Theile, und lodern, wenn ſie entzündet ſind, vermittelſt der Wirkung der freien Luft in Flammen und Rauch auf, hinterlaſſen Aſche und überdies noch Spuren von Feuchtigkeit. Die Kohlen, wenn ſie entzündet ſind, zeigen weder Flammen (wenigſtens keine merklichen), noch Rauch, noch Ruß, müſſen mithin ſtärkere Hiße geben, weil die Feuchtigkeiten, welche in dem Holze zurückbleiben, und welche den Rauch hervorbringen, herausgezogen ſind. Man kann ſich davon bei ſtarken Flammenfeuern überzeugen; ſo oft Holz, es ſey auch noch ſo trocken, hinzugeworfen wird, ſo oft mindert ſich auch die Flamme etwas, und man hat

deshalb bei Glashütten und Porzellainfabriken die Dürröfen, wodurch wenigſtens ein Theil der Feuchtigkeit weggebracht wird. Der Unterſchied zwiſchen Kohle und Aſche beſtehet alſo darin, daß erſtere durch die Deſtillation, letztere aber durch die Kalcination des Körpers erzeuget wird.

Die gedrängte Glut, welche zum Schmelzen der Metalle erfordert wird, und deren größte Wirkung in dem Raume ſeyn muß, worin dieſer Körper liegt, würde mit unverkohltem Holze oder mit Flammenfeuer nicht hervorgebracht werden können. Es enthält zu viele der Glut contraſtirende Theile, und würde theils ein weit größeres Volumen Holz zu dem nöthigen Grad von Hitze erforderlich ſeyn, wozu ein größerer Raum gehört als nützlich iſt, theils würden ſich die Erze und das Holz nicht gut eintragen laſſen, und dann würde die zurückbleibende Aſche den größten Nachtheil verurſachen ꝛc. Kohlen ſind alſo hierzu, ſo wie zu allen Feuerarbeiten, wo gedrängte Glut erfordert wird, unentbehrlich.

II. Beſtandtheile der Kohle und daraus herzuleitende Theorie des Verkohlens.

Kohle iſt (ſ. Macquer's chem. Wörterbuch 3ter Th.) eine Subſtanz, welche aus einer Zerſetzung der Gemiſche, von denen ſie herkömmt, entſtehet; ſie ſelbſt beſtehet größtentheils aus dem erdigten Grundſtoffe dieſer Gemiſche, mit welchem ſich ein Antheil von dem Salzartigen und Brennbaren des zerſetzten Oels innig vereiniget hat. In dieſer Rückſicht der Beſtandtheile kann ſie niemals entſtehen, als durch das Brennbare einer Materie, welche ſich in einem ölichten Zuſtande befunden hat; ſie iſt alſo:

derjenige ſchwarze, feſte, trockene, brüchige Körper von unbeträchtlicher Härte, der von einem jeden zuſammengeſetzten Körper, zu deſſen Miſchung Oel kömmt, alsdenn zurückbleibt, wenn dieſer zuſammengeſetzte Körper, verſchloſſen, einer ſolchen Wirkung des Feuers unterworfen worden iſt, daß ihm alle ſeine flüchtigen Theile entzogen, und er ſelbſt in einem vollkommenen Glühen geweſen iſt, ohne daß ſich weiter etwas davon geſchieden hat.

Das unterſcheidende Kennzeichen einer guten Kohle iſt: daß ſie mit Zutritt der Luft glühen, zuweilen auch mit einer merklichen — jedoch nicht viel Licht gebenden Flamme brennen kann, ohne jedoch jemals Rauch noch Ruß zu geben.

Ihre Beſtandtheile ſind demnach (wie ſie auch der Herr von Uslar angiebt) — brennbares Weſen (Phlogiſton), harzichte und ölichte Theile, alkaliſches Salz und Erde.

Das in der Kohle enthaltene Brennbare (Phlogiſton), ob es gleich von einem Oele herkömmt, iſt dennoch kein Oel, ſondern nur das reine Brennbare; es iſt zugleich das weſentlichſte der Kohle, das unentbehrlichſte beim Schmelzen der Metalle, und beſtimmt ihre Güte.

Nach Herrn Prof. Gren iſt Phlogiſton:
„ein Weſen, welches dem entzündlichen Körper die Fä„higkeit giebt, Feuer hervorzubringen; das iſt: die ge„bundene Materie der Wärme und des Lichts zugleich, die „beide, vereiniget, einen Beſtandtheil des entzündlichen „Körpers ausmachen.“

Wenn die freie Materie der Hitze an den entzündbaren Körper gebracht wird, ſo zerſetzt dieſe das Phlogiſton und treibt es aus. Die atmoſphäriſche Luft äußert nunmehr ihre Wirkungskraft, reißt es an ſich und wird hierdurch phlogiſtiſirt. Ohne Luft iſt kein Verbrennen möglich, und in einer beſtimmten Menge derſelben kann nur ein verhältnißmäßiger Theil des entzündbaren Körpers verbrennen. Da ſie als Auflöſungsmittel für das durch die Materie der Hitze frei gewordene Phlogiſton wirkt, ſo kann die Auflöſung nur in ſo weit geſchehen, bis das Auflöſungsmittel geſättiget iſt; von dieſem Augenblicke an iſt die phlogiſtiſirte Luft zur Unterhaltung des Feuers nicht mehr geſchickt, und es erklärt ſich hieraus:

„daß eine Kohle im verſchloſſenen Gefäße, wo der „Zutritt der freien Luft gehindert iſt, nunmehro glü„hen kann, ohne von ihrem Phlogiſton weiter zu „verlieren.“

Je länger eine Kohle im Feuer liegt, deſto ärmer wird ſie an Phlogiſton, weil das Feuer den Zutritt der freien Luft vorausſetzt, die das Phlogiſton entwickelt, und bei vermehr-

ter Auflöſungsmaſſe mehr davon zur Sättigung braucht, welches der Kohle entgehet.

Wenn das Feuer die Verkohlung beendet hat, ſo fängt es an die innere Verbindung des Körpers zu zerſtöhren, und von dieſem Augenblick an iſt es ſchädlich. Die vorzüglichſte Kunſt beim Verkohlen iſt demnach:

„den Grad des Feuers zu kennen, welcher verkohlt, „nicht veraſcht, und die Zeit, binnen welcher es ge„ſchieht.

Das alkaliſche Salz, welches die Kohle enthält, gehört mit zu den Erforderniſſen derſelben, weil es beim Schmelzen den Fluß der Metalle und Schlacken bewirkt. Je mehr ſalzichten Grundſtoff die Kohle beſitzt, deſto leichter und geſchwinder verbrennt ſie.

III. Verſchiedenheit der Kohlen.

Nicht alles Holz iſt ſich an innerer Struktur und Eigenſchaften gleich, kann alſo auch nicht gleich gute Kohlen geben. Selbſt bei einerlei Holzart verurſacht Alter, Geſundheit, Boden und Stand deſſelben eine Verſchiedenheit derſelben, wie es Erfahrung und angeſtellte Verſuche beweiſen. Sodann hängt die Güte der Kohlen von der Geſchicklichkeit und Behandlung beim Verkohlen ſelbſt ab; und endlich fordern die verſchiedenen Feuerarbeiten, bei welchen Kohlen gebraucht werden, auch eine Verſchiedenheit derſelben.

Ob das ſpezifiſche Gewicht des Holzes überhaupt ein Verhältniß zur Beſtimmung der Tauglichkeit der daraus gebrannten Kohlen giebt, darüber ſind noch Verſuche zu erwarten. Allgemein aber giebt feſtes oder hartes Holz beſſere Kohlen wie weiches; Holz von mittlerem Alter und im beſten Wachsthum giebt die beſten Kohlen; krankes Holz liefert wegen ſchon vorhandener Fäulniß ſchlechte Kohlen; langſam erwachſenes Holz giebt feſtere Kohlen als zu geil erwachſenes. Die Zeit, in welcher das Holz gefället worden, wirket ebenfalls auf die Güte der Kohlen, die forſtmäßige Wedelzeit iſt die beſte dazu. Zu naſſes Holz giebt zwar bei behutſamer Behandlung gute Kohlen, aber auch viel Brände; zu trockenes iſt dem Feuer zu ſehr ausgeſetzt, und giebt daher leichte Kohlen.

Nach Gmelins techniſcher Chemie §. 957. gilt in Rückſicht der Güte der Kohlen von verſchiedenen Hölzern nachſtehende Stufenfolge:

Rothbüchene	Ellerne
Birkene	Rüſterne
Hainbüchene	Spierlingsbäumne
Ahornene	Kieferne
Eſchene	Fichtene
Kaſtanienbäumne	Eichene

Man wird ſich aber ſehr zu hüten haben, dieſe Stufenfolge bei jeder Art von Schmelzfeuer ohne Unterſchied gelten zu laſſen. Denn ſo würden die harten Kohlen, die in den hohen Oefen und zum Schmelzen ſtrengflüßiger Metalle erforderlich ſind, bei Friſchfeuern oder bei Zainhämmern ſchlechte Dienſte thun, und ſo umgekehrt.

Nach Herrn Cammerrath Cramer geben Aſpen, Weiden, Linden ꝛc. leichte und mürbe Kohlen, die nicht lange anhalten. — Tannen, Fichten und Kiefern halten zwar auch nicht lange an, geben aber große und ſchnelle Hitze. — Birken, Ellern, Ahorn, Ulmen, Eſchen ꝛc. ſind von mittlerer Güte und beſſer wie vorige. — Hainbuchen, Rothbuchen und Eichen aber geben das ſtärkſte und dauerhafteſte Feuer, letztere jedoch nur vor dem Gebläſe.

In dem Gewichte, der eigenen Schwere und der Alkaliſirkraft 1 Centner Salpeters, fand Herr P. Jac. Hielm folgende Unterſchiede.

Kohlen.	Gewicht. des Holzes. grün	trocken	der Kohlen. 1 Cub. Fuß	eigene Schwere.	Alkaliſirkraft.
	℔	℔	℔		
Eichene.	70	45	$20\frac{1}{2}$	0, 332	$\frac{100}{35}$
Birkene.	60	42	$33\frac{1}{3}$	0, 542	$\frac{100}{22}$
Kieferne.	60	36	$17\frac{1}{3}$	0, 280	$\frac{100}{29}$
Tännene.	59	36	27	0, 441	$\frac{100}{33}$

Es iſt aber bei den Verſuchen nicht angegeben, ob die verkohlten Hölzer naß oder trocken geweſen ſind.

Herr Prof. Scopoli ließ nachſtehende Hölzer trocken werden, ſodann von jedem drei Stücke von einem Cubikzoll verfertigen, und zu gleicher Zeit in einem Ofen zu Kohle und Aſche brennen, woraus nachſtehende Reſultate erſchienen, welche beifolgende Tabelle zeigt.

Holz.	Gewicht. des Holzes 1 Cubik Zoll		der Kohlen		der Aſche		Verluſt durch die Verrichtung		Aus 100 Pf. Holz entſtehen Kohlen		Aſche		100 Cubikfuß Holz geben an Kohlen
	Qu.	Gr.	Qu.	Gr.	Qu.	Gr.	Zoll	Linien	Pf.	Loth	Pf.	Loth	
Tannen	1	32	—	23	—	½	—	2⅓	25	—	—	17	67
Buchen	2	56	—	38	—	1	—	2	21	24	—	18	58
Birken	2	41	—	37	—	½	—	2	23	—	—	9¾	58
Linden	2	8	—	27	—	1	—	1½	22	—	—	25	67
Eichen	3	17	—	50	—	1	—	2	25	—	—	17	58

Die Schwere der Kohlen von gleicher Größe verhält ſich folgendermaßen:

Wenn die Eichenen Kohlen wiegen	86	Pfund.
ſo wiegen die von Buchen	66	—
— — Birken	61	—
— — Tannen	44	—
— — Linden	40	—

Wenn die Kohlen von Tannen brennen	24	Stunden
ſo brennen die von Buchen	$21\frac{1}{4}$	—
— Linden	$15\frac{1}{2}$	—
— Eichen	$23\frac{3}{4}$	—
— Birken	$12\frac{1}{2}$	—

Wenn die Kohlen von gleichem Gewichte ſind, und die von Tannen brennen	24	Stunden
ſo brennen die von Buchen	17	—
— Birken	$12\frac{1}{2}$	—
— Linden	$14\frac{1}{2}$	—
— Eichen	$8\frac{3}{4}$	—

Sonach behält das tannene Holz beim Verkohlen den Vorzug, wenn es nämlich trocken verkohlet wird. (Es iſt aber zu bemerken, daß hier unter Tannen hauptſächlich die Rothtanne oder Fichte verſtanden iſt.)

Eine ausführliche Theorie des Verkohlens hier aufzuſtellen, würde zu weitläuftig ſeyn. In den Forſtwirthſchaftlichen Bemerkungen des Herrn von Uslar, Braunſchweig, 1792 und in des Herrn Cammerrath Cramers Anleitung zum Forſtweſen, Braunſchweig, 1766 kann man ſich desfalls Rath erholen; man wird aber dem Geſchäfte in ſeinem natürlichen Gange folgen, um auf die dabei nöthigen Berechnungen zu kommen, welche größtentheils in den darüber erſchienenen Schriften fehlen.

IV. Große und kleine Meiler.

Ehedem wurden die Hölzer überhaupt in großen Meilern verkohlet, wie es auf dem Harze noch im Gebrauch iſt, allwo 60 und mehrere Malter Holz zu einem Meiler eingeſetzt werden. An andern Orten gieng man davon ab, und behauptete, bei kleinen Meilern wäre überhaupt mehr Aus-

beute. Wenn aber auch wirklich etwas daran iſt, ſo ſtehet die ganze Behauptung doch noch in der Luft; denn nirgends ſind Berechnungen darüber gegeben worden.

Große Meiler ſind beſſer als kleine:

1) Wo ganze Schläge verkohlt werden, weil da die Köhler mit kleinen nicht herum kommen können, mithin an Zeit gewinnen.

2) Wo es an Decke fehlt, weil ſie weniger davon erfordern als eine verhältnißmäßige Anzahl kleiner Meiler.

3) Bei großen Meilern giebt es verhältnißmäßig weniger Quandelkohlen und Brände, und brauchen auch verhältnißmäßig weniger Füllung.

4) Grünes Holz, das ſtark mit Feuer angegriffen werden muß, verkohlt beſſer in großen als in kleinen Meilern.

Der Vortheil der kleinen Meiler vor den großen hingegen beſtehet in folgenden:

5) Es iſt verhältnißmäßig weniger Waldboden zur Kohlſtätte nöthig.

6) Wo Stöcke verkohlt werden, laſſen ſich große Meiler nicht wohl davon errichten.

7) In großen Meilern läuft das Feuer zuweilen um den Meiler herum, und läßt in der Mitte das Holz unverkohlt.

8) In gebirgigten Gegenden ſind große Meiler ſelten gut anzubringen.

9) Große Meiler vermehren den Luftzug wegen mehr als zwei Schichten.

10) Es iſt bei kleinen Meilern eher auf beſtändige, wenigſtens egale Witterung während des Verkohlens zu rechnen.

Berechnungen über einige der vorſtehenden Punkte werden die Sache gewiſſer machen.

Den erſten und 5ten Punkt zu überſehen, nehme man einen Meiler auf dem Harze, wo 60 Malter — und einen auf dem Thüringer Walde, wo 5 Klaftern Scheitholz eingeſetzt werden. Zu erſterem wird eine Kohlſtätte von etwa 44 Fuß Durchmeſſer, mithin von 1521 Quadratfuß Fläche erfordert, und zu letzterm eine von 24 Fuß Durchmeſſer

oder 452 Quadratfuß Fläche. Ein Malter Holz auf dem Harze von 80 Cubikfuß hält nach Leipziger Maaße, als wornach obige Klaftern geſetzt werden (nach der Reduktion, die weiter unten vorkommen wird), 86 und einen halben Cubikfuß, mithin halten 60 Malter 5190 Cubikfuß. Eine Klafter Holz von obigen hält 126 Cubikfuß, mithin 5 Claftern 630 Cubikfuß. Es würden alſo aus einem großen Meiler acht kleine (beinahe) gemacht werden müſſen.

Zwei Köhler können zu gleicher Zeit zwei große, oder ſtatt deren, 3 kleine Meiler beſorgen. Ein großer ſoll 12 Tage im Feuer ſtehen, ein kleiner aber nur 4 Tage. Was alſo in 12 Tagen in 2 großen Meilern verkohlt wird, das müßte in eben der Zeit in 16 kleinen verkohlt werden, wozu aber die 2 Köhler wenigſtens 21 Tage und 3 Kohlſtätten brauchen. Zu letztern ſind 1356 Quadratfuß Raum nöthig, mithin 1686 Quadratfuß weniger als zu den 2 großen. In Anſehung der Zeit iſt alſo Erſparniß bei den großen, am Raume aber Verluſt. Nimmt man hingegen, daß durch mehrere kleine Meiler die Waldwege vermehrt, und dadurch, ſo wie durch mehrere dabei vorfallende Inkonvenienzen viel Forſtgrund verdorben wird, ſo wird die Sache in Anſehung des Raums ſo ziemlich bilanciren.

Um den zweiten Punkt oder die Menge der nöthigen Decke darzuthun, mag nachſtehende Berechnung dienen. Ein Meiler von 60 Malter Einſatz ſoll 20 Fuß im Halbmeſſer, und 15 Fuß in der Höhe, von der Kuppe an genommen, und in 3 Schichten geſetzt, haben. Werden beide Längen, 20 Fuß nämlich, und 15 Fuß, als 2 Seiten eines rechtwinklichten Triangels genommen, welche den rechten Winkel einſchließen, ſo giebt die Hypothenuſe den Radius eines Zirkels, deſſen Fläche der Oberfläche des Meilers gleich iſt. Es iſt demnach $\sqrt{20^2+15^2} = 25$ Fuß, und eine Zirkelfläche von 25 Fuß Halbmeſſer hat 1964 Quadratfuß Flächeninhalt, = der Oberfläche des Meilers.

Ein kleiner Meiler von 5 Klaftern Einſatz wird zum Halbmeſſer 9 Fuß und zur ſenkrechten Höhe 7 Fuß haben; zu dieſen beiden Katheten wird die Hypothenuſe = 11,7

Fuß (beinahe) ſeyn. Dieſe als Halbmeſſer eines Zirkels genommen giebt 330 Quadratfuß für deſſen Fläche.

Wenn nun nach dem vorhergehenden auf einen Meiler von 60 Malter Einſatz 8 kleine Meiler gerechnet werden müſſen; ſo werden auf ſelbige achtmal 430 = 3440 Quadratfuß Decke nöthig ſeyn, alſo 1476 Quadratfuß mehr.

Anm. 1) Da große Meiler verhältnißmäßig dicker bedeckt werden müſſen als kleine, damit das Feuer bei zu leichter Decke nicht den Meiler von auſſen umläuft; ſo könnte dieſes Plus wohl auch ſchwinden.

Anm. 2) Die Formel zu obiger Berechnung der Oberfläche des Meilers iſt aus Schönmarks analytiſcher Geometrie genommen, weil ſie ſich hier, ohne einen merklichen Fehler zu begehen, gut anwenden läßt. Man betrachtet nämlich den Meiler als den Abſchnitt einer Kugel, wodurch die Durchſchnittsfläche kein größter Kreis derſelben iſt. Der Flächengehalt dieſes Abſchnitts (ohne die Durchſchnittsfläche) iſt alsdenn gleich einem Rechteck, deſſen Länge = der Peripherie des größten Kreiſes, und deſſen Breite = der Höhe des Abſchnitts auf ſeiner Axe genommen iſt; oder welches einerlei iſt: einer Zirkelfläche, deren Halbmeſſer = der mittlern Proportionallinie zwiſchen dem Durchmeſſer der Kugel und der Höhe des Abſchnitts iſt.

Die Richtigkeit des dritten Punktes läßt ſich auch einigermaßen durch Rechnung darthun. Die Quandelkohlen entſtehen in der Mitte, da wo der Meiler angeſteckt wird. Man kann ſie ſich unter einer Walze denken, deren Baſis bei großen und kleinen Meilern ziemlich gleich, deren Höhe aber = der Höhe des Meilers iſt. Die Baſis ſoll im Durchmeſſer 2 Fuß haben, ſo iſt ihr Inhalt = 47 und einen halben Cubikfuß beim großen und = 22 Cubikfuß beim kleinen Meiler. Letzteres Produkt achtmal genommen, beträgt 176 Cubikfuß, mithin 128 und 3 Viertel Cubikfuß Quandelkohlen mehr, als wenn dieſe Summe Holz in einem Meiler verkohlt würde.

Die Brände entſtehen größtentheils am äußerſten Umkreiſe des Meilers, am Fuße deſſelben, indem das Feuer die volle Wirkung bis dahin nicht haben kann. Nimmt man nun den Meiler im Durchſchnitt, und giebt der Durch-

ſchnittsfläche deſſen, was Brand bleibt, bei großen Meilern 4, bei kleinen aber 2 Quadratfuß, ſo iſt der cubiſche Inhalt davon = einem Prisma, deſſen Grundfläche = obigen Quadratinhalts des Durchſchnitts, und deſſen Höhe = dem äußerſten Umkreiſe des Meilers am Boden (beinahe) iſt. Beim großen Meiler würde dieſes 504 und beim kleinen 112 Cubikfuß betragen. Letzteres achtmal genommen, giebt 896 Cubikfuß, mithin 392 Cubikfuß Verluſt gegen den großen Einſatz

Zum Füllen eines großen Meilers ſind im Durchſchnitt 3 Malter Holz oder 259 und ein halber Cubikfuß nöthig, bei einem kleinen aber eine halbe Klafter oder 42 Cubikfuß. Dieſes beträgt auf 8 Meiler 336 Cubikfuß, mithin 76 und einen halben Cubikfuß Verluſt.

Der 4te, 7te und 9te Punkt beruhen eigentlich auf der Geſchicklichkeit des Köhlers; denn wenn dieſer ſein Handwerk verſtehet und gehörig aufmerkſam iſt, ſo wird er dieſen Zufällen ausweichen können.

Der 6te, 8te und 10te Punkt entſcheiden auch für die kleinen Meiler. Es iſt ein großer Unterſchied, ob Scheitholz oder Stöcke einzuſetzen ſind; letztere haben wegen ihrer irregulären Figur keinen Halt unter ſich, die Zwiſchenräume können nicht gehörig ausgeſchlichtet werden, und auſſerdem daß man das Einſtürzen des Meilers bei großem Einſatz befürchten muß, bleibt auch zu viel Luftzug dazwiſchen.

Wer in gebirgigten Gegenden bekannt iſt, der wird auch zugeben, daß eine wagrechte Fläche von 250 Quadratfuß eher zu haben iſt, als eine von 1260 Quadratfuß, und daß, wenn auch keine von beiden zu haben wäre, letztere doch weit mehreren Schwierigkeiten und ungünſtigen Umſtänden unterworfen iſt, als erſtere.

Die Witterung hat einen mächtigen Einfluß auf die Verkohlung, und die Köhler müſſen ihre Maaßregeln darnach nehmen. Es iſt aber immer ſicherer, bei einer Verkohlung egal gutes oder egal ſchlechtes, als veränderliches Wetter zu haben, und letzteres möchte in 12 Tagen eher zu befürchten ſeyn als in 4 Tagen. Insbeſondere aber verdient der Druck der äußern Luft auf den Meiler in Betrachtung genommen zu werden. Auf jeden Quadratfuß Fläche druckt von oben herab eine Luftmaſſe gleich dem Gewichte

einer Waſſerſäule von 33 Fuß Höhe und 1 Quadratfuß Grundfläche. Nimmt man das Gewicht eines Cubikfußes Waſſer zu 60 Pfund an, ſo beträgt dieſes 1980 Pfund auf 1 Quadratfuß Fläche, mithin auf einen großen Meiler von 1260 Quadratfuß Fläche 2,494800 Pfund (oder beinahe 25000 Centner). Hätte dieſer Meiler nicht, wie alle Körper, Luft innerhalb, unter ſich und neben ſich zum Seitendrucke, und wäre die Luft ohne Elaſticität, ſo würde er dieſe Laſt eben ſo wenig tragen können wie ein Menſch, wenn jener Gegendruck nicht wäre. Dieſer Druck verurſacht ein Strömen der Luft durch den Meiler, welches durch den Windſtrich und durch die Decke einige Direktion und Modification erhält; natürlich muß ein größerer Luftſtrom das Feuer mehr anfachen als ein kleinerer, und dieſerhalb kann es ein Köhler in dem kleinen Meiler mehr in ſeiner Gewalt haben als in dem großen. Die verſchiedene Lufttemperatur bewirkt ebenfalls verſchiedene Grade des Feuers. Iſt ſie zuſammengedrängt, alſo kalt, ſo dringt ſie mit mehr Federkraft in den durch das Feuer erwärmten Raum ein und begünſtiget das Feuer. Die Köhler, die da wiſſen, daß bei kalter Luft das Feuer friſcher brennt, nutzen daher dieſen Zeitpunkt, und zünden einen neu errichteten Meiler bei früherer Tageszeit an, um das Feuer erſt in Gang zu bringen.

An manchen Orten wird nur altes, leichtes oder anbrüchiges Holz zum Verkohlen beſtimmt, wie z. B. auf dem Thüringer Walde. Dieſes wird heftiger vom Feuer angegriffen wie feſtes und geſundes Holz, und es würden daher bei großem Einſatz die Kohlen davon ausgezehret ſeyn. Dieſem Holze ſind alſo kleine Meiler vortheilhafter, und hätte Herr Forſtmeiſter Oettelt in ſeinem Werkchen dieſen Umſtand mit bemerken ſollen, da bei ihm die ſämmtlichen Verkohlungen mit dergleichen — oder mit ſogenannten Kohlhölzern geſchehen müſſen; eben ſo, wie auch bei ihm das Verkohlen nicht auf einer Stelle, oder immer auf Schlägen, ſondern im ganzen Reviere mit einzeln umherſtehenden Hölzern geſchiehet.

Im Ganzen genommen, mag wohl — wo nicht die Ungeſchicklichkeit, doch die Aengſtlichkeit der Köhler, das Feuer in einer ſo großen Maſſe Holz, wie bei 60 Malter Einſatz, regieren zu können, die kleinen Meiler eingeführt

haben. Ob wohl nicht zu läugnen iſt, daß auſſerdem, daß dieſe Aengſtlichkeit dadurch vermieden wird, der Schade beim Verluſt eines kleinen Meilers auch nicht ſo beträchtlich iſt, wie da, wenn ein großer verdorben wird. Und wenn man die Umſtände reiflich überlegt, ſo wird man finden, daß man am Harze und andern Orten eben ſo viel Gründe für die großen Meiler hat, als auf dem Thüringer Walde für die kleinen.

V. Verfolg des Geſchäftes.

Das erſte, was geſchiehet, iſt die Wahl und Zubereitung einer Kohlſtätte. Der Zutritt der äußern Luft wird zwar abſichtlich gehindert, um kein Flammenfeuer zu bekommen; aber Luftzug muß demohngeachtet bleiben, weil auſſerdem der Meiler erſticken würde. Der berühmte Hales machte ſchon die Erfahrung, daß wenn man Feuer auf einer Diele anmachte, welche dichte auf einer Lage von Mörtel lag, daß keine Luft von unten herauf dringen konnte, dieſe Diele nur langſam verglomm. Eben ſo, wenn Feuer unter einer Diele gemacht wurde, welche oben mit Mörtel bedeckt war.

Der Luftzug hat ſeinen Weg durch die Decke und den Boden der Kohlſtätte; beſtehet nun letztere ganz aus bindender Erde, z. B. aus Leim oder Letten, ſo iſt ſie zu feſte und läßt die Luft nicht durch; iſt ſie zu locker, oder beſtehet aus Kies oder nur lockerer Lauberde, ſo verurſacht ſie einen zu ſtarken Zug. Der Boden ſoll weder zu viel noch zu wenig Luft durchlaſſen, ſich nicht feſt brennen, die ausfließende Feuchtigkeit des Holzes einſaugen und doch bald wieder trocknen. Eine Vermiſchung von Leim mit Lauberde (argilla grandaeva, Linn.) und Kohlengeſtiebe von alten Kohlſtätten iſt daher die beſte, und die Kohlſtätten am Abhange von Bergen, welche gebrückt und gebohlt werden müſſen, die gefährlichſten, die nur im äuſſerſten Nothfalle zu wählen ſind, weil der hohle Theil derſelben noch überdies gegen die Thalſeite kömmt, wo die Luft gewöhnlich ihren Strich auf den Meiler her hat. Der Nachtheil von der Feuchtigkeit einer neuaufgemachten Kohlſtätte hört erſt mit dem dritten darauf verkohlten Meiler auf, und der Verluſt an Kohlen beträgt nicht ſelten ein Viertel. Daher müſſen alte ſchon ausgebrannte Kohlſtätten ſo lange

wie möglich benutzt werden. Ueber die Form der Kohlſtätte ſind verſchiedene Vorſchläge und Verſuche gemacht worden; man hat ſie ganz wagrecht geſtrichen, am Quandel vertieft, und auch daſelbſt auf drei Viertel bis einen ganzen Fuß hoch anlaufen laſſen. Wenn aber ja eine Form ſich vortheilhafter gegen die wagrechte zeigte, ſo war es die letztere, wenn nämlich die Stelle nach der Mitte zu etwas ſtieg.

Um die aus dem Holze ſich ziehende Feuchtigkeit abzuleiten und dadurch die Brände zu vermindern, hat man Verſuche mit Röhren von gebrannten Backſteinen, ſo etwa 2 Fuß tief unter der Kohlſtätte lagen, gemacht. Ein Verſuch damit findet ſich im Journal für das Forſt- nnd Jagdweſen B. II. H. 1. S. 95. ꝛc. beſchrieben, und auf dem Communion-Harze ſind ſie noch an einigen Orten im Gebrauch. Im Wirtembergiſchen hatte man einen ähnlichen Verſuch zu dieſem Endzweck gemacht, und die Kohlſtätte unten zuerſt mit Scheitholze ſo belegt, daß es einen Stern bildete, deſſen Mittelpunkt am Quandelpfahle war, auf dieſe aber wieder andere Scheite quer dicht neben einander gelegt, und endlich hierauf den Meiler errichtet. Der Erfolg war aber wegen des zu häufigen Luftzugs ſchlecht ausgefallen. Man ſehe Hrn. v. Uslar forſtwirthſchaftl. Bem. S. 34.

Ehe das Holz in den Meiler geſetzt oder der Meiler gerichtet wird, wird der Quandel erſt in der Mitte aufgerichtet, und eine Stange, die von der Mitte bis an den äußerſten Umkreis des Meilers reicht, gelegt, wodurch der Raum zum Anzünden bleibt. Hierbei iſt die Vorſicht nöthig, daß das Zündloch nicht gegen die Thalſeite, oder überhaupt nicht dahin ſeinen Ausgang nehme, wo der Wind gewöhnlich herkömmt. Hierdurch bildet ſich aber eine prismatiſche Lücke, deren Länge dem Radius des Zirkels und deren Höhe der Scheitlänge gleich iſt; gewiß ein großer leerer Raum in einem Körper, wo das Feuer keine Lücke finden ſoll, um ſich in Flammen ausbreiten zu können.

Zunächſt am Quandel wird nicht allzuſtarkes, etwas dürres und leichtes Holz ganz ſteil gerichtet, ſodann mit dem übrigen Holze im Zirkel in gleicher Dichtigkeit ſo fortgefahren, daß die Scheite der äußerſten Kreiſe etwas gelehnt ſtehen, dabei müſſen aber die obern Schichten

immer mit geſetzt werden, ehe die untere ſich zu weit entfernt. Auch werden die Scheite in den obern Schichten ſchräger geſtellt, ſo daß ſich der Meiler rund formt, und die Decke darauf liegen bleiben kann. Große Zwiſchenräume dürfen nicht bleiben, dieſerhalb müſſen die Lücken mit kleinerm Holze von Stocken oder auch Bränden ausgefüllet oder geſchlichtet werden. Es iſt aber nicht gut, wenn das Holz gar zu dichte geſetzt wird, weil alsdann das Feuer gern den Meiler auswendig umläuft und die Mitte unverkohlt läßt; dieſerhalb iſt es auch nicht gut, wenn die Scheite zu grobſpaltig ſind, und alle mit der Splintſeite nach dem Quandel zu geſetzet werden. Unförmliche Klötze von Stockhölzern oder ſtarke Scheite werden gern am Quandel und in der Mitte der unterſten Schicht ſo geſtellet, daß das dicke Theil oben, das dünne aber unten hinkömmt; ſind ſie kürzer als die andern, ſo werden Steine untergelegt; wird hartes und weiches Holz zugleich verkohlt, ſo muß es egal beim Einſetzen vertheilt werden. Sollen die Stöcke mit Vortheil verkohlt werden, ſo muß es abgeſondert vom Stammholze geſchehen und nur der äußere Kreis des Meilers mit Scheiten belegt werden, um die Figur und die Decke zu halten. Stehet der Meiler am Einhange eines Berges, ſo kommen die groben Stücke nach der Thalſeite, oder überhaupt dahin, wo der ſtärkſte Windzug herkömmt; hier muß ſich aber der Köhler gut mit der Decke und den Zuglöchern zu helfen wiſſen.

Alles, was die Zwiſchenräume eines brennbaren Körpers verſtopft, und ihn folglich der Luft undurchdringlich macht, verhindert ſein Brennen; aber nicht ſein Verkohlen. Betrachtet man nun den Meiler im Ganzen als einen brennbaren Körper, ſo geſchiehet das Decken deſſelben darum, daß kein Flammenfeuer entſtehen, aber doch ſo viel Luft durchgehen ſoll, daß die nöthige Hitze unterhalten, und die mit dem Feuer im Meiler eingeſchloſſene Luft nicht mit Phlogiſton überſättiget wird. Unmittelbar auf das Holz wird Reißig von Nadel- oder Laubholze, in Ermangelung deſſen aber auch wohl Farrenkraut, Ginſter, Moos, Raſen oder trocknes Laub einer Querhand hoch dichte aufgelegt, damit die alsdann aufgeworfene Erde nicht durchfalle und das Feuer erſticke. Zu letzterer iſt Erde mit Kohlenſtaub ver-

miſcht (Kohlenleſche) am tauglichſten. Das Bedecken mit Reiſig geſchiehet über den ganzen Meiler vor dem Anzünden, das Bewerfen mit Erde aber vorerſt nur auf der Haube, damit das Feuer Anfangs nicht zu heftig dahin wirke, doch aber Luft behalte, um ſich ausbreiten und herabziehen zu können. Iſt die unterſte Schicht Holz ſehr ſteil geſetzt, ſo wird die aufgeworfene Erde nicht wohl liegen bleiben, ſondern herabrutſchen; beſonders wird dieſes bei großen Meilern von mehr als zwei Schichten der Fall ſeyn, bei kleinen aber, die nur aus einer Schicht und der Haube beſtehen, wird es nicht ſo leicht vorkommen. Dieſerhalb werden da, wo große Meiler üblich ſind, wie auf dem Harze, die Rüſten untergelegt, deren Anlagen Hr. Cramer und Hr. von Uslar beſchrieben haben.

Mit dem weitern Bewerfen des Meilers iſt zugleich das Anſtecken oder Anzünden deſſelben verbunden, worüber auch noch einiges zu ſagen iſt. Vorerſt iſt zu bemerken: daß die Verkohlung in Meilern nicht von unten nach oben, ſondern von oben nach unten zu geſchiehet. Gewöhnlicher Weiſe wird das Zündloch am Boden der Kohlſtätte vorgerichtet, indem eine Stange von 4 bis 5 Zoll Dicke vor dem Setzen des Holzes gelegt wird. Hierdurch entſtehet, wie ſchon gedacht, ein leerer Raum in Form eines dreiſeitigen Prisma, der einen ſtarken Luftzug verurſacht, wodurch das am Quandel befindliche trockene und dürre Holz leicht Feuer fängt, ſich der Haube ſogleich mittheilet und nicht ſelten dort überhand nimmt. Die natürliche Richtung, nach welcher ſich das Feuer bewegt, gehet ſenkrecht von unten nach oben, und nach dieſer Richtung geſchiehet deſſen ſchnellſte und ſtärkſte Mittheilung. Abwärts und ſeitwärts theilt es ſich nur in ſo ferne mit, als es vom Phlogiſton angezogen, oder durch den Stoß einer Zugluft nach dieſer Richtung getrieben wird. Dieſe beiden Urſachen bewirken alles ſeitwärts laufende Feuer, ſo daß der Raum des Brandes die Geſtalt eines Dreiecks oder Kegels bekommen muß, deſſen Baſis in dem Verhältniß größer wird, je nachdem vorerwähnte beide Urſachen vereinigt wirken; die Spitze deſſelben aber iſt immer der Punkt, wo das Feuer ſeinen Anfang nimmt. Man kann ſich davon an einer ſenkrechten bretternen Wand überzeugen, welche unten an einem Punkte

angezündet wird; das Feuer daran wird ſich nicht allein nach oben ziehen, ſondern ſich auch von dem Punkte an, wo es entſtand, in divergirenden Linien ausbreiten. Die Anwendung hievon auf einen Meiler läßt ſich leicht machen, und der Erfolg oder das Füllen des Meilers beſtätiget das Geſagte. Der obenerwähnte Feuerkegel bekömmt ſeine Grundfläche unter der Haube des Meilers, und dieſe muß um ſo viel größer werden, je höher derſelbe iſt. Wenn man nun hieraus auch keinen Grund für die kleinen Meiler herleiten will, ſo zeigt ſich doch ein Hauptgrund für das Anſtecken in der Mitte, oder gar von oben, woraus ſich darthun läßt, daß mit dem Orte des Anzündens eher etwas ausgerichtet werden kann, als wenn man das Ausbreiten des Feuers und das nachtheilige Füllen durch andere Mittel verhindern will. Zwar ſuchen die Köhler das Feuer, welches gleich Anfangs zu große Gewalt bekömmt, dadurch zu dämpfen, daß ſie erſt eine Zeit lang blind kohlen, d. h. daß der zugeworfene und feſtgeſchlagene Meiler, ohne alle Zuglöcher ſtehen bleibt; es iſt aber ſehr zu zweifeln, daß ein nothwendiges Uebel damit verbeſſert wird. Der Hr. von Uslar erzählt ein Beiſpiel von dem Anſtecken der Meiler unter der Haube, auf den Weſtrichs-Lauterer Forſten, welches die Meinung völlig beſtätiget, und den Vortheil des Anzündens von oben darthut. Es wird nämlich anſtatt des Quandels ein mit Kohlen ausgefüllter Cylinder gelaſſen und von oben auf dieſen Brandhölzer gelegt; ſodann der Meiler ganz beworfen, jedoch nur locker, die Oeffnung oben aber mit einem Stücke Raſen zugedeckt, und 6 bis 8 Räume nicht weit davon geſtochen. Sodann wird der Raſen abgehoben, und die Brandhölzer angezündet, und wenn die Kohlen hinlänglich Feuer gefangen haben, wieder zugedeckt, 4 bis 6 Stunden nach dem Anſtecken aber wird die Erde oder Decke erſt feſtgeſchlagen.

Wenn wegen der zu ſchnell ſteigenden Grade des Feuers die Federkraft der durch die Hitze ausdünſtenden wäßrigen Theile des Holzes ihrer Ausdehnungskraft gemäß, ſich einen gewaltſamen Ausweg bahnt; ſo iſt die daraus entſtehende Wirkung: das Schütten des Meilers: d. h. er ſenkt ſich oben etwas einwärts, bekömmt Riſſe, und fällt zuweilen gar ein. Oder aber erſtickt wohl gar, wenn die Decke zu

feſte geſchlagen iſt. Wächſt hingegen das Feuer nach und nach, ſo entwickeln ſich die Dämpfe auch allmählich, und mit der Urſache fällt die Wirkung von ſelbſt weg. Es folgt alſo daraus, daß bei allmählich wachſendem Feuer, und mehreren Luftzügen, das Schütten des Meilers, wenn er vor dem Anzünden ganz beworfen iſt, eben ſo wenig zu befürchten iſt, wie deſſen Erlöſchen, und es iſt ſchon viel gewonnen, wenn hierdurch die Nothwendigkeit des Füllens vermindert wird.

Wenn der Köhler glaubt, daß das Feuer hinlänglich in Gang gebracht — oder in der Kunſtſprache zu reden: daß das Ankohlen (nach der gewöhnlichen Art) geſchehen ſey; ſo wird der Meiler von der Haube herab bis unter die Mitte in dem Verhältniſſe, wie das Feuer ſich herabwärts ziehet, beworfen, bis ganz herunter aber erſt, wenn die unterſte Schicht anfängt warm oder heiß zu werden. Ehe dieſes aber geſchieht, iſt unter der Haube gewöhnlich ſo viel Holz zu Aſche gebrannt, daß der dadurch entſtandene leere Raum wieder nachgefüllt werden muß.

Es wird nicht fehlen, daß das Feuer — es ſey aus welcher Urſache es wolle, an einem Fleck des Meilers ſtärker wirke, als an dem andern. Dieſem wird durch das Stechen der Räume oder Zuglöcher abgeholfen, und dieſes heißt das Regieren des Feuers. Man kann dieſe Zuglöcher die Regiſter des Meilers nennen; durch ſie kann der Luftzug und das Feuer an jede Stelle deſſelben gebracht werden, und ein Köhler, der ſie gehörig zu gebrauchen weiß, wird das Feuer ganz in der Gewalt haben können. Je lokkerer der Boden der Kohlſtätte und die Decke des Meilers iſt, deſto weniger Räume ſind zu ſtechen, im entgegengeſetzten Falle werden ſie vermehrt. Sobald anſtatt des weißgrauen Dampfes ein Flämmchen aus ſelbigem hervorbricht, iſt die Verkohlung daſelbſt geſchehen, und ſie müſſen ſogleich geſchloſſen werden.

Sollte der Wind von einer Seite her zu ſtark auf den Meiler gehen, ſo werden Windſchauer vorgeſetzt, welche am beſten von ſchlechten Brettern ſo verfertiget werden können, daß man ſie hin und her ſchieben und aufſtellen kann.

Iſt der Meiler gahr, welches man erkennt, wenn ſich das Feuer nach der Decke ziehet, ſo wird er mit friſcher Erde

beworfen, im Nothfall auch mit Waſſer beſprengt, und ihm etwa 24 Stunden Zeit zum Abkühlen gelaſſen. Alsdann aber werden die Kohlen mit Harken oder Rechen in Kreiſen abgehoben, gelöſcht und ſortiret. In Rückſicht der Größe, werden ſie in Leſekohlen, Ziehkohlen und Quandelkohlen eingetheilet; wo aber harte und weiche Hölzer mit einander verkohlt werden, da iſt es nothwendig, auch die harten von den weichen zu ſepariren. Die Abfuhre in die Magazine geſchiehet am beſten in Körben, die auf Wagen geſetzt werden. In den Magazinen müſſen ſie trocken liegen, weil ſie durch die Näſſe und Witterung unendlich verlieren, mürbe werden und zerfallen. Eine gut gebrannte Kohle muß die völlige Form des Holzes noch haben, ja die Rinde muß noch aufliegen. Sie muß ſchwer ſeyn, und beim Anſchlagen klingen. Ihre Farbe muß Stahl- oder Kupferſchwarz ins blaue oder gelbe ſchillernd ſeyn, wenig abfärben, und im Feuer ohne Rauch verbrennen.

VI. Reſultate einiger Verkohlungen.

Aus dem Vorhergehenden kann man ſehen, daß das Verkohlen nicht ſo leichte iſt, als man vielleicht glaubt, und daß Kenntniſſe und Beobachtungsgeiſt dazu gehören, die man nicht bei den gewöhnlichen Köhlern ſuchen darf, in deren Händen es doch faſt einzig lag, bis man anfieng die Forſtwirthſchaft wiſſenſchaftlich zu behandeln, und damit auch die Köhlerei zu verbeſſern. Der Herr von Zanthier, einer der erſten Aufklärer in dieſem Fache, verbeſſerte auch dieſes Geſchäfte, und die Verſuche, die er dabei anſtellen ließ, finden ſich in dem Journale für das Forſt- und Jagdweſen B. II. H. 1. S. 95 ꝛc. beſchrieben. Es ſind hier nur die Reſultate davon aufgenommen, um ſie mit den Verkohlungen anderer Gegenden vergleichen zu können; vorher iſt aber zu bemerken:

1) daß kein Unterſchied in dem Kohlenertrage von Nadelholze und von Laubholze gemacht iſt, weil er nicht von Beträchtlichkeit iſt, und aus mehreren Verſuchen eine Mittelzahl erhalten werden ſollte.

2) Iſt bei den angegebenen Reſultaten nicht auf die Zwiſchenräume, weder des Holzes noch der Kohlen geſehen, ſondern angenommen, daß ſie beide in gleichem Ver-

hältniſſe ſtehen. Wenn in Zukunft etwas darüber beſtimmt wird, ſo wird man auch leicht andere Größen ſubſtituiren können.

Tabelle.

über die von Zanthierſchen Verkohlungen.

Einſatz		verkohlt in Zeit	Ausbeute	
Mltr.	Cub. Fß.		Karren	Cub. Fß.
32	2560	vom 20. Jul. bis 7. Jul.	13½	1282½
38	3040	— 6. ej. — 30. ej.	16½	1567½
30	2400	in 14 Tagen	12	1140
30	2400	— 14 —	13½	1282½
40	3200	— 14 —	20	1900
170	13600		75½	7172½

Hiernach hätte alſo der cubiſche Inhalt des Holzes zu dem der ausgezogenen Kohlen ſich verhalten wie 1 : 0,527 oder die Ausbeute an letzteren hätte etwas mehr als die Hälfte von erſtern betragen.

Es waren dieſes zwar nur Verſuche, bei denen auch wohl manche ungünſtige Umſtände mit vorgefallen ſeyn mochten; allein die Ausbeute hieng eben von der Methode, oder von den Verſuchen ab, weswegen ſie mit zur Vergleichung gegen andere genommen werden müſſen. Das Fußmaaß, welches dabei vorkömmt, iſt das Blankenburger, es liegt aber bei dieſer Tabelle noch nichts daran, welches es ſey, weil es nur auf das Verhältniß der Ausbeute gegen den Einſatz ankömmt.

Ehe weiter gegangen werden kann, wird es nöthig ſeyn, die Verhältniſſe der nun vorkommenden Fußmaaße zu beſtimmen, um nicht ſowohl ſchon vorhandene Berechnungen, als auch die noch folgenden vergleichen zu können.

Der Herr Forſtmeiſter Oettelt in Ilmenau hat in ſeinem Traktätchen*) auch noch einen Anhang über das Verkohlen nach Thüringiſcher Waldart, geſchrieben, worin aber alles nur kurz abgehandelt, und das Verhältniß der darin vorkommenden Fußmaaße nicht angegeben iſt. In einem Aufſatze über das Verkohlen im Journal für das Forſt- und Jagdweſen, B. III. H. 2. waren zu der Vergleichung die Verkohlungen vom Harze und Thüringer Walde genommen worden, wie ſie Herr Forſtm. Oettelt in dem angeführten Werkchen angegeben hat, da ſie aber aus ältern Zeiten herſtammen, und beſonders die vom Harze aus Böſens Haushaltungsprincipien genommen waren; ſo ſind hier anſtatt der erſtern die jüngſten Verkohlungen vom Ilſenburger Reviere, und anſtatt der letztern die neueſten vom Thüringer Walde aufgenommen, welche weit richtiger wie jene ſind, und die Verkohlungstabellen von den Weimariſchen Revieren reichen bis zum Jahr 1793. Es wird alſo vorerſt das Fußmaaß vom Oberharze mit dem, das auf den Weimariſchen und Ilmenauiſchen Revieren gebräuchlich iſt, zu vergleichen ſeyn.

Erſteres oder das Blankenburger verhält ſich zum Pariſer wie 1285 : 1440, und letzteres, welches dem Leipziger gleich iſt, wie 1252 : 1440. Auf dem Harze iſt ein Malter Holz 4′ weit, 4′ hoch, und von 5′ Scheitlänge, mithin an Cubikinhalte = 80 Cubikfuß. Wenn nun

4′ Blankenb. = 4, 1054 Leipz.
und 5′ - - = 5, 1306 - ſind;

ſo betragen dieſe 80 Cub. Fuß nach Weimariſchem Maaß, 86, 475 Cub. Fuß, wofür 86 und ein halber Fuß genommen werden ſollen. Eine Weimariſche Klafter Holz iſt 6′ weit, 6′ hoch und $3\frac{1}{2}$′ Scheitlänge, mithin an Cub. Inhalt = 126 Cub. Fuß, und betragen ſonach 4 Malter auf dem Harze, 2 und dreiviertheil Klaftern im Weimariſchen.

Die Kohlenmaaße anlangend, ſo iſt das auf dem Harze im Diameter unten 3′ 4″ oben aber 2′ 9″ weit und 1′ 7″ Höhe, alſo an körperlichen Inhalte = 11 und einen halben Cub. Fuß. Dieſe geben im Leipziger Maaße

*) Etwas über die Harzgeſchichte ꝛc. Eiſenach, 1789. 8.

12 und einen halben Cub. Fuß (beinahe). Das Kohlenmaaß in Ilmenau hält 18 und einen vierthel Cub. Fuß, und auf den Weimariſchen Revieren wird nach Körben gerechnet, wovon einer 6 Cub. Fuß Leipziger Maaßes hält. Auf dem Harze werden 10 Maas auf einen Karren gerechnet, dieſes beträgt in hieſigem Maaße 125 Cub. Fuß; in Ilmenau aber kommen nur 8 Maas auf 1 Karren, welches 146 Cub. Fuß ausmacht. Ein Karren Kohlen in Ilmenau hält alſo 21 Cub. Fuß mehr, wie ein Karren auf dem Harze, und die Oetteltſchen Angaben können nunmehro berichtiget werden.

Jetzt ſoll aber die Verkohlung auf den Weimariſchen Nadelholzrevieren, mit Beifügung der Reſultate der darüber geführten Tabellen, beſchrieben werden. Dieſe Reviere liegen beiſammen in einer mittelmäßig gebirgigten Gegend, deren Boden größtentheils in den ausgehenden Schichten von Sand beſtehet, und Kiefern und Fichten trägt. Zum Verkohlen werden nur die Stöcke, und nur ein Fünftheil Scheitholz zum Ausgleichen genommen. Da nun, um die Brennholzconſumtion in der Reſidenzſtadt nicht leiden zu laſſen, nicht jährlich ſämtliche Stockhölzer aller Reviere, derer dreie ſind, verkohlt werden, und etwas ausgetrocknetes Holz mehr, und beſſere Kohlen giebt wie naſſes; ſo gehet das Geſchäfte in dieſen drei Revieren Reihe um, und wird jährlich nur in einem gekohlet, die Köhlerei ſelbſt aber durch zwei Köhler und einen Handlanger bei drei Meilern, betrieben.

Im Jahr 1775 wurde die Köhlerei auf vorbenannten drei Revieren angefangen, aber nicht auf die beſte Art betrieben, weil ſie unter keiner guten Aufſicht war. Es konnte nicht fehlen, daß ſich Misbräuche einſchlichen, denn der Ertrag verhielt ſich zum Einſatz in den Jahren 1776 und 1777 wie 1 : 0,570, und 1 : 0,542. Es konnte aber nicht unbemerkt bleiben, es wurden Unterſuchungen angeſtellt und nachſtehendes Reglement für die Köhler zeigte, ohnerachtet noch manche Lücke darin iſt, ſeinen Nutzen in dem höhern Ertrage.

Reglement.

1) Die Köhler ſollen die ihnen angewieſen werdenden Kohlſtätten ums Tagelohn aufräumen.

2) Wenn die Kohlſtätten aufgeräumt ſind, wird ſogleich mit Setzung der Meiler angefangen, und die Köhler fahren die Kohlhölzer ſelbſt auf Schubkarren bei.

3) Sollen künftig in einem Meiler nicht mehr als 8 Klaftern Stöcke und 1 Klafter Scheitholz eingeſetzt werden.

4) Die Kohlhölzer werden nur gegen Anweiſung des Rechnungsbeamten angewieſen und abgefahren, dieſe Anweiſezeddel ſammelt der Forſtbediente, und berechnet ſich nach geendigter Verkohlung mit dem Rechnungsbeamten.

5) Beim Ausziehen und Abmeſſen der Kohlen, ingleichen beim Auf- und Abladen iſt Acht zu haben, daß richtig gemeſſen wird, und daß die Kohlen nicht zertreten oder ſonſt beſchädiget werden. Die Anzahl der ausgezogenen Körbe Kohlen werden vom Köhler dem Forſtbedienten, und von dieſem dem Rechnungsführer beſcheiniget.

6) Die Köhler ſollen das Deckreißig, Brennſpäne und Moos nur in den nächſtkommenden Jahresſchlägen holen.

7) Jeder Forſtbediente, auf deſſen Reviere gekohlet wird, hat ein Verzeichniß zu führen, worin bemerkt iſt:

a) welchen Tag ein Meiler angebrannt worden iſt, mit Beifügung der Nummer deſſelben.
b) welchen Tag derſelbe ausgezogen, und
c) die Kohlen davon abgefahren worden.
d) Für wen ſolcher eingeſetzt worden, und
e) wie viel Körbe Kohlen derſelbe gegeben hat.

Dieſes Verzeichniß wird nach geendigter Verkohlung mittelſt Berichts an das Forſtamt eingeſchickt.

8) Die Kohlen, welche nach dem Aufladen etwa liegen bleiben, ſind von den Köhlern mit Reißig und Schaalen zu bedecken, und ſo vor Regen und Näſſe zu bewahren.

Die Köhlerei wird, wie oben geſagt, durch zwei Köhler und einen Handlanger betrieben, erſtere bekommen jeder Tag und Nacht 8 Groſchen, und letzterer 5 Groſchen Lohn, und müſſen beſtändig 3 Meiler gehen. Hierdurch, und daß die Köhler das Holz ſelbſt beifahren müſſen, haben ſie hinlängliche Beſchäftigung, und die fleißige Aufſicht der Forſtbedienten ſichert vor aller Unordnung.

Die nach Inhalt des ſiebenten Punktes des Reglements geführten Tabellen, folgen nun hier ſummariſch, und wird dabei bemerkt, daß zwei Klaftern Stöcke an körperlichem Inhalte einer Klafter Scheite gleich gerechnet werden.

No.	Zeit der Verkohlungen	Meiler: Anzahl derſelben	Meiler: Einſatz: Scheite Klafter	Meiler: Einſatz: Stocke Klafter	Kohlen Ausbeute an Körben	Cubikinhalt des Holzes Cub. Fß.	Cubikinhalt der Kohlen Cub. Fß.	Verhältniß der Ausbeute zum Einſatz
1	v. 20. Mai bis 28. Aug. 1787.	40	40	320	2654	25200	15924	1 : 0, 632
2	— 30. Aug. — 19. Okt. — —	20	20	160	1343	12600	8058	1 : 0, 639
3	— 2. Mai. — 4. Sept. 1788.	44	44	352	3353	27720	20118	1 : 0, 725
4	— 9. — — 17. Jun. 1789.	16	16	128	1152	10080	6912	1 : 0, 685
5	— 14. Jun. — 24. Sept. — —	39	61	268	2691	24570	16146	1 : 0, 675
6	— 3. Mai. — 5. Jul. 1790.	26	52	156	1853	16380	11118	1 : 0, 678
7	— 8. Jul. — 7. Sept. — —	24	48	144	1621	15120	9726	1 : 0, 643
8	— 1. Mai — 16. Jul. 1791.	29	58	174	1994	18270	11964	1 : 0, 655
9	— 17. Jul. — 14. Okt. — —	34	68	204	2328	21420	13968	1 : 0, 652
10	— 16. Mai — 27. Aug. 1792.	42	84	252	2764	26460	16584	1 : 0, 626
11	— 6. — — 15. — 1793.	42	84	252	2831	26460	16986	1 : 0, 642
		356	575	2420	24, 584	224280	147504	11 : 7, 252

Wenn aus der Summe der Verhältniſſe der Ausbeute gegen den Einſatz, die Mittelzahl genommen wird; ſo iſt

$$\frac{11 : 7,252}{11} = 1 : 0,659$$

folglich betrug die Ausbeute an Kohlen beinahe zwei Drittheile des eingeſetzten Holzes.

Von vorſtehender Tabelle ſind No. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10 und 11. ſo eingerichtet, daß die Verkohlung der ein- und zweijährigen Hölzer von der mit denen im ſelbigen Jahre geſchlagenen, ſepariret iſt, um den Unterſchied im Ertrage vom trocknen und grünen zu zeigen. Nach No. 4. 6. 8. und 10. ſind ein- und zweijährige trockne, und nach No. 5 7. 9. und 11. daſſelbe Jahr geſchlagene Hölzer verkohlt worden, und die Ausbeuten zeigen folgendes Verhältniß:

nach No. 4.	0, 685.	nach No. 5.	0, 675.
— — 6.	0, 678.	— — 7.	0, 643.
— — 8.	0, 655.	— — 9.	0, 652.
— — 10.	0, 626.	— — 11.	0, 642.
	2, 644.		2, 612.

es iſt aber $\frac{2,644}{4} = 0,661.$ und $\frac{2,612}{4} = 0,653$

und 0, 661 — 0, 653 = 0, 008. mithin hätten die ein und zwei Jahre geſtandenen trocknen Hölzer 0, 008 mehr Ausbeute gegeben, als die in demſelben Jahre geſchlagenen und auch verkohlten.

Die Verkohlungen vom Thüringer Walde Ilmenauer Revieres, die nun folgen, ſind vom Jahre 1793. Zwar ſind ſie genau niedergeſchrieben, aber doch nur ſummariſch, weil die Specialtabellen daſelbſt noch nicht wie anderwärts eingeführet ſind, obwohl es von unausbleiblichem Nutzen ſeyn würde, wenn die Köhler wegen des beſſern Ausfalls eines Meilers vor dem andern, zur Rede geſtellt werden könnten.

Die Beiſchaffung der Kohlhölzer geſchiehet wie im Weimariſchen durch die Köhler auf Schubkarren, die Abfuhre der Kohlen aber in die Niederlage durch Lohnfuhren, wofür das Fuhrlohn pro Maas nach Maasgabe der Entfernung accordiret wird, ſo daß es im Durchſchnitt auf eine Meile weit etwa 2 Groſchen zu ſtehen kömmt. Der Köhlerlohn wird auch pro Maas verdungen, und beträgt in harten Hölzern 1 Gr. 10 Pf. und in weichen 1 Gr. 9 Pf. Sodann iſt noch zu bemerken, daß zur Füllung der harten Meiler jedesmal weiche Hölzer genommen worden ſind; es ſind demnach 5 Klaftern Scheite zu einem Meiler zum Einſatz genommen, und auf einen Meiler $\frac{1}{3}$ Klafter zur Füllung gerechnet.

Tabelle

über die Verkohlung auf dem Ilmenauer Revier aus büchenen Hölzern.

Einſatz				Ausbeute	
Meiler	Klaftern	Füllung	beträgt an Cubik Fuß	Maas	beträgt an Cub. Fß.
17	87½	6	11785	455½	8313
13	65¾	4	8789	240½	4389
39	194¾	13	26176	643	11735
69	348	23	46750	1339	24437

Hiernach hätte ſich alſo der Einſatz zur Ausbeute in Cubikfußen verhalten wie 1 : 0, 522. und ein Maas oder 18¼ Cubikfuß Kohlen, kam überhaupt incl. Waldmiethe und Holzhauerlohn in der Niederlage, im Durchſchnitt auf 8 Gr. 10 Pf. zu ſtehen. (NB. Dieſe harten Hölzer waren von ſehr geringer Güte, auch hatte während der ganzen Verkohlzeit derſelben böſe Witterung angehalten).

Tabelle

über die Verkohlung auf dem Ilmenauer Reviere aus fichtenen Hölzern.

Einſatz		Ausbeute	
Klaftern	betragen an Cub. Fß.	Maas	betragen an Cub. Fß.
$242\frac{1}{2}$	30555	960	17520
37	4662	136	2482
$279\frac{1}{2}$	35217	1096	20002

Da aber von dieſem Einſatz 23 Klaftern oder 2898 Cub. Fuß abgehen, weil ſie zur Füllung der Meiler von hartem Holze genommen worden ſind; ſo bleiben nur 256 und eine halbe Klafter oder 32319 Cub. Fuß, und dann verhält ſich der Einſatz gegen die Ausbeute wie 1 : 0, 619. Die Verkohlung der weichen Hölzer war ſonach beſſer gerathen, als die der harten; im Durchſchnitt aber kam ein Maas Kohlen, incluſ. aller Unkoſten, auf 9 Gr. 1 Pf. hoch zu ſtehen.

Im Ganzen aber ſtimmt dieſe Ausbeute nicht mit Oetelts Angabe überein, denn nach ſelbigem ſollte ſie gegen den Einſatz 0, 687, mithin mehr wie zwei Drittheile betragen, und hier beträgt ſie nur wenig mehr als die Hälfte. Vielleicht aber, daß ſchlechte Kohlhölzer, ſchlechtes Wetter, oder ſonſt ungünſtige Umſtände im Spiele geweſen ſind.

Es kommen nun die Verkohlungen vom Harze und zwar vom Ilſenburger Reviere. Die von den dortigen Forſtbedienten darüber gefertigten Tabellen ſind ſorgfältiger und ausführlicher abgefaßt als irgend an einem andern Orte, und außerdem, daß richtigere Reſultate daraus herzuleiten ſind, ſo beweiſt es auch die Attention, die man bei dem Geſchäfte angewendet hat, um es nicht ganz handwerksmäßig, ſondern auch wiſſenſchaftlich zu betreiben.

Die Kohlhölzer werden auch durch die Köhler beigeſchaft, welche ſich zum Theil eigenes Geſchirre dazu halten, und der Köhlerlohn beträgt, incluſ. deſſelben pro Fuder etwa 12 bis 16 Groſchen; nächſtdem kommen hier auch noch Extrakoſten, Wegebeſſerung u. d. gl. vor, welche mit zum Aufwande geſchlagen werden. Wegen der dabei vorkommenden Maaße iſt nachſtehendes zu wiederholen: 1 Malter Scheitholz hält 80 Cubikfuß, und 1 Malter Stokken 64 Cubikfuß. Ein Maas Kohlen hält 11 und einen halben Cubikfuß, 10 Maas oder 115 Cubikfuß werden auf 1 Karren und 15 Maas oder 172 und einen halben Cubikfuß oder 1 und einen halben Karren werden auf ein Fuder gerechnet (alles in dortigem Maaße).

Tabelle von dem Ausfall einiger Probemeiler auf dem Ilſenburger Reviere.

In Tannen eingeſetzt Baumholz	In Tannen eingeſetzt Stocken	In Tannen gefüllt Baumholz	In Tannen gefüllt Stocken	Cubikinhalt des Holzes.	Ausbeute an Kohlen. Kohlen erfolgt.		darunter ſind Quandelgeweſen.	Cubikinhalt der Kohlen	Im Durchſchnitt hat ein Schock Holz an Kohlen gegeben		Aus 100 Cubikfuß Holz ſind Kohlen erfolgt
Maltr.	Maltr.	Maltr.	Maltr.	Cubik Fuß	Fuder	Maas	Karren	Cubik-Fuß	Fud.	Maaß	Cubik-Fuß
36	54	3	$1\frac{1}{2}$	6672	33	—	3	4191	20	$9\frac{3}{8}$	62, 8
24	36	$2\frac{7}{8}$	—	4454	23	$2\frac{1}{2}$	4	2952	22	$1\frac{1}{2}$	66, 3
18	27	2	—	3328	17	$2\frac{1}{2}$	1	2190	22	—	65, 3
15	6	1	—	1664	9	$2\frac{1}{2}$	$1\frac{1}{3}$	1174	25	2	70, 5
—	124	—	4	8192	43	$8\frac{3}{4}$	4	5571	20	$5\frac{1}{2}$	68, 5
—	50	—	1	3264	18	2	1	2311	21	4	70, 6
32	48	$7\frac{1}{2}$	—	6232	27	$3\frac{1}{4}$	3	3476	18	$\frac{3}{4}$	55, 0
125	345	$16\frac{3}{8}$	$6\frac{1}{2}$	33806	171	$21\frac{1}{2}$	$17\frac{1}{3}$	21865			

Die Meiler von No. 1. bis No. 4. haben ganz aus Tannen oder vielmehr Fichtenholze beſtanden; in denen von No. 5. bis No. 7. aber war der Einſatz melirt. Im Ganzen aber hat ſich der Einſatz zur Ausbeute verhalten wie 1 : 0, 646 und die Güte der Kohlen war von der Beſchaffenheit, daß zu einem Centner Stabeiſen im Durchſchnitt 2 Maas verbraucht wurden. (Dieſes würde auf dem Thüringer Walde 1 und ein Vierthel Maas betragen).

Tabelle

über die Verkohlungen von den Köhlern auf dem Ilſenburger Reviere.

a) In hartem Holze.

Einſatz: Baumholz	Einſatz: Stocken	Ausbeute: Cubikinhalt des Holzes	Ausbeute: an Kohlen		Ausbeute: Cubikinhalt der Kohlen	aus 100 Cub. Fuß Holz ſind an Kohlen erfolgt.
Mltr.	Mltr.	Cub. Fuß	Fud.	Maas	Cubik-Fuß	Cubik Fuß
210½	84½	22248	76	5	9715	43, 6
3½	½	312	1	—	127	40, 3
11	—	880	3	—	381	43, 2
1023½	3	82072	235	5	29908	36, 2
783	32½	64720	232	5	29527	45, 6
2½	5	520	1	5	190	36, 6
585	185½	58672	202	5	25717	43, 8
1134	198	103392	362	2½	46005	44, 5
238	130½	27392	107	2½	13620	49, 7
3991	639½	360208	1221		155190	

Im Ganzen hätte ſich bei dieſer Verkohlung der Einſatz zur Ausbeute verhalten wie 1:0,431. Der Ertrag war mithin unter der Hälfte, und die Verkohlung überhaupt nicht gut ausgefallen, obſchon die Kohlhölzer größtentheils gut geweſen waren.

b) In weichem Holze oder Fichten.

Einſatz			Ausbeute			aus 100 Cubikfuß Holz ſind Kohlen erfolgt
Baumholz	Stocken	Cubikinhalt des Holzes	an Kohlen		Cubikinhalt der Kohlen	
Mltr.	Mltr.	Cub. Fuß	Fud.	Maaß	Cub. Fß.	Cub. Fß.
589½	1209	124536	571	5	72580	58, 5
506	1401	130144	654	5	83121	63, 6
164	408½	39264	174	—	22098	56, 2
18	87	7008	27	—	3429	48, 8
320½	598	63912	243	7½	30956	48, 4
9	30½	2672	10	5	1333	49, 8
360½	1327½	114280	494	2½	62769	55, 0
438	1205	112160	519	—	65913	58, 8
346½	1140	100680	471	—	59817	59, 4
223	804½	69328	255	—	32385	46, 0
468	1481½	132256	549	—	69723	52, 6
384½	1044	97576	435	—	55245	56, 6
3833½	10736½	993816	4403	10	659369	

Im Ganzen verhält ſich hier der Einſatz zur Ausbeute wie 1:0,563.

Was die Unkoſten bei den Probemeilern betragen haben, iſt nicht bekannt, bei den andern Verkohlungen aber iſt 1 Fuder Kohlen a) von harten Hölzern auf 3 Rthlr. 18 Gr. 3 Pf. und b) von den weichen Hölzern auf 2 Rthlr. 18 Gr. 6 Pf. mit Einſchluß aller Unkoſten zu ſtehen gekommen. Vergleicht man ſelbige mit denen vom Thüringer Walde nach einerlei Maaße, ſo koſten a) 100 Cub. Fuß Kohlen

in hartem Holze, auf dem Harze 2 Rthlr. — ⸗ — ⸗ und auf dem Thüringer Walde 2 Rthlr. 1 Gr. — ⸗ b) in weichem Holze, auf dem Harze 1 Rthlr. 15 Gr. 6 Pf. und auf dem Thüringer Walde 2 Rthlr. 2 Gr. — ⸗ Daß am letztern Orte die weichen Kohlen höher zu ſtehen kommen als die harten, rührt daher, daß die Köhler⸗ und Fuhrlöhne pro Maas verdungen werden, daß ſich mithin die Unkoſten vermehren müſſen wie ſich die Ausbeute vermehret.

Die hier aufgeführten Verkohlungen können nunmehro zuſammengeſtellet werden, um eine Ueberſicht der verſchiedenen Ausbeuten zu bekommen.

Ueberſicht der Verkohlungen.

a) In harten Hölzern.

I. Auf dem Thüringer Walde.	II. Auf dem Harze.
1 : 0, 522	1 : 0, 431

b) In melirten und weichen Hölzern (Fichten).

I. Nach den von Zanthierſchen Verſuchen	II. Auf den Weimariſchen Revieren.	III. Auf den Ilmenauer Revieren.	IV. Auf dem Harze in den Probemeilern.	V. Auf dem Harze von den Köhlern.
1 : 0,527	1 : 0, 658	1 : 0, 619	1 : 0, 646	1 : 0, 563

Ueberhaupt genommen hätten alſo die weichen Hölzer mehr Kohlen geliefert wie die harten, und unter den Verkohlungen in weichen Hölzern zeigen ſich die Weimariſchen und die aus den Probemeilern auf dem Harze am vortheilhafteſten; daß die Ausbeute bei der Weimariſchen Verkohlung ſich ſo vortheilhaft zeigt, mag wohl ſeinen Grund dar⸗

in haben, daß der Einſatz immer in vier Fünftheilen Stöcken, und nur in ein Fünftheil Scheitholz beſtehet, da erſtere überhaupt mehr Kohlen geben wie letztere; denn nach Moſers Forſtarchiv, B. VII. S. 181. iſt das Verhältniß der Baum- gegen die Stockkohlen wie $8\frac{2}{3}:10\frac{3}{4}$, und die Wirkung im Feuer verhält ſich wie 7:9.

Ob die harten Hölzer wegen der wenigen und ſubtilen öhlichten Theile, die ſich leicht verflüchtigen, überhaupt weniger Kohlen geben als die weichen, oder ob es nicht vielmehr an der Behandlung liegt, und daß man die Zeit und den Grad des Feuers, der dabei nöthig iſt, noch nicht kennt, iſt noch nicht entſchieden, vielleicht greift man ſie zu ſtark mit Feuer an, wenn ein Meiler von lauter hartem Holze in eben der Zeit verkohlen ſoll, wie ein gleichgroßer Meiler von weichem Holze, und das iſt doch gewöhnlich der Fall.

Es legt ſich ſattſam zu Tage, daß das Kohlenbrennen noch lange nicht zu der Vollkommenheit gediehen iſt, in welcher es ſeyn könnte, und es beweiſen nicht ſowohl die ganz verſchiedenen Ausbeuten bei einerlei Einſatz, daß noch manches dem Zufall ausgeſetzt iſt, als ſelbſt die Auflöſung des Holzes in Kohlen, ſo lange es in Meilern, folglich im Freien geſchiehet, in ſo ferne auf widerſprechenden Wegen geſchiehet, daß die zum Brennen nöthige Beiwirkung der Luft gehindert werden ſoll, und gleichwohl ohne Luft das Feuer nicht wirken kann, oder erſticken muß. Längſt hatte man daher den Schluß gemacht, daß durch das Maſchinenverkohlen der Endzweck erreicht werden könnte, denn die Theer und Pechöfen bewieſen den Erfolg, und auch bei angeſtellten Verſuchen erhielt man mehrere und gute Kohlen. Nahm man aber Rückſicht auf Zeit, Feuerung und Koſten, ſo war mehr Schaden als Nutzen. Es wird alſo wohl nichts übrig bleiben, als daß die Forſtmänner, unter deren Aufſicht die Köhlerei getrieben wird, Kenntniſſe und guten Willen haben der Sache nachzudenken, um ſie nach und nach zu der Vollkommenheit zu bringen, daß ſie den möglichſten Nutzen bringt. Ein ohnfehlbares Mittel dazu werden die Verkohlungstabellen mit ſeyn, in ſo ferne ſie etwas umſtändlicher wie gewöhnlich angefertiget werden, und wozu nachſtehende Rubriken vorgeſchlagen werden.

Tabelle

über die Verkohlung auf dem N. N. Reviere im Jahre 17..

Nahme des Köhlers	No. des Meilers	Einſatz: Scheite	Einſatz: Stocken	Einſatz: Cubikinhalt des Holzes	Zeit: angebrannt	Zeit: gelöſcht	Ausbeute: an Kohlen	Ausbeute: Cubikinhalt der Kohlen	100 Cubikfuß Holz haben an Kohlen gegeben
		Klftr.	Klftr.	Cub. Fß.			Maaß	Cub. Fß.	Cub. Fß. ⊙
Mich. Eichel	1	3	10	1008	den 4. Mai.	den 9. Mai	30	547½	54, 4

Witterung. Windſtrich ⊙	Witterung. Wetter	Erläuterungen.
Süd-Weſt	windig mit Regenſchauer	Am Dachskopf einjähriges Holz, größtentheils Kernfaul. Von überſtändigen Fichten.

Die Beifügung des Windſtrichs und des Wetters ſind nothwendige Stücke, und doch werden ſie gewöhnlich weggelaſſen; die Bemerkungen über die Beſchaffenheit der Kohlhölzer, ingleichen der Gehaue, worauf die Verkohlung geſchehen iſt, werden bis jetzt nur in den Tabellen auf dem Harze geführet, ſind aber eben ſo wichtig wie die andern, wenn der Grund des beſſern oder ſchlechtern Ausfalls angegeben werden ſoll.

Daß es für die Forſtwirthſchaft ſowohl als für die dabei intereſſirten Gewerke kein unwichtiger Gegenſtand iſt, ob das Verkohlen gut oder ſchlecht betrieben wird, läßt ſich ſehr leicht berechnen. Angenommen, ein kleiner Meiler könnte bei etwas beſſerer Behandlung nur ein halbes Ilmenauer Maas oder 9⅛ Cubikfuß Kohlen mehr geben als gewöhnlich, ſo würde dieſes auf 100 Meiler, die in einem Reviere verkohlet werden, 50 Maas Kohlen betragen, welches keine Kleinigkeit iſt. Erwägt man nun noch die Möglichkeit, daß das Füllen mit der Zeit ganz wegfallen könnte, wenn entweder die Meiler von oben angezündet *), oder ſonſtige Verſuche gemacht würden; ſo würde eine ziemliche Quantität Holz erſparet, oder wenn es ja verkohlet werden müßte, ein anſehnlicheres an Kohlen daraus erlangt werden können.

Die Meiler, von denen bis daher die Rede geweſen iſt, heiſſen ſtehende Meiler; es giebt aber noch eine Art, welche liegende Meiler heiſſen. Dieſe ſind noch in Schweden gebräuchlich, und man findet eine ausführliche Beſchreibung davon in dem XXten Bande der Schwediſchen gelehrten Abhandlungen. Ihre Einrichtung iſt kürzlich folgende: Die Kohlhölzer werden in Walzen von etwa 20 Fuß Länge geſchnitten; auf einem wagrecht geſtrichenen Boden werden 3 Streckhölzer von 25 Fuß Länge ohngefähr 8 Fuß weit von einander gelegt, und quer über dieſe das Kohlholz ſo dichte als möglich aufgeſchränket, doch ſo, daß nur die Stirnflächen des Kohlholzes ſenkrecht — die andern Seiten aber ſchräg anlaufen, damit die Decke nicht herabrollet. An den beiden Stirnflächen des Meilers werden andere Walzen einfach ſo auf einander gelegt, daß ſie überall 1 Fuß

*) Daß es keine Schwierigkeit habe, das Feuer, wenn der Meiler oben auf der Haube angezündet wird, herunter zu ziehen, kann man aus dem Verfahren beweiſen, welches in Rußland beim Theerſchwelen aus der Birkenrinde gebraucht wird. Die Birkenrinde wird in einer Grube, worin bei 500 Fuhren gehen, faſt in Form eines Meilers, ſehr dicht aufgeſetzt, oben mit Stroh, ſodann aber mit Miſt leicht zugedeckt. Hierauf wird das Stroh angezündet, und wenn die Rinde Feuer gefangen hat, der Miſt feſt aufgeſtampft, worauf ſich das Feuer, ohne daß weiteee Zuglöcher als oben durch den Miſt geſtochen werden können, nach und nach bis hinunter auf den Boden der Grube zieht, ſo daß auch nicht einmal eine Spur von einem Brande anzutreffen iſt.

weit über jene vorſtehen, und hinter ſelbige werden Pfähle, gleich den Klafterſtecken eingeſchlagen, damit ſie auf einander liegen bleiben. Das Decken und Bewerfen geſchiehet wie bei den ſtehenden Meilern, auch werden Rüſten angebracht, wenn ſie etwas zu ſteil gerichtet ſind.

Das Anzünden geſchiehet gleich über den Rüſten an einer Ecke, und das Feuer wird vorerſt quer durchgezogen, ehe es in die Höhe gelaſſen wird. Es iſt aber ſehr in Acht zu nehmen, daß das Feuer nicht zu bald zu tief gehet, weil es in der Folge von ſelbſt in die Tiefe brennet; auch muß die Verkohlung überhaupt langſam geſchehen, ſo daß man den Meiler kaum dämpfen ſiehet.

Nach den Verſuchen der Königl. Schwediſchen Akademie hat ſich ergeben, daß aus liegenden Meilern mehrere und beſſere Kohlen erfolget ſind, als aus ſtehenden; auch haben ſie noch den Vorzug, daß ſie nicht nöthig haben, gefüllet zu werden.

Ob es zuträglicher iſt, das unverkohlte Holz oder die Kohlen an die Hüttenwerke abzugeben; darüber iſt noch einige Unterſuchung anzuſtellen; ſo gewöhnlich erſteres auch iſt, ſo zuträglich und weit ökonomiſcher iſt das letztere.

Wenn die Herrſchaft das Holz abgiebt, ſo werden die Köhler von den Hüttenbeſitzern angelegt, und im Taglohn bezahlt; dieſe ſind nun ohne Aufſicht, kümmern ſich wenig um gutes Verkohlen, weil es nicht mit ihrem Intereſſe verknüpft iſt, verſtehen es auch wohl nicht, und defraudiren nicht ſelten. Der Holzverluſt iſt alſo unbezweifelt, den man doch bei jetzigen Zeiten ſehr zu vermeiden hat. Weit ſchlimmere Folgen aber entſtehen daraus für den Forſthaushalt, beſonders wenn keine beſtändigen Kohlplätze vorhanden ſind, ſo daß in dem ganzen Reviere, auch wohl gar auf den Schlägen gekohlt werden muß.

Es iſt eine bekannte Regel in der Forſtwirthſchaft, daß die Schläge oder Gehaue bald möglichſt geräumet ſeyn müſſen; dieſes iſt unmöglich, ſobald die Verkohlungen darauf geſchehen, und auſſerdem, daß die Schläge verraſen, wird durch das beſtändige Hin- und Wiederfahren nicht nur viel

Forſtgrund verdorben, ſondern auch durch die Nacht-Weide der Ochſen oder Pferde viel verbiſſen.

So beträchtlich nun der Schade iſt, den die Forſte dadurch leiden, ſo groß ſind die Erſparungen, die durch zweckmäßige Einrichtungen beim Verkohlen gemacht werden können, und wovon hier ein Beiſpieil gegeben werden ſoll. Auf dem Freudenſtädter Oberforſte im Würtembergiſchen wird alles Holz, welches für die Hüttenwerke des Chriſtophsthals verkohlt wird, nach einem dazu eingerichteten Platze geflößt.

Dieſer Platz liegt hart am Floß-Bache, welcher da, wo er an den Kohlplatz ſtößt, mit einem Gitter oder Rechen verſehen iſt, um das ankommende Holz aufzuhalten. Der Platz ſelbſt iſt eine durch Graben eingeſchloſſene Inſel, die wiederum von mehreren Kanälen durchſchnitten iſt, ſo aber, daß Graben und Kanäle mit dem Floßbach ſo verbunden ſind, daß durch Oefnung verſchiedener Schleuſſen das Holz in einen beliebigen Kanal eingeflößt werden kann, worauf das eingeflößte Holz auf den Inſeln, nach ſeiner Gattung aufgeklaftert wird.

Die Mitte des Platzes iſt eine Inſel, breiter wie die übrigen, und durch Brücken mit ſelbigen verbunden. Auf dieſem Platze geſchiehet das Verkohlen, die Meiler ſtehen in Reihen neben einander, und ſo, daß die Abfuhre bequem geſchehen kann.

Bei einer ſolchen Einrichtung kann Lage und Boden zweckmäßig gewählt werden, alle zum Verkohlen nöthige Erforderniſſe ſind vorhanden, auſſer etwa die Decke nicht, doch ſind die Unkoſten, dieſe herbei zu ſchaffen, gegen die Vortheile nicht in Vergleich zu ſtellen, welche dabei erhalten werden. Ehe möchte die Anlegung eines Floßbaches und der dazu nöthigen Schwallungen, Schwierigkeiten haben, und einige Koſten verurſachen, die ſich aber auch durch das erſparte hohe Fuhrlohn bald wieder bezahlt machen würden.

Kohlenaufſetzen. Wird geſagt, wenn die Kohlenfuhrleute beim Aufladen die langen Kohlen ſämmtlich zurück legen, bis der Korb oder Kaſten mit kleinen Kohlen eben voll gemacht, und gerüttelt worden iſt, daß ſie ſich geſetzt haben; dann werden die langen Kohlen inwendig an allen Seiten

herum aufgeſetzet, ſo daß ſie einen guten Theil über den Korb oder Kaſten hinaus ſtehen, worauf wieder ſo viel Kohlen aufgetragen werden, bis ſie den langen Kohlen, die auch Setzkohlen heiſſen, wieder gleich kommen.

Kohlenausſtoßen, Kohlenlangen, Kohlen holen, Fr. éteindre les charbons, lever les charbons. Iſt das Geſchäfte eines Köhlers, wenn er aus einem gahren und abgekühlten Meiler, mittelſt ſeines Reiß- oder Spreißhakens die Kohlen herauszieht, und auf den Stübbe-Rand harkt. Der Ort, wo die Kohlen ausgeſtoßen worden, wird ein Bruch genannt, und dieſes Ausſtoßen geſchieht nach und nach rings um den Meiler herum, jedoch werden die Brüche allemal mit Drecke oder Geſtübe wieder wohl zugeworfen, weil die Kohlen durch die darauf ſtoßende Luft wieder erhitzt und feurig gemacht werden. Können die Kohlen bei großen Meilern nicht auf einmal abgefahren werden, ſo dürfen nicht mehr ausgeſtoßen werden, als ſogleich abgefahren werden kann, weil, wenn es darauf regnet, die Kohlen alle Kraft verlieren.

Kohlenbrenner, ſ. Köhler.

Kohlenfüllen, Fr. couvrir le fourneau. Iſt das Geſchäfte des Köhlers, wenn er, nachdem der Meiler vor nicht langer Zeit angezündet, aber nicht wohl verwahret worden iſt, ſo daß das Feuer nicht überall gleich circuliren kann, und an einem Orte heraus brennet, eine lange Stange nimmt, ſelbige an dem Orte, wo das Feuer heraus brennt, hinein ſtößet, und ſich damit einen Raum verſchafft, um ſelbigen mit kurz geſchnittenem Holze wieder auszufüllen, ſchmeißt es derb zuſammen, wirft Moos oder grün Reißig darauf, und macht mit der Kohlleſche eine neue Verdämmung. — Dieſes Füllen iſt auſſerdem bei jedem, auch noch ſo gut geſetzten Meiler nöthig. Wenn z. B. bei einem kleinen Meiler, nachdem derſelbe 8 bis 12 Stunden in Feuer geſtanden hat, die Kappe ſich ſetzt, ſo wird die Kappe oben abgeräumt, mit der Stierſtange hinein und nach der Tiefe zuſammen geſtoßen, der Zwiſchenraum mit kleinem Gehölze wieder ausgefüllet, und mit der genannten Bedekkung gehörig wieder verwahret. Bei übler Witterung und ſchlechtem naſſen Holze muß dieſe Füllung wohl dreimal bei einem Meiler geſchehen.

Kohlengeſtübe, Fr. Poudre de charbon, menus charbons. Heißt das klare Geſtübe, das ſich von den Kohlen abreibet und auf der Meilerſtätte zurück bleibt. — Kohlengeſtübe oder Kohlenleſche, Fr. Terre à couvrir le fourneau; heißt auch die Erde, womit der Meiler zuletzt beworfen und verdämpfet wird, damit das Feuer nicht mehr Luft hat, als man ihm geben will.

Kohlenofen. Iſt ſo viel, als ein gewöhnlicher Meiler, nämlich die Pyramide von Holz, wenn ſie bekleidet und mit Erde bedeckt iſt. Man ſagt: den Meiler anzünden, kühlen, ausleeren ꝛc.

Köhler, Kohlenbrenner, Fr. Charbonnier. Sind diejenigen Perſonen, welche die Hölzer zu Kohlen brennen. Wenn man das Geſchäfte dieſer Leute (ſ. Kohlen) nur obenhin betrachtet, ſo erhellet ſogleich die Wichtigkeit deſſelben, aber auch zugleich die Unmöglichkeit, von den Köhlern diejenigen Kenntniſſe zu fordern, welche zu dem Geſchäfte nöthig ſind. Um deſto nöthiger ſind ſie daher dem Forſtbedienten; denn von dieſem wird gefordert, daß er das Kohlweſen, als ein wichtiges Stück der Forſtwirthſchaft, anzugeben und zu dirigiren verſtehen muß. In Anſehung der Köhler bleibt bloß übrig, ſie zur Beobachtung verſchiedener Dinge anzuweiſen, damit die gute Ordnung nicht nur im Walde überhaupt, ſondern auch was das Geſchäfte des Verkohlens insbeſondere betrifft, genau beibehalten und nicht im geringſten geſtöhret werde.

Sobald die Verkohlung der Hölzer — welche in einigen Gegenden vom 1ſten März bis zu Ende des Oktobers, anderer Orten von Michaelis bis Georgius verſtattet iſt — angefangen werden ſoll, ſo muß ſich der Köhler bei dem Forſtbedienten des Revieres desfalls melden und eben ſo auch wieder, wenn das Verkohlen geendiget iſt, bei demſelben davon die Anzeige machen. — Bei Erbauung der Köhlerhütte darf er keine Schaalen von ſtehenden Bäumen ſchälen, ſondern ſoll ſolche von den Schlägen, jedoch nicht ohne Erlaubniß des Forſtbedienten, erhalten, und wenn die Arbeit an einer Gegend fertig worden, muß er die Hütte zur fernern Arbeit hinſchaffen, damit nicht neues Holz verbrauchet werde.

Die Kohlplätze, Kohl- oder Meilerſtätten dürfen nicht in die jungen Hölzer, noch ſonſt anderer Orten, wo leicht Schaden entſtehen kann, gemacht werden. — Das Deckreißig darf er nicht zu hoch an den Bäumen hauen, noch junge Hölzer durch das Beſchnitteln beſchädigen. — Bei dürren und heiſſen Sommertagen hat der Köhler, damit bei Füllung der Meiler, Löſchung des Feuers und Herausnehmung der Kohlen, keine Feuer-Verwahrloſung durch die Brände entſtehe, fleißig Sorge zu tragen, auſſerdem aber dafür zu ſtehen. Sicherer aber iſt es, beſonders in Kiefernörtern, wenn dem Köhler bei lang anhaltender Dürre und Hitze die Arbeit gänzlich unterſaget wird. Eben ſo muß er auch, wenn die Verkohlung auf einem neuen unaufgeräumten Schlage, wo noch vieles Reißig und Klafterholz vorhanden iſt, veranſtaltet würde, von dem Kohlen bei anhaltender Dürre ſo lange abgehen, bis wiederum naſſe Witterung einfällt. Damit er auch bei Tag und Nacht deſto eher die nöthige Aufſicht über das Feuer haben kann, ſo muß er die Köhlerhütte nahe an der Kohlſtätte und nie zu weit ab von derſelben machen, auch jederzeit einen hinlänglichen Vorrath Waſſers ohnweit ſeiner Kohlſtätte in Bereitſchaft halten.

Ein Köhler darf ſich auch bei nahmhafter Geld- oder Leibesſtrafe weder an Hölzern, ſo andern Perſonen gehören, noch auch dürrem und anderm Holze vergreifen, und daher ſein Füllholz von keinem andern als dem ihm zugezählten Klafter- und Malter-Stockholz hernehmen. Endlich da er auch wegen ſeines fortdauernden Aufenthalts im Walde manches Geſetzwidrige, als allerhand Unterſchleife und Diebereien, Schüſſe, Hundehetzen und andere verdächtige Dinge zu bemerken Gelegenheit hat, ſo darf er nichts verſchweigen, ſondern muß alle und jede Vorgänge dem Forſtbedienten ohne Zeitverluſt anzeigen.

Köhlergraben. Iſt eben ſo viel als Meilerſtätte, und man bedient ſich hie und da noch dieſes Ausdrucks, ob man gleich die Kohlen nicht mehr in Gruben brennt.

Kohlfalke, ſ. unter Bergfalke.

Kohlhaufen, ſ. Meiler.

Kohlholz, Fr. Bois à charbons. Iſt das Gehölz, welches zum Verkohlen beſtimmt iſt.

Kohlleſche, Kohllöſche, Fr. Terre à couvrir le fourneau. Iſt die klare, und durch ihre Anwendung zu Bedekkung der Meiler endlich ſchwarz gewordene Erde; ſ. unter Kohlengeſtübe.

Kohlmeiſe, Lat. Parus major, Linn. Fr. la groſſe Meſange ou Charbonniere, Buff. Engl. the great Titmouſe or Ox-eye, Penn. auch genannt: Grasmeiſe, Spiegelmeiſe, Brandmeiſe, Pickmeiſe, Finkenmeiſe, Meiſenfink, Schwarzmeiſe, Speckmeiſe, Schinkenmeiſe, große ſchwarze Meiſe; Crainiſch: Snitza. Gehört unter die Ordnung der Singvögel, und macht von der Gattung der Meiſen eine Art aus, deren Kennzeichen ein ſchwarzer Kopf, weiße Schläfe und ein gelbes Genik ſind. An Größe iſt ſie faſt dem gemeinen Finken gleich, 6 und einen halben Zoll lang und 9 Zoll 4 Linien breit. Der Schwanz iſt $2\frac{1}{4}$ Zoll lang, welchen die Flügel nur 1 Zoll lang bedecken.

Der Schnabel iſt 6 Linien lang, gerade, rund, hart, ſpitzig, kegelförmig, beide Kiefern gleich lang und ſchwärzlich, der Augenſtern dunkelbraun, die runden Naſenlöcher mit borſtenförmigen Haaren bedeckt, die geſchilderten Füße und Klauen bleifarbig, die Beine 10 Linien hoch, die mittlere Zehe 9 und die hintere 7 Linien lang, die Klauen, beſonders die hintere, ſtark und ſcharf.

Der Kopf iſt glänzend ſchwarz; die rein weißen Wangen und Schläfe werden von der ſchwarzen Kehle und dem Vorderhals eingeſchloſſen; das Genick iſt grünlichgelb, der Rücken und die Schultern ſind ſchön olivengrün, die mittelmäßigen Steißfedern hellaſchgrau, die Bruſt und der Bauch gelblichgrün, der Länge nach durch einen ſchwarzen Streifen getheilt, der After in der Mitte ſchwarz, an den Seiten weiß, die Schenkel weiß ſchwarz gefleckt, die Seiten blaß olivengrün, die Deckfedern der Flügel hellblau, und über die Flügel läuft ſchief eine weiße Binde, die Schwungfedern ſchwärzlich, die Schwanzfedern etwas gabelförmig und ſchwärzlich, mit Hellblau und Weiß. — Das Weibchen iſt kleiner, die Schwärze des Kopfs und die gelbe Farbe der Bruſt weniger lebhaft, und der ſchwarze Streifen am Bauche ſchmäler und nur bis in die Mitte des Bauchs reichend. Am letztern kann man auch ſchon die jungen Kohl-

meiſenmännchen von den Weibchen unterſcheiden, denen ſie ſonſt völlig gleich ſehen.

Die Kohlmeiſen ſind, wie alle Meiſen, außerordentlich thätig, munter und muthig. Sie ſind auch liſtig, und durch ihren Zorn, Grauſamkeit und Stärke zeichnen ſie ſich beſonders unter allen kleinen Vögeln aus, indem ſie kranke oder gefangene Vögel tödten, und ihnen das Gehirn aushacken. Wegen ihres angenehmen Geſangs ſind ſie Stubenvögel, müſſen aber entweder in einem dräthernen Vogelbauer allein geſteckt werden, oder frei herumlaufend, alle Tage gutes Futter vollauf haben, wenn ſie keine andern Vögel anfallen ſoll. Unter ihren Locktönen zeichnet ſich beſonders ihr helles Fink, Fink! und ihr ſchnarrendes Zizerrh aus, und in dem Geſang das Sizida, Sizida! (in Thüringen nennt man dieß Sitz ich doch!! und Stiti, Stiti! Ihr Alter muß beträchtlich ſeyn; denn im Zimmer können ſie 10 Jahre erreichen.

Sie bewohnen die ganze alte Welt, und ſind in Deutſchland allenthalben, wo Gärten und Holzungen ſind, bekannt. Im Oktober verſammeln ſich mehrere Familien zu einer Heerde, und ziehen dann den ganzen Herbſt und Winter durch von einem Garten und Wald zum andern. Wenn im Herbſt in einer Gegend verſchiedene Schaaren Meiſen folgen, ſo ſagt man: jetzt ſey der Meiſenſtrich. Im März trennen ſie ſich wiederum, und jedes Paar ſucht ſich zur Fortpflanzung einen ſchicklichen Ort aus.

Ihre Nahrung ſind Inſekten, Sämereien und Beeren. Ihre Speiſe faſſen ſie mit den Klauen, zerreiſſen ſie mit dem Schnabel und lecken ſie in kleinen Biſſen mit der Zunge hinein. In Gefangenſchaft freſſen ſie faſt alles, was auf den Tiſch kommt. Sie trinken viel und baden ſich gern.

Sie niſten in hohle Bäume, hoch und tief, auch in verlaſſene Eichhörnchens- Raben- und Elſterneſter und in die Mauerlöcher, und legen 8 bis 14 weißliche mit röthlichen oder roſtfarbenen Strichen und Punkten beſprengte Eier, die Männchen und Weibchen gemeinſchaftlich in 14 Tagen ausbrüten. Die Jungen werden mit Inſekten und vorzüglich mit grünen Raupen aufgefüttert. Sie fliegen nicht eher aus dem Neſte, bis ſie vollkommen ausgewachſen

ſind, und ſehen am Unterleibe bis zum erſten Mauſern ſehr blaßgelb aus, und die ſchwarze Farbe iſt matt. Sie machen gewöhnlich auch eine zweite Brut, und wenn nicht in dieſelbe Höhle, doch nicht weit davon.

Im Käfig ſind ſie, da ſie ſich beſtändig überſchlagen, dem Taumel oft unterworfen. Von zu vielem Hanf bekommen ſie die Auszehrung und auch das Podagra. Auch dem Kropf und der Epilepſie ſind ſie unterworfen. — Ihre Brut iſt den Verfolgungen der Wieſeln und in Gärten der Katzen ausgeſetzt. Die Erwachſenen werden auf ihrem Strich von dem Sperber und Baumfalken gefangen.

Ohngeachtet ſie ſcheu ſind, ſo kann man doch mit der Flinte nahe genug an ſie kommen, mühſamer mit dem Blasrohre. Man fängt ſie aber lieber, als daß man ſie ſchießt; hievon ſehe man unter Meiſenfang. Im Herbſt fängt man ſie auch einzeln in der Schneuß, wo ſie nach den Vogel- und ſchwarzen Hollunderbeeren gehen. Es müſſen aber pferdehaarene Schlingen eingezogen ſeyn, weil ſie die leinenen zerbeißen. Im Winter laſſen ſie ſich in einen Kaſten locken; ſiehe Meiſenkaſten. Sie gehen auch, wie alle Meiſen, häufig nach dem Tränkheerd, wo man ſie von 7 bis 9 Uhr Vormittags und 4 bis 5 Uhr Nachmittags antrifft.

Sie nützen durch ihr angenehmes Fleiſch, beſonders aber durch die Tödtung ſo vieler ſchädlichen Inſekten, Raupen, Puppen und Eier in Wäldern und Gärten. Beſonders tödten ſie viele Ringelraupeneier. Von vielen werden ſie als Stubenvögel geſchätzt.

Ihr Schaden beſteht darin, daß ſie im Winter und Frühjahr die Bienenſtöcke beſuchen, an welche ſie mit ihrem Schnabel klopfen, und ſo bald eine Biene herauskömmt, ſelbige wegnehmen. Man hat auch Beiſpiele, daß ſie ſchlafenden Kindern in die Augen gehackt und ſie blind gemacht haben.

Kohlſtätte, Meilerſtätte, Fr. Place à la charbonnière. Iſt der cirkelrunde Platz, auf welchem der Köhler ſeinen Meiler errichtet, und in dieſem das Holz verkohlet; ſiehe Kohlen.

Kolben, Fr. tête d'arbre coupé. Heißt ein in Form einer Pyramide beſchnittener Fichtenbuſch, bei welchem allerhand Vögel auf dem Leim gefangen werden. — Kolben,

Fr. Boſſe; werden auch die jungen Hirſchgeweihe genannt, wenn ſie noch mit der Baſthaut überzogen ſind; ſ. Hirſchkolben. — Kolben, Fr. Couche, Croſſe; heißt auch der Anſchlag an einer Büchſe oder Flinte.

Kolbenhirſch, Fr. Hére. Heißt ein Hirſch ſo lange, als das Gehörne ihm wieder wächſt, als ſo lange man ihn nicht nach dem Gehörne anſprechen kann; wenn er aber völlig vereckt hat, ſo daß man ihn wieder nach den Enden anſprechen kann, obgleich er den Baſt noch nicht abgeſchlagen hat, wird er nun ein Hirſch nach der Zahl ſeiner Enden genannt.

Kolbzeit, Fr. Temps de la mue. Iſt diejenige Zeit, wenn die Hirſche im Frühjahre ihre Geweihe abwerfen, und ihnen wieder andere aus dem Kopfe hervorwachſen, welche ganz weich und mit einer rauhen Haut überzogen ſind, und dieſe Zeit heißt es ſo lange bis der Hirſch völlig vereckt iſt.

Kolkrabe, ſ. Rabe.

Kollerbüſche. Heißen im Nadelholze verwahrloſte Bäume, oder aus welchen das Wildpret oder zahme Vieh die Köpfe gebiſſen hat, da ſie dann zu keiner gehörigen Höhe und Stärke haben heranwachſen können.

Königsfiſcher, ſ. Eisvogel.

Kopf. Heißt die Krone eines Baumes, beſonders wird aber auch das dicke Ende eines Stammes Kopf genannt; Kopf nennt man auch einen ſteilen einzelnen zuckerhutförmigen Berg.

Kopfheiſter, Fr. menu bois qui forme le haut de la pile. Heißen Bäume, welche man 7 bis 8 Schuh hoch von der Erde kappt, damit ſie nicht weiter in die Höhe treiben, ſondern ſtatt deſſen häufige Seitenäſte und einen dick bewachſenen Kopf treiben mögen, welche man wie Schlagholz benutzt. So oft ein ſolcher Stamm abgeköpft wird, ſo hauet man ihm einige zur Seite gerade ausgewachſene Zweige eines Fußes lang ab, damit er daſelbſt wieder einen andern Kopf aufſetze, und deſto mehr Buſchholz trage. Eichen, Hornbäume, Weiden werden auf dieſe Art benutzt.

Kopfwald. Iſt eine Waldung, wo der Eigenthümer den Bäumen, je nachdem er den Hauptſtamm zu nutzen gedenkt, eine ſichere Länge beſtimmt, über welcher er ihn ab-

haut, und das Gipfelholz als Brennholz oder zu anderem Gebrauche benutzt. Ein ſolcher Wald iſt alſo zu Werk- und Brennholz zugleich beſtimmt. Die Behandlung der Kopfwaldungen muß mit der der Hochwaldungen völlig gleich ſeyn; man muß nämlich zum Verpflanzen nichts anders als Saamenbäume nehmen (Weiden ausgenommen), und beim Verſetzen auf alle mögliche Art die Pfahlwurzeln ſchonen, weil es hier eben ſo gut um den Hauptſtamm, als bei dem Hochwalde zu thun iſt. Da die Bäume (ſ. Kopfheiſter) nach ſichern Jahren geſtümmelt werden, und alsdann oben am geſtümmelten Ende eine Menge neuer Aeſte treiben, ſo ſind dieſe jungen Aeſte wenigſtens im erſten Jahre den Winden und dem Zerreiſſen ausgeſetzt, wenn ſie ſich nicht gemeinſchaftlich beſchützen können. Daher müſſen die Bäume zu Kopfwaldungen nur in einer Entfernung von 4 bis 6 Schuh gepflanzt werden, damit die jungen Aeſte ſich gemeinſchaftlichen Schutz können angedeihen laſſen.

Die Zeit, wenn ein ſolcher Kopfwald zu köpfen oder zu ſtümmeln iſt, wird von den Schriftſtellern verſchiedentlich angegeben, einige alle 5 bis 6, andere alle 3 bis 4 Jahre. Allein hierüber läßt ſich nichts gewiſſes beſtimmen, denn alles hängt von der Lage, dem Himmelsſtrich, Boden und vorzüglich von der Nutzung ab, wozu man die abgeworfenen Stangen gebrauchen will.

Koppelbändig, Fr. harder les nouveaux chiens avec les vieux pour les dreſſer. Heißt, wenn man zu einem oder zwei jungen einen alten Hund an die Koppel nimmt, damit ſie zuſammen gewohnt werden, und bei der Felddreſſur ordentlich mit fortgehen; ſ. unter Jagdhund.

Koppelhunde, Haufen Jagdhunde, Fr. la Meute. Eine Koppel heißt, wenn 2 bis 3 Hunde an eine Koppel zuſammengeſchnallet, und auf die Jagd geführet werden; ſ. Jagdhund.

Koppeljagd, Mit- Bei- oder Samtjagd, Fr. Droit de chaſſe commune. Iſt eigentlich diejenige Befugniß, auf des andern Grund und Boden zu jagen; wenn nämlich jemand die Jagdgerechtigkeit auf eigenem Grund und Boden, nebſt andern, welche ſolche gleichfalls darauf erworben, oder auf fremden Grundſtücken, nebſt dem Eigenthümer derſelben; oder nebſt andern, mit oder ohne den Eigenthü-

mer, oder auf eigenen und fremden Ländereien und Wäldern zugleich, nebſt andern, ſie mögen die Eigenthümer dieſer Grundſtücke ſeyn oder nicht, zuſtehet. Dergleichen Befugniß kann ſowohl in Anſehung der hohen als niedern Jagd ſtatt finden; gewöhnlich aber kommen die Koppeljagden nur bei der Niederjagd vor.

Da die Vermuthung allemal für die natürliche Freiheit ſtreitet, ſo muß derjenige, welcher die Koppeljagd, wie derjenige, welcher jede andere Art von Jagdgerechtigkeit auf eines Fremden Grund und Boden behauptet, dieſelbe gehörig erweiſen. Wenn jedoch zweier oder mehrerer Nachbarn Grundſtücke dergeſtalt unter einander liegen, daß einer die Jagd ohne des andern Eigenthum zu betreten, unmöglich ausüben kann, ſo hält man dieſelbe nach den Geſetzen gegründet.

In Anſehung deſſen, wie die Koppeljagd zu betreiben, und ob von ſämmtlichen Jagdberechtigten gemeinſchaftlich, oder von jedem inſonderheit Gebrauch davon zu machen iſt; desgleichen ob einer dem andern unwiſſend ſich derſelben bedienen kann, ſo kömmt es, wegen ermangelnder allgemeiner Geſetze und Gewohnheiten, deshalb auf die Landesgeſetze, oder wenn auch dieſe ermangeln, auf die Obſervanz an, nach welcher ein Koppeljagdberechtigter dieſe Jagd ohne des andern Vorwiſſen und Willen zu treiben, in einem Lande befugt, im andern aber nicht befugt iſt. Wenn hingegen in dem Falle, da einer dem andern die Jagd als eine Dienſtbarkeit auf ſeinen Grundſtücken verſtattet hat, und die Jagd für beide nicht hinreichend, oder nicht Wild genug vorhanden iſt, darüber Streit entſtehet, wer dem andern weichen ſoll, ſo hält man dafür, daß der Eigenthümer dem andern ſein Jagdrecht überlaſſen müſſe. Allein dieſe Behauptung iſt ohne Grund und keine Urſache vorhanden, warum dieſer jenem vorgehen ſolle; denn hat ſich der Eigenthümer, das Jagdrecht zugleich mit zu üben, vorbehalten, ſo hat er wenigſtens ſo viel Recht zur Jagd als der andere.

Ordentlicher Weiſe ſtehet dem Landesherrn ſo wenig die Mit- oder Koppel- als Vorjagd zu, und obſchon einige dafür halten, daß ſolche demſelben in denjenigen Ländern, in welchen die Jagd für ein Regale gehalten wird und andern zur Lehn übergeben worden, nicht ſtreitig gemacht wer-

Die fruchtbaren Zwitterblüthen ſitzen zu mehreren Stücken in goldgelben Dolden, die eine gemeinſchaftliche Decke haben, beiſammen. Die Krone führt 4 aufwärts ſtehende und hervorragende Staubfäden mit rundlichen Staubhülſen. Der weibliche Fruchtknoten, der ſich unter einer beſondern Decke befindet, hat einen fadenähnlichen Staubweg, mit einer zugeſtumpften Befruchtungsnarbe. Die Frucht iſt eine längliche, Anfangs grüne, wie eine Olive geſtaltete, bei der Reife glänzend hochrothe Beere, von angenehmen ſäuerlichen Geſchmack, und enthält einen langen, auch dem Olivenkern ähnlichen Stein mit zwei Höhlen, in deren jeder ein länglicher Kern ſteckt.

Dieſer Baum bringt ſeine Blumenknospen noch ſehr zeitig vor Eintritt des Winters hervor, worauf die gelben Blüthen ſchon zu Ende des Februars und im März zum Vorſchein kommen. Die Frucht wird im September reif, welches ihre rothe Farbe anzeigt. Die Saamenkerne werden alsdann ſogleich in jede Erde, die nur locker und nicht allzu mager iſt, einen halben Zoll tief eingelegt. Der Saame liegt über ein Jahr, und wenn die Ausſaat nicht gleich nach der Reife geſchieht, liegt er wohl über zwei Jahre in der Erde, ehe er mit langen ſchmalen Saamenblättern aufgeht.

Die Vermehrung geſchieht durch Ableger und bewurzelte Nebenſchöſſe. Seinen natürlichen Stand hat er auf den Hügeln und um dieſelben, auch an den niedrigen fruchtbaren Bergen und ſteinigten Anhöhen, die er zuweilen an der Mittagsſeite ganz überzieht, weil er ſich daſelbſt von ausfallenden Steinen in einer lockern Erde ſehr vermehrt. Die in der Baumſchule erzogenen Stämme kann man zu Hecken, Pyramiden u. ſ. w. im Frühjahr in Graben oder Löcher verpflanzen, durch Steckreißer aber nicht.

Der Korneelkirſchenbaum empfiehlt ſich ſehr zu ſchönen Hecken in einem friſchen, aus Leimen mit Dammerde gemiſchten Boden, die dem Raupenfraß nicht unterworfen ſind. Er kann aber auch zu einem anſehnlichen Baum in Obſtgärten erzogen werden. Rinde, Zweige und Blätter, ingleichen die unreifen Früchte ſind zum Ledergerben brauchbar. Die kurz nach dem Ausbruch gepflückten und im Schatten getrockneten Blätter geben einen angenehm ſchmek-

kenden Thee. Die Früchte ſind, reif und friſch genoſſen, verſtopfend. Man pflegt ſie daher noch grün und unreif abzupflücken, mit gewürzhaften Kräutern, vornemlich mit Lorbeerblättern und Fenchel, in Salzwaſſer einzumachen, nachdem ſie weich gekocht worden, übergießt man ſie mit gutem Baumöl, da ſie wie Oliven genoſſen, und von dieſen nicht leicht unterſchieden werden können, nur muß man keine metallene oder glaſurte Gefäße dazu nehmen. Die reifen Früchte macht man mit Zucker oder Honig ein, oder gebraucht ſie zu Gallerten, und bereitet auch durch die Gährung ein weinartiges Getränke daraus.

Das Holz iſt zähe, hornfeſt und härter als Kirſchbaumholz, und läßt ſich gut bearbeiten. Es dient zu allerhand kleinen Geräthen, die eine auſſerordentliche Feſtigkeit haben müſſen, daher es zu kleinen Kammzähnen in den Mühlen, zu Artheimen, Hammerſtielen, allerhand Stielen ſchneidender Inſtrumente, zu Meſſerheften, Säbelgriffen, Spießſchäften angewendet wird; auch macht man die beſten hölzernen Nägel davon.

Eine andere Art, welche in Deutſchland eingeführt zu werden verdient, da ſie auch bei uns reifen Saamen bringt, iſt

der Nordamerikaniſche blühende Korneelkirſchenbaum, Lat. Cornus florida, Fr. le Cornouiller de Virginie, Engl. the Virginia Dogwood. In Nordamerika wächſt er zu einer Höhe von 10 bis 20 Fuß. Der Wuchs iſt langſam; die Rinde weißgrau, das Holz weißgelb. Die hellgrünen Blätter ſind mehr breit eiförmig als herzförmig. Der Anblick der weißröthlichen Zwitterblüthe iſt ſehr reizend, weil ſich ein ſolcher kleiner Baum in einiger Entfernung dem Auge wie eine mit Roſen überſchüttete Pyramide zeigt. Die Frucht iſt eine langeiförmige kleine rothe Kirſche. Man findet dieſen Baum gemeiniglich auf einem trocknen, aus Sand, Leimen und Dammerde gemiſchten Boden, auf Bergen, in Thälern und in jeder andern Lage. Die Kultur hat er mit der vorhergehenden Art gemein. — Das Holz iſt ſehr feſt, nimmt eine vortrefliche Politur an, und

iſt im Trocknen ſehr dauerhaft. Uebrigens hat dieſer Baum alles mit der vorhergehenden Art gemein.

Körrung, ſ. Köder.

Kragenente, Lat. Anas Hiſtrionica, Linn. Fr. le Canard à collier de Terre neuve, Buff. Engl. the Harlequin Duck, Penn. auch genannt: der Harlekin, die ſchäkkige Ente, das Männchen, Plümente. Gehört unter die Ordnung der Waſſervögel, und zwar unter die zweite Familie der Gattung der Enten. Als Kennzeichen ihrer Art iſt ſie braun, blau- und weißbunt, die Schläfe und die Ohren ſind mit einer doppelten Linie bezeichnet, die Bruſt hat eine weiße Binde, und um den Hals geht ein weißer Kragen.

Sie iſt in den nördlichſten Theilen von Europa, Aſien und Amerika zu Hauſe. Des Sommers über hält ſie ſich bei felſigen und reiſſenden Strömen in ſchattigen Gegenden auf, und niſtet an den Ufern unter niedrigem Gebüſche. Im Winter ſucht ſie die offene See auf, und kommt alsdann zuweilen an die Seeküſte von Deutſchland. Sie fliegt hoch, ſchnell, macht ein ſtarkes Geſchrei, und ſchwimmt und taucht vortreflich. Ihre Nahrung ſind Schaalthiere, Fiſchroggen und Mückenlarven.

Sie hat faſt die Größe der Hausente, iſt 1 Fuß 8 Zoll lang, der zugeſpitzte Schwanz 3 und einen halben Zoll: die Flügel klaftern 30 Zoll, und legen ſich auf der Mitte des Schwanzes zuſammen. Der kleine Schnabel iſt 1 und einen halben Zoll lang und ſchwärzlich; die Füße ſind ſchwarzblau, die Beine 1 und 3 Viertel Zoll hoch, die Mittelzehe 2 Zoll und die hintere 5 Linien lang, die Schenkel 4 und eine halbe Linie weit kahl.

Zwiſchen dem Schnabel und den Augen iſt ein großer weißer Fleck, der Scheitel ſchwarz, Wangen, Kinn und Hals ſchwarz, unter jedem ein weißer Fleck, und unter dieſem eine kurze weiße Linie; den unterſten Theil des Halſes begränzt an beiden Seiten eine weiße Querlinie, und unter dieſer ſteht eine zweite ſchwarze, Bruſt, Rücken und Schultern und ein Theil des Bauchs ſchön ſchieferblau, die Bruſt auf beiden Seiten mit weißen Streifen bezeichnet, welche mit einem ſchwarzen eingefaßt ſind, Flügel und Schwanz aſchgrau, der Spiegel himmelblau mit einer weißen Quer-

linie, der Rumpf unten und oben tief ſchwarz. — Das Weibchen iſt faſt ganz dunkelbraun, an der Wurzel des Schnabels und hinter dem Ohre ein weißer Fleck.

Krähe, iſt ſo viel als Welle.

Krähe, ſ. Rabe.

Krähenbeere, Lat. Empetrum nigrum, Linn. Fr. la grande Bruyère à baies noires, Engl. the Crowberry; auch genannt: Affenbeerſtrauch, Apenbeeee, Appenbeere, Steinbeere, Pickbeere, Kronbeere, Gichtkraut, Steinheide, Beerheide, Alpenheide, Apenheide, Trinkelbeere, ſchwarzbeerige Heide, ſchwarze Kronsbeere, ſchwarze Moosbeere, Thymianblättrige Heide, beerentragende Heide. Iſt immergrünes Laubholz, und einer der kleinſten und niedrigſten Sträuche in Deutſchland. Man findet ihn gewöhnlich nur auf den höchſten Gebirgen und Alpen, auch in tiefen Gründen, die beſtändig einen naſſen Grund und eine Decke von Moos haben. Auf den Boden machen ſeine weit umher ſtreifenden Wurzeln ein Hauptingredienz des Torfes aus. Aeußerlich hat dieſer Strauch einige Aehnlichkeit mit der Heide.

Man findet Pflanzen mit Zwitterblüten, und andere, die in zwei von einander abgeſonderten Sträuchern, männliche und weibliche Blüthen tragen. Bei der zwitterartigen hängen die drei Staubfäden, wie bei den blos männlichen, haarförmig heraus, und haben kurze, gerade Staubhülſen. Der Saamenſtock iſt rundlich, ohne merklichen Staubweg, und endiget ſich in 9 verſchiedene auseinanderſtehende Narben. Das Saamenbehältniß, oder die Frucht iſt eine runde ſchwarze Beere von der Größe einer Erbſe, die im Auguſt ihre Reife erlangt. Die Saamen ſind 5 bis 6 feine Körner. Die Blätter ſind ſehr klein und den Blättern des Thymians etwas ähnlich, die Rinde iſt rothbraun; das Holz zu allem Gebrauch zu ſchwach.

Die Beeren werden von allerhand Vögeln aufgeſucht, beſonders ziehen ihnen die Birkhühner ſo ſehr nach, daß man ſie da, wo dieſer Strauch häufig wächſt, meiſtens antrifft. Ehemals beſchuldigte man die Beeren, daß ſie den Kopf einnähmen und Schwindel verurſachten, daß die Leute durch ihren Genuß närriſch würden, ſo daß ſie ſich wie Affen gebährdeten, weswegen man ſie auch auf dem Harz Appenbeere genannt hat; aber im Herzogthum Werden wer-

den ſie zum öftern von Kindern, und zwar immer ohne den mindeſten Nachtheil gegeſſen. Das Alaundekokt der Beere färbt Wolle und Garn braunroth.

Krähenhütte, ſ. Rabenhütte.

Kraiſen, ſ. Kreiſen.

Krallen, Waffen, Fr. Défenſes. Heißen die Sporn an den Füßen der Raubthiere und Raubvögel, auch die Nägel an den Klauen des Luchſes.

Krammetsvogel, ſ. Wacholderdroſſel.

Kranich, Lat. Grus. Iſt eine Gattung von der Ordnung der Sumpfvögel, die folgende Kennzeichen hat. Der Schnabel hat ohngefähr die Länge des Kopfs, an ſeinem Urſprunge, wo die Naſenlöcher ſtehen, eine ſchwache Furche, und iſt an der Spitze etwas gewölbt. Die Zunge iſt fleiſchiger, als an den Reihern, und der Zunge der Hühner gleich. Der Kopf iſt mehr mit Federn bewachſen, als bei den Reihern, und oft mit allerhand Zierrathen verſehen. Die Füße ſind lang mit mittelmäßigen Zehen; die Hinterzehe iſt kurz, und ſteht nicht auf der Erde auf; zwiſchen der äußern und mittlern Vorderzehe iſt eine Falte wie bei den Reihern; die Nägel ſind mittelmäßig groß und ſpitzig.

Die Kraniche machen gleichſam die Mittelgattung zwiſchen Reihern und Trappen aus, und unterſcheiden ſich auch in den innern Theilen von jenen, denen ſie ſonſt zugeſellet wurden; denn ihr Magen iſt muskulöſer, das Gedärme hat zwei Anhängſel, da es bei den Reihern nur eins hat, und die Luftröhre hat verſchiedene Beugungen.

Von dieſer Gattung iſt nur eine Art vorhanden, nämlich der gemeine Kranich, Lat. Grus communis, Ardea Grus, Linn. Fr. la Grue, Buff. Engl. the common Crane, Penn. auch genannt: Kranich, Kranch, Crainiſch, Scheriau. Die Kennzeichen ſeiner Art ſind: bloßer warziger Hinterkopf und grauer Leib, ſchwarzer Oberkopf und Schwungfedern, und faſerige innere Deckfedern. Er iſt 3 Fuß 11 und ein viertel Zoll lang, 6 Fuß 5 und ein halb Zoll breit, der Schwanz mißt 8 Zoll, und die gefalteten Flügel reichen bis an die Spitze deſſelben. Er wiegt 10 bis 12 Pfund. Sein Körper hat ziemlich den Umfang des Puterhahns, iſt aber länger gebaut.

Der Schnabel iſt $3\frac{1}{2}$ Zoll lang, gerade, ſpitzig, an den Seiten flach und ſchwarzgrün; die Zunge breit, vorne hornig; der Augenſtern kaſtanienbraun; die ſchlanken und langen geſchuppten Füße ſind ſchwarz, die Schenkel vier Zoll hoch nackt, die Beine 9 Zoll hoch, die mittlere Zehe 4 Zoll und 2 Linien, und die hintere 1 Zoll lang, und die mittlere und äußere Zehe iſt bis zum erſten Gelenke mit einer Haut verbunden.

Der Vorderkopf iſt ſchwarz und wollig, der Hinterkopf halbmondförmig kahl, warzig, roth und mit wenigen, haarähnlichen Federn beſetzt; im Nacken befindet ſich ein dunkelaſchgraues Dreieck, in welchem ſich zwei weiße Streifen von jedem Auge verbergen, und von da zur Bruſt hinab laufen; die Zügel, Wangen und der Vorderhals ſind ſchwärzlich aſchgrau, der Unterhals und der ganze übrige Körper iſt ſchön aſchgrau; die großen Deckfedern der Flügel ſind ſchwärzlich, die kleinern ſchwarz; die Kehle und die Seiten des Halſes ſind ſchwärzlich, die vordern Schwungfedern ſchwarz, die hintern röthlichgrau; ein großer Büſchel ſchöner Federn ohne Faſern entſpringt am Ende der Flügel, verbreitet ſich über den Schwanz und kann aufgerichtet und niedergelegt werden, in Ruhe hängt er über den Schwanz her, und bedeckt ihn; dieſer iſt zugerundet, ſchön aſchgrau und an den Spitzen der Federn ſchwärzlich.

Das Weibchen iſt etwas kleiner, am Hinterkopf nicht ſo kahl, heller aſchgrau, am Ende ins Roſtfarbene fallend, und hat beſonders das Eigene, daß es nur mit einer geraden und gewöhnlichen Luftröhre verſehen iſt, die bei dem Männchen einen beſondern Bau hat.

Nachdem nämlich bei dem Männchen die Luftröhre der Länge nach über dem Bruſtknochen weggegangen, macht ſie zwei unterſchiedene Beugungen, geht wieder bis zur Hälfte des Bruſtknochens zurück, und beſchreibt einen halben Bogen; während daß ſie in die Höhe ſteigt, läuft ſie wieder vorwärts, beugt ſich nach der Bruſthöhle, und theilt ſich alsdann erſt in die zwei gewöhnlichen Aeſte. Sie iſt, ſo weit ſie im Bruſtknochen liegt, unbeweglich an dieſem befeſtiget. Dieſer Bruſtknochen hat keine ſcharfe Kante, ſondern iſt rund, um der Luftröhre Platz zu ſchaffen. Die untere Fläche hat oben und unten eine Hervorragung, um

der Luftröhre Raum zur Umbeugung zu geben. Aus dieſem eigenen Luftröhren- und Bruſtknochenbau erklärt ſich das fürchterlich ſtarke, helle, ſchnarrende Geſchrei, das die Kraniche auf ihren Zügen hoch in der Luft von ſich hören laſſen, das wie Jrrgorr klingt, und zum Aberglauben vom wüthenden Heere und wilden Jäger Anlaß gegeben hat. Es iſt in der Nähe zum Taubmachen heftig.

Ihre breiten Flügel und leichten Flügelbeine machen, daß ſie nicht nur ſehr hoch fliegen, und man ſie wohl hören, aber nicht ſehen kann, ſondern auch in einem fort ſehr lange Reiſen thun können. Ihr Flug geſchieht allezeit in zwei Reihen, die vorne in einem ſpitzigen Winkel zuſammen ſtoßen. Der große Zug beſteht oft aus etlichen hunderten. Man rühmt am Kranich eine große Wachſamkeit. Ihr Gang und ihr ganzes Weſen iſt wie beim Storch, ernſthaft und bedächtig, doch ſpringen zuweilen im Frühjahr die Alten und im Herbſt die Jungen tanzend herum. Auf ihren Reiſen ſind ſie auch geſellig und freundſchaftlich, ſonſt aber ſtreiten ſie ſich, beſonders die Männchen zur Paarungszeit ſo heftig, daß ſie leicht hinterſchlichen und gefangen werden können. Gegen Adler und Falken vertheidigen ſie ſich mit aufgerichtetem Schnabel, auf welchem ſich jene, wenn ſie unvorſichtig ſtoßen, zu ſpießen pflegen. Ohngeachtet ihrer Wildheit laſſen ſie ſich doch zähmen, und werden ſehr alt.

Im Sommer bewohnt der Kranich das nördliche Europa und Aſien, im Winter aber findet man ihn auch tief im wärmern Aſien und in Afrika. In Deutſchland iſt er in ebenen und ſumpfigen Gegenden, die mit einzelnen Erlenbüſchen bewachſen ſind, gemein, einige von ihnen auch im Winter; dennoch muß man ſie unter die Zugvögel rechnen, die im Herbſt, in der Mitte des Oktobers, ſich in großen Schaaren verſammeln, ihre Anführer wählen, ſich mit großem Geſchrei hoch in die Luft ſchwingen, und in wärmere Gegenden ziehen. Im März oder höchſtens zu Anfang des Aprils kommen ſie wieder zurück. Sie reiſen gern des Nachts, und zwar oft in der größten Dunkelheit.

Ihre Nahrungsmittel ſind ausgeſtreute und grüne Saat, allerhand Sämereien, Inſekten, Eidechſen, Fröſche, Schnecken, Würmer, Muſcheln, verſchiedene Kräuter und

ihre Wurzeln. Kleine Kieſeln verſchlucken ſie in Menge, und trinken ſehr oft und viel.

Das Weibchen legt zwiſchen große Binſenbüſche, auch in die Erlenbüſche auf einige Kräuter und Stengel, im Mai 2 ſchmutziggrünlich aſchfarbene mit hellbraunen Flekken gewölkte Eier, von der Größe der Schwaneneier. Die Jungen kommen in 4 Wochen aus, und die Alten verlaſſen ſie, ſobald ſie gehen können. Sonſt pflegte man junge Kraniche zur Falkenbaize aufzuziehen. — Ihre Feinde ſind der See- und Fiſchadler, welche ſie im Winter verfolgen; auch plagen ſie zuweilen äußerlich die Kranichläuſe und innerlich die Egelwürmer.

Die Kraniche gehören in manchen Gegenden zur hohen und in manchen zur niedern Jagd, und der rechte Fang geht zu Ende des Julius an, und währt bis ſie wegziehen. Wo ſie ſich häufig auf beſäeten Feldern einfinden und Schaden thun, iſt es jedem erlaubt, ſie zu fangen und zu ſchieſſen. An ihren Ruheorten macht man tiefe, aber enge Gruben hin, wirft Getraide oder andere Kirrung hinein, legt eine ſtarke Schlinge von Pferdehaaren über dieſelbe, und bindet ſolche an einem Stocke feſt an. Wenn dann der Kranich mit ſeinem langen Halſe hinunter reicht, ſo zieht er ſich denſelben mit der Schlinge zu. Andere ſtecken lange papierne Duten in die Grube, legen Erbſen hinein und beſtreichen ſie oben mit Vogelleim. Will der Kranich die Erbſen heraus holen, ſo bleibt ihm die Dute am Kopfe kleben, er wird geblendet, und kann alsdann leicht mit den Händen ergriffen werden.

Ferner kann man die Kraniche lebendig fangen, wenn man an einem ſolchen Orte, wo ſie ſich täglich aufhalten, einen Kreis von ſtarken pferdehaarnen Schlingen an Pflöcken befeſtigt, dieſe Pflöcke mit Erde bedeckt, damit ſie nicht zu ſehen ſind, und in der Mitte derſelben Getraide hinſtreut; wenn ſie alsdann in den Kreis gehen, um das Getraide aufzuleſen, ſo bleiben ſie mit den Beinen in den Schlingen hängen.

Man läßt ſie auch durch abgerichtete Falken aus der Luft herabſtoßen, und die Jäger pflegen ihrer mehrere auf einem loszulaſſen. — Wer ſie mit der Flinte erlegen will, der muß ſich dem Winde entgegen an ſie zu ſchleichen ſuchen, ſonſt

wittern ſie ihn vermöge ihres ſcharfen Geruchs von weiten. — Auſſerdem werden ſie auf eben die verſchiedenen Arten, wie die Trappen, vermittelſt der Karrenbüchſen, Schieß-pferde, Weiberkleider und dergl. erſchoſſen.

Das Fleiſch erhält durch Zubereitung und Würze einen guten Geſchmack; ſonſt iſt es hart, faſerig und unſchmack-haft, und erfordert einen guten Magen. Durch Einwäſ-ſern wird es noch härter. Klein gehauen und gekocht ent-ſteht daraus eine Brühe, welche alle Brühen übertreffen, und für ſchwache Kranke die beſte Suppe ſeyn ſoll. Auch vom Kranichbraten kann noch eine ſehr ſchmackhafte und kräftige Suppe erhalten werden. In Polen und der Tar-tarei werden die jungen Kraniche zahm gemacht, gemäſtet und gegeſſen, und ſie ſollen alsdann den Geſchmack der jun-gen Gänſe und Enten haben.

Aus den Federn macht man Federbüſche, und die ſtar-ken Flügelfedern werden zum Schreiben gebraucht. — Die Federn werden auch von den Tatarn in Gold oder Silber eingefaßt und als ein vorzüglicher Putz auf ihre Mützen ge-ſteckt. — Der Kranich wird auch dadurch nützlich, daß er viel Ungeziefer, als Schnecken ꝛc. ausrottet.

Er ſchadet, daß er in großen Schaaren des Nachts auf die Getraidefelder fällt, grüne Saat und Körner frißt, und die Felder ſo zertritt, daß man glauben ſollte, es hätte ein Regiment Soldaten daſelbſt campirt. Ferner durch den Aberglauben des gemeinen Mannes, welcher in man-chen Gegenden eine Art Ehrfurcht gegen ihn hegt, indem derjenige für gottlos angeſehen wird, der ihn tödtet; denn er betrachtet ihn als den beſten Wetterpropheten, und rich-tet nach ſeiner frühern oder ſpätern Ankunft ſeine Feldarbei-ten ein.

Krankheiten der Bäume, Fr. Maladies des arbres. Sind innerliche und äußerliche Zufälle, welche die Bäume an ihrem Wachsthum oder gar an ihrem Leben hindern, wo-durch ſie öfters auch zum Gebrauche untüchtig werden. Die Bäume können vorzüglich krank werden: durch Alter und aufhörende Wirkung der Naturkräfte, durch allzu plötzliche Abwechslung der Witterung, durch heftigen Froſt, anhal-tende Dürre, Feuer, beſonders den Blitz, Sturmwinde, Schnee, Duftbruch, Glatteis, Beraubung des Laubes und

der Nadeln, unterirrdiſche Sümpfe, Klüfte, Steinfelſen und unfruchtbare Erdlagen, Anbohren der Bäume, Abſchälen der Borke, Wegſcharrung des Mooſes in Nadel- und des Laubes in den Laubwäldern, Abäſten der Bäume u. ſ. w. welches alles Gegenſtände ſind, worauf der Forſtwirth ſein wachſames Auge richten muß.

Krank ſeyn, Krank werden, Fr. tomber malade. Wird von einem angeſchoſſenen und tödtlich verwundeten Stück Wildpret geſagt, wenn es ſich zuſammen kröpfet oder gar niederthut.

Kränzen, Fr. enlever, emporter avec les pences, tranchant du pied. Heißt, wenn der edle Hirſch, obſchon der Boden hart und feſt iſt, dennoch mit den Schaalen einzwinget und einen Reifen macht, welches ein Thier nicht thun kann, indem es nur vorne das Erdreich ſpitzig berührt.

Krätze, iſt ſo viel als Grind und Raude.

Krätzer, Fr. Tire bourre. Sind mehrentheils von Eiſen gefertigte, zuweilen auch nur von gelbem oder weißem Drath zuſammen gedrehete, oben mit zwei gegen einander krumm gebogenen Spitzen verſehene Werkzeuge, welche in eine Hülſe oder Mutter geſchraubt, oder auch ſogleich an einer Hülſe angeſchmiedet ſind, und zum Ausziehen des Schuſſes aus Büchſen und Flinten dienen.

Krautvogel, ſ. Pieplerche.

Krautvögelchen, ſ. braunkehliger Steinſchmätzer, unter Steinſchmätzer.

Krebs. Iſt eine Baumkrankheit, vermöge welcher die Borke vornehmlich in einer Zwieſel aufreißt, und ſo der Aſt verdirbt.

Kreiſen, ſ. Einkreiſen.

Kreiſer. Sind Bauern oder ſonſtige gemeine Leute, welche in irgends weitläuftigen Revieren den Jägern zur Beihülfe angenommen ſind, um ſowohl bei der Vorſuche und Kreiſen als auch bei dem Jagen ſelbſt mit gebraucht zu werden. Da es keine gelernten Jäger ſind, ſo muß ſie der Forſtbediente zu dieſen Geſchäften brauchbar machen, und ſich daher taugliche Subjekte darzu erwählen.

Kreisweg, Fr. la Route pour viſiter. Heißt der Weg, welchen die Kreiſer und Jägerburſche gehen, wenn ſie im Winter auf dem Schnee nachſpüren.

Kreutz, ſ. Hirſchkreutz.

Kreutzbaum, Fr. la Paroi. Iſt ein Gränz- oder Mahlbaum, welcher zum Zeichen ſeiner Beſtimmung mit einem Kreutz bezeichnet iſt.

Kreutzdickbalken, Iſt ein zum Holländerholzhandel beſtimmter Stamm Tannenholz, und iſt mit Holländerkreutzbalken einerlei.

Kreutzdorn, lat. Rhamnus cathartieus, Linn. Fr. le Nerprun, Bourguepine, Engl. the Purging Buckthorn; auch genannt: gemeiner Kreutzdorn, Creuzdorn, Hirſchdorn, Hirſedorn, Wegedorn, Farbedorn, Stechdorn, Wiedorn, Purgierdorn, Wehdorn, Wachenbeerdorn, Amſelbeerdorn, Hundsholz, Hundebaumholz, Hundsbeere, Schießbeere, Schlagbeere, Rheinbeere, Kreutzbeere, Creutzbeere, Färbbeere, Feldbeere, Dintebeere, Farbekörner, Werſenſtrauch, Werſtenbeerſtrauch, Blaſengrün.

Der Kreutzdorn macht mit dem Pulverholz ein Geſchlecht aus. Erſtern findet man am öfterſten in Hecken, Feldbüſchen und Vorhölzern als einen ſtachlichten Strauch, bisweilen aber auch in einem ſandigen dabei friſchen Boden, als einen geringen Baum. Er gehört, als ein ganzer Strauch, unter die ſommergrünen Laubhölzer, und erreicht in 30 Jahren ſeine Vollkommenheit; treibt flache einen halben Fuß tief und 2 Fuß in die Weite gehende Wurzeln, die viele Sproſſen treiben; die Rinde iſt am alten und jungen Holze glatt und braun; die Spitzen der Nebenzweige laufen in ſtechende Dornen aus, wodurch lauter Kreutze gebildet werden, woher der Name Kreutzdorn; das Holz iſt angenehm gelblich, ſchön ſeidenhaft, hart, feſt, zähe und in den Wurzeln ſchön maſerig, die Blätter ſtehen bald abwechſelnd, bald einander gegenüber, ſind eiförmig zugeſpitzt, hellgrün, fein gekerbt und untenher weißadrig, 2 und einen halben Zoll lang und 1 und einen halben Zoll breit, brechen im April aus, und fallen im Oktober ab.

Einige unter dem Kreutzdorn bringen blos Zwitterblüthen, andere nur allein männliche, und wieder andere blos weibliche Blüthen zum Vorſchein. Die erſtern ſind ſchon

für ſich allein fruchtbar. Die blos weiblichen Stämme hingegen, in deren Blüthen die Staubfäden fehlen, erfordern aber ſchlechterdings einen ganz männlichen oder einen Stamm mit Zwitterblumen in der Nähe, wenn Beeren mit tüchtigen Saamen erfolgen ſollen.

Die Blüthe, welche im Mai hervorkömmt, und wie geſagt entweder aus Zwitterblumen oder aus männlichen mit 4 Staubfäden, und weiblichen mit einer vierfach getheilten Narbe beſteht, ſind ſehr klein und gelbgrün. Die Früchte ſind erbſengroße glänzend ſchwarze Beeren, welche im September reif werden, und in einem ſaftigen, grünen Fleiſch 4 harte, ſchwarzbraune, faſt dreieckige Saamenkerne mit weißem Marke enthalten.

Der Saame wird gewöhnlich im Herbſte, nachdem er 18 Stunden eingeweichet und etwas abgelüftet worden, einzeln in Rinnen gezettelt, und mit ein vierthel Zoll lockerer Erde bedeckt; bei trockenem Wetter muß er öfters gelinde begoſſen werden. Im folgenden Frühjahr geht er mit 2 ovalen, kleinen dicken Saamenblättchen auf. Die jungen Pflanzen verſetzt man vom zweiten bis zum fünften Jahr auf gemäßigten friſchen ſandigten Boden, welches ſowohl im Herbſt als Frühjahr geſchehen kann. Der Stock ſchlägt aus, daher kann dieſer Strauch auch alle 8 bis 10 Jahre unter dem Buſch und Schlagholz mit abgetrieben werden.

Da das gerade geſunde Holz eines der härteſten und ſchönſten iſt, ſo läßt man, wenn dieſer Strauch mit anderm Buſchholze abgehauen wird, die beſten Stämme ſtehen. Das Holz läſſet ſich ſehr fein bearbeiten, und dienet zu allerhand ſchönen Geräthen, zum Fourniren, zu Stockknöpfen, beſonders die Wurzel und Maſer zu Tobacksköpfen u. d. gl. Das Reißig dient wegen ſeiner Härte ſehr gut zur Feuerung. Beſonders iſt dieſer Strauch zu lebendigen Hecken recht tauglich.

Die im Oktober reifenden Beeren haben eine purgirende Kraft, ſonſt aber einen ſehr wichtigen Nutzen in der Färbekunſt, indem Wolle und Saffian damit gefärbt wird. Wenn man getrocknete, unreiſe, im Julius geſuchte Beeren mit Waſſer auskocht, und dieſe Farbenlauge mit Weinſtein und einem in Aqua regis aufgelöſten Zinn vermiſcht, ſo kann ein dazu angeſottenes wollenes Geſpinſt darin ſehr

dauerhaft gelb gefärbt werden. Mit der friſchen Rinde wird auch gelb gefärbt, und mit der getrockneten dunkelbraun. Aus den reifen Beeren wird ferner auch das bekannte Mahlerſaftgrün oder Blaſengrün, bereitet. Man vermiſcht nämlich in Frankreich den ausgepreßten Saft der Beeren mit Alaunwaſſer, und hängt ihn alsdann in Blaſen an einem warmen Orte zum trocknen hin. Die Beeren müſſen aber hiezu vollkommen reif ſeyn; denn unreif färben ſie, wie ſchon geſagt gelb, und überreif braun oder ſcharlachroth. Im letzten Falle nimmt man ſie zum Färben des Leders und der Spielkarten.

Kreutzflügel, Fr. Croiſée de pans, Croiſière. Heißen diejenigen gehauenen Stellwege oder Flügel, wo ihrer zwei kreuzweis über einander laufen.

Kreutzfuchs, Lat. Crucigera. Iſt eine Spielart von dem gemeinen Fuchs, welcher weißgelbe Haare und einen ſchwarzen Streif vom Maul an über den Rücken, bis zum Schwanz, und einen andern quer über die Schultern über die beiden Vorderfüße hat. Dieſe und eine andere Spielart, deren ganzer Körper mit ſchwarzen Haaren vermiſcht iſt, und von weiten ganz ſchwarz ausſieht, findet man nur ſelten.

Kreutzotter, ſ. unter Amphibien.

Kreutzſchnabel, Lat. Loxia curviroſtra, Linn. Fr. le Bec croiſé, Buff. Engl. the common Croſsbill, Latham; auch genannt: Kreutzvogel, Krummſchnabel, Grünitz, Grienitz, Grinitz, Grönitz, Tannenpapagay, Tannenvogel, Zapfenbeißer, Zapfennager, Krünitz. Auch nach der Jahreszeit wird er benennt: Winter- Chriſt- Sommerkrinitz, und nach der Farbe: rother, gelber, grauer, bunter Krinitz. Gehört unter die Ordnung der Singvögel, und iſt von der Gattung der Kernbeißer, eine Art, bei welcher beide Kinnladen gekrümmt ſind, und ſich an den Spitzen kreuzen, auch das Männchen die Farbe ändert.

Er hat ohngefähr die Größe eines Gimpels, iſt 7 Zoll 5 Linien lang und 12 Zoll breit. Der Schwanz mißt 2 Zoll 7 Linien, und die gefalteten Flügel reichen bis auf die Hälfte deſſelben. Das Gewicht iſt 1 und eine halbe Unze. Der Schnabel iſt 1 Zoll lang, dick, und hat das eigene, daß ſich beide Kiefer nebeneinander vorbeiſchlagen und ſich kreuzen, woher der Schnabel eine ſcheeren- oder

kreuzförmige Geſtalt, und der Vogel den Namen Kreutzſchnabel erhält. Der Schnabel iſt hornbraun, unten heller. die runden Naſenlöcher unter der Stirn ſind mit Federn bedeckt. Der Stern im Auge iſt nußbraun. Die Füße ſind nußbraun, die ſtarken Nägel ſchwärzlich und ſcharf, die geſchilderten Beine 9 Linien hoch, die mittlere Zehe 1 Zoll 1 Linie und die hintere 9 Linien lang.

Die verſchiedene Farbenänderung iſt folgende. Das junge Männchen, welches graubraun und an einigen Theilen gelblich iſt, wird, wenn es zum erſtenmal ſeine Federn verliert, über dem ganzen Leibe, die ſchwärzlichen Schwung- und Schwanzfedern ausgenommen, hellroth, oben dunkler, unten heller. Dieſes geſchieht gewöhnlich im April und Mai, und erſt beim zweiten Mauſern verwandelt ſich dieſe Farbe in das bleibende grüngelb. Die rothen Kreuzſchnäbel ſind daher immer die jährigen Männchen, und die grüngelben die alten. — Die Weibchen ſind immer entweder durchgehends grau mit etwas grün an dem Kopfe, der Bruſt und dem Steiße vermiſcht, oder mit dieſen Farben unrein geſchäckt.

Ein altes Männchen ſieht, ohne ſich je zu verändern, folgendergeſtalt aus. Die Stirn, Backen und Augenbraunen ſind grau, graugelb und weiß gefleckt; der Scheitel iſt bis zum Nacken grüngelb; der Rücken und die Schulterfedern ſind zeiſiggrün; die kurzen Steißfedern goldgelb; der Unterleib grüngelb; die mittelmäßigen Afterfedern weiß und grau gefleckt; die Schulterfedern grau. Allenthalben aber wo die grünen und gelben Farben ſtehen, ſchimmert die dunkelgraue Grundfarbe hervor; denn eigentlich ſind die Federn alle grau, und nur die Spitzen ſind gelb oder grün. Die Flügel ſind ſchwärzlich, alle Schwungfedern ſind ſehr fein grün gerändert; eben ſo die ſchwärzlichen Schwanzfedern.

Graue oder geſchäckte Kreuzſchnäbel, ſind daher Junge, hellrothe ſind einjährige, die ſich eben gemauſert haben; carminrothe, wollen ſich bald zum zweitenmal mauſern; roth und gelbgefleckte, ſind zweijährige, die ſo eben in der Mauſer ſtehen. Hieraus erſieht man, daß die Kreuzſchnäbel faſt einerlei Farbenwechſel mit dem Hänfling haben, und daß es nur das rothe Kleid iſt, das ſie ein Jahr lang tragen, welches ſie ſo ſehr vor andern Vögeln auszeichnet.

Es iſt ein ſehr geſellſchaftlicher, aber einfältiger Vogel, der ſich ſehr leicht hintergehen läßt. Seine Lockſtimme iſt ein helles haſtiges Gip gip gip gip! und wenn ſie ſich recht wohl beſinden, ſo bewegen ſie den Leib, wie der Zeiſig, hin und her und ſingen darzu einige knirrende kreiſchende Strophen, die aber wenig Melodie haben. Doch übertrifft auch hierin ein Männchen das andere; denn diejenigen ſchätzt der Liebhaber vorzüglich, welche einen wie Reitz oder Kreutz klingenden Ton oft wiederholen. Ihr Flug iſt ziemlich ſchnell, und ſie flattern dabei ſehr geſchwind. Man findet ſie nicht eher auf der Erde, als wenn ſie trinken oder ihre Nahrung ſuchen müſſen, alsdann hüpfen ſie. Bei ihrem Klettern an den Gipfeln und Zweigen der Bäume, halten ſie ſich mit ihrem krummen Schnabel an, und helfen ſich fort wie die Papageyen. Sie laſſen ſich leicht zähmen, dauern aber nicht über 4 Jahre.

Der Kreutzſchnabel bewohnt in Deutſchland allenthalben, wo man ihn kennt, die Fichten- und Tannenwälder; doch trifft man ihn nicht immer in einerlei Gegend an, ſondern nur da, wo es Fichten- und Tannenſaamen giebt. Wenn es daher an dieſem Saamen fehlt, ſo ſtreicht er familienweiſe im Frühjahr weg, und kömmt im Herbſt wieder an; außerdem weicht er auch den Sommer über gar nicht von ſeinem Geburtsorte.

Seine vorzügliche Nahrung beſteht in Fichtenſaamen, welchen er mit ſeinem krummen Schnabel ſehr geſchickt zwiſchen den Schuppen der Zapfen hervorzuholen weiß. Außerdem frißt er auch Tannen- und Erlenſaamen, junge Knospen und Blüthen von Fichten, Tannen und Kiefern, und ſpaltet die Aepfel um die Kerne heraus zu holen. Im Zimmer frißt er auch Hanf, Rübſaamen und Wachholdern.

Wider die Gewohnheit anderer Vögel bauet er ſich ſein Neſt im Winter, vom December bis in März, auch zuweilen noch im April an. Es iſt napfförmig, beſteht äußerlich aus dünnen Fichten- oder Tannenreiſern, hierauf folgt eine dicke Lage Erdmoos, und inwendig iſt es mit Corallen- und Haarmoos ausgefüttert. Das Weibchen legt 3 bis 5 ſtumpfe, einer Haſelnuß große Eier, die graulichweiß und am ſtumpfen Ende mit einem Kranz von roth-

braunen Fleckchen und Pünktchen umgeben, übrigens aber faſt ganz rein ſind. Sie werden 14 Tage bebrütet, alsdann kriechen die Jungen aus, die Anfangs faſt ganz nackt, und nur mit einzelnen gelben Härchen beſetzt und in 4 Wochen zum Ausfliegen flügge ſind. Hätten ſie nicht den Winter, wo noch alle Zapfen gefüllt ſind, zu ihrer Fortpflanzung so wären ſie nicht im Stande, den Jungen hinlängliche Nahrung herbei zu ſchaffen, wenn ſie die einzelnen ausgeflogenen Fichtenkörner auf der Erde aufſammeln ſollten. Sie machen des Jahrs nur eine Brut.

Es wirken im Zimmer alle böſe Ausdünſtungen auf den Kreuzſchnabel, und er wird daher auch immer in Geſellſchaft der Menſchen krank, bekommt geſchwollene und beulige Füße und böſe Augen. Ferner ſind ſie auch den Schlagflüſſen und der fallenden Sucht unterworfen.

Ihre Feinde ſind die Sperber, welche ihnen im Winter ſehr nachſtellen, und auch die Baummarder, welche die Neſter ausnehmen.

Sie ſind nicht ſchwer zu ſchießen, und wegen ihres unaufhörlichen Geſchreies leicht zu entdecken. Eben ſo leicht ſind ſie auch im Herbſt und Frühling zu fangen, wenn man einen oder etliche Lockvögel hat, und dieſes geſchieht gewöhnlich mit einer Stange (ſ. Kletterſtange). — In einigen Gegenden beſtellt man den Gipfel eines Baums mit Sprenkeln, und hängt einen guten Lockvogel verborgen in die oberſten Zweige. Sobald ſich der erſtere aufſetzt, ſo kommen die andern alle nach, fangen ſich und fallen herab. Man macht die Sprenkel loſe, damit ſie ihnen kein Bein zerſchlagen. Auch auf dem Kloben, wenn man Fichtenzapfen dran hängt, laſſen ſie ſich fangen, in Walddörfern ſogar an Fenſtern, wenn man einen guten Lockvogel hat. Außerdem gehen ſie auch unter die Schlagwände und auf die Finkenheerde, die in oder nahe bei Schwarzwäldern ſich befinden.

Sie nützen durch ihr eßbares, leicht verdauliches Fleiſch, welches von ſeinen Nahrungsmitteln einen aromatiſchen Geſchmack bekömmt. Man hält ſie auch an vielen Orten als Stubenvögel nicht ſowohl ihres Geſangs, als des Aberglaubens halber, da man glaubt, daß ſie Krankheiten und Schmerzen an ſich zögen und benähmen.

an bis zum Nacken hat; 2) Die Kriekente mit einem weißen Streifen unter den Augen und braunen Backen.

Krinitz, ſ. Kreutzſchnabel.

Krone. Heißt der waldigte Gipfel eines Baums.

Krone, Fr. Couronnure, Paumure. Werden die oberſten Enden (epois) auf den Stangen des Hirſchgeweihes genannt, wenn ihrer drei, vier oder mehrere beiſammen ſind.

Kronengehörn, Fr. Tête couronnée. Wird beim Hirſch ein Gehörn genannt, das drei, vier und mehrere Enden am Gipfel der Stangen zeigt.

Kronhirſch, Fr. Cerf ſommé, Cerf qui a la tête couronnée. Heißt ein Hirſch, der an der äußerſten Spitze ſeines Gehörnes 3, 4 und mehr Enden, mithin ein ſogenanntes Kronengehörn hat.

Kropfeichen, ſ. Horſeleichen.

Kröpfen, Fr. jetter ſa gourme. Wird geſagt von Falken oder andern abgetragenen Raubvögeln, wenn ſie ihren Fraß zu ſich nehmen.

Kropfgans, lat. Pelecanus Onocrotalus, Linn. Fr. le Pelican, Buff. Engl. the great Pelicane, Penn. auch genannt; bei den Alten Pelikan, Beutelgans, Sackgans, Schneegans, Kropfpelikan, Rieſenpelikan, Schwanentaucher, Vielfraß, Nimmerſatt, Waſſervielfraß, Ohrvogel, Eſelſchreier. Dieſer Vogel gehört unter die Waſſer- oder Schwimmvögel, und iſt von der erſten Familie der Gattung der Pelikane diejenige Art, welche ſich durch ungezähnten Schnabel, und eine am untern Kiefer hängende ſackförmige Haut von den übrigen Arten unterſcheidet. Er erſtreckt ſich über die meiſten Gegenden der heißen und gemäßigten Zonen, und kömmt auch, wiewohl ſelten nach Deutſchland.

Er iſt der größte Schwimmvogel, und faſt noch einmal ſo groß als ein Schwan, und an Geſtalt einer zahmen Gans ähnlich. Er iſt 6 und einen halben Fuß lang, und 12 und einen halben Fuß breit und drüber. Der Schwanz hat 20 Federn, iſt 8 Zoll lang und die Flügel reichen bis an ſeine Spitze. Das Gewicht iſt 18 bis 25 Pfund. Der flache Schnabel iſt 17 Zoll lang, an der Spitze ſehr ſchmal, mit einem röthlichen Haken am Ende; der Oberkiefer ſcheint aus drei Erhabenheiten oder langen Leiſten zuſammengeſetzt

die in der Mitte Hohlkehlen laſſen; der Unterkiefer beſteht aus zwei biegſamen Gräten, welche mit einer gelben pergamentartigen Haut überzogen ſind, die ſich in einen großen, nackten Beutel erweitert, der am Vordertheil des Halſes faſt 1 Fuß herunter läuft. Dieſer Beutel iſt von einzelnen feinen Härchen ſammtweich, und läßt ſich ſo gegen den Schnabel zuſammenrunzeln, daß er äußerlich gar nicht ſichtbar wird; er erweitert ſich aber auch wieder ſo ſehr, daß er wohl 30 Pfund Waſſer und einen ganzen Menſchenkopf faſſen kann. Der Kopf iſt um die rothen, ſchönen Augen herum und an den Seiten kahl, und mit einer fleiſchfarbigen Haut bedeckt. Die ſtarken Füße ſind bleifärbig oder fleiſchroth, und ſtehen ſehr einwärts, die Klauen braun, die Beine 4 Zoll hoch, die Mittelzehe 5 und ein viertheil Zoll, und die hintere 2 und einen halben Zoll lang.

Am Hintertheil des Kopfs iſt ein Buſch ſchmaler zarter Federn; die übrigen Kopf- und Halsfedern ſind mit den feinſten, wolligen Dunen beſetzt. Das ganze Gefieder iſt bis auf die ſchwarzen vordern Schwungfedern und die Afterflügel, und die hintern ſchwärzlich aſchgrauen Schulterfedern im Winter nach dem Mauſern blaßfleiſchfarben, geht im Frühjahr und Sommer ins weiße, und im Herbſt ins gelblichweiße über. Die Schulterfedern ſind alle ſchmal uud lang. — Das Weibchen ſieht dem Männchen völlig gleich, außer daß die Seiten ſeines Unterkiefers blau ſind.

Die Kropfgans grunzt faſt immer wie eine Sau, tief Rö, Rö! Ohngeachtet ihrer großen Maſſe ſteigt ſie doch zu einer ſo erſtaunlichen Höhe in die Luft, daß ſie kaum noch die Größe einer Schwalbe zu haben ſcheint. Sie fliegt auch ziemlich ſchnell, iſt aber ſonſt ſehr träge, indem ſie außer der Zeit, wo ſie ihrer Nahrung nachgeht, immer ruht und ſchläft. Sie geht langſam und iſt ſcheu, läßt ſich aber leicht zähmen. Sie erreicht ein hohes, zuweilen 80jähriges Alter.

Sie bewohnt die Meeresufer, großen Flüſſe, und beſucht die Seen. Als Zugvogel geht ſie im Winter in Schaaren in die ſüdlichen Länder. Sie iſt ungemein gefräßig, verſchluckt Karpfen von mehrern Pfunden auf einmal, und verwahrt die übrige Beute nach der Sättigung im Beutel, bis zum folgenden Hunger. Sie ſchöpft auch in Geſell-

ſchaft Dümpfel und kleine Weiher aus, um deſto bequemer fiſchen zu können, oder eine ganze Heerde treibt auf Strömen die Fiſche in die Mitte, worauf jeder Vogel ſeinen Beutel mit Beute füllet, dann den Schnabel niederbeugt, und das Waſſer herauslaufen läßt, ans Ufer fliegt und in Ruhe frißt. Sie ſtoßen auch oft hoch aus der Luft herab auf die Fiſche.

Zur Paarungszeit im Frühjahr ſchwillt den Kropfgänſen an der Wurzel des Schnabels ein runder Höcker empor, welcher ſchwammig und fleiſchfarbig iſt, und ſich im Sommer wieder verliert. Ihre 2 bis 5 abgerundeten, großen, weißen Eier, legen ſie entweder in eine Höhlung auf flacher Erde hin, oder auf ſumpfigen Inſeln auf Riedgras, brüten ſie daſelbſt in 30 Tagen aus, und bringen ihren Jungen, bis ſie fliegen können, in ihren Kröpfen Fiſche zu. Bei der Fütterung beugen ſie den Unterſchnabel nach der Bruſt zu, und laſſen ſie aus dem Beutel, wie aus einer Schüſſel, freſſen. Da es nun hier nicht ohne Blutvergießen abgehen mag, weil die Alten oder Jungen wohl zuweilen genöthiget ſind, große Fiſche zu zerreißen, ſo iſt die Fabel entſtanden, daß die Alten ſich die Bruſt aufriſſen, um die Jungen mit ihrem Blute zu tränken. Nach der Sättigung wird ihnen auch in dieſem Kropfe Waſſer herbeigetragen, um ihren Durſt zu löſchen. — In ihrer Jugend haben ſie einen ganz gelben Schnabel.

Das Fleiſch der Alten und vorzüglich der Jungen wird, ob es gleich thranig ſchmeckt, gegeſſen. — Ihre Haut wird ſammt den Federn gegerbt und als Pelzwerk getragen. — Der Kropf wird genäht und geſtickt, und zu allerhand Beuteln, Säcken, Mützen, auch ſtatt der Felle u. d. gl. gebraucht. Am Vorgebirge der guten Hoffnung macht man Tobaksbeutel aus denſelben, in welche 2 Pfund Tobak gehen. — Die Dunen ſind ſo gut wie Gänſedunen. — In Oſtindien macht man ſie zahm, und richtet ſie zum Fiſchfang ab. — Sie ſchaden, indem ſie die fiſchreichen Gewäſſer entvölkern.

Krümmer, ſ. Wagenſchuß-Krümmling, und Pfeifholz.

Krummholz, Krümmling. Iſt natürlich wie C oder S krumm gewachſenes Eichenholz, das zum Schiffbau ge-

braucht und theuer bezahlt wird. Zuweilen werden auch die Schiffsknie mit dazu gerechnet. Je nachdem es ſtark oder ſchwach iſt, wird es ein Wagenſchuß-oder ein Pfeifholz-Krümmling genannt, andere nennen es auch: Stebens.

Krummholzbaum, ſ. Krummholzkiefer.

Krummholzkiefer, lat. Pinus montana, *Münchhauſen*, Fr. le Pin de Montagne, le Torchepin, Engl. the Mugho-Pine; auch genannt: Krummholzbaum, Legfohre, Legfohren, Legföhre, Legforche, Bergfichte, kleine Alpenkiefer, Lindbaum, Knieholz. Iſt ein immergrüner Baum, der ſich mit Stamm und Aeſten auf die Erde drückt, auf welcher er wohl 20 Fuß weit fortkriecht, und ſich dann, jedoch ſelten über 3 Ellen hoch aufrichtet. Er wächſt auf den Gebirgen in Ungarn, Tyrol, auf dem Würtemberger Schwarzwalde und den Schweizer Alpen. Auf der Schneekoppe des Rieſengebirgs und auf andern Orten hoher Gebirge, ſchlägt er ohne Stamm gleich aus der Wurzel Aeſte, breitet ſich ſehr aus und bleibt ungemein niedrig, und die Wurzel kriecht eben ſo im Boden wie der Stamm auf der Erde. Die Rinde iſt bräunlich ſchwarz. Die Nadeln ſind ſchmuzziggrün, nicht nur länger, ſondern auch ſtärker und härter als an der gemeinen Kiefer. Das Holz iſt bräunlich, harzreich und riecht ſehr balſamiſch. Die Zweige ſind ſehr zähe. Die Zapfen ſind kegelförmig und ihre Schuppen länglicht rund. Nach von Haller, Linne', Schrank, von Burgsdorf und mehrerer Forſtmänner Meinung und Verſuchen iſt die Krummholzkiefer keine beſondere Art des Pinusgeſchlechts, ſondern nichts anders als durch Schneedruck, Rohreif, ſchlechten Boden, und durch Reinheit der Luft, entſtaltete wahre Kiefer.

Wegen ihrer biegſamen Zweige leidet dieſe Kiefer nichts von Schneelaſten, welche unſere Kiefer ſo oft beſchädigen. Ihr Holz dient zur Verfertigung verſchiedener kleiner Geräthſchaften, und die Zweige zu Bändern und Faßreifen. Aus den jungen Frühlingsſproſſen wird in Ungarn das ſogenannte Krummholzöl bereitet, und aus dem freiwillig ausſchwitzenden Harze der bekannte Ungariſche Balſam gemacht. Die krummen Nutzholzſtücke werden beim Schiffbau ſehr geſucht. Außerdem dient das Holz unter allen

Nadelhölzern am beſten zum Verkohlen, und die Eiſenarbeiter ſetzen ihre Güte ſogar den rothbuchenen gleich.

Krummruthe, Fr. Forceau. Iſt eine ſtarke hölzerne Stange, die bei Stellung eines Laufts gebraucht wird, um die Rundung zu erhalten. Sie müſſen um die Hälfte ſtärker als die gewöhnlichen Stellſtangen ſeyn, und in der Länge 11 Fuß haben; von oben 3 Zoll herunterwärts wird ein Loch durchgebohret, in welches eine Heft- oder recht ſtarke Windleine gezogen wird, die an beiden Seiten unten auf die Hefteln reicht und angebunden werden kann. Oben um die Krummruthe kommt ein breiter eiſerner Rink, woran ein ſtarker eiſerner Haken, auf welchen ſowohl die Oberleine vom Tuche zu liegen kömmt, als auch noch eine ſtarke Windleine daran geheftet wird. Bei einem Abjagungslauft ſind die Krummruthen unentbehrlich, und weil die Läufte nicht jedesmal einerlei, ſo können doch zu einem vollſtändigen Jagdzeuge 9 Krummruthen vorräthig ſeyn.

Krüppelbüſche. Sind das beim Laubholz was Kollerbüſche beim Nadelholze ſind.

Kübelbäume, oder Sägblock, Sägkloß, von Tannen, Fichten oder Kiefern; iſt eine Welle von 14 bis 36 Schuh lang. Kübelbäume heißen ſie ohnſtreitig deshalb, weil ſie von den Küblern zu allerlei tannenen Kübelgeſchirr verſchnitten und verarbeitet werden, ſo wie ſie Sägblock genennet werden, wenn ſie auf einer Sägmühle zu Brettern oder Latten verſchnitten werden.

Kuhmäuler. Sind Lohden und junge Bäume, welche abgebiſſen worden, und daher zu keiner gehörigen Größe und Stärke kommen können.

Kukkuk, Lat. Cuculus. Macht von der Ordnung der Waldvögel eine Gattung aus, welche faſt runden, nach vorne etwas umgebogenen, an den Seiten gedruckten Schnabel hat. Die Naſenlöcher haben einen über den Schnabel etwas erhöheten Rand. Die Zunge iſt pfeilförmig, ganz und flach. Die Füße ſind Kletterfüße mit ſcharfen Klauen. Man hat davon folgende 2 Arten: den gemeinen und den rothbraunen Guckuk.

Der gemeine Guckuk, Lat. Cuculus canorus, Linn. Fr. le Coucou, Buff. Engl. the European Cuckoo, Penn. auch genannt: der Europäiſche Guckuk, aſchgraue Guckuk,

fliegende Guckuk, Guckguck, Guckgu, Gugug, Guckaug, Gugauck, Gukker, Guckuker; Krainiſch: Kukauza. Als Kennzeichen ſeiner Art hat er taubenhalſigen Oberleib und ſchwärzlichen Schwanz mit weißen Flecken. Er bewohnt Europa und Aſien, und iſt in Deutſchland allenthalben gemein.

Er hat ohngefähr die Größe einer Turteltaube, iſt 1 Fuß 3 und 3 Viertel Zoll lang und 2 Fuß 3 Zoll breit. Der Schwanz iſt faſt 8 Zoll lang, und wird von den Flügeln drei Viertheile bedeckt. Der Schnabel iſt 1 Zoll lang, fängt ſich an der Wurzel zu krümmen an, die obere Kinnlade geht ein wenig über die untere her und iſt nicht ausgehöhlt. Seine Farbe iſt oben ſchwarz, unten bläulichgrün, die Winkel ſaffrangelb, der Rachen orangenroth. Die Naſenlöcher ſind rund, klein, gerändet und unbedeckt, der Stern und der Rand der Augenlider gelb, die Füße, Zehen und Nägel gelb, die Beine 1 Zoll hoch, die äußere Vorderzehe 16, die innere 9, die äußere Hinterzehe 11, die innere aber 6 Linien lang.

Die beſtimmte Farbe des Männchens iſt am Kopf, Hintertheil des Halſes, Rücken, Steiß und an den Deckfedern der Flügel dunkelaſchgrau. Der Unterleib iſt vom Schnabel bis zur Hälfte der Bruſt hellaſchgrau, von da wird die Grundfarbe an der Bruſt, dem Bauch, den Seiten und langbefiederten Schenkeln ſchön weiß, mit vielen ſchwarzgrauen Querſtreifen, die Afterfedern ſind gelblichweiß und haben nur einzelne dunkelbraune Querſtreifen. Die erſte Ordnung der Schwungfedern iſt dunkelbraun, und hat auf der innern Fahne weiße eirunde Flecken, die übrigen Schwungfedern haben die Farbe der Deckfedern und am Ende ſchmale weißliche Säume; die untern Deckfedern der Flügel ſind weiß und ſchwarzgrau geſtreift und die untern Schwungfedern dunkelbraun und weißbunt. Die Flügel ſpitzen ſich wie bei den Raubvögeln, ſcharf zu. Der Schwanz iſt keilförmig und ſchwarz, alle Federn mit weißen Spitzen.

Das Weibchen iſt kleiner, oben dunkelgrau mit ſchmuzzigbraunen Flecken, am untern Halſe aſchfarben und gelblich gemiſcht mit ſchwarzbraunen Querſtreifen, am Bauche ſchmutzig weiß und dunkelbraun geſtreift. Außerdem wird

bei beiden Geſchlechtern die Farbe, die bei Hervorkeimung der neuen Federn ſchwach und unrein iſt, nach und nach wieder hell und reiner.

Der Kuckuk iſt ein unruhiger und ſcheuer Vogel, mit einem ſchnellen, wie ein Sperber ſchwimmenden, kurzen, unterbrochenen und niedrigen Flug. Er gehört unter die Zugvögel, und das Männchen meldet ſich zu Ende des Aprils durch ſein Geſchrei: Kuckuk! an. Dieß Geſchrei läßt er ſo lange hören, als die Zeit ſeiner Fortpflanzung währet. Das Weibchen krächzt nur, kann aber nicht Kukkuk ſchreien. Er entfernt ſich allezeit im September. Der Stand, den Männchen und Weibchen einnehmen, hat ohngefähr eine Stunde im Umfange. In dieſem Bezirke leiden ſie keinen Vogel ihres gleichen, und durchſtreifen denſelben täglich geſellſchaftlich. Sie lieben vorzüglich waldige Gegenden, wo in der Nähe Wieſen liegen, und in dieſen ziehen ſie, wo es ſeyn kann, wiederum die Nadelhölzer dem Buſchgehölze vor.

Ihre Nahrung beſteht vorzüglich bis zum Auguſt in einer purpurrothen Raupe, welche ſich in dieſen Monaten an den Stämmen der Bäume aufhält. Sobald ſich dieſe zu verpuppen anfangen, und in einen kleinen Nachtſchmetterling verwandeln, ziehen ſie ſich nach den Teichen und ſumpfigen Gegenden, und fangen an den Orten, wo Schilf wächſt, Mücken, Schnaken und Hafte, oder leſen andere kleine Raupen und Käfer von den Bäumen, vorzüglich von den Kirſch- und Pflaumenbäumen ab.

In dieſer Angabe der Nahrungsmittel, die ihnen die Natur bei ihrer großen Gefräßigkeit doch ſo ſparſam und in ſo kleinen Portionen reicht, läßt ſich vielleicht der wahrſcheinlichſte Grund finden, warum ſie ihre Jungen der Pflege anderer Vögel überlaſſen müſſen. Männchen und Weibchen ſind zur Begattungszeit außerordentlich hitzig, und verrichten die Paarung gewöhnlich auf dem Gipfel der höchſten Bäume, unter einem ſteten, heiſern, krächzenden Geſchrei, das ihrem einfachen Kuckuksruf ſonſt zur Fundamentalſtimme dient. Sie ſtreifen hierauf in ihrem Reviere von einem Orte zum andern, die Mutter beobachtet dabei täglich die Neſter verſchiedener Motacillen, um zu wiſſen, wenn ihr

Bau vollendet, und das letzte Ei gelegt iſt, damit ſie zu gehöriger Zeit das ihrige unterbringen kann. Zu Anfang des Junius bringt ſie das erſte Ei, welches rundlich, ſchmutzig weiß, und an der obern Hälfte braun und braungrau gefleckt iſt, und ſchiebt es mit ihrem Schnabel vorzüglich gern in ein Rothkehlchen- oder Zaunkönigsneſt. In die Neſter der übrigen Motacillen, der Weidenzeiſige, Grasmücken, Mönche, Bachſtelzen ꝛc. die nicht auf die Erde bauen, trägt ſie ihr Ei, das ſie auf die Erde gelegt hat, in dem Schnabel, weil ſie ſich darüber nicht ſetzn kann. Dieſe kleinen Vögel, die über ihren Eiern brüten, fliegen ſogleich, wenn der Kuckuk bei ihrem Neſte ankömmt, von demſelben herab, und machen ihm mit Freuden Platz, damit er ſein Ei deſto bequemer einſchieben könne. Der Kuckuk wirft alsdann die Eier, die dem ſeinigen im Wege liegen, entweder ſelbſt aus dem Neſte, oder die Pflegemutter thut es, um das fremde Ei deſto beſſer bedecken zu können. Bis zur Mitte des Julius legt die Kuckuksmutter faſt alle 8 Tage in ein anderes Neſt, und auch hierin, daß ſich die Eier nicht geſchwind genug in ihr gehörig entwickeln, um ſie zuſammen ausbrüten zu können, liegt vielleicht eine Urſache, warum ſie dieſes Geſchäfte andern Vögeln auflegen muß. Die rechte Mutter bekümmert ſich übrigens gar nicht um ihre Nachkommenſchaft, ſondern begnügt ſich bloß damit, ihre Eier gelegt zu haben.

So wie der junge Kuckuk, der oben dunkelbraun und entweder mit rothbraunen und weißen Querlinien oder bloß mit weißen Endkanten, an der Bruſt und am Bauche aber weiß mit ſchwärzlichen Wellen gezeichnet iſt, größer wird, dehnt er ſein Neſt weiter aus, und erweitert ſpielend die enge Oefnung deſſelben, um beim Ausfliegen deſto bequemer durchbrechen zu können. Wenn er ausgeflogen iſt, ſetzt er ſich auf einen nahen Baum, ſtreckt ſich einigemal aus, zieht die Federn durch den Schnabel, und läßt ſeine rauhe ſchnarrende Stimme zum erſtenmale hören. Sobald das hohe kreiſchende Girrke, Girrke! nur einigemal in der Gegend erſchollen iſt, ſo kommen alle kleine Vögel zuſammen geflogen, ſchwärmen um ihn herum und tragen ihm aus allen Kräften Nahrung zu. — Erſt nach dem zweiten Mauſern erhalten die Jungen ihre eigentliche feſte Farbe, doch kann

man vorher ſchon deutlich Männchen und Weibchen unterſcheiden; denn das Männchen ſieht immer auf dem Rücken dunkelaſchgrau aus, hat aber allenthalben noch weiß eingefaßte Federn. — Feinde des Kuckuks ſind kriechende und fliegende Vogelläuſe.

Auſſer der Zeit der Paarung iſt er ſchwer zu ſchießen, alsdann aber läßt er nicht nur nahe an ſich gehen, ſondern auch durch einen nachgemachten Ruf (ſ. Kuckukspfeife) herbeilocken.

Die Alten rühmten das Fleiſch, beſonders der Jungen, als eine vortrefliche Speiſe, und es iſt in der That ſehr wohlſchmeckend. — Auch werden ſie durch Vertilgung mancher ſchädlichen Inſekten, beſonders in den Obſtgärten, durch Vertilgung der Spann- und Wicklerraupen zur Zeit der Blüthe nützlich.

Sonſt glaubte man fälſchlich, daß ſich der Kuckuk alle Herbſte in einen Raubvogel verwandele, und erſt im Frühjahr wieder ein Kuckuk werde. Dadurch ſchadet er aber, daß er in dem Neſte, wo er ſeine Eier hinlegt, Verwüſtungen anrichtet.

Der rothbraune Kuckuk, lat. Cuculus rufus; hat braunrothen Oberleib mit ſchwarzen Querſtrichen, und rothbraunen Schwanz mit breiten winklichen ſchwarzen Querſtreifen. Er unterſcheidet ſich von dem vorigen gar ſehr durch ſeine Größe, da er merklich kleiner iſt, durch ſeinen dickern, viereckigen Kopf, ſchlankern Leib, durch ſeine kürzern Beine, die faſt ganz mit Federn bedeckt ſind, durch ſeinen kürzern und an der Wurzel ſtärkern Schnabel und beſonders durch ſeine auffallende verſchiedene ſchöne Farbe.

Kopf, Hals und Rücken ſind ſchön braunroth mit ſchwarzen Querbinden. Die Deckfedern der Flügel haben gleiche Zeichnung, und die großen noch weiße Kanten. Die Schwungfedern ſind ſchwarzgrau. Die obern Deckfedern des Schwanzes und der keilförmige Schwanz ſelbſt ſind hochrothbraun mit ſchwarzen Punkten, dergleichen Bändern und weißen Flecken. Die Spitzen der Schwungfedern ſind weiß. Die Kehle und der Hals ſind gelblich, und von hier

verläuft ſich dieſe Farbe in die ſchneeweiße bis zu den untern Deckfedern des Schwanzes, die langen Schenkelfedern (Hoſen) mit eingeſchloſſen. Der ganze Unterleib iſt mit ſchwarzgrauen Wellen gezeichnet. Die innern Achſelfedern ſind braun mit ſchwarzen Punkten, und die untern Deckfedern der Flügel weiß mit ſchwärzlichen Kanten.

Das Weibchen iſt etwas kleiner, hat alle dieſe Farben, nur minder hell und regelmäßig gezeichnet. Es iſt auf dem braunen Rücken ſchwärzlich und weiß geſprengt, und hat eine ſchwärzlich und weißgelb gewellte unreine Bruſt. — Sonach kommen beide Arten Kuckuke in ihrem äußerm Körperbaue faſt gänzlich überein.

Dieſer letztere Kuckuk kommt im Frühjahr zu Ende des Aprils und Anfang des Maies nach Thüringen, und ſcheint faſt immer nur durchzuziehen.

Kuckukspfeife, Fr. Pipée pour le coucou. Iſt eine Pfeife, deren man ſich im Frühjahr bedient, wenn der Kukkuk ankömmt, und die alſo gemacht wird: Man nimmt ein Ende vom Horne, 3 und einen halben Zoll lang, und inwendig über 1 und einen halben Zoll in die Quere weit, drehet es rund ab, und macht an beiden Enden einen Boden hinein; oben an dem einen Ende wird ein Loch wie an einer Flöte gemacht, am andern Ende aber ein rundes Loch, jedoch ſo groß, daß beim Auf- und Zuhalten des Lochs die Pfeife den Ton des Kuckuks bekömmt. Mit dieſer Pfeife ſtellt man ſich in die Gegend hin, wo der Kuckuk ruft, und antwortet ihm damit, worauf er gar bald geflogen kommt, da man denn zum Schuße fertig ſeyn muß, indem er nicht lange wartet.

Kugel, Fr. Boule de plomb, Balle. Sind die von Blei gegoſſenen runden Körper, womit die Büchſen geladen werden. Hierzu muß man gutes Blei (ſ. Blei) wählen, und die Kugeln nicht hohl gieſſen, auch nicht zu tief abkneipen, ſondern man muß darauf ſehen, daß ſie recht rund bleiben; denn je runder und vollkommener eine Kugel iſt, deſto beſſer und gewiſſer iſt ſie, weil ſie wegen der Runde viel weiter, als eine unvollkommene gehet.

Kugelbüchſe, Fr. Arquebuſe rayée. Iſt ein Schießgewehr, deſſen Rohr oder Lauft ſtärker von Eiſen als bei einer Flinte, und inwendig gezogen iſt, und woraus

nichts als Kugeln geſchoſſen werden. Siehe Birſchbüchſe.

Kugelfutter, Kugelpflaſter, Fr. Tapon enſuivé, ou frotté de ſuif. Werden von feiner, guter und gleicher Leinwand, noch beſſer von feinem gleichen Parchent gemacht; dieſen beſtreicht man mit Talg oder tunkt ihn in zerlaſſenen Talg oder Fett ein und ſchneidet davon hernach nach Verhältniß der Mündung der Büchſe, viereckigte Stücke; ſ. Birſchbüchſe. Wenn das Pflaſter nicht gleich ſtark iſt, ſo verhindert es an dem accuraten Schießen ſehr viel, indem man ſonſt auch bei dem beſten und gewiſſeſten Gewehr den Punkt niemals genau treffen wird.

Kugel gerade, Fr. percé ou foré également et juſte. Wird geſagt von einem Büchſen- oder Flintenlauf, wenn er inwendig von einer accuraten und gleichen Weite ausgeboret iſt, und keine Erhöhungen und Vertiefungen hat. S. Birſchbüchſe und Jagdflinte.

Kugelhölzer. Sind diejenigen Stämme tannen Floßhölz, die zwar von Aeſten und Zacken gereinigt, und wie man zu ſagen pflegt, rauh bewaldrechtet, hingegen nicht beſchlagen, ſondern in ihrer natürlichen Rundung, oft mit der Rinde gelaſſen worden ſind. Sie können weniger Laſt als die beſchlagenen Stämme tragen, und ſind der Floßſtraße und Floßgebäuden wegen der vielen Beſchädigungen ſehr nachtheilig. Der Stamm ſoll 30 Schuh lang und höchſtens 18 Zoll dick im Durchmeſſer ſeyn.

Kugelpflaſter, ſ. Kugelfutter.

Kugelzieher, Fr. Tire-balle, Tire-bourre. Iſt eigentlich ein Krätzer, der in eine Hülſe oder Mutter, an einen Ladeſtock befeſtiget, eingeſchraubt werden kann, und ſtatt der zwei krummen Spitzen bei einem Krätzer, eine ſpitzige Schraube wie ein Nagelbohrer hat, die man in die Kugel hinein ſchraubt, wenn man ſie aus der Büchſe wieder herausziehen will.

Kühnpoſt, Lat. Ledum paluſtre, Linn. Fr. le Romarin ſauvage, Engl. the Marſh-Ciſtus, wild Roſemary; auch genannt: Porſt, Porſch, Tannenporſt, Kirieporſt, Kierigoſt, wilder Rosmarin, Moorroßmarin, Schabenkraut, Mottenkraut, Bienenkraut, Heidniſchbienenkraut, Granze, Saugranze, Gichttanne, Sauchtanne, Bienen-

heide, Hartheide, weiße Heide, Kühnroſt, Kühruſt. Iſt immergrünes Laubholz, das als ein dauerhafter, halber Strauch in Sümpfen und Moorgründen, beſonders des nördlichen Deutſchlands wild wächſt.

Dieſes kleine aber nützliche Strauchgewächs erlangt in 15 Jahren ſein vollkommenes Wachsthum, treibt Pfahl- und flache Wurzeln, die ſehr feine und zähe Haarwurzeln haben, vermöge welcher es ſich in der ſumpfigen Erde ſehr weit ausbreitet; die Rinde iſt unten am Stocke aſchfarbig, an den Zweigen des jungen Holzes braunroth und etwas wollig, am alten Holze glatt braun; die Blätter ſind oval-ſpitzig, ſehen wie Rosmarinblätter aus, ſind aber etwas dicker, oben dunkelgrün, unten rauh und braungelblich. Das Holz iſt weißlich, und von mittelmäßiger Härte und Dauer. Die Blüthe beſteht in fruchtbaren Zwitterblumen, welche im Junius und Julius in großen weißen Sträußern auf den Spitzen der Zweige hervorbrechen. In der Mitte der Krone, die aus 5 weißlichen Blättern beſteht, befinden ſich 10 dünne weiße Staubfäden mit weißen Hülſen. Der Staubweg hat die Länge der Fäden und iſt mit einer ſtumpfen Narbe gekrönt. Die Frucht iſt eine längliche bräunliche Kapſel mit 5 Fächern, welche die ſehr feine bräunliche längliche, auf beiden Seiten zugeſpitzte und zahlreiche Saamenkörner enthält, die im Oktober reif werden und ausfallen.

Die Fortpflanzung des Kühnpoſtes geſchieht natürlicher Weiſe aus dem Saamen; indeſſen hält deſſen Anbau ſehr ſchwer, da dieſe Pflanze bloß in die ſchattigten Sümpfe gehört, und im trocknen Boden und in einer freien Lage nicht fortkömmt. Weit leichter hingegen läßt ſich dieſer Strauch aus einem Sumpfbruche in den andern verpflanzen, und dergleichen damit anzubauen, welche vorher gar keine Pflanzen hatten. Sie vermehren ſich darin ſehr häufig durch den natürlich ausfallenden Saamen, der zwei Jahre liegt.

Der ganze Strauch giebt mit und ohne Blüthen eine brauchbare Gerberlauge, worin das Leder dem engliſchen gleich gemacht werden kann. Die Blüthen lieben die Bienen ſehr, und man pflegt ihre Stöcke damit auszureiben. Die friſch abgeſchnittenen Zweige ſollen die Wanzen vertrei-

ben, und der Abſud derſelben die Läuſe der Thiere tödten, auch den Schweinen die Grannen und Finnen vertreiben. Die oberſten Gipfel miſchen manche mit unter das Bier, welches aber dadurch eine ſehr berauſchende, der Geſundheit nachtheilige Eigenſchaft erhält. Das von dieſer Holzart abgezogene Oel ſollen die Ruſſen mit Birkenöl vermiſcht anwenden, um dem Juchtenleder ſeinen ſpezifiſchen Geruch zu verſchaffen, welches indeſſen noch nicht völlig erwieſen iſt. Deſto gewiſſer beſitzt dieſer Strauch wirkſame Heilkräfte.

Kührer. Sind auf dem Schwarzwald beſondere Männer, welche an den Sägmühlen die zum Handel geſchnittenen Bretter beſchauen, und in taugliche Sorten ſetzen.

Kümmerer, Fr. Cerf bleſſé aux daintiers. Wird ein Hirſch genannt, welcher im Kampfe, durch einen Schuß, oder auch auf eine andere Art, an dem Kurzwildpret verletzet wird, worauf er entweder gar nicht, oder doch zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit abwirft. Er bekömmt auch niemals ein reifes oder geſchicktes Gehörn, ſondern behält allemal ein knotiges, auch wohl ſchwüriges, unreifes und unförmliches Geweihe. Werden ſie aber wohl gar von den Hirten oder andern ſchadenfrohen Menſchen caſtrirt, ehe ſie aufſetzen, ſo wächſt ihnen hernach die ganze Lebenszeit über kein Gehörn.

Kupferſchlange, ſ. unter Amphibien.

Kuppmeiſe, ſ. Haubenmeiſe.

Kurzfeſſeln, ſ. Wurffeſſeln.

Kurzſchießen, Fr. n'atteindre point le but de ſon deſſein. Heißt, wenn man im Abdrücken eines Gewehrs nicht hoch oder weit genug vorkemmt, und man dahinter, oder wohl gar darunter weg ſchießet.

Kurz-Wildpret, Geſchröte, Fr. Daintiers. Heiſſen bei dem Roth- oder Schwarzwildpret die Hoden.

L.

Lachbar, Fr. Arbre dont on peut fendre l'écorce. Heißt es von einer Fichte, wenn ſie die gehörige Stärke zum Harzſcharren erhalten hat, ſo daß ſie nun gelachet oder gelochet werden kann; ſ. Harzſcharren.

Lachmeve, ſ. unter Meve.

Lachrinken, Lochrinken, Meßring, Fr. Meſure d'épaiſſeur des arbres qu'ont peut écorcer. Iſt ein eiſerner, in der Mitte mit einem Gelenke verſehener Rinken, der in der Rundung (Peripherie) 36 Zoll, beſſer 3 Spannen oder 45 Zoll mißt, und das Maas von der Stärke der Fichten, indem man den Rinken um die Bäume legt, iſt, welche ſie haben müſſen, wenn ſie zum Harzſcharren aufgeriſſen oder gelachet werden ſollen. Dergleichen Rinken ſind da gewöhnlich und nöthig, wo die Herrſchaften andere Perſonen mit dem Harzen gegen einen Erbzins belehnet haben, damit nicht, wie gar gern geſchiehet, jüngere Bäume zum größten Schaden der Waldungen gelachet werden; ſiehe Harzſcharren.

Lachtaube, lat. Columba riſoria, Linn. Fr. la Tourterelle à Collier, Buff. Engl. the collared Turtle, Lath. auch genannt: Turteltaube mit dem ſchwarzen Halsbande, gemeine oder einheimiſche Turteltaube, Türkiſches Täublein, Indianiſches Turteltäublein. Wird unter die Ordnung der Singvögel gerechnet, und iſt von der Gattung der Tauben eine Art, welche weißliche Farbe und einen an jeder Seite des Halſes hinlaufenden ſchwarzen halbmondförmigen Fleck als Kennzeichen hat. Da dieſe Taube bei uns ein bloßer Stubenvogel, mithin kein Gegenſtand der Jagd iſt, ſo wird ihre weitere Beſchreibung hier übergangen.

Lachter, Mahlbäume, ſ. Gränzbäume.

Läde, Leede, Laite, Fr. Terres en friche. Hierunter werden ganz verödete und wüſte, oder holzleere Diſtrikte verſtanden. Wie man dieſe zu Wald anlegen, und für die Zukunft einen möglichſt großen Vortheil davon ziehen kann, iſt unter Holzkultur, Anpflanzen und Anſäen nachzuſehen.

Lademaas, Fr. Meſure à poudre. Iſt ein kleines von Meſſing, Kupfer, Eiſen oder Horn gefertigtes Maas, nach welchem man die zu einem Schuße gehörige Quantität Pulver richtig und genau abmißt. Es iſt dieſes ein weſentlich nothwendiges Stück zum Schießen, weil bei einer ungewiſſen und nur nach Gutdünken beſtimmten Ladung Pulver der Schuß niemals richtig ſeyn und genau treffen, ſon-

dern entweder zu hoch, oder zu niedrig, auch vielmal nicht das rechte Ziel erreichen wird.

Vorzüglich nöthig und unentbehrlich iſt ein Lademaas bei Kugelbüchſen, und überhaupt wenn der Jäger Genauigkeit liebt, muß er die Schüße zu ſeinem Gewehr abmeſſen, und in hölzernen Patronen im Vorrathe bei ſich führen, indem ſolchergeſtalt der Schuß einerlei bleibt, mithin gewiſſer trifft, als wenn man aus freier Hand ladet, wobei man aus Uebereilung, und da das Augenmaas öfters trügt, bald zu wenig bald zu viel nehmen kann.

Laden, Fr. charger. Iſt die Verrichtung eines Jägers, wenn er ſein Gewehr zum Schuß zubereitet, und mit Pulver und Blei verſieht. Wenn das Gewehr zum erſtenmale geladen wird, iſt es nicht undienlich, ſelbiges mit einem kleinen Schuß Pulver ohne Pfropfen auszuflammen. Beim Laden nimmt man entweder nach dem aus Erfahrung habenden Augenmaas, oder, und zwar beſſer und gewiſſer, nach dem Lademaas, die zum Schuße gehörige Quantität Pulver, und ſchüttet ſolches, indem man das Gewehr ſo ſenkrecht als möglich hält, in den Lauf, ſtößt alsdenn mit dem Kolben einigemal ſanft gegen die Erde, damit die an den Seiten hängenden Körner herabfallen, bringt hierauf den Vorſchlag in die Mündung, ſchiebt ſelbigen mittelſt des Ladeſtocks in der Seele hinunter bis auf das Pulver, und drückt ihn zwei- bis dreimal feſt an, ſtößt ihn aber ja nicht wie gewöhnlich mit dem Ladeſtocke einigemal mit Gewalt nieder, weil ſonſt durch das Zerdrücken der Pulverkörner die Entzündbarkeit vermindert wird. Die Pfanne beſchütte man nicht eher mit Pulver, als bis auch der Hagel in der Flinte iſt, weil man aus dem Fallen der Pulverkörner durch das Zündloch richtig ſchließen kann, ob daſſelbe rein oder verſtopft iſt; denn ſind keine Körner durchgefallen, ſo muß man es ſo lange mit einer Nadel oder beſſer mit einer Rebhuhnfeder reinigen, bis beim Anſchlagen mit der Hand an den Kolben einige Körner durchrollen. Man mag nun entweder vor oder nach dem Laden die Pfanne beſchütten, ſo muß die Reinigung des Zündlochs doch allemal vorhergehen, weil man dadurch nicht nur die dem Pulver nachtheilige Feuchtigkeit wegſchafft, ſondern auch durch Hinwegbringung der im

Gewehre gebliebenen brennenden oder glimmenden Theile des Vorſchlags allem Unglücke vorbeugt.

Hat man nun ſo das Gewehr mit Pulver geladen, ſo muß man den Hagel in die Seele laufen laſſen, das Gewehr einigemal ſanft gegen die Erde ſtoßen, damit der Hagel ſich gehörig in einander lege, und alsdann einen ſchwachen Vorſchlag ganz gelinde auf denſelben drücken; denn iſt der Hagel feſt auf einander gepreßt, ſo wird er weit aus einander ſtreuen und das Gewehr ſtoßen. Wie man nach dem Abſchießen des Gewehrs verfahren ſoll, davon ſehe man unter Jagdflinte. — Vom Laden einer Kugelbüchſe, iſt unter Birſchbüchſe geſagt worden.

Lage, Fr. Situation. Die Kenntniß der Lage iſt dem Forſtmann eben ſo nothwendig und erforderlich, als die Kenntniß des Bodens, nicht nur bei Führung der Holzſchläge, ſondern auch bei dem Anbau einer Holzart oder bei der Nationaliſirung fremder Holzarten in Deutſchland, um für dieſelben eine ſolche Lage zu wählen, welche ſie vorzüglich lieben. Denn keineswegs iſt es gleichgültig, ob man eine Holzart im Gebirge, in der Ebene oder in Thälern erzieht, und ob der Ort gegen Morgen, Mittag, Abend oder Mitternacht liegt. Vorzüglich äuſſert die Lage ihren Einfluß auf die verſchiedene Beſchaffenheit des Bodens, auf deſſen Kräfte, und folglich auch dadurch auf das Wachsthum und das Gedeihen der Pflanzen. Wie man die Lage in Abſicht der Himmelsgegend eintheilt, ſehe man unter Himmelsgegend, und was dieſe für Einfluß auf die Holzpflanzen hat, davon iſt unter Holzkultur geſagt worden.

Lager, Fr. Retraite, Démeure, Lit de bête ſauvage. Wird, anſtatt daß es bei dem Rothwildpret das Bette heißt, bei vielen andern wilden Thieren, bei dem Bär, wilden Schwein, Wolf, Luchs, Haſen ꝛc. der Ort genannt, auf welchen ſie ſich ſowohl bei Tag als bei Nacht niederthun.

Lagerholz, Fr. Bois giſant, Bois mort. Heißt das Holz im Walde, welches vom Winde umgeworfen wird, oder ſonſt umfällt und liegen bleibt.

Lähmen, Fr. le blaiſſer dans les ailes. Geſchiehet bei den Faſanen, wenn ſie in den Faſanengärten bleiben und nicht heraus fliegen ſollen, da man ihnen mit einem feinen Meſſer das vorderſte Flügelgelenk ablöſet.

Laite, ſ. Lade.

Lämmchen, Schäſchen, Fr. Chats, Chaton. Wird das Blüthenkätzchen an verſchiedenen Bäumen genannt.

Lämmergeier, ſ. Bartgeier.

Lanciren, Fr. lancer. Iſt, wenn beim Anfang einer Parforcejagd, nämlich der Anjagd, der angegebene Hirſch, durch einige der beſten Hunde aus der Meute, oder beſondere Lancirhunde aus ſeinem Stande gejagt und geſprenget wird, die Lancirhunde jagen läßt, bis man über einen Weg oder eine Allee kömmt, ſie alsdenn ſtopfet, und daſelbſt den Hirſch verbricht. Oder es geſchiehet auch durch einen Leithund, welchen man von den Brüchen auf der Fährte fort nachhängt, bis man den Hirſch ſprenget.

Landbär, ſ. unter Bär.

Landforſtmeiſter, Fr. Grand maitre des forêts. Iſt einer von der befehlenden Claſſe der Forſtbedienten eines Landes; ſ. Forſtbedienter und Chef.

Landhirſch, Hirſch der Ebenen, Fr. Cerf champêtre. Nennt man allein diejenigen Hirſche, welche ſich in den Hölzern des platten und ſandigen Landes aufhalten. Sie ſind langgeſtreckt, leicht und rothbraun, und haben ein ſchöneres und lichteres Geweihe als die Berghirſche, nicht ſo ſtumpfe Schaalen, aber eine kleinere Fährte und ein weniger ſchmackhafteres Fleiſch.

Landjägermeiſter, Fr. Grand maitre des chaſſes de la province. Iſt ein oberer Forſt- oder Jagdbedienter, welcher in ſeinem Range gewöhnlich nach dem Oberjägermeiſter folgt; ſ. Forſtbedienter.

Lanette, Lat. Falco Lanarius, Linn. Fr. le Lanier, Buff. Engl. the Lanner, Penn. auch genannt: Mausadler, Schwimmer, Swimmer, Schweymer, großer Schlachter, Würger mit dem langen Schwanze, wolliger Falke. Gehört als Raubvogel unter die erſte Ordnung des Linneeiſchen Syſtems, und iſt von der Gattung der Falken, und zwar von deren zweiten Familie, den eigentlichen Falken, eine Art, die folgende Kennzeichen hat: Ueber die Augen geht ein weißer Strich; die Füße ſind bläulich und der Körper iſt unten mit ſchwarzen länglichen Flecken gezeichnet.

Dieſen ſeltenen Falken zählt man unter die Zugvögel, und er wird für die Falkenjagd ſehr geſchätzt, beſonders bei den Kalmucken. Der Schnabel iſt kurz, ſtark und blau, die Wachshaut bläulich, zuweilen auch gelb, und hat bläuliche und unter allen Falken die kürzeſten Füße. Der Rükken und die Flügel ſind braun und roſtfarbig gezeichnet; ein weißer Strich läuft über jedes Auge hin; die Bruſt iſt weiß mit braunen Flecken, der übrige Unterleib weiß mit länglichen ſchwarzen Flecken, die vordern Schwungfedern und die Schwanzfedern ſind dunkelbraun mit roſtfarbenen Flecken, die bei ausgebreiteten Flügeln von unten wie kleine runde Münzen erſcheinen.

Nach einigen horſtet er auf den höchſten Bäumen und Inſeln; wahrſcheinlicher brütet er nach andern auf ſehr niedrigen Bäumen. Das Weibchen (Lanier) iſt größer als das Männchen (Lanneret).

Dieſe Falken wurden ehemals in Frankreich häufiger als die andern zur Jagd abgerichtet, daher ſie auch franzöſiſche Würger heißen, und man wählte dazu beſonders diejenigen, welche einen dicken Kopf hatten. Zur Kranichbaize ſind ſie ſehr gut zu brauchen. Am beſten ſchlagen ſie gleich nach der Mauſerzeit, von der Hälfte des Julius bis zu Ende des Oktobers; im Winter aber taugen ſie nicht darzu.

Landwehre, Hayn, Gnick, Fr. Barrière, Ligne de circonvallation autour du territoire. Heißt ein Strich Holz an den Gränzen, mehrentheils an einem aufgeworfenen ſogenannten Landgraben. Bei der alten Manier Krieg zu führen, war man ſehr für dergleichen Landwehren beſorgt, damit ſie im Nothfall verhauen und mit Mannſchaft beſetzt werden konnten.

Langfeſſeln. Sind eines kleinen Fingers breite, aber 2 Spannen lange, von guter Hirſchhaut geſchnittene Riemen, an welchen bei einem abgerichteten Falken die Wurffeſſeln befeſtiget werden. Dieſe Riemen heißen bei den Falkenierern das Geſchühe, und ein einzelner Riemen dieſer Art ein Falkenſchuh.

Langholzflöſſe. Iſt der Gegenſatz von Scheitholzflöſſe, wenn nämlich ganze Stämme Nadelholz zuſammen gebunden, und bald mit bald ohne Oblaſt ſo auf dem Waſſer fort-

geſchwemmt werden. Von anderem als Nadelholz kann kein Floß gemacht werden; das eichene Holländerholz geſpaltenes und ungeſpaltenes, wird zwar auch in einzelnen Stükken auf kleinen Waſſern geflößt, allein das geht nie gar weit, und man nennt das keine Langholzflöſſe. Weil die Langholzflöſſe meiſtens eine Oblaſt von anderem Holze haben, ſo werden ſie auch Trageflöſſe genannt.

Laniërſchwanz. Heißt ein eingeſetzter Schwanz bei den Falken; ſ. Falkenjagd.

Lanze, Fr. Lance. Sind kleine Spieſſe mit langen Helm oder Stielen, welche ſich gern davon wieder abziehen, und bei der Saujagd zu Pferde mehr zur Luſt als zum Nuzzen gebraucht werden.

Lappen, ſ. Tuchlappen.

Lappreißer, Fr. petites perches à chrochets pour tendre les toiles empennées. Sind kleine 1 und eine Viertel Elle lange Stöcke von feſtem Holze, woran bei dem Verlappen die Federlappen gehänget werden. Zu den Tuchlappen hingegen braucht man zu gleichem Endzweck ordentliche Stellſtangen.

Lappſtatt, Fr. Place environnée de toiles empennées. Heißt ein mit Feder- oder Tuchlappen zugeſtelltes Jagen, da man nämlich eine den Ort des Jagens umſchreibende, mehrentheils bogenförmige Linie beſtimmt, in deren Richtung die Lappen aufgeſtellt werden. Die Lappſtatt muß vorzüglich in einer ſolchen Richtung genommen werden, daß ſie den Ort des Jagens gehörig umziehet, und daß die Lappen aufs Freie kommen, damit ſie gut zu ſehen ſind. Wie man übrigens dabei verfährt, ſehe man unter Verlappen.

Larven, ſ. Lorfe.

Laß fallen, Fr. laiſſez tomber. Wird denjenigen, die bei einem Lauftjagen, wo quer vor dem Laufte ein Schnapp- oder Falltuch geſtellet iſt, das Falltuch oder die Schnappe zu beſorgen haben, zugerufen, damit ſie bei der Ankunft desjenigen Wildprets, das nicht erlegt werden ſoll, das Tuch fallen laſſen, und ſo das Wildpret hinauslaſſen.

Laßreißer, Hägereißer, Bahnraitel, Fr. Baliveau, Arbre de laie ou de reſerve. Werden in den Laubholzwaldungen auf den Schlägen die aus den Saamen erwachſenen

jüngen Pflanzen oder Lohden genannt, und die man bei dem Abtrieb ſtehen läßt, theils um Bau- und Nutzholz aus ihnen zu erziehen, theils weil dieſe Bäume Saamen tragen, um einen beſtändigen Anflug und Aufſchlag durch ſie zu gewinnen, und Maſtung und Schutz für den jungen Anflug zu erhalten.

Auf jedem Holzſchlag findet man dreierlei Laßreißer: a) Laßreißer, b) Vorſtänder und c) Oberſtänder. Ehe der Holzſchlag angefangen wird, muß der Forſtmann ſchon überlegt haben, wie viele Oberſtänder er auf dem Schlag wegnehmen will. Dieſe muß er durch Vorſtänder, und dieſe durch Laßreißer wieder erſetzen, und daher vor der Anlegung der Holzhauer die Laßreißer ſchon ausgezeichnet haben, von welchen die Holzhauer keinen fällen dürfen. Zu den Laßreißern werden die geſündeſten, geradeſten, ſchlankeſten und ſtärkſten, aus den Saamen gewachſenen Stämme ausgewählet, zum Niederhauen aber die kranken und dickſten — Dieſe Laßreißer nennt man auch Saamenlohden, diejenigen aber, welche aus abgehauenen Büſchen wieder ausſchlagen, heiſſen Stammlohden.

Latten. Sind geſchnittenes Tannen- und Fichtenholz, oder auch ausgezogene und geſpaltene Stangen, welche am ſtärkſten bei den Ziegeldächern und Gipsdecken, auch was die geſchnittenen ſind, zu Fenſterrahmen verbraucht werden.

Lattenbalke. Heißt beim Floßhandel auf der Künzig, ein Stamm Tannenholz, der völlig 27 Schuh in der Länge und in der Breite 8 Bort hat.

Lattenholz. Hiezu werden in den Nadelholzrevieren diejenigen Stangen, welche abſterben wollen, ausgezogen, geſpalten und zum Gebrauch bei den Dächern zugerichtet.

Laub. ſ. Blatt und Baum.

Laubfäller, Fr. Feuillée, temps où les feuilles tombent. Wird geſagt von der Zeit, wenn im Herbſt die Laubhölzer ihre Blätter oder ihr Laub fallen laſſen.

Laubhahn, ſ. Birkhuhn.

Laubharken, ſ. Laubrechen.

Laubholz, Fr. Bois à feuilles. So werden diejenigen Baumgeſchlechter genannt, welche Blätter, oder das eigentliche Laub tragen, ſie mögen nun zu Bäumen erwachſen, oder nur Staudengewächſe bleiben. Es wird auch zu-

auf die untern dürren Zweige, fliegt beſtändig von einem Baume zum andern, paßt den Fliegen, Mücken, Bremſen und Bremen auf, und fängt ſie im Fluge.

Sein aus Moos und Haaren gebautes Neſt legt er im Mai in ausgehöhlte Baumwurzeln oder abgehauene Strünke an, und es enthält 4 bis 6 kleine weiße rothbraun punktirte und geſtrichelte Eier, die in 14 Tagen ausgebrütet werden, und nur während der Brütezeit ſingt das Männchen. Da dieſe Vögel nur einmal niſten, und ihre Brut oft ein Raub der Wieſeln, Baummarder und Füchſe wird, ſo bleiben ſie immer ſelten.

Da ſie durch ihre Nahrung ſo nützlich ſind, ſo erlegt man ſie nicht gern mit Vogeldunſt, obgleich ihr Fleiſch ſehr angenehm ſchmeckt, ſie ſind auch ohnehin ſchwer zu ſchießen.

Lauergrube, Fr. Foſſe où l'on épie. War vormals ein mehr gewöhnliches, wiewohl unweidmänniſches Verfahren, da die an gute Wildbahnen und Gehäge angränzenden Nachbarn, das Wildpret mit Haber, Kraut, wildem Obſt und dergleichen ankörnten, hierauf ſich Gruben in die Erde machten, ſelbige oben verdeckten, und mit einem Schießloche verſahen. In dieſe Gruben begab man ſich zur Nachtzeit, und lauerte darin ſo lange, bis das Wildpret heran und ihnen zum Schuß kam.

Laufdohnen, Laufſchlingen, Erddohnen, Erdzeug. Sie werden gewöhnlich zum Schnepfenfang gebraucht. Man nimmt darzu Stöcke, 20 Zoll lang und eines Fingers dick, ſchneidet ſie an einem Ende ſpitzig, gegen dem andern Ende hinauf ſticht man mit einem Meſſer durch den Stock, und ziehet eine von Pferdehaaren gedrehete Schleife durch, welche aber an dem einen Ende einen doppelten ſtarken Knoten haben muß, daß ſie ſich nicht durch den Stock ziehen kann, am andern Ende aber iſt ein Auge zu einer Schleiſe.

Mit dieſem Zeuge ſteckt man zwiſchen den Wachholderbüſchen, wo Steige daran und herum gehen, und an den brüchigten Oertern die Stöcke mit den Schleifen herum, ſo, daß die Stöcke wie ein Dreieck ſtehen, doch müſſen ſie oben nicht dichte zuſammen kommen, zieht alsdann die Schleifen zum Fang auf, dürfen aber nicht ganz auf den Boden kommen, damit ſie die Schnepfen eben treffen müſ-

ſen, wenn ſie im Laufen ſind. Beſonders ſtecke man auch die Stöcke, daß ſie wie ein Geländer ſtehen.

Man kann auch eine ganze Parthie dergleichen Laufdohnen machen und durch die jungen Schläge und Dickigte, auch Steige mit durchſtecken, wie man denn nicht nur Schnepfen, ſondern auch Krammetsvögel in dieſem Zeuge in Menge fangen kann. Im Winter, wenn der Vogelfang vorbei iſt, kann man ſie wieder aufheben, und die Schleifen ausſtreichen, daß ſie gerade hängen, und deſto accurater ſich wieder ſtellen. Hiebei iſt noch zu bemerken, daß man auch mit einem ſtumpfen oder von Dornen gemachten Beſen die Steige nach den Dohnen zu glatt kehren muß, weil die Schnepfen auf ſolchen deſto lieber laufen.

Will man die Laufdohnen zum Fang der Vögel, die nach den Würmern fallen und ſuchen, ſtellen, ſo wird mit den Stöcken auf gleiche Art verfahren, nur müſſen die Schleifen etwas enger, als zum Schnepfenfang gemacht werden. — Wo Viehtriften oder ſehr viel Wildpret und Sauen ſind, ſchicken ſich die Laufdohnen nicht hin, weil beſtändig daran auszubeſſern iſt. Zwiſchen den Dohnen werden Vogel- oder Wachholderbeeren mit hingeworfen, oder an kleine Gäbelchen gehangen.

Laufen auf Reitzen. Heißt, wenn ſich der Jäger vor ein Dickigt ſtellet, wo Füchſe zu vermuthen ſind, oder wo er ſonſt einen Fuchs gewahr wird, wie eine Maus quitſchet oder wie ein gefangner Vogel ſchreit, oder wie ein Haſe queckſet, wenn ihn die Windhunde erwiſchen, worauf, wenn es recht gemacht wird, die Füchſe ſehr gerne darnach kommen; auch kann man durch einen nachgemachten ſanften Laut der Haſen ſelbige in der Rammelzeit gut herbei rufen.

Läuferplatz, Fr. Aire de la chaſſe. Werden diejenigen Plätze von grünem Raſen genannt, welche bei Anlegung eines Strauchs oder Buſches zu einem Vogelheerd, vorn und hinten an jedem Ort und Ende, zuweilen auch noch einer mitten auf den Buſch, bereitet, und auf welchen Plätzen die ſogenanten Läufervögel von der Art, wornach man ſtellet, angefeſſelt (angeläufert) werden, ſo daß ſie zuvor auf ſelbigen herum hüpfen, aber doch nicht hinweg können.

Läufervogel, Fr. appellant attaché ſur l'aire. Heißen diejenigen Vögel, welche man bei Stelluug eines Vogelheerdes, ihrer 2 bis 3 auf den Läuferplätzen anfeſſelt (anrühret), damit ſie darauf herumhüpfen, und die wilden Vögel deſto eher und ſicherer zum einfallen anlocken.

Läuferzug, Fr. Landelette. Beſtehet aus folgender Zubereitung. Dem Läufervogel werden zwei zarte, aber doch feſte, ſchmale Striemchen Leder oben an dem Leibe, um jeden Flügel eins, angemacht, und auch jedes beſonders mit einem zarten geflochtenen Schnürchen befeſtiget, aber ſo, daß es den Vogel nicht reibt, ſondern um die Flügel geräumig genug iſt; dieſe Schnürchen werden auf dem Rücken zuſammen gebunden, und unten an die Schnürchen wird ein kleiner Rinken von Drath mit einem Wirbel gemacht, und ſo iſt der Läuferzug fertig.

Lauffaden, Fr. Tirant. Heißen die Faden Zwirn, deren da, wo ein ſpiegelichtes Garn mit einem Inngarn oder Buſen eingebunden wird, unten und oben zu zwei an den Buſen durch das ganze Garn gezogen und mit eingebunden werden, an welchen Faden ſich der Buſen hin und her ziehen kann.

Laufhund, ſ. Parforcehund.

Laufkäfer, Rennkäfer, Lat. Carabus, Fr. Carabé. Dieſe Käfer gehören wegen ihrer Nahrung unter die nützlichen Waldinſekten, ſind aber auch Raubthiere ihrer Art. Sie geben, wenn man ſie anfaßt, einen widerlichen Geruch von ſich. Die wenigſten können fliegen, laufen aber deſto ſchneller. Die Larven wohnen in faulem Holze, unter dem Moos und in der Erde, und nähren ſich wie die vollkommenen Käfer von Raupen und andern Inſekten. Letztere haben an den hintern Schenkeln ein paar Blättchen, die vielleicht die Geſchwindigkeit im Laufen befördern. Merkwürdig iſt hier: der Aufpaſſer oder Puppenräuber (Car. inquiſitor). Seine Flügeldecken ſind goldfarben mit einer grünen Einfaſſung. Er iſt einer der merkwürdigſten ſeines Geſchlechts, welchen man zu kennen viele Urſache hat, da er vor andern ſeines Gleichen, die Raupen ungemein vermindert, und deshalb eine ſorgfältigere Vermehrung verdiente. Seine Wohnung hat er unten um die Wurzeln, in der Erde und unter dem Mooſe, auch im faulen Holze,

und raubt ſogar im Fluge. Im Junius und Julius ſucht er das Kern- und Steinobſt durch, bis auf die äußerſten Zweige, um die Raupen zu erhaſchen.

Laufleitern, Steckleitern, Fr. About ou Allonge de filets. Heißen die einfachen, etwa drei viertel Ellen hohen ſpiegelicht geſtrickten Gärnchen, welche an kleine Stäbe gebunden und nur zum abwehren, damit die Feldhühner nicht vorbeilaufen können, vor die Treibezeuge zu beiden Seiten geſtecket werden.

Laufſchütze, Fr. bon tireur à la courſe; iſt ſo viel als Flugſchütze.

Läufte, des Wildes (pieds), der Haſen (jambes); werden bei allen vierfüßigen Jagdthieren die Beine genannt.

Lauft zum Abjagen, Auslauft, Fr. Clairière ou Prairie pour chaſſer en avant. Wird der freie, ebene und lichte Platz auf einer Wieſe, einem Acker, oder einer alten Läde, oder auch wo es nicht zu ändern, auf einem aufgeräumten jungen Schlage genannt, welcher vor einem Jagen ausgewählet wird, und auf welchen die eingeſtellten Hirſche oder Sauen vorgejaget werden, damit ſie von dem Leibſchirme aus von den Herrſchaften todt geſchoſſen werden können.

Bei Abſteckung des Laufts muß vorzüglich darauf geſehen werden, daß derſelbe wo möglich dahin gebracht werde, wohin die Hirſche ihren meiſten Wechſel gehabt; auch muß ſolcher mehr Berg unter als Berg auf liegen, ſo, daß die Kammer zum Abjagen Berg unter getrieben werden muß. Der Platz zum Lauft muß gehörig abgeräumt, und Hügel und Löcher geebnet ſeyn. Ueberhaupt kömmt das meiſte auf die genaue Anlegung des Laufts an, wenn das Jagen angenehm und anſehnlich ſeyn ſoll, und würde übel ſtehen, wenn derſelbe ſchief, unförmlich, ungleich und ſchräg winklicht angelegt würde. S. Hauptjagen und Beſtätigungsjagen.

Dem Laufte kann man aber in Anſehung ſeiner Richtung verſchiedene Abänderungen geben. Mehrentheils wird ihm hinter dem Schirme eine Rundung gegeben, welche ſich aber gegen den Schirm eckigt nach innen zieht, um dadurch, wenn das Wildpret vorgejaget wird, ſelbiges dem

Schuſſe näher zu bringen. Außerdem kann man ihn auch eckigt machen mit gebrochenen Flügeln, und hinten mit einer Schnappe; und dieſer wird alſo geſtellet.

Erſtlich werden die beiden Krummruthen gegen den Schirm über und hinten auf beiden Ecken des Laufts feſte eingeſtoßen, alsdenn wird das Tuch hinten quer vorgeſtrekket, die Schnappſtangen mit den Rädern oben auswendig an das Tuch eingetheilet, und recht feſte geſetzet, da denn die Leine, die oben durch die Räder oder den Kloben gehet, mit einem Ende angebunden wird; zu dem andern Ende, woran man das Tuch aufziehen oder ablaſſen muß, wird ein Heftel geſchlagen.

Wenn das Tuch an dieſer Leine heraufgezogen worden, bindet man ſolches, jedoch mit einer Schleife, am Heftel an, damit im nöthigen Fall die Schleife geſchwind aufgezogen werden kann, daß es gleich herunter falle. Ingleichen werden auch die Windleinen am Tuche halb hinaus und halb hineingebunden, auf daß es auch im Winde ſicher ſtehe. An etlichen Schnappſtangen werden Gabeln geſchlagen, und Faſchinen darauf gelegt, worauf etliche von denen, ſo bei die Schnappſtangen beordert ſind, treten, um über das Tuch ſehen und genau beobachten zu können, wenn was kömmt, und ſolches herauszulaſſen ihnen zugerufen wird.

Zu beiden Seiten an das Falltuch werden ſodann die andern Tücher angeknebelt; die hintern Krummruthen kommen inwendig in den Lauft, die gegen den Schirm über aber auswendig, denn dieſe müſſen das Tuch näher gegen den Schirm zwingen, damit nicht ſo weit zu ſchießen iſt. So werden nun von beiden Seiten die Tücher am Laufte nach dem Jagen zu fortgeſtellet, dabei fein glatt angezogen; dem Schirme gegen über, längs deſſelben, werden grüne Brüche oben an das Tuch gehängt, zum Zeichen, daß man nur ſo weit ſchießen darf, und daß ſich außerhalb des Tuchs keine Zuſchauer in dieſe Gegend wagen. Vom Abjagen ſehe man unter Beſtätigungsjagen.

Dergleichen Lauft iſt beſonders nützlich zur Erhaltung der Wildbahn. Wenn das Jagen und der Lauft vollkommen fertig, das Rolltuch weggeſchaft, zu Holze gezogen, und die Jagdhunde gelöſet worden, dieſe auch die Hirſche nun herausgejaget bringen, ſo werden die jagdbaren und

guten Hirſche geſchoſſen. Reiſen die übrigen nicht gleich wieder in das Jagen, ſo wird aus dem Schirme denjenigen, die an die Schnappe beordert ſind, zugerufen: Laß fallen! ſogleich müſſen ſie auch fertig ſeyn, die Schleifen an den Heſteln aufziehen, und das Tuch fallen laſſen. An jeder Schnappſtange müſſen 2 Mann ſeyn, nebſt ein paar Jägern, die jene commandiren. Bei wenigem Geſchicke kann es damit ſo hurtig zugehen, daß wenn das Wildpret bei dem Schirme vorbei nach dem Falltuche fliehet, und gerufen wird: Laß fallen! es auch ſo geſchwind herunter liegen muß, daß das Wildpret gerade fort und darüber hinaus fliehen kann.

Wenn auch während der Zeit, da das Wildpret im Ueberfliehen des Falltuches wäre, ſchon wieder Hirſche gegen den Schirm kämen, die nicht heraus ſollen, ſo müſſen ſie doch das Falltuch ſo geſchwinde wieder herauf haben, daß die Hirſche zu kurz kommen, und nicht überfliehen können.

Sobald alſo die Jagdhunde nur etwas herausgejagt bringen, werden die alten Thiere, Kälber, Rehe und ſchlechten Hirſche, ſogleich über das Falltuch wieder in ihre Freiheit gelaſſen. Auf dieſe Art, da die ſchlechten Hirſche, ohne daß ſie lange im Jagen gehetzet werden dürfen, wieder fortgelaſſen werden, ziehet man von den ſchlechten Hirſchen immer ſofort wieder jagdbare Hirſche zu, ſo daß an ſolchen Orten ein Jagen mit guten und jagdbaren Hirſchen öfters gehalten werden kann.

Ein eckigter Lauft zu einem Sau-Beſtätigungsjagen kann auf folgende Art gemacht werden. Man nimmt 5 Stangen, geht an die Mitte des Rolltuchs, ſtößt dahin eine Stange, ſchreitet hierauf an jeder Seite nach der Krummruthe 85 Schritte, ſtößt ſodann drei Schritte von derſelben Stange auf jeder Seite am Rolltuche eine Stange, tritt hinter die eine Stange, daß man ſie alle drei vor ſich hat, und ſieht an den Stangen gerade hinaus, ſo daß man keine Stange vor der andern auf der Seite vorſtehen ſieht, und ſie in recht gerader Linie ſtehen. Nach dieſen drei Stangen ſtecket man denn auch die Krummruthen in gerade Linie.

Alsdann ſteckt man die andern beiden noch übrigen Stangen, eine nach dem Rolltuche, die andere nach der Mitte des Laufts, doch ſo, daß ſie in einer geraden Linie ſtehen. Die mittelſte, wie auch die beiden Seitenſtangen am Rolltuch nach den Flügeln zu, müſſen unbeweglich in ihrer Linie ſtehen bleiben, hingegen die beiden letztern Stangen müſſen nach der mittelſten Stange in eine gerade Linie gerichtet werden. An dieſen 3 Stangen ſieht man nun auf die Mitte des Laufts hinaus, fällt dahin eine ſenkrechte Linie, und ſchreitet 385 Schritte hinaus, läßt dahin 3 Stangen in einer Linie ſtoßen, oder wenn man niemanden hiezu bei ſich hat, nur eine; ſchreitet alsdann auf der ſenkrechten Linie hinaus, und nimmt 100 Schritte, woſelbſt der Schirm hinkommt, und dahin ſtößt man auch eine Stange.

Ferner geht man auf der ſenkrechten Linie hinaus bis an die Stangen, die anfangs geſtoßen worden, und ſteckt ſodann genau auf der ſenkrechten Linie drei Stangen, ſieht an den Stangen hinauf, daß man die Stange im Mittelpunkte des Schirms und die am Rolltuche in gleicher Linie hat. Alsdann ſtößt man hinten nach jedem Flügel eine Stange, tritt dann hinter die Stange am rechten Flügel, und ſieht an den drei vor ſich habenden Stangen nach der Stange am linken Flügel, ob ſie in gerader Linie ſind, daß keine der andern vorſteht. Sind ſie nicht gleich, ſo muß man ſie nach der Mittelſtange, wie oben am Rolltuche geſchehen, in gerade Linie richten, ſchreitet von der Mittelſtange nach der Stange am linken Flügel 100 Schritte, wohin eine Krummruthe kömmt, ferner auch von der Mittelſtange nach der Stange am rechten Flügel 100 Schritte, wohin ebenfalls eine Krummruthe kömmt, und ſo hat man alſo die Ecken des Laufts.

Auf ſolche Art wird der Lauft nach den Stangen abgeſtochen, welches Abſtecken auch bei allen Läuften angeht, ſie mögen eckigt oder rund ſeyn, nur iſt es langwieriger und man muß mehr hin und her gehen. Dabei iſt aber noch dieſes zu beobachten, daß, wo die Flügel mit Krummruthen nach dem Schirm zu gebrochen werden, man auch am Schirme einen Stand mit den Stangen machen muß. Ein Gleiches muß auch geſchehen, wo eine Rundung am Laufte angehen ſoll, daß man daſelbſt den dritten Stand nehmen

muß, ſowohl die Seiten- als hinterſte Krummruthe einzurichten.

Mit dem Stellen verfährt man auf folgende Art. Hinten am Laufte in der Mitte, wo die ſenkrechte Linie hinläuft, knebelt man zwei Tücher an einander, ſtreckt eins nach dem rechten, das andere nach dem linken Flügel um die Krumruthen herum; ferner wird auf beiden Flügeln ein Tuch angeknebelt, auf dem linken Flügel von der Eckſtange nach der obern am Rolltuche gerade fort gerichtet, ingleichen an der hintern Krummruthe am rechten Flügel herum, und an dieſem ebenfalls gerade fort nach der Ecke des Rolltuchs die Tücher an einander geknebelt und geſtreckt. Nach hinten am rechten Flügel wird eine Schnappe auf gleiche Art gemacht, wie bei dem vorher beſchriebenen eckigten Laufte angezeigt worden iſt. In der Mitte der Linie, wo vorher das Quertuch geſtanden, wird das Rolltuch zu dieſem Jagen gemacht, und an der Stelle der 100 Schritte von dieſer Mitte eingeſtoßenen Stange wird der Schirm aufgeſchlagen.

Wenn dieſer Lauft abgeſtochen worden, ſo muß er auch, da er eigentlich zum Saujagen gehört, mit Netzen dupliret werden. An der Schnappe wird zwar auch mit Netzen dupliret, dieſe müſſen aber nicht ſo feſte angezogen werden, und dichte am Tuche ſeyn, damit ſie mit dem Tuche zugleich aufgezogen und abgelaſſen werden können. Ueberhaupt müſſen in dieſem ganzen Laufte die Netze dichte an die Tücher kommen. In den hintern Ecken werden an den Tüchern zu beiden Seiten der Krummruthen, Stellſtangen dichte eine an die andere geſtoßen, auf 50 Schritte lang, damit die Sauen nicht durchſchlagen können. Gegen beide Ecken ſtellet man ein paar Zeugwagen hin, worauf die Herrſchaften treten, und von ſelbigen herab die Sauen birſchen können.

Nachdem nun die Jägerei zu Holze gezogen, und die Hatzhunde oben auf beiden Seiten des Laufts und hinter dem Leibſchirme in ihre Schirme gebracht worden ſind, ſo wird das Rolltuch aufgezogen, die Jägerei ziehet zu Holze, nimmt die Finder und einige Rüden mit ins Jagen, läßt die Finder ſtreichen, legt die Treibeleute an der Jagensrundung an, und treibt die Sauen heraus. So bald ein

Rudel Sauen heraus, werden die Rolltücher in der Mitte zugezogen.

Auf dem Laufte ſind die Jagdpagen und einige Jäger zu Pferde. Dieſe jagen die Sauen auf dem Laufte herum, und ſchießen auch wohl mit Schwärmern unter ſie, daß ſie auf dieſe Art nicht nur böſe werden, und alles anzufallen begehren, ſondern ſie ſuchen auch, da ſie nichts ausrichten können, einen Zufluchtsort, und zwar fliehen ſie gemeiniglich in die Winkel.

Da nun die Herrſchaften mit Birſchbüchſen und Piſtolen auf den beiden Zeugwagen, welche quer vor den hintern Ecken ſtehen, ſich befinden, ſo ſchießen ſie eins nach dem andern auf den Kopf. Wenn die Schweine und Keuler mit Huy Sau! angerufen werden, ſo wollen ſelbige beherzt auf den Ruf zu, kommen daher ganz dichte vor den Wagen, ſo daß man ſie mit Piſtolen auf die Köpfe ſchießen kann. Obgleich auch eines nach dem andern todt geſchoſſen wird, die andern aber aus dem Winkel einmal herausprellen, und ſich auf den freien Lauft machen, ſo kommen ſie doch gar bald wieder in die Ecken. Alte und unvermögende Herren können nach dieſer Einrichtung auf den Wagen ſicher und gut ſitzen und ſtehen, auf dem Laufte überall herum ſehen, und die Sauen todt ſchießen. Wenn die meiſten und ſtärkſten geſchoſſen ſind, ſo werden die übrigen gehetzet.

Die Schnappe oder das Falltuch iſt deswegen an der Seite angebracht, daß man theils Bachen, und alle Friſchlinge heraus laſſen kann, damit ſtarke Sauen wieder zugezogen werden können. Die Flügel am Laufte ſind auch deshalb gerade, und nicht gebrochen, daß die Sauen, ſo bald ſie nur aus dem Jagen ſehen, den freien und weiten Lauft vor ſich gewahr werden, und ſich alſo gleich nach den Ecken machen. Weil auch nicht aus dem Schirme geſchoſſen wird, ſo behält der Lauft um ſo mehr faſt eine gleiche Breite, außer daß er wegen des Rolltuches, daß ſolches zureichen muß, mit den obern Krummruthen etwas eingezogen wird.

In Anſehung des Schirmes iſt es zwar ſonſt an vielen Orten gebräuchlich, daß derſelbe gemeiniglich auf den drit-

ten Theil des Laufts geſetzt wird, jedoch wenn der Lauft lang wird, ſo nimmt man 125 Schritte vom Jagen. Gleichwohl muß man ſich mancher Urſache halber mit dem Schirme nicht allein nach der Länge des Laufts richten, ſondern auch vornehmlich auf deſſen Bequemlichkeit und Nutzen ſehen, wie denn auf dieſem Laufte der Schirm nur 100 Schritte vom Jagen abſtehet. Dieſes geſchiehet deswegen, weil der Schirm nicht ſowohl für die Herrſchaften, welche die Sauen ſchießen wollen, ſondern nur für die Zuſchauer gemacht iſt, und damit auch, weil hinten in den Ecken geſchoſſen wird, der Lauft um deſto freiern Platz zu haben, vom Schirm bis dorthin, einen deſto längern und freiern Raum habe. Ueberdies ſind dieſe Läufte nicht nur bequem zum Abjagen, ſondern auch nützlich zur Erhaltung der Sauen, weil man an den ſchlechten Sauen, die in einem Jahre herausgelaſſen werden, in 2 bis 3 Jahren deſto ſtärkere und mehrere wieder zu hoffen hat.

Man kann auch einen Lauft machen mit zwei Krummruthen gegen den Schirm und hinten mit einer Rundung, welcher vorzüglich zu einem Hauptjagen ſchicklich iſt.

Ferner wenn bei einem Beſtätigungsjagen der Raum eines freien Platzes zu einem ordentlichen Laufte ſich nicht findet, oder der Herr die dazu nöthige Zeit nicht verſtattet, um entweder die Koſten zu erſparen, oder aber, weil derſelbe bereits einen gewiſſen Tag zum Abjagen beſtimmt hat, ſo findet ſichs nöthig, das Jagen mit einem gebrochenen Laufte zu machen. Beſonders iſt es dann ſehr nöthig, wenn die Hirſche oder Sauen in einem ſolchen Waldreviere eingeſtellt ſind, da auf dem Platze, wo der Lauft vom Jagen gerade aus angebracht werden könnte, auf dem daranſtoßenden Felde noch unreifes Getraide ſtünde, wodurch dem Eigenthümer großer Schaden verurſachet würde; oder wodurch das Jagen in Gebirgen, wo nur ein ſchmales Revier iſt, und ſelbiges die Queere am Jagen herunter ſtößt, hat müſſen eingerichtet werden.

Gleiche Bewandniß hat es auch, wo ſchon Ebenen ſind, und ein freier Platz, welcher nicht lang genug zum Lauſt iſt, ſchief oder faſt die Quere am Jagen hin liegt. Wollte man nun den Lauſt aus dem Jagen gerade über den freien Platz und drüben zu Holze einrichten, ſo müßte man das im Wege ſtehende Holz abräumen, wodurch großer Schaden verurſacht würde, welches beſonders in den jetzigen Zeiten unverantwortlich wäre.

Einen Lauſt mit geraden Flügeln und einer Rundung richtet man vornehmlich zu ſolchen Jagen ein, wo ein Herr Luſt hat, das Wildpret zu Pferde auf dem Lauſte zu jagen, ſelbiges entweder mit Lanzen zu fangen, mit Chevelins zu werfen, oder mit Piſtolen zu ſchießen, auch wohl mit dem Hirſchfänger zu fangen. Zu Abſteckung eines dergleichen Lauſts iſt keine große Kunſt erforderlich, jedoch müſſen die Flügel fein gerade in ihrer Linie geſtellet ſeyn, auch darf gar keine Windleine im Lauſte hinaus gebunden werden, ſondern die Hälfte der Windleinen wird inwendig dicht am Tuche herunter gezogen, auswendig aber an einem dichte bei der Unterleine eingeſchlagenen Heftel angebunden.

Die Flügel ſtehen ſo gerade in einer Linie, werden aber hier verändert benennt, nämlich der rechte Flügel bei andern Läuften heißt hier der linke, und ſo auch der linke bei jenen, heißt bei dieſen der rechte. Dieſe Veränderung iſt wegen des Leibſchirms nöthig, weil derſelbe ſowohl der Mittelpunkt, als auch der Hauptſtand vom ganzen Lauſte iſt, mithin weil die Herrſchaft in währendem Abjagen mit der Fronte nach dem Jagen ſtehet, der Flügel zur rechten Hand der rechte, ſo wie der Flügel zur linken Hand der linke genannt wird.

Das Rolltuch muß 200 Schritte breit ſeyn; von deſſen Mitte 150 Schritte ab kömmt der Leibſchirm zu ſtehen, und von dieſem mißt man noch 350 Schritte in gerader Linie fort, daß ſonach der ganze Lauſt 500 Schritte lang und zwar winkelrecht ſeyn muß. Auf ſolche Art hat die Herrſchaft vollkommenen Raum, das Abjagen zu Pferde zu halten, und wegen der Länge des Lauſts können die Zuſchauer

im Leibſchirm das Jagen deſto beſſer überſehen, ſo wie auch um den Schirm und zwiſchen demſelben und dem Jagen frei herumgejaget werden kann.

Zu Holze ziehen die Jäger auf die gewöhnliche Art (ſ. Hauptjagen und Beſtätigungsjagen). Noch iſt aber hier zu bemerken, daß, wenn das Jagen nicht allzu ſtark an vielem Wildpret iſt, man anſtatt des Rolltuchs eine Schnappe oder ein Falltuch hin mache. Auf dieſe Art kann man einige wenige Stücke herauslaſſen, indem das Falltuch geſchwinder aufgezogen und herunter gelaſſen werden kann, als ein Rolltuch, und mithin das Vergnügen von der Jagd deſto länger dauert. Wäre auch vieles Wildpret im Jagen, ſo kann auf gleiche Weiſe verhütet werden, daß nicht allzu viel auf einmal herauskömmt, und die Reuter durch die Menge irre gemacht werden. So könnte auch wohl das Abjagen zwei Tage nach einander dauern.

Nicht allein zu gedenken, daß auch noch mehrere Veränderungen bei den Abjagungsläuften gemacht werden können, ſo ſollen auch die angezeigten nicht zu einer ſtrengen Richtſchnur dienen. Denn bekanntlich ſind nicht alle Gelegenheiten nach ihrer Länge und Breite ſich gleich, ſo daß man ſie nicht genau nach den angegebenen Schritten machen kann, indeſſen kann man ſie doch nach der angeführten Beſchreibung ihrer Figur einrichten, und derſelben gleich machen.

Lauftſchneider, Fr. Faiſeur des circles de crible. Sind diejenigen Arbeiter, welche die Läufte zu den Sieben ausſchneiden, und ſolche Schock oder Bundweiſe an die Siebmacher verkaufen.

Lauftuch, Rolltuch, Fr. Pan à anneaux. Iſt ein zu vielen Jagen gebräuchliches, zu Saujagen beſonders faſt unentbehrliches Tuch, welches quer vor das Jagen, nach dem Laufte zu geſtellt wird. Anfangs iſt es, wie ein Vorhang, auf und zuſammengezogen; wenn dann vom Wildpret aus dem Jagen auf den Lauft getrieben wird, ſo wird das Tuch, ſo bald etwas heraus iſt, hinterher wieder zugezogen. Man macht es mit den hohen Tüchern von gleicher Länge, nämlich 150 Schritte lang, und der Gleichheit halber, mit den hohen Tüchern auch von gleicher Höhe.

Ein ſolches Rolltuch wird in 5 Theile getheilet, kömmt alſo zu jedem Theil 30 Schritte Länge, ſo daß es von beiden Seiten recht gut auf- und zugezogen werden kann. Die Koſten hierzu betragen etwas unbedeutendes mehr, als ein hohes Rinkentuch, indem an beiden Enden oder Wechſeln jeden Theils, Knebel und Knopflöcher ſeyn müſſen; auch gehören hierzu 12 Stellſtangen. Am beſten werden dergleichen Tücher von guter und derber neuer Leinwand gemacht, weil ſie, von alten hohen Tüchern gefertiget, durch das öftere Auf- und Zuziehen ſehr bald zerreißen.

Lauſchengarn, Lückenetz, Fr. Filet aux lièvres et renards. Werden die in Abſicht ihres Gebrauchs mittelmäßig großen, von zartem aber doch feſtem Bindfaden geſtrickten Haſengarne genannt, welche Abends und Morgens vor die Hölzer, wo Haſen und Füchſe wechſeln, Bogenweiſe auf kleine Forkeln geſtellet, aber von den Jägern nicht viel beſſer als Lauergruben geachtet werden, indem einer das Garn in einen Sack faſſen, und ſeine Jagd ganz ſtillſchweigend dem Nachbar zum Schaden damit exerciren kann.

Laut, Fr. Chien chaſſe de gueule. Sagt man von Hunden, wenn ſie jagen und ausgeben, oder aber ein Thier ſtellen, und ſolches verbellen. — Auch ſagt man, der Schnee iſt laut, wenn er eine gefrorne Kruſte hat.

Laut von Halſe und Horn. Iſt ein gebräuchlicher Ausdruck vom Jäger, wenn einer eine ſtarke Ausſprache hat, das Waldgeſchrei zu thun, und dabei das Horn gut blaſen kann.

Lebendig Holz, Fr. Bois vif. Iſt ſo viel als Laubholz, und wird um deswillen lebendig genannt, weil es, ſo oft man es abhauet, wieder lebendig wird, nämlich von neuem wieder ausſchlägt, welches bei den Nadelhölzern nicht geſchiehet.

Lebendige Wehre. Heißt, wenn bei einem Jagen mit Zeuge, da derſelbe im Stellen nicht völlig zureicht, in die Oeffnung Jagdleute angeleget werden, welche Achtung geben müſſen, daß daſelbſt nichts herauskömmt.

Lecklein, Lecken, Fr. Marque du bout des pinces. Der Hirſch ſchiebt bei hartem Boden mit dem Ballen kleine, ohngefähr eines Kreuzers große, Scheiben ab; bleibt er aber etwas mit dem hintern Lauft zurücke, und ſchiebt die Erde nicht ſo ganz weg, ſo zwingt er doch vorne weg, daß

es wie ein kleines Loch wird, welches nach Jägerſprache Leck:n oder das Lecklein genannt wird.

Leede, ſ. Lade.

Legdenholz, hat den Namen von Legen, und iſt eine Grundlage oder Schwelle von Bindwerks- oder hölzernen Häuſern. Dergleichen Benennung iſt bei dem Holzhandel auf der Weſer gebräuchlich.

Legen, ſ. Eiſen legen.

Legforche, ſ. Krummholzkiefer.

Leibhatze, Fr. Meute d' élite ou choiſie. Hierunter wird diejenige Hatze Hunde verſtanden, welche der Herr bei einem Streifjagen, außer den übrigen Hatzen, bei ſich herführen, und nicht eher ſchießen läßt, bis die Finder eine Sau gefunden und geſtellet haben, und er ſelbſt an den Ort kommen kann.

Leibholz, Fr. Bois de tronc. Heißt in Schleſien alles dasjenige Scheit- und Klafterholz, welches aus einem ſpaltigen Stamm gehauen wird, und hat ſeinen Namen davon, daß man dort den Stamm eines Baums ſeinen Leib nennt.

Leibhund, Fr. Chien favori ou mignon; heißen auch Blendlinge. Sind eine Art leichte und wohlgeſtaltete Hatzhunde, welche ein ſcharfes Gebiß haben, und im Lichten, auf Sauen, Rehe und Füchſe ſehr nützlich zum hetzen ſind, auch deshalb von großen Herren zu ihren Leibhunden gewählet werden, und auf den Jagden zum Vergnügen beſonders mit ſich führen laſſen.

Leibjäger, Leibſchütze, Fr. Porte-arquebuſe du Prince, Veneur de corps. Iſt ein Jäger vom Hofe, der den Rang über den Büchſenſpanner hat, und ſowohl zur Bedienung des Fürſten, als auch und beſonders auf den Jagen ſtets um und neben demſelben ſeyn muß.

Leibſchirm, ſ. Jagdſchirm.

Leimbänke, Fr. Tablettes à gluaux. Sind ordentliche bretterne Bänke, welche mit Löchern verſehen werden, um in ſelbige die Leimruthe zu ſtecken, und ſolche darauf forttragen zu können.

Leimheerd. Heißt die in vielen Gegenden Deutſchlands gewöhnliche Art Vogelfangs, welche beſonders da, wo bloß Feldhölzer ſind, angewendet wird. Auf einem Holzſchlag nämlich, durch welchen die Meiſen häufig ziehen und wo einzelne Bäume z. B. Birken ſtehen geblieben ſind, be-

feſtigt man an beweglichen Kloben glatte Stangen, die neben dieſen Bäumen an der Erde in einer Gabel liegen, ſich in den Kloben hin und her bewegen, und ſo lang ſind, daß ſie aufgerichtet über die abgeſtutzte Spitze der grünen Bäume in die Höhe reichen. Ehe man ſie aufſtellt, bindet man an ihre Spitzen eine geſchälte Krone von einem Nadelholzbaume und beſtreicht dieſe mit einem guten Vogelleime. Dieſer Fang dauert vom September bis mitten im Winter. Wenn die Meiſen ziehen, ſo lockt man ſie mit einer Pfeife herbei, und wirſt, wenn ſie etwa vorbei ſtreichen möchten, einen Flederwiſch, der an einen Stein befeſtiget iſt, in die Höhe. Dieſen ſehen ſie für einen Raubvogel an, und fallen ſogleich zur Erde nieder. Nach und nach kriechen ſie an dem grünen Baum wieder in die Höhe und kommen ſo auch auf die oberſten Leimruthen. Sobald eine hängt, ſo ſchreit ſie, und die andern eilen alle herbei und fangen ſich. — Dieſer ſehr luſtige Fang kann auf alle Zugvögel angewandt werden, wenn man ſie durch Lockvögel beizulocken weiß.

Leimruthe, Fr. Gluau, Verge engluée. Sind Ruthen von weichem Holze von verſchiedener Länge und Stärke, welche mit Leim überzogen werden, damit diejenigen Vögel, welche ſich darauf ſetzen, darauf kleben bleiben.

Leimſtange, Fr. Perche à gluaux. Iſt eine gewöhnliche Stange, welche den Namen davon erhält, daß mit Leim darauf geſtellet wird, indem an ihrem obern Theile oder der Spitze ein Quirl von ſtarken Aeſten angebunden iſt; in dieſe Aeſte werden Löcher gebohret und in dieſelben die Leimruthen hineingeſtecket, hierauf wird die Stange auf- und in die Höhe gerichtet.

Leimbaum, ſ. unter Ahorn.

Leinebock, Ruhebock, Fr. Support. Heißt ein Gerüſte, worauf die Vogelſteller die Stangen mit den Leimruthen legen, wenn ſie die anklebenden und gefangenen Vögel herunter nehmen, und dienen darzu, daß die Leimruthen im Niederlegen nicht die Erde berühren und unrein werden, oder gar zerbrechen.

Leinen, Fr. Cordes; heiſſen auch Archen. Hierunter werden alle und jede Seile und Stricke verſtanden, welche bei der Jagd zu den Tüchern, Tuchlappen und Garnen gebraucht werden.

Leinen anbinden, ſ. Anbinden.

Leiniſch, Fr. Chien triſte. Wird ein Hund genannt, wenn er beſtändig verdroſſen, und niemals gern oder mit Freuden zu ſeinem Herrn gehet, auch wohl gar nach den Schlägen einen gefährlichen Blick machet, und demſelben die Zähne zeiget.

Leite, ſ. Läde.

Leiterſtange. Iſt ein Stamm Tannen- Fichten- oder Kiefernholz von unbeſtimmter Länge, deſſen Durchmeſſer am Stammende 4 bis 6 Zoll hält.

Leithund, Fr. le Limier, Chien au grand collier, Chien muet, Chien de quête, Chien requerant. Iſt einer der unentbehrlichſten und nützlichſten Hunde bei der Jägerei, daher auch ein Weidmann, welcher dieſe Art von Hunden gut und vollkommen abzurichten weiß, hirſchgerecht genannt wird. Er hat ſeinen Namen davon erhalten, daß er während ſeiner Arbeit an einem langen Riemen, dem ſogenannten Hängeſeile, geleitet wird. Diejenigen Leithunde, welche nur zur großen Jagd gebraucht werden, bleiben beſtändig in einem trockenen Hundeſtalle angelegt und bekommen täglich dreimal Futter (hievon, ſo wie auch von ihrer Erziehung und Wartung, ſehe man unter Jagdhund), überdieß aber noch Milch und zuweilen friſches Wildpret und guten Hirſchſchweiß; den jungen Leithund hingegen läßt man fleißig aufgebrochene Thiere beriechen und berupfen. Ihre Art iſt nicht zu bellen oder laut zu werden, oder einzuſchlagen, wodurch ſie das Wild verſcheuchen würden, ſondern man gewöhnt ſie von Jugend an ſtumm (muet) zu ſeyn.

Der Leithund muß eine ſtarke Bruſt, einen unterſetzten Körper und nicht zu hohe Füße haben, aber allemal von mittlerer Größe ſeyn. Der Kopf darf kurz, die Schnauze aber nicht gar zu ſpitzig ſeyn, weil er eine dicke und breite Naſe haben muß, in welcher das Häutchen, welches zum Riechen oder Wittern beſtimmt iſt, mehr Raum einnimmt, und wodurch er die Fährte des Wildes deutlicher wittern kann; denn ſeine eigentliche Beſtimmung iſt den Stand des Wildes auszuſpüren, damit der Jäger des Wildes Zeichen, Wechſel und Wandel inne werde. Der Hinterkopf iſt mehrentheils

eingefurcht oder hat einen deutlichen Kamm oder Erhöhung. Die Ohren oder Behänge ſind dick und gut behangen, hängen nämlich breit herunter. An den fleiſchigen Beinen liegen die mit Klauen verſehenen Afterzehen hoch. Der Schwanz iſt von der Wurzel an dick und läuft ſpitzig zu, ſteht in die Höhe gerichtet und beugt ſich etwas vorwärts.

Das Arbeiten oder Abrichten der Leithunde, welche im zweiten Jahre führig, zur Arbeit nämlich tüchtig ſind, geſchieht von der Mitte des Junius an bis Ende des Julius, und man nennt dieſe Zeit die Behängezeit. Um ſie zu ihrer künftigen Arbeit vorzubereiten, muß man die noch nicht führigen Hunde von Jugend an gewöhnen, auf Feldern und Wieſen immer vor dem Jäger her zu laufen, und das Anfallen der Haſen- Fuchs und anderen Fährten ſorgfältig verhüten. Damit die Leithunde deſto fleißiger mit der Naſe ſuchen und keine Fährten übergehen ſollen, blenden ihnen einige Jäger auf eine grauſame Art die Augen mit Bofiſt, oder mit dem braunen Staubpilze, und andere ſuchen ihnen die Witterung dadurch zu verſtärken, indem ſie den Hunden die Naſe mit altem Käſe reiben, welchen dieſelben ablecken müſſen.

Um den Hund zu arbeiten, zieht der Jäger an einem Tage, wo es weder regnet oder zu windig iſt, des Morgens vor Sonnenaufgang mit dem Hunde aus, wenn der Hirſch einige Stunden von Wieſen oder Feldern zu Holze gezogen iſt, oder ſeinen Wiedergang gehalten hat. Sobald der Jäger an die Holzränder kömmt, löſet er den zuſammengewickelten Riemen, oder die Docke, von einander, und hält den Hund mit dem an ſeiner Halſung befeſtigten Hängeſeile in der rechten Hand, in der linken Hand hat er aber einen Bruch, läßt das Hängeſeil ſchleppen, und zieht ſo mit dem Hunde weiter. Bei dem Arbeiten des Hundes muß man aber anfänglich mit demſelben auf dürre Läden und trockene harte Plätze ziehen, wo er die Fährte nicht im Thaue ſehen kann. Denn wird ein Leithund zuerſt und zwar öfters auf friſchen Fährten, die er zugleich ſehen kann, gearbeitet, und man kömmt alsdann mit ihm auf Läden, Sandboden oder trockene Felder, wo die Witterung ſehr fein und wenig oder gar nicht zu ſehen iſt, ſo fällt er dieſelbe entweder gar

nicht, oder doch wenigſtens kaltſinnig an, iſt ihm mithin nicht gerecht, und er kann nicht weiter fort.

Wenn man einen Leithund ſo weit gearbeitet, daß er richtig ſucht, anfällt und nichts übergeht, ſo ſpricht man ihm mit ſanfter Stimme noch nach Gewohnheit der Jäger zu: He! He! Hin! und wiederholt dieſen Zuſpruch bei faulen Hunden alle 20 und 30 Schritte, um ihn dadurch aufzumuntern, hingegen bei hitzigen jungen Hunden darf man nur ſelten zuſprechen; denn ſonſt werden ſie gern laut, welches man ihnen nicht leicht wieder abgewöhnen kann. Sobald nun dem Hunde eine Fährte gerecht iſt, ſo ſteht der Jäger augenblicklich ſtill, und läßt das Hängeſeil dem Hunde willig nach, um zu ſehen, ob er fortziehen oder was er ſonſt thun will. Hierauf greift man das Hängeſeil mit beiden Händen bis zu dem Hunde hin, an, bückt ſich zu ihm um nachzuſehen, ob derſelbe die Fährte richtig zeichnet, und fragt ihn nach der Jägerſprache: Was da, mein Mann; was ſchleichet daher? Hierauf läßt man den Hund, wenn er ferner an der Fährte beharret, zur rechten Hand am Hängeſeile hinaus fahren, und verfolgt dieſelbe Fährte. Dieſe Arbeit muß man ſo lange und ſo oft wiederholen, bis der Hund allemal richtig die Fährte angefallen und feſtgehalten hat. Steht nun derſelbe zuletzt auf der Fährte, ſo hilft man ihm mit der linken Hand unter dem Halſe ein wenig empor, damit er geſtreckt ſteht, ſchmeichelt demſelben mit dem eichenen Bruche um den Kopf und beſonders um die Augen, legt den Bruch auf die Fährte, trägt den Leithund von der Fährte ab an einen reinen ſchattigen Ort, wo keine Fährte iſt und läßt ihn daſelbſt ausruhen. Ueberhaupt muß der Jäger den Leithund nicht länger als bis gegen 9 und 10 Uhr Vormittags arbeiten, weil alsdann die Fährten ausgetrocknet ſind, und der Hund durch die Hitze zu ſtark abgemattet wird.

Während des Arbeitens muß auch vorzüglich darauf geſehen werden, daß man mit dem Leithunde auf keine gebrannten Stätten, Heideplätze, Kohlenbrennereien, Pechhütten, Aas- oder Luderplätze, zu blumenreichen Orten ꝛc. komme, weil alle dergleichen Ausdünſtungen und Gerüche ſeine Witterung verderben. Aus gleicher Urſache darf man ſchon

während dem Ausziehen den Hund nicht vor den Häuſern an die Knochen- oder Kothhaufen anſchnuppern laſſen, oder ihm erlauben, in die Fahrgleiſe und Waſſerpfützen einzufallen. Eben ſo wenig muß der Hund dem Winde entgegen ſuchen, weil er dadurch leicht die Fährte übergehen lernt, und bloß mit der in die Höhe gerichteten Naſe in der Luft ſuchet. Dieſen Nachtheil muß man auch befürchten, wenn man den Hund mit zu langem Hängeſeile an Sträuchern, Getraide, Schilf oder langem Graſe führt. Wenn daher der Hund nicht in der Luft ſchwärmen ſoll, ſo muß man ihn durchaus kurz halten, und ſo bald er Wild ſieht, mit dem eichenen Bruche ablieben oder verblenden, bei deſſen Hartnäckigkeit aber mit dem Hängeſeile ſchnellen. Wird die Arbeit auf dieſe Art vorgenommen, ſo kann man verſichert ſeyn, daß er durch öftere Uebung der beſte Hund werden wird.

Da aus Erfahrung bekannt iſt, daß träge Hunde von guter Art am beſten dadurch hitzig und begierig gemacht werden, wenn man ſie einigemal hinter dem Hirſche jagen läßt, oder welches weit vorzüglicher, ihnen durch den Genuß des warmen friſchen Schweißes zu Hülfe kömmt, ſo muß man dieſe Mittel der Peitſche vorziehen, welche gemeiniglich die ohnehin ſehr furchtſamen Leithunde vollends abſchreckt. Hat man einen Hirſch gefället oder aufgebrochen, ſo muß man ihn in ein Geſträuch abſondern, vornemlich aber auſſer den Wald legen, ſein kurzes Wildpret ſpalten, oder etwas Wildpret am Halſe ausſchneiden, mit Schweiß beſtreichen und zwiſchen die vordern Schaalen des Hirſches gut einzwängen. Mit dieſer eingetauchten Klaue macht man bis auf ohngefähr 100 Schritte eine Spur zum Hirſche, nimmt den trägen Leithund, führet ihn auſſer den Wind, mit dem Zuſpruche: Ablieben und Recht geben, bis zu dieſem Biſſen; und läßt ihn aus der Schaale heraus freſſen (ſ. Genieſſen.). Hierauf liebkoſet man ihn mit einem Bruche unter freundlichen Worten, und wiederholt dieſe ſo lange, bis man eine Beſſerung des Hundes bemerkt. Man kann auch, wenn das Revier weitläuftig und gut beſtanden iſt, zur Verbeſſerung eines ſolchen Hundes ein Thier mit Vorſatz erſt nur weidewund anſchieſſen, damit es ſchweißt, noch eine Strecke flüchtig iſt, und ſich oft aus Schmerz nieder-

bückt, ehe es vollends ſtürzt, worauf man ihm entweder einen Fang giebt, oder daſſelbe niederſchießt, welche Arbeit des Hundes nach Beſchaffenheit der Umſtände 2, 3 oder 4 Stunden dauern kann. Hierbei iſt es endlich auch noch ſehr nützlich, wenn man das Baſt oder den Dickmaas vom Gehörne, oder die weichen Kolben eines Hirſches oder die Ballen, wenn ſie noch warm ſind, abſchneidet und in die Fährte legt, daß ſie der Hund beim Suchen findet; denn dadurch wird ihm die Fährte ebenfalls gerecht werden. So bald nun der Hund das verbrochene Thier gefunden hat, muß man ihn wieder liebkoſen und bei Seite abtragen; das Thier hingegen wie gewöhnlich in Gegenwart des Hundes ausbrechen, ihn den Schweiß genießen laſſen, auch etwas Gelünge geben, ihn nochmals liebkoſen und dann wegnehmen. Wenn der Beſuch oder der Ort, wo das Wild aufgeſpürt wird, weit vom Hundezwinger abgelegen iſt, ſo pflegt man die Leithunde gemeiniglich auf Wagen dahin zu fahren, damit ſie nicht vorher ermüden, und durch die mancherlei Wildfährten irre gemacht werden.

Wenn nun auf die beſchriebene Art der Hirſch mit dem Hunde vorgeſucht, zu Holze gerichtet und verbrochen iſt, und man auch die Fährte gewiß zum Eingange in das Dikkigt hat, ſo zieht man mit dem Hunde auf harten Wegen und Plätzen umher, wo man glaubt, daß der Hirſch geblieben ſey. Geht nun die Fährte wieder über den Weg und weiter fort, ſo greift er ihm wieder vor, und ſieht ſie der Hund alsdann weiter nicht, ſo iſt der Hirſch hier geblieben und hat ſeinen Stand in dem Dickige. Bisweilen tritt der Fall ein, daß die Fährte vier, fünf, ſechs und mehreremale über den Weg geht, und auch wieder zurück wechſelt; findet der Jäger dieſes, ſo muß er ſich dadurch nicht irre machen laſſen, ſondern vielmehr in ſolchen Fällen die Gänge zählen. Sind dieſelben gerade, z. B. 4 oder 6, ſo bleibt der Hirſch rückwärts, wo er hergekommen iſt, im Dickig ſtehen; ſind die Gänge hingegen ungerade, z. B. 3, 5, 7 — ſo ſteckt der Hirſch weiter drüben, wo er ſeinen Wiedergang hin gehalten hat, und in dieſem Falle muß Jäger und Hund noch weiter vorgreifen. Wollte jedoch der Hirſch oder ein anderes Wild den Jäger mit vielen Wiedergängen irre machen, ſo muß er daſſelbe ſo weitläuftig beziehen, daß er alle Ein-

und Ausgänge einſchließt, und keine Fährte mehr aus dem Stande des Wildes findet.

Wenn nun endlich alle Aus- und Eingänge eingeſchloſſen ſind, ſo iſt der jagdbare Hirſch beſtätigt, und der Jäger ſteckt zum Zeichen der glücklich vollendeten Arbeit einen Bruch auf ſeinen Huth, und zieht mit ſeinem Hunde nach Hauſe. Hierauf kann eine Beſtätigungsjagd gehalten werden, da ſich ein oder mehrere Hirſche in dem umgangenen Bezirke befinden.

Lendenbraten, ſ. Mehrbraten.

Lerche, lat. Alauda, Fr. l'Alouette. Macht eine Gattung von der ſechſten Ordnung der Singvögel aus. Die Kennzeichen dieſer Gattung ſind folgende: Der Schnabel iſt ſchwach, gerade, walzenförmig, ſpitzig auslaufend, und die Kinnladen ſind gleich lang und klaffen nach unten an der Wurzel. Die Naſenlöcher ſind mit Federn oder Borſten beſetzt. Die Zunge iſt geſpalten. Die Zehen ſind bis an ihren Urſprung getrennt, und die hintere Kralle (der Sporn) iſt länger als die Zehe ſelbſt, entweder gerade, oder doch nur wenig gebogen. Sie nähren ſich von Inſekten, Kräutern und Pflanzenſaamen. So lange die Zeit ihrer Fortpflanzung dauert, ſteigen ſie faſt alle ſingend empor, und ſchweben eine kürzere oder längere Zeit in der Luft. Sie ziehen mehrentheils weg, ſehen einander ſehr ähnlich, beſonders die inländiſchen, und unterſcheiden ſich vorzüglich durch ihren Aufenthalt auf Aeckern, Wieſen und in Feldern.

In Deutſchland zählt man ſieben Arten: die Feldlerche, die Baumlerche, die Brachlerche, die Haubenlerche, die Berglerche, die Pieplerche und die Sumpflerche. Von der Art, wie man ſie am gewöhnlichſten zu fangen ſucht, ſehe man unter Lerchenfang.

Lerchenbaum, lat. Pinus larix, Linn. Fr. la Méleſe d'Europe, Engl. the common Larch-Tree. Iſt eine Gattung von dem Geſchlecht der hohen Nadelhölzer, deren Nadeln aber zum Winter abſterben, und gehört unter die harten Bauhölzer. Dieſer Baum wird übrigens als die Krone unſerer Nadelhölzer angeſehen, und er iſt auch gewiß der anſehnlichſte und der ſchönſte, auch zugleich der nützlichſte Baum unter den deutſchen hohen Nadelhölzern.

Die Wurzel des Lerchenbaums breitet ſich auf der Oberfläche weit aus und geht tiefer in die Erde als die Fichte und Kiefer, daher wird der Lerchenbaum nicht ſo leicht vom Winde umgeworfen. Die Rinde iſt ſtark, dick, riſſig und rauh, röthlich, zuletzt mehr braun, an jungen Trieben iſt ſie gelblich und geſtreift, an Geſchmacke iſt ſie herbe, grob und zuſammenziehend, wie die Fruchtzapfen und Nadeln ſelbſt. Das Holz iſt ſehr ſchön, ſchwer und braunroth, oder auch rothgelblich, auch zum Theil weiß oder weißlich, und zwar in verſchiedenen Ländern nach dem Grunde, der Lage und dem Alter; das reife und recht geſunde Holz iſt unter allem Nadelholze das härteſte und dabei viel ſchwerer als Tannen- Fichten- und Kiefernholz, hat auch die vorzügliche Eigenſchaft, daß es ſich weder verwirft noch riſſig wird. Der Stamm ſelbſt erreicht ſchon in ſeinem vierzigſten Jahre eine Höhe von 40 Fuß, und wächſt noch in der Folge zu einer Höhe von 50, 60 auch 80 Fuß. Die Aeſte ſind kürzer, als die der Tannen, dabei ſehr dünne, ſchlank, ſchwach, und über und über mit kleinen Haarfaſern bedeckten Knoten beſetzt, woraus im April die Nadeln büſchelweiſe hervorkommen; ſie fallen im Herbſte ab. Die Farbe der Nadeln iſt nach dem Grunde, der Lage und dem Alter entweder recht dunkel oder etwas hellgrün; ſie ſind aber nicht völlig 1 Zoll lang, ſehr dünne, weich, ſpitzig und ungezahnt.

Im April, ehe andere Nadelhölzer bei uns noch blühen, kommen ſchon die unterwärts geneigten männlichen Blüthen, vor dem Ausbruche der Blätter (Nadeln) hervor; ſie haben die Geſtalt eines Zäpfchens, das die Größe einer Erbſe hat und aus ſehr vielen feinen, weißlichen Schuppen beſteht, deren jede zwei gelbliche Staubhülſen führt. Die an den Seiten der Zweige, gerade in die Höhe auf feſten Stielchen ſtehenden weiblichen Blüthen ſind ebenfalls kleine, längliche und ſchuppige Zäpfchen von rother, violetter, oder grünlicher Farbe. Nach dem Verblühen nehmen die Zapfen zu, daß ſie die Länge eines Zolls und drüber und eine hellbraune Farbe erhalten. Sie ſtehen immer gerade in die Höhe, und werden im Oktober reif. Jede Schuppe des Zapfens bedeckt, wie bei der Kiefer, zwei kleine eirunde, kurz und breit geflügelte rauhe Saamen, welche ſich auf 40 bis 50 der Anzahl nach belaufen.

Der befruchtete Saame bleibt in dem Zapfen bis zum nächſten Frühling, oder auch wohl ein Jahr ſitzen, da ſich denn die Schuppen öfnen, und die Saamenkörner abfliegen. Zur Saat werden aber die Zäpfchen ſchon vom November an bis im März gebrochen; hiebei muß man die alten, oder den ſogenannten tauben Saamen von dem guten und vollen wohl zu unterſcheiden wiſſen; erſtere haben eine matte und graue Farbe. Den ſogenannten tauben Saamen findet man am häufigſten an jungen Bäumen, weil an ſolchen immer das eine oder andere Geſchlecht fehlt.

Der Lerchenſaamen iſt unter den Nadelholzſaamen der kleinſten, aber auch am mühſamſten auszubringen, weil zur Erleichterung dieſer Verrichtung die Wärme nichts beitragen kann, ſondern im Gegentheil die Schuppen nur noch mehr zuſammenziehet; ja man hat noch gar kein Mittel erdacht, den Saamen ohne ihn zu beſchädigen, durch Hitze oder Wärme, ſo wie bei Kiefern oder Fichten von den Aepfeln zu ſcheiden. Das ſicherſte und beſte Mittel iſt daher immer noch das Zerſchneiden der Zapfen, wovon unter Ausklempeln, bereits geſagt worden iſt. Da dieſes Ausmachen aber ſehr mühſam iſt, ſo hat es zur natürlichen Folge, daß der Saame nie ſo wohlfeil als anderer ſeyn kann, und daß man beim Einkauf deſſelben nie Vorſicht genug anzuwenden hat, weil er gewöhnlich, um geſchwinder davon abzukommen, mit ausgekochten oder ſtark ausgebrüheten Saamen vermengt zu ſeyn pflegt. Der letztere zeichnet ſich indeß bei einer genauen Beſichtigung durch ſeine größere Geſtalt und weißlichere Farbe aus.

Der Lerchenbaum liebt am vorzüglichſten einen lockern vermiſchten Sandboden, der in einer gemäßigten, lieber zu kalten als warmen Lage, ſich befindet, und dieſer iſt auch dem Lerchenholz am zuträglichſten. Da bekanntlich alles Nadelholz einen größern Grad Kälte als Hitze vertragen kann, ſo muß man noch bei Anlegung der Lerchenwaldungen auch auf eine Nordſeite, Nordoſt- oder Nordweſtſeite, Rückſicht nehmen. Hieraus iſt es klar, daß ein hitziger Flugſand, ein kieſigter Boden oder eine kalchartige Erde dem Lerchenholze durchaus nicht zuträglich iſt, und nie einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichen kann.

Der Saame wird im Frühjahr, ſo bald keine ſtrenge Kälte mehr zu befürchten iſt, und nachdem er eingeweicht und abgelüftet worden, wo möglich bei naſſem Wetter, auf den feuchten Boden in Rinnen oder Riefen geſäet, und nur mit etwas Sand beſtiebet, weil es auſſerdem zu koſtbar ſeyn würde, dieſen Saamen ſo aus der Hand zu werfen, wie es mit den übrigen weit wohlfeilern Nadelholzſaamen geſchehen kann. Befürchtet man, daß die Lage des Bodens, auf welcher der Saame geſäet iſt, ein wenig zu ſehr der Sonne ausgeſetzt ſey, ſo wird eine dünne Bedeckung mit Ginſter oder leichtem Reißig zu ſeiner Erhaltung dienen. Iſt die Ausſaat auf obigen Boden und bei feuchter Witterung vorgenommen worden, ſo werden die jungen Pflänzchen ſchon in einer Zeit von 6 Wochen zum Vorſchein kommen. Da dem Auskeimen anhaltende Dürrung am nachtheiligſten iſt, ſo warte man mit dem Säen lieber feuchtes Wetter ab, ſollte ſich ſolches auch bis Anfangs Mai verzögern.

Der Boden muß überdieß nicht zu tief, ſondern nur ganz flach obenhin, je feiner, je beſſer, etwas locker, unterwärts aber feſt ſeyn, damit das Erdreich in kühlen, feuchten Nächten nicht ſo leicht aufquellen, und bei Sonnenſchein ſich nicht wiederum ſenken könne. An das Ausſäen der Zapfen iſt nicht zu denken. Der Saame mit Flügeln leidet keine Bedeckung über ſich. Damit er indeſſen feſt zu liegen komme, und deſto leichter ſich einſauge, ſo iſt es gut, wenn er nach der Ausſaat mit einer Gießkanne beſprengt werden kann. Was ſonſt von unbeflügeltem Saamen zu halten iſt, davon gilt auch hier das, was unter Fichte geſagt worden iſt.

Die jungen Pflanzen haben gleich im erſten Jahre ein ziemlich ſchnelles Wachsthum, und erreichen öfters ſchon die Länge eines halben Fußes; ſie ſind dabei ſehr dauerhaft gegen die Kälte des Winters, und leiden nichts vom Froſte. Zum Verpflanzen werden die jungen Stämme im März bei gelinder Witterung und feuchten Boden behutſam durch Spaten ſo ausgeſtochen, daß wo möglich das Erdreich an den Wurzeln ſitzen bleibe. Sie werden hierauf ſo geſchwind als möglich in die dazu auserſehenen Gegenden, wo möglich mit ihrer Erde, 3 bis 4 Fuß weit aus einander wieder eingeſetzt. Die Pflanzung wird noch um ſo ſicherer anſchlagen,

wenn die Plätze dergeſtalt in Schonung gelegt werden können, daß binnen 8 bis 10 Jahren weder Wildpret noch Vieh hineinkommen kann, ſonſt ſind ſie beſonders dem Fegen der Hirſche und Rehböcke ſehr ausgeſetzt.

Der Lerchenbaum gelangt ſchon im 80ſten Jahre zu ſeiner Vollkommenheit, und dauert darin fort bis gegen 200 Jahre. Er wird zu Anfang des Winters gefällt und dient vorzüglich zu Maſten und überhaupt zum Schiffbau, ferner zu Brettklötzen, Zimmerholz, Salinen- Gruben- und Waſſerbau; auch iſt es, wenn es nicht zu harzig iſt, ſehr gut zu Schreinerarbeit, eben ſo wird es auch zu dauerhaften Schindeln genutzt. In Sibirien und der Schweitz macht man Bier- und Weinfäſſer daraus. Im Waſſer wird es hart, feſt, wie das Erlen- und Eichenholz, und bald zum Steine. Das Brennholz giebt eine ſtarke Hitze, brennt langſam und wird mit Nutzen beim Brauen und in Töpferöfen gebraucht. Die Kohlen davon ſind hart und dauerhaft, weit ſchwerer als die von den übrigen Nadelhölzern; ſie geben ein ſtärkeres Feuer als dieſe, und zugleich eine anhaltende Hitze, und ſind deswegen bei den Eiſenwerken im Gebrauche.

Durch das Anbohren des Stammes erhält man ein ſchönes, helles, flüßiges Harz, welches unter dem Namen des ächten venetianiſchen Terpentins bekannt iſt. Das Anbohren kann vom Frühlinge an bis in den September geſchehen, da man alsdenn die Löcher zumacht. Das Harz, das von ſelbſt ausſchwitzt, wird Bijas genannt. Die Lerchenbäume auf den Alpen bringen im Junius, wenn ſie im ſtärkſten Safte ſtehen, kleine weiße klebrige, ekelſüße Körner, welche unter dem Namen Manna von Briançon bekannt ſind. Auſſer dieſen harzigen Säften, welche ſich vorzüglich in den äußern Holzrinden befinden, enthält das innere alte Holz ein Gummi, welches dem arabiſchen ähnlich iſt, und in Rußland orenburgiſches Gummi heißt. Uebrigens wird die Rinde, wie die von Eichen, zum Ledergerben gebraucht, und der Lerchenſchwamm iſt officinell.

Lerchenfalke, ſ. Baumfalke.

Lerchenfang, Fr. Chaſſe aux alouettes. Dieſer geſchieht auf verſchiedene Art. Die vorzüglichſte Art ſie zu fangen iſt das ſogenannte Lerchenſtreichen, welches entweder

mit Tagnetzen oder Nachtnetzen geſchieht; ſ. unter Lerchenſtreichen.

Ferner fängt man die Lerchen im September, auch wohl ſchon im Auguſt, wenn ſie ſich mauſern, mit dem ſogenannten Feldfalken und dem Tiraß. Den Feldfalken, welches ein wohl abgerichteter Baumfalke iſt, trägt man aufs Feld, wo Stoppeln ſind, oder an ſolche Orte, wo man Lerchen bemerkt hat. Sobald als eine auffliegt, bemerkt man den Ort, wo ſie wieder hin fällt. Man geht auf die Stelle zu, und bewegt während dem Gehen beſtändig die Hand, auf welcher der Baumfalke ſitzt, damit er mit den Flügeln wedelt. Sobald die Lerche ihren Erbfeind erblickt, liegt ſie todtſtille, ſo daß man ſie, wenn es zwei Perſonen ſind, tiraſſiren, oder wenn es nur eine iſt, entweder mit der freien Hand greifen oder mit einem Gärnchen, das einem Fiſchhamen ähnlich ſieht (ſiehe Lerchenhaube) bedecken kann.

Eine ſehr wohlfeile Art, die Lerchen vom Anfange des Auguſts an, bis zu Anfange des Oktobers zu fangen, und die beſonders bei windigem Wetter, wo vielleicht jeder andere Verſuch fruchtlos abläuft, ſehr gute Dienſte leiſtet, iſt dieſe: Wo viel Lerchen in den Stoppeln liegen — wohin man ſie auch treibt — oder wo noch Hafer auf dem Felde ſteht, richtet man Steckgarne auf. Dieſer muß man wenigſtens 24 Stück von 15 Schritten Länge haben, auch müſſen ſie im Spiegel nur 3 Maſchen hoch, und wie Wachtelnetze geſtrickt ſeyn. Dieſe Garne ſteckt man gegen den Wind, doch ſo, daß ſie von unterſchiedenen Orten Winkel und Ecken machen. Wenn es nun gegen 2 Uhr Nachmittags kömmt, als um welche Zeit die Lerchen liegen bleiben, fängt man an zu verſtecken; und ſo bald dieſes geſchehen, treibt man mit einer Leine dem Winde entgegen, die Lerchen hinein.

Dabei muß man aber nicht nur einen lebendigen Feldfalken, welcher in der Mitte auf der Fauſt an einem Feſſel von einem getragen wird, welcher ihn auf der Hand ſich mit den Flügeln bewegen läßt, ſondern auch auf jeder Seite einen ausgeſchnitzten, und auf Art eines Falkens angeſtrichenen hölzernen Falken haben, welche ſo zugerichtet ſeyn müſſen, daß ſie an einer Stange mit einem Leinchen können an-

gehenket und beweget werden. Sie werden auf beiden Seiten von zweien getragen und immer geſchwanket. So ſchreitet man langſam fort, bleibt auch zuweilen ein wenig ſtehen, damit man die in den Furchen laufenden Lerchen nicht übereile und auftreibe; denn dieſe, wenn ſie ihren Feind von ferne ſehen, wollen ſich in der Stille fortſchleichen, und gerathen darüber alle zuſammen in die vorgeſteckten Gärnchen, worin auf dieſe Art oft 2 bis 3 Schock gefangen werden. An den Leinen muß man nach Verhältniß Junge anlegen und haben, welche treiben helfen, aber ja mit dem Treiben ſich nicht übereilen, ſondern nur Schritt vor Schritt fortgehen, bis man weit genug heran iſt. Dieſe Garne kann man bis dreimal fortſtecken, folglich eine gute Menge von Lerchen fangen. Man muß aber nicht eine allzu große Fläche vor ſich nehmen, weil dieß zu viel Mühe verurſachen, auch die Lerchen durch allzu weites Treiben leicht aufſtieben und davon gehen würden. — Bei Regenwetter kann man nicht viel damit ausrichten, weil die Lerchen alsdann zu feſte liegen, und wenn man ihnen zu nahe kömmt, ſie leicht aufſtieben; deſto bequemer ſind ſie hingegen bei windigem Wetter.

Eine andere Art Lerchen zu fangen, welche manchen Perſonen ein beſonderes Vergnügen gewähret, geſchiehet mit einem Spiegel; ſ. Lerchenſpiegel.

Auch kann man ſie auf dem Heerde fangen. Die Netze dazu werden ziemlich groß, von feinem Zwirn und weiten Maſchen geſtrickt, und der Heerd wird auf die Stoppeln gemacht. Man hat hiebei Locklerchen, Läuferlerchen und einen Ruhrvogel nöthig. Man ſtellt, wie auf andern Heerden, des Vormittags, und die Hütte wird in die Erde gegraben.

Wenn man im Frühling ein vorzüglich ſchön ſingendes Männchen fangen will, nimmt man eine Lerche, bindet ihr die Flügel zuſammen und oben ein kleines gabelförmiges Leimrüthchen darauf, geht dahin, wo eine ſehr ſingende in der Luft flattert und läßt die Lerche mit der Leimruthe laufen. So bald die Lerche in der Luft dieſe gewahr wird, kömmt ſie aus Eiferſucht blitzſchnell aus der Luft herab, und bleibt am Leime kleben.

Lerchenfink, Lat. Fringilla Lapponica, Linn. Fringilla calcarata, Pallas, Fr. le grand Montain, Buff. Engl. the Lapland

Finch, Lath. auch genannt: der Lappländiſche oder große Bergfink. Er gehört unter die Ordnung der Singvögel, und zwar unter die Gattung der Finken, von deren dritten Familie er eine Art iſt, die ſich durch folgende Kennzeichen unterſcheidet: Die Kralle der Hinterzehe iſt ſo lang und gerad wie ein Lerchenſporn; der Oberleib hat die Lerchenfarbe; über den Augen iſt ein weißer Strich und die beiden äußern Schwanzfedern haben zwei weiße keilförmige Flecken.

Er gleicht nicht nur in der Farbe ſondern auch durch den großen Sporn der Feldlerche ſo ſehr, daß ihn viele beim erſten Anblick für eine Lerche halten. Wegen ſeines Betragens und beſonders der Geſtalt des Schnabels rückt er auch den Ammern etwas näher als die andern Finken. An Größe gleicht er einem Goldammer, iſt 7 und ein Viertel Zoll lang, 9 Zoll breit und 3 Viertel Unzen ſchwer. Der Schwanz iſt 2 Zoll lang und gabelförmig, und die Flügel bedecken zwei Drittel deſſelben.

Der Schnabel iſt 6 Linien lang, an der Wurzel ſtark und läuft ſpitzig zu, oben am Gaumen bemerkt man die Spuren eines Zahns wie bei den Ammern; die Farbe iſt gelb, an der Spitze dunkelbraun; die Naſenlöcher ſind klein, eiförmig, halb offen, der Stern im Auge nußbraun, die Füße dunkelbraun, die Beine 1 Zoll hoch, die Mittelzehe 9 Linien lang, und die hintere mit dem geraden Nagel 11 Linien.

Der Scheitel iſt von dichten Federn aufgeſchwollen und ſchwarz; von der Wurzel des Schnabels geht ein weißer Strich über jedes Auge, die Seiten des Halſes herunter, der Hintertheil des Halſes, die Schultern und der Rücken braun, die Kehle und der Vordertheil der Bruſt ſchwarz, die Seiten derſelben, der Bauch und After weiß, die Flügel dunkelbraun, und zuſammengeſchlagen entſtehen auf ihnen zwei weiße Streifen, der Schwanz dunkelbraun, die zwei äußern Federn mit einem weißen Fleck. — Das Weibchen iſt grau und roſtfarben mit ſchwarzen Flecken.

Dieſer Vogel bewohnt eigentlich den Norden, und kömmt nur im Herbſt, Winter und Frühjahr auf ſeinen Wanderungen nach Deutſchland. Er erſcheint hier, als auf ſeinen Brüteplätzen, ſobald die Hungerblümchen auf den Feldern anfangen zu blühen, und zwar in großer Menge.

Er hat gerade die Stellung der Feldlerche, läuft auch gern und ſo geſchwind wie dieſe auf der Erde hin, ſetzt ſich aber doch auch gern auf die Bäume, und hüpft auf den Aeſten herum. Er gleicht alſo auch durch Vereinigung dieſer beiden Eigenſchaften den Ammern. Seine Lockſtimme iſt ein ſtarker gerader Pfiff; das Männchen ſingt faſt wie ein Hänfling und flattert dabei wie die Lerche in die Höhe; das Weibchen ſingt auch, aber ſelten, und nur ſo knirrend, wie ein Gimpel.

In der Freiheit frißt er allerhand Sämereien, z. B. von verſchiedenen Weiden, aber auch Inſekten. — Er macht im Felde auf ſumpfige Hügel ein Neſt ohne alle Kunſt aus Moos und Gras, und füttert es mit Federn aus. Das Weibchen legt im Junius 5 bis 6 lehmgelbe etwas braungewölkte Eier, und zieht bald mit den Jungen weg; daher ſie bei uns mit den Lerchen gefangen werden können.

Lerchengarn, Fr. Pentière, Filet aux alouettes. Heißen alle diejenigen Netze, welche zum Lerchenfang gebraucht werden, beſonders aber die Tag- und Nachtgarne.

Lerchenhaube, Fr. Filet à couvrir l'alouette. Beſtehet aus einem Biegel von ſtarkem Drath, 18 bis 20 Zoll übers Kreuz, mit einem doppelten Spiegel und einem klaren Inngarn verſehen; dieſer Biegel wird an ein langes ſchwaches Stängelchen gebunden, und die Lerche damit zu bedecken und zu fangen gebraucht. Siehe Lerchenfang.

Lerchenſchnepfe, Lat. Scolopax Pygmea, Linn. Engl. the Pigmy Curlew, Lath. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und iſt von der erſten Familie der Gattung der Schnepfen eine Art, deren Kennzeichen ſind: gekrümmter Schnabel und ſchwarze Füße, roſtfarbener, braun und weiß gefleckter, unten weißer Körper.

Sie gleicht an Größe der Lerche. Kopf, Rücken und Deckfedern der Flügel ſind braun, roſtfarben und weiß gemiſcht, die Flügel und der Schwanz dunkelbraun, letzterer am Rande der äußerſten Federn weiß, und die vordern Schwungfedern weiß eingefaßt, die obern Deckfedern des Schwanzes, der ganze Unterleib und die Seiten ſind weiß. Sie wohnt in Holland und ſoll auch in dem nördlichen Deutſchland angetroffen werden.

Lerchenſpiegel, Fr. Miroir à prendre des alouettes. Iſt eine ovalrunde mit einem großen und vielen kleinen Spiegeln von reinem und hellen Glas verſehene Maſchine, welche auf einer Walze gehet, und im Herbſt bei hellem Wetter und Sonnenſchein, zugleich mit Aufſtellung ordentlicher Schlagwände, auf folgende Art zum Lerchenfang gebraucht wird. Die Schlagwände, welche dazu gehören, werden alſo verfertigt: Man fängt mit einer Maſche an, und ſtrickt ſelbige fort bis auf 380, alle auf einen Bindfaden, und ſtrickt nach dieſem in die Breite 180 Maſchen, welche 1 und ein Viertel Zoll von einem Knoten zum andern breit ſind. Sodann wird die Wand rund herum mit dreidräthigem Zwirn oder feinem Bindfaden vermaſchet. Hierzu müſſen die Oberleinen faſt eines Fingers ſtark, von feinem ausgehecheltem Hanfe und auf 17 Klaftern lang, die Unterleinen aber kaum halb ſo ſtark und 13 und eine halbe Klafter lang ſeyn. Zu den Saumleinen nimmt man nur ſtarken Bindfaden. Ferner gehören dazu lange Rückleinen, damit der Lerchenfänger nicht zu nahe bei den Wänden ſitzen darf.

Wenn heller Sonnenſchein iſt, wo nur dieſer Fang ſtatt haben kann, ſo wird der Spiegel in der Mitte der Wände ſo angebracht, daß man eine Spindel in die Erde ſchlägt, die kaum 2 Zoll herausſteht, den Spiegel darauf ſetzt, und ein eiſernes Häkchen an denſelben anheftet, an welches ein Leinchen angeknüpft iſt, welches der Lerchenfänger zu ſich nimmt. Sieht er alsdann Lerchen geflogen kommen, ſo dreht er den Spiegel mit dem Leinchen beſtändig. Wird die Lerche ſich im Spiegel gewahr, ſo nähert ſie ſich, weil ſie hier mehrere Kameraden vermuthet, und mit ihr oft der ganze Schwarm. Sobald ſie nach dem Spiegel fallen, muß man auch fertig ſeyn die Wände zu rücken. Der Lerchenfänger ſitzt in einer in die Erde gegrabenen Höhle, damit ihn die Vögel nicht ſcheuen.

Lerchenſtreichen, Fr. Chaſſe aux alouettes. Iſt die vorzüglichſte Art Lerchen zu fangen, und geſchieht im Herbſt den ganzen Oktober durch, auch wohl ſchon im September, wenn dieſe Vögel in großen Heerden ſtreichen, entweder mit Taggarnen oder mit Nachtgarnen.

Iſt man beim Fang mit Taggarnen nicht gebunden, auf einem gewiſſen Felde zu ſtellen, ſo ſuchet man zuvor das Feld ab, ob Vögel darauf liegen, und wählet dann das Feld, wo man die mehreſten findet. Hat man dieſes, ſo ſucht man ſich einen guten Platz, worauf das Zeug zu ſtehen kömmt. Hiebei muß man vorzüglich darauf ſehen, daß das Zeug nicht auf eine Ebene, oder, was noch ſchlimmer iſt, auf einen Berg zu ſtehen kommt; denn geſchieht letzteres, ſo wird der Vogel die Netze gewahr und geht hinüber. Stellet man das Zeug auf eine Ebene, ſo ſtehen die Wände zu frei, denn es iſt hinter denſelben zu helle, und der Vogel entdeckt alsdann das Zeug zu früh und gehet ebenfalls darüber. Stellet man das Zeug hinter den Berg, ſo daß man den Berg vor den Wänden hat, ſo eilt der Vogel nach dem Grunde, und geht über die Netze. Alſo iſt vorzüglich darauf zu ſehen, daß das Zeug in eine Niederung und etwas tief zu ſtehen kommt, ſo daß hinter den Wänden das Terrain mehr bergauf gehet. Hierdurch werden die Netze verdunkelt, und der Vogel wird ſolche beim Eintreiben nicht ſo leicht gewahr.

Die Netze ſtellt man in drei, beſſer in vier Reihen (Wänden), in jeder Wand 15 Netze, jedes Netz 11 Klafter lang (ſ. Tagnetze). Denn je länger die Wände, deſto beſſer iſt ſolches, weil der Vogel hierdurch beim Eintreiben mehr Platz erhält, und nicht ſo ſehr in die Enge getrieben wird. Alſo ſtellet eine jede Wand 165 Klafter; je breiter man das Zeug ſtellet, je mehr Vögel giebt es. Von den erſten drei Wänden ſtellet man jede 10 (einige 20 bis 24) Schritt hinter einander, die vierte oder letzte Wand ſtellt man 30 Schritt hinter die dritte Wand. Die Herausrückung der vierten Wand bringt im Fangen einen merklichen Nutzen, weil der Vogel, wenn er über die drei erſten Wände hinüber iſt, wieder fällt, und ſich dann in der vierten Wand von neuem fängt. Wer das Zeug hat, 6 Wände ſtellen zu können, der kann 4 Wände ſtellen, jede 10 Schritt hinter einander, die fünfte aber 30 Schritt zurück, und die ſechſte wieder 10 Schritt dahinter. Man ſtellt die Netze auf hölzernen Gabeln (Furcheln) in einem Haferſtoppelfelde dergeſtalt auf, daß ſie oben an den Leinen ganz auseinander gezogen, unten aber ohngefähr 1 Elle von der

Erde entfernt ſind, und ſonſt gegen den Boden und auf beiden Seiten ganz frei ſchweben.

Am beſten iſt das Zeug ſo zu ſtellen, daß der Eintrieb gegen Morgen geſchieht, weil der Vogel alsdann beim Eintreiben nichts helles hinter dem Zeuge ſiehet und ſie nicht ſo leicht gewahr wird. Man braucht ſich aber nicht daran zu binden, daß man immer gegen Morgen treibt, ſondern man kann auch gegen Mitternacht und Mittag treiben, nur muß das Zeug nicht zu hoch ſtehen. Gegen Abend zu treiben, iſt nicht anzurathen. Einige richten ſich jedesmal nach dem Winde, und ſtellen das Zeug darnach. Es iſt auch nichts unangenehmer als wenn man Linienwind hat, weil ſich dann die Netze über die Linien ſchlagen, und es dann ſehr verdrießliche Arbeit iſt, die Netze wieder los zu winden. Setzt ſich der Wind des Mittags um, ſo wird er ſelten des Abends ſtille, daher iſt es vorzüglich gut, ſich mit dem Stellen des Zeuges nach dem Winde zu richten.

Sowohl auf der rechten als linken Seite der aufgeſtellten Netze befindet ſich ein Geſtelle mit einem Haſpel, auf welchen eine ſehr lange Linie gewunden iſt. An jedes Ende derſelben ſpannt man ein Pferd, läßt ſie gerade ausziehen, und durch dabei angeſtellte Knaben, die in einer gewiſſen Entfernung von einander ſtehen, nachtragen, und wenn ſie hängen bleibt, löſen. Sind die Leinen auf beiden Seiten abgewunden, ſo rücken die Pferde und Knaben mit denſelben auf ein gegebnes Zeichen in einen halben Cirkelbogen zuſammen, und die Leinen werden zuſammengeknüpft. Hierauf fängt man an, ſie bei den Netzen wieder auf die Haſpel aufzuwinden, die ringsherum an der Leine vertheilten Knaben gehen erſtlich Schritt vor Schritt der langſam ſich aufwickelnden Leine nach, damit die Lerchen nur ſanft auffliegen und etwa 30 Schritte vorwärts ſich wieder niederſetzen, und ſo treibt man ſie immer allmählich auf, bis ſie 40 bis 50 Schritte vor dem Garne ſich gelagert haben, alsdann haſpelt man geſchwinder, die Treiber gehen ſtärker, und von der einbrechenden Nacht geblendet, fliegen die Lerchen niedrig und haufenweiſe in die Netze, ſo daß in einem Abende eine beträchtliche Anzahl Schocke gefangen werden. — Sieht man während dem Heranrücken der Knaben, daß der Vogel ſteigt, ſo muß ſogleich Halt damit gemacht wer-

den. Das Eintreiben muß auch nicht zu raſch auf einmal geſchehen, ſondern die Lerchen müſſen zuweilen etwas Ruhe genießen. Auch iſt darauf zu ſehen, daß bei dem Treiben kein Geſchrei oder Lerm gemacht werde, damit der Vogel immer ſicher bleibt. Wird ein Flug rege, und gehet nach dem Zeuge zu, ſo iſt es gut, wenn man mit dem Treiben ſo lange einhält, bis der Schwarm ſich gefangen oder über die Netze weg iſt; dann wird wieder fortgefahren, bis das Eintreiben geſchehen iſt. Die gefangenen Lerchen werden in den Garnen gewürget, und behutſam ausgenommen. Bisweilen fängt man auch Wachteln, Schnepfen und Rebhühner, doch machen dieſe meiſt große Löcher ins Netz, und ihr Fang bringt auf dieſe Art mehr Nachtheil als Vortheil.

Andere ziehen der Leine zum Auftreiben die Federlappen vor, weil man mit ſelbigen den Vogel beſſer zuſammenhalten, und auch mit weniger Mann beim Treiben fertig werden könne. Uebrigens werden ſie ebenfalls auf Haſpeln gewunden, und auch wird übrigens das Feld ebenfalls ſo, als mit den Leinen umzogen.

Der Anfang des Aufſtellens der Garne und beſonders des Auftreibens richtet ſich nach der Größe des Feldes. Am beſten iſt es, wenn die Sonne ſich neigt, und noch beſſer, wenn man Zeit dazu hat, und nicht weit mit den Lappen herumziehen muß, daß man erſt das Treiben anfange, wenn die Sonne noch Mannshöhe über der Erde ſtehet. Hat man aber ein großes Feld, ſo muß man eher zu treiben anfangen, weil man ſonſt zu ſpät mit dem Treiben fertig werden würde. Im letztern Falle geſchieht der Anfang des Aufſtellens der Garne Nachmittags um 3 Uhr, und der letzte Trieb zum Fange, welches beim Lerchenfange eine Hauptſache iſt, wenn ſich Tag und Nacht zu ſcheiden beginnt. Jedoch beſtändig kann man nicht darnach gehen, und es iſt am beſten, wenn man ſich mit dem Eintreiben darnach richtet, wie ſich der Vogel treiben läßt. Denn fängt der Vogel erſt an zu ſchwärmen, ſo läßt er ſich nicht mehr halten, und es iſt Zeit, daß man eintreibt. Auch iſt es gut, wenn ein Mann beim Eintreiben an jeder Winde beim Zeuge ſtehet und den Vogel beobachtet; fangen welche an ſich zu fangen, ſo iſt gewiß zum Eintreiben die rechte

Zeit da. Auch iſt es immer beſſer etwas zu früh als zu ſpät einzutreiben.

Bei dieſem Fange muß es allemal heiteres und ſtilles Wetter ſeyn; denn bei windigen Abenden fängt ſich der Vogel nicht. Erfordert es aber die Noth, daß man Vögel ſchaffen und fangen muß, ſo ſchiebe man die Netze der vordern Wand an den Stangen ſo weit herunter, daß das unterſte Ende der Netze die Stoppeln auf dem Felde berühre; die zweite Wand ſchiebe man etwas höher, die dritte wieder höher, die vierte bleibt wie ſie iſt, ſo daß die vier Wände wie eine Treppe zu ſtehen kommen. Auch muß bei windigem Wetter das Eintreiben, wenn man nahe und ohngefähr 80 Schritte vor die Netze kommt, ſehr raſch geſchehen, damit der Vogel nicht Zeit ſich zu beſinnen gewinnt, und die Netze flattern ſiehet, ſondern er muß mit Force darauf getrieben werden.

Die andere Art das Lerchenſtreichen zu verrichten, geſchieht mit dem Nachtgarne, und dieſes hat ſeinen Namen von der Zeit, wo man es braucht, denn man kann ſich deſſelben nur bei dunkler und finſterer Nacht bedienen. Ja wenn der Mond des Nachts auch nur ein wenig ſcheint, ſo ſtöhret er den Fang, je dunkler hingegen die Nacht iſt, deſto beſſer geht er von ſtatten. Man kann mit dem Fange, wenn es Abend iſt, anfangen, und bis Mitternacht damit fortfahren. Es iſt nützlich, wenn man des Tages das Feld unterſuchet, ob ſich Vögel darauf befinden. Auch kann man, welches noch beſſer iſt, die Vögel den Abend mit einer Federlappe erſt zuſammen treiben, und dann ſo lange ruhen, bis der Fang ſeinen Anfang nehmen ſoll. So iſt der Fang ſtärker und man ermüdet nicht ſo ſehr.

Wenn man nun mit dem Netz (ſ. Nachtgarn) auf den Lerchenfang gehen will, ſo werden hinter daſſelbe drei kurze Linien gebunden, woran Strohwiſche ſind, und Weckers genannt werden, und dieſe Linien befinden ſich an jedem Ende und in der Mitte eine, und ſchleppen hinten nach. Hierauf faßt an jede Stange in der Mitte ein Mann, und ſo wird das Netz auf den Haferſtoppeläckern, wo man viel Lerchen bemerkt hat, hingetragen, daß es die Stoppeln nicht berührt. Sobald als etwas unter dem Netze aufflattert, und an daſſelbe ſtößt, ſo wird es niedergelegt. Man

gehet darauf und ziehet die Lerchen durch die Maſchen des Netzes, und ſo wird mit dem Fange fortgefahren. Wenn die Nacht nicht ganz dunkel iſt, ſo muß hurtiger gegangen werden.

Andere ſtricken hinten an das Netz einen Zipfel oder Schweif (Sack) an, und dieſen trägt ein Dritter fein niedrig über der Erde an einem Bindfaden nach. Weil aber zu einem ſolchen Netze 3 Mann gehören, ſo iſt ein Netz mit dem Wecker beſſer, da mit dieſem die Sache 2 Mann verrichten können.

Das Nachtnetz wird zwar nur eigentlich zum Lerchenfang gebraucht; es werden aber auch Wachteln, ja ganze Völker Rebhühner, auch junge Haſen damit gefangen, daher niemanden damit zu gehen erlaubt iſt, als der die Gerechtigkeit der niedern Jagd hat.

Leſche, ſ. Kohlleſche.

Leſeholz, Fr. Ramage. Heißt der Abfall, welcher in den Forſten zerſtreut herum liegt, und aus dürren abgeworfenen Aeſten beſteht, deren Zuſammenleſen und Wegtragen den Armen erlaubet wird; ſ. unter Holztag.

Letzſaul, Streichſaul. Wird innerhalb eines Wehrs nächſt am Floßloch zur Beſchirmung deſſelben errichtet, damit das Floß daran ſtreicht und ſich gerade durch das Floßloch zieht; es iſt alſo ein mit der Länge des Floßlochs in Verhältniß liegender nicht befeſtigter Balken.

Leuer, Leure oder

Leyer. Heißt bei den Vogelſtellern folgende Art die Meiſen zu fangen. Hierzu bedient man ſich entweder einer gewöhnlichen Meiſenhütte, oder nur einer von grünen Reiſern zuſammengelegten, und veranſtaltet alsdann nachfolgendes. Man ſchlägt zwei 6 Fuß lange Pfähle, 4 Ellen auseinander, bohrt oben große Löcher durch und macht alsdann eine Walze eines guten Arms ſtark, mit Zapfen an beiden Enden, die in die Löcher der Pfähle ſo paſſen, daß ſich die Walze drehen läßt. In die Walze werden Löcher, acht Zoll weit von einander alſo gebohrt, damit zwei und zwei übers Kreuz kommen, und ungeſchälte haſelne Stöckchen von 3 Fuß Länge drein geſteckt. In dieſe Haſelſtöckchen bohrt man zwei Paar kleine Löcher ſo unter einander, daß die Leimruthen, die in dieſelben geſteckt werden, den folgen-

den Stock nicht berühren können. Die Leimruthen ſind 9 Zoll lang, einer Federſpule dick, und am Ende zum Einſtecken ſpitzig. In die Walze wird ein hölzerner Nagel geſchlagen, an welchem eine doppelte Leine alſo befeſtigt wird, daß die eine, wenn ſie aufgewickelt iſt, im Anziehen die Walze drehet, und ſich ab- die andere aber aufwindet. Nach dieſen Anſtalten ſetzt ſich der Vogelſteller in die Hütte, pfeifet fleißig, rührt die Rudelruthe, die hierbei ebenfalls nöthig iſt, dreht die Leier beſtändig, und wenn auch die ankommenden Meiſen nicht gleich nach Wunſch ſich aufſetzen ſollten. Da nun die Meiſen oft mit den Leimruthen auf die Erde fallen, ſo iſt nöthig, daß der Platz unter der Leier von Gras entblößt und rein ſey, und damit die Vögel nicht wegfliegen oder ſich verkriechen können, führt man ein dichtes Zäunchen um die Leier herum auf.

Lichter Zeug. Hierunter werden Tuchlappen und Garne verſtanden.

Lichtes Holz, Fr. Bois éclairci. Wird ein Ort genannt, wo lauter hochſtämmigte ſich gereinigte Bäume ſtehen, ſo daß man durchſehen kann.

Lichtſchlag, ſ. unter Holzſchlag.

Lieben, Fr. careſſer. Iſt ſo viel als Ablieben.

Liebich, ſ. Gimpel.

Liguſter, Lat. Liguſtrum vulgare, Linn. Fr. le Troêne commun, Engl. the common or deciduous Privet; auch genannt: Rheinweide; Reinweide; Rheinbeerbaum; Rheinbeſingbeerſtrauch; Rheinwunde; Spaniſche Weide; Mundweide; Röhrenweide; Schulweide; Beinholz; Mundholz; Kehlholz; Griesholz; Weißbeinholz; Bahnholz; Heckholz; Beinhölzlein; Zaunriegel; unächter Hartriegel; weißer Hartriegel; Beinhülſe; Haushülſe; Geishülſe; Deutſches Braunheil; Tintenbeerſtrauch; Eiſenbeerſtrauch; Härtern; Härthern; Kerngerten; Kiengärten; Kingerten; Kerngerſte; Grünſelbaum; grüner Faulbaum; Chingert.

Iſt ſommergrünes Laubholz und ein harter ganzer Strauch, wovon in Deutſchland nur eine Art einheimiſch iſt, die in einigen Ländern ſehr häufig im Unterholz, in andern aber einzelner und ſparſamer unter dem Heckholze gefunden wird. Dieſer Strauch erreicht in 20 Jahren ſeine

Vollkommenheit; die Wurzel läuft ſchräg und flach in der Erde fort, und geht 1 Fuß tief und 2 Fuß weit; die Rinde iſt glatt und aſchgrau; die Blätter ſind dunkelgrün, lang, ſchmal, und an beiden Enden ſpitzig, dabei glatt, ſteif, glänzend, ungezahnt, brechen zu Anfang des Maies aus, und fallen in der Mitte des Oktobers ab; die Zweige ſind ſehr zähe und biegſam; das Stammholz iſt weißlich, ſehr hart und mittelmäßig dauerhaft.

Sie bringen fruchtbare Zwitterblüthen, die im Junius und Julius an den Enden der Zweige in weißen Aehren, oder in langen, ſpitzigen, traubigen und wohlriechenden Büſcheln zum Vorſchein kommen. Decke und Krone ſind einblätterig, trichterförmig und in vier Einſchnitte getheilt. Sie haben 2 Staubfäden. Der Knoten hat eine kurze Röhre mit einer zweifach getheilten Narbe. Auf dieſe Blüthen folgen ſchwarze Beeren, von der Größe der Wachholderbeeren. Sie erlangen Anfangs Oktobers ihre Reife, da ſie denn den Winter über an den Sträuchern büſchelweiſe hängen bleiben.

Der Saame, wovon ſich 2 bis 4 ſchwarze Kerne in einer Beere befinden, wird Ende Oktobers reif und bei der Fortpflanzung einzeln in die Rinnen geſtreut, mit einem halben Zoll Erde bedeckt, im Schatten gehalten, und liegt ein, auch zwei Jahre. Die künſtliche Vermehrung geſchieht ſehr leicht durch Ableger, welche in einem Jahr Wurzel bekommen, und durch bewurzelte Brut, desgleichen auch durch Stecklinge. Sie müſſen ſehr zeitig im Frühjahr ausgepflanzt werden, weil ſie früh treiben. Bei der Herbſtpflanzung erfrieren die meiſten Stämme. Sie lieben einen ſchattigten, lockern, mäßig feuchten Boden, oder auch einen andern, wenn es nur kein trockner Sand iſt.

Der Liguſter giebt brauchbare Hecken, Lauben und grüne Wände, die aber oft in der ſchönſten Jahrszeit von ſpaniſchen Fliegen entlaubt werden. Nach 16 bis 20 Jahren kann man das Holz benutzen; die zähen Zweige dienen den Korbmachern zu feinen Körben, und zu gutem Reisholz; das Holz von ſtärkern Stämmen nimmt eine gute Politur an, giebt kleines Schirr- und Dreherholz, Schuhzwecke, feuert gut, und die Kohlen ſollen ein vorzüglich gutes Schießpulver geben. Die reifen Beeren enthalten einen

purpurrothen Saft. Die niederländiſchen Weinhändler bedienen ſich derſelben, ihren rothen Weinen eine dunklere Farbe zu geben. Auch kann man eine ſchöne dunkelviolette Mahlerfarbe daraus bereiten, ſo wie ſie auch Hoffnung zu glücklichen Verſuchen in der Färberei geben.

Linde, lat. Tilia. Die Arten dieſes Geſchlechts ſind ſommergrüne Laubhölzer, und werden unter die weichen Baumhölzer der erſten Größe gerechnet. Alle Lindenarten gehören auch zu denjenigen Bäumen, die fruchtbare Zwitterblüthen auf einem Baume erzeugen. Der Fruchtknoten ſitzt unten in der Mitte der Blumendecke, die in fünf Einſchnitte getheilt iſt, und welche von 30 bis 35 Staubfäden mit einfachen Staubhülſen umgeben iſt. Das Fruchtbehältniß iſt eine runde, bräunliche, harte und lederartige, mit Fächern verſehene Kapſel, welche auf einem langen Stiele, mit mehreren an einem Flügelblatte ſitzt. Der Saame iſt eine kleine, weißgrüne, öligmehligte Nuß, mit einer braunen, weichen Schale überzogen. Er wird im Herbſte reif, und vermehret ſeine Art in friſchem Boden ſehr häufig. Die Blätter ſind rundlich, am Rande gezähnt, ſpitzig zulaufend, und ſtehen auf langen Stielen wechſelsweiſe an den jungen Zweigen. Hievon haben wir folgende 2 Arten.

1) Die rauchblättrige Sommerlinde, lat. Tilia europaea, Linn. Fr. le Tilleul des bois, Engl. the common Lime-tree; auch genannt: Linde, Lindenbaum; Waſſerlinde, Graslinde, breitblättrige Linde, großblättrige Linde, holländiſche Linde, Hamburger Linde, Frühlinde, gemeine wilde Linde, gemeine zahme Linde. Dieſe vollendet ihr Wachsthum mit 100 Jahren, und kann ein Alter von 500 in einer außerordentlichen Höhe erreichen; ſie treibt Pfahl- und flache Wurzel, welche ſtark und feſt iſt, auf 4 Fuß tief und 16 Fuß in die Weite, mithin unter den bekannten Laubhölzern faſt am weiteſten rund um ſich her geht. Die Rinde iſt am jungen Holze ſaftig, glatt und bräunlich, am ältern dick, geriſſen, und rauh ſchwärzlich; ſie iſt ſehr zähe, und giebt, wie die von der folgenden, einen haltbaren ſchönen Baſt. Die Blätter ſind herzförmig, oben rundlich zugeſpitzt, der Rand gezahnt, die obere Fläche dunkelgrün, glänzend, die untere aber matter, gelblich, mit er-

habenen und weißlichen Adern, in deren Achſeln ſich eine Wolle in kleinen grüngelblichen Knötchen befindet, wodurch dieſe Art von der folgenden beſonders unterſchieden iſt; die Blätter brechen in der Mitte des Aprils aus, und fallen zeitig ab. Das Holz iſt weißlich, leicht, weich, aber doch dabei zähe, nur wenig dauerhaft. Die Blüthen erſcheinen im Junius und Julius in kleinen Büſcheln, und haben einen angenehmen Geruch. Die Frucht, die im September bis gegen die Mitte des Oktobers reifet, iſt noch einmal ſo groß als bei der folgenden Linde. In dieſer befindet ſich der Saame, der wenn er gleich friſch, in einem feuchten lockern Grunde nur flach zu liegen kömmt, im folgenden Mai häufig genug aufgeht, ſonſt aber liegt er über ein Jahr.

Die Linde wächſt in unterſchiedenem Boden, ſchnell und gut, ſie wird aber im Wachsthum und Holze vorzüglicher, wenn ein tiefer, feuchter, lockerer Boden etwas fetten Leim in ſich hat. Der Saame wird ein halb Zoll tief neben einander in die Rinnen gelegt, mit Erde bedeckt, und liegt ein, auch bis ins zweite Jahr, ja vieler iſt taub. Die jungen Pflanzen erſcheinen mit zwei eingeſchnittenen Peterſilienblättern, und müſſen feucht erhalten werden. Wenn die jungen Stämme die Größe und Stärke zu Alleenbäumen erlangt haben, ſo werden ſie mit möglichſter Schonung der Wurzeln ausgehoben, und wenigſtens 24 Fuß weit verpflanzt; wobei ihnen durch das dichte Abſchneiden der eingeſtutzten Sumpfe, bis auf 8 Fuß hoch, ein glatter Schaft, ohne jedoch die Gipfel zu beſchädigen, gemacht wird, und nun werden die obern Zweige bis auf eine Spanne eingeſtutzt.

Die künſtliche Vermehrung geſchieht ſehr leicht durch Ableger, welche in einem Jahre Wurzeln bekommen. Hierzu iſt der zweijährige Baumausſchlag am tauglichſten. Die Linde wird übrigens außer den Forſten ſehr alt, und treibt ihre Zweige immer fort, obſchon der Kern durch Fäulniß längſt verlohren gegangen iſt. Einige haben ſchon ein Alter von 1000 Jahren erreicht. Ihre Stämme gewinnen zuweilen eine Höhe von 36 bis 70 Fuß, und ihr Umfang am unterſten Stammende 20 Fuß. Aus dieſem Grunde ſchickt ſich die Linde ſehr wohl zu Gränz- und Mahlbäumen.

Die Linden ſchicken ſich als Oberholz nicht wohl für die Schlaghölzer, da ſie wegen ihrer breiten Kronen alles verdämmen. Wo ſie aber in den Forſten befindlich ſind, werden ſie mit dem andern Stammſchlagholze abgetrieben, da ſie denn in den Wellen ein leichtes, weiches Feuerholz liefern, oder zu Schießpulverkohlen gebrannt werden. Allein in Plantagen, auf öffentlichen Wegen, in Vorſtädten, um und in den Dörfern verdienen ſie angepflanzt zu werden, wegen des Schutzes und Schattens, beſonders auch der Bienenzucht halber.

Als Stammholz dient es den Tiſchlern und Drechslern, um allerhand feine Geräthſchaften daraus zu machen. Beſonders iſt es den Bildhauern und zum Vergolden nutzbar. Den Blüthen fliegen die Bienen nach, auch wird ein Waſſer davon abgezogen. Die Saamenkerne geben ein überaus feines, ſüßes und gemäßigtes Oel, nur Schade, daß es in ſo geringer Menge herauszubringen iſt. Der Gebrauch des Baſtes von der Rinde zu Matten und Decken zum Emballiren der Kaufmannsgüter iſt bekannt, ſo wie ſein Gebrauch beim Gartenweſen.

2) Die glattblättrige Winterlinde, Lat. Tilia cordata, Fr. le Tillau, Engl. the female Lime-tree; auch genannt: Steinlinde, kleine Linde, kleinblättrige Linde, ſpäte Linde, Waldlinde, Berglinde, Brandlinde, glattblättrige Linde, blaublättrige Linde, ſchmalblättrige Linde, hartblättrige Linde, harte Linde, Sandlinde. Dieſe kömmt in unſern Wäldern häufiger vor, als die vorige Art, mit der ſie Kultur und Nutzen gemein hat. Sie wurde ſonſt von einigen ganz unrecht für eine männliche Pflanze gehalten. Sie macht aber eine eigene Art aus, und unterſcheidet ſich von der vorigen durch folgende Stücke.

Sie iſt niedriger von Wuchs, und vollendet ihr Wachsthum mit 150 Jahren. Die Rinde iſt brauner, an jungen Schüſſen lichtgrün, das Holz zäher, feſter, gröber, knotiger und röthlichgelb; es iſt daher folglich brauchbarer. Ihr Laub bricht ſpäter aus und fällt auch ſpäter ab. An Höhe und Stärke kommt ſie der vorigen Art nicht gleich. Die Blätter ſind kleiner, mehr herzförmig zugeſpitzt, von Farbe dunkler, weniger glänzend und unten blaulich grün, glatt, und ohne alle Haare, haben bisweilen braunwollige

bei vielen andern. Der kleine beſiederte Saame wird erſt zu Ende des Auguſts reif, und fällt nachher ab, liegt 8 Monate, und keimt ſodann im künftigen Mai. Von der Ausſaat und Pflanzung ſehe man unter Weide.

Das Holz iſt weiß und weich, jedoch unter allen Weidenarten das feſteſte, dabei zähe und fault im Stamme nicht leicht aus. Die Rinde der einjährigen Zweige wird in manchen Fällen der Chinarinde ſubſtituiret. Den Blüthen fliegen die Bienen häufig nach, und das Laub lieben die Schaafe. Die Kätzchen geben uns im Oktober, nachdem ſie einige Nachtfröſte erlitten haben, eine feine und gute Baumwolle, welche unter dem Namen ſchleſiſche, märkiſche, baierſche und ſächſiſche Baumwolle bekannt iſt. Die davon verfertigten Fabrikate werden nicht leicht von Motten angegriffen. Um ſie zu gewinnen, ſammelt man die Kätzchen, wenn ſie reif ſind, und Wolle zeigen, breitet ſie auf ein Tuch aus, läßt ſie einige Tage in der Sonne zum Trocknen liegen, wendet ſie während dieſer Zeit oft um, und reinigt ſie nachher durch Klopfen mit Stecken von dem darin befindlichen Saamen. — Das beſte Wachsthum zeigt dieſer Baum in Niederungen, in feuchten Büſchen und Feldhölzern, um Wieſen, Dörfer, beſonders im freien Stande.

Lorfe, Larve, Fr. Entaille. Heißen die Kimmen oder Kerben, welche oben auf den Forkeln oder Stellſtangen eingeſchnitten werden, und worin die obere Leine von dem Jagdzeuge zu ſtehen kömmt. — Lorfen auf dem Vogelheerd, ſind 1 und einen halben Fuß lange Pfähle, von 2 Zoll Dicke und 3 Zoll Breite, ſ. unter Vogelheerd.

Losbrechen, Fr. détacher par force. Man ſagt losgebrochen, wenn mit den Jagdleuten ein Dickigt abgetrieben wird, und dieſe auf ein Rudel Hirſche, Wildpret oder Sauen kommen, ſo daß ſolche aus dem Lager fort müſſen.

Losdrücken, ſ. Abdrücken.

Löſen, ſ. Auflöſen und Hundelöſen.

Losſchießen, ſ. Abſchießen.

Lostreiben. Der Zeug, heißt es, iſt losgetrieben, wenn ein Haupt- oder Treibejagen ins Enge kömmt, daß Lappen und Tuche übrig, und ſolche wieder aufgehoben worden ſind.

Loſung, des Rothwildes (Fumées); des alten Hirſches (Ridées); halbgebildete des Rothwildes oder Loſung im Winter (Troches); des Hirſches vom Mai bis Ende Auguſts (nouées) gelbe (dorées) friſche (Bouſard); übelverdaute (la Malmoulure); auf einer Seite platt (martelées); der wilden Schweine (Laiſſées); von Haſen (le Repaire); von Kaninchen (la Crotte). Heißt überhaupt der Koth von wilden Thieren; ſ. auch Hirſchgeloß.

Lottbaum, Lothbaum. Iſt eine Art von Schauffel oder Schuh mit einer Deichſel, der beim Herabbringen der Floßſtämme von den Bergen ans Waſſer gebraucht wird. Der Stamm wird mit ſeinem dünnen Ende auf die Schauffel aufgelegt, damit der Stamm beim Schleifen nicht in die Erde faſſen kann; ein Eiſen mit einem Wirbel wird in den Stamm eingeſchlagen, und derſelbe mittelſt dieſes Eiſens und einer Kette auf den Lottbaum befeſtiget; an die Deichſel aber die Ochſen angeſpannt, wie unter Floßholz bereits geſagt worden iſt.

Luchs, Lat. Felis Lynx, Linn. Fr. le Loup-cervier, Buff. Engl. the Lynx, Penn. auch genannt: gemeiner Luchs, Luchskatze, Hirſchluchs, Hirſchwolf. Iſt ein Säugthier, und gehört als Raubthier unter die Gattung der Katzen. Lange und zugeſpitzte Öhren, auf deren Spitzen ein Büſchel gerader Haare in die Höhe ſteht, und kurzer Schwanz, ſind die Kennzeichen ſeiner Art.

Dies fürchterlich kühne und einzig getiegerte Säugethier, das in den kalten Zonen aller drei Welttheile lebt, pflanzt ſich jetzt nur noch ſelten in Deutſchland fort, ſondern ſtreicht vielmehr wie ein Zugthier zur Zeit ſeiner Begattung herum, und kömmt aus benachbarten ſüdlichen und nördlichen Wildniſſen in die großen und dichten Wälder Böhmens, nach dem Harz und Thüringerwalde, und verweilet hier des guten Raubes halber ſo lange, als es vor den Nachſtellungen ſicher iſt.

Aeußerlich hat es ſehr vieles mit der Katze gemein, nur iſt es größer, ſtärker, hochbeiniger und kurzſchwänziger. Die Größe vom Kopf bis zum Schwanz beträgt 3 und einen halben Fuß; der Schwanz hat 8 und einen halben Zoll; die Höhe iſt 2 und einen halben Fuß. Der Kopf, der auf dem Halſe breit aufſitzt, iſt einem Katzenkopfe ſehr

ähnlich, und 7 Zoll lang. Die Zunge iſt ſtachlicht. In beiden Kinnladen befinden ſich 6 kleine Vorderzähne; einzelne 1 und ein halb Zoll lange Eckzähne (Fänge), und auf jeder Seite 3 große ſcharf gezackte und ausgeſchnittene Backenzähne. Die Augen ſind rund, enthalten beinahe 1 Zoll im Durchſchnitt, und haben eine hochgewölbte grüngelbe Hornhaut, der rothe Folie untergelegt zu ſeyn ſcheint, und zur Seiten an den Schläfen, und ſtatt der Augenbraunen einige größere und kleinere weiße Borſtenhaare. Des Nachts blitzen ſie wie Feuer. Die Ohren ſind weit, mittelmäßig lang, dreieckig, zugeſpitzt, wie Sammt glänzend, und an den Spitzen mit einem in die Höhe ſtehenden, 2 Zoll langen Büſchel ſteifer Haare beſetzt. Der Hals iſt ſtark; der Leib dick und läuft grade aus; der Schwanz (Ruthe) kurz, abgeſtumpft, gleich dick, und wird etwas in die Höhe gekrümmt getragen. Die Beine (Läufte) ſind hoch, ſtark; die Pfoten plump, 3 und ein halb Zoll breit, mit großen 1 und ein halb Zoll langen, ſcharfen, weißen Krallen (Waffen) bewaffnet.

Der ganze Balg überhaupt iſt langhaarig, dicht, gelinde, und ſeidenartig anzufühlen; doch hat der Unterleib beſonders feine Haare, die 2 und einen halben Zoll lang ſind. Das Haar iſt im Geſichte braun. Die Backen ſind hellkaſtanienbraun. Die Schnauze iſt ſchwarz, und die langen ſtarken Barthaare ſind weiß. Das untere Augenlid iſt weiß, ſo wie das obere nach dem großen Augenwinkel zu, und beide ſind ſchwarz gerändelt. Drei glänzendſchwarze Streifen laufen in ſchräger Richtung, wie ein S über die Backen bis unter die Ohren, wo ſie ſich in einen großen ſchwarzen Flecken vereinigen, und mit den über und unter ihm ſtehenden Haaren einen großen Backenbart bilden, der bis zum Kinn reicht, und dem Thiere ein ganz eignes Anſehen giebt. Die Ohren ſind in der Mitte weißgrau, mit einem breiten glänzend ſchwarzen Rande, und die 1 und einen halben Zoll langen Haarbüſchel derſelben beſtehen aus ſchwarzen Stachelhaaren, die mit einigen weißen vermiſcht ſind. Vom Kopfe bis zur Hälfte des Schwanzes iſt der ganze Oberleib rothbraun. Die auf ſelbigem ausgeſtreuten Stachelhaare, haben weiße oder ſchwarze Spitzen. Nach den Seiten herab verläuft ſich die braune

Rückenfarbe in weiß. Die gleichgefärbten Weichen und Hinterſchenkel haben reihenweiſe ſchwarzbraune Punkte; das übrige Hinterbein aber iſt roth mit Weiß überlaufen. Die Vorderbeine ſind röthlich ebenfalls mit Weiß überlaufen, und haben unordentlich geſtellte ſchwarzbraune Punkte, die nach den Zehen zu immer kleiner werden. Die Kehle iſt weißgelb. Die Bruſt und Unterbeine ſind weiß und gelb, mit ſchwarzen Flecken, welche ſich an den Vorderbeinen in ſchwarze Streifen verwandeln. Der übrige Unterleib iſt weiß mit großen ſchwarzbraunen Flecken. Der Schwanz, mit gelblichem Grund, hat undeutliche rothbraune Ringel, und die 3 und einen halben Zoll lange Schwanzſpitze iſt glänzend ſchwarz. Die Näthe des Balges ſind: eine von dem hintern Ohrenwinkel nach der Schulter; eine andere von dem After nach der Ferſe, und eine doppelte von da nach der Fußſohle hinunter. — Die Stimme dieſer Thiere iſt ſcharfklingend und heulend, wie ein Hund, und ihr unverkürztes Lebensziel dauert bis 15 Jahre. — Das Weibchen unterſcheidet ſich vom Männchen durch einen ſchmälern Kopf, kleinern Körper, weniger ſchalkhaftes Geſicht, weniger ſchönen und bleichern Balg, und endlich noch durch die 8 Säugwarzen.

Ihren Aufenthalt (Lager) haben der Luchs und die Luchſin in den dickſten einſamſten Wäldern, in Steinklüften und Felſenritzen. Am Tage ſetzen ſie ſich, wo ſie ſicher ſind, auf die Felſenſpitzen oder abgeſtumpfte Baumſtämme hin und ſonnen ſich. Nur bei der heftigſten Verfolgung und bei ihrem Spielen beſteigen ſie rauhe und ſchiefſtehende Bäume, und können ſich der Länge nach, wie die Katzen, auf einen Aſt hinlegen, daß man ſie kaum bemerkt. Zu uns kommen ſie in den letzten Wintermonaten, durchſtreifen von Oſten nach Weſten zu unſere düſtern Waldgegenden, und wohnen in Felſenritzen, alten Bergwerksſtollen, und Fuchs und Dachsbauen. Nur ſelten bleiben ſie des Sommers über da.

Ihre eigentliche Nahrung beſteht aus dem Raube (Riß) des Rothwildprets, welchem ſie Abends und Morgens in der Dämmerung nachgehen. Sie lauſchen, wie ſchlafend, an den Wechſeln, die ſie genau ausſpüren, und ſpringen, wenn ſie ſich einem vorbeigehenden Hirſche oder

Rehe nahe genug glauben, durch drei bis vier Sprünge, deren jeder aber 12 bis 14 Fuß mißt, nach demſelben hin, faſſen es im Genicke, halten ſich mit den tief eingeſchlagenen Klauen in dem Rücken feſt, und zerbeißen ihm die Halsflechſen, daß das Thier in einigen Minuten todt zur Erde niederſtürzt. Haben ſie ihren Raub glücklich ergriffen und getödtet, ſo tragen ſie ihn entweder an einen ſichern Ort, oder ſaugen ihm, wenn ihnen die Mordſtätte ſicher genug ſcheint, auf der Stelle das Blut aus, freſſen ohngefähr 3 bis 4 Pfund zu ihrer Sättigung von den ſchmackhafteſten Theilen, und bedecken oder verſcharren das übrige Aas. Wenn der Luchs den folgenden Tag kein neues Thier erlauern kann, ſo kehrt er wieder zurück, und zehrt von dem übrig gelaſſenen. Allein ſelten iſt ihm dieſes Fleiſch länger als 3 Tage friſch genug, und thut daher lieber weite Reiſen, um neue Beute zu machen. Im Thüringerwalde ſind ſeine Nahrungsmittel, Rothwildpret, Haſen, Birk- Auer- und Haſelhühner; an andern Orten ſoll er aber auch wilde Schweine fangen. Es folgen ihm gern die kleinern Raubthiere, als Füchſe, Marder, u. d. gl. nach, weil ſie immer von ſeinem Raube noch etwas finden.

Die Begattung (Ranzen, Brunſten) geſchieht zu Ende des Jänners und Anfang des Hornungs. Die Lüchſin bringt dann nach 2 und einem halben Monate, zu Ende des Aprils oder Anfang des Mais am liebſten in einer Felſenkluft auf einem Lager von Laub, Moos und Geniſte ihre 2 bis 3, ſelten 4 Junge. Dieſe ſind 9 Tage blind, und anfangs weiß von Farbe. — In der Tartarei zieht man die Jungen des ſchönen weißen und ſchwarzgefleckten Luchſes mit Milch und Fleiſch auf, und richtet ſie zur Jagd ab wie die Hunde.

Der Luchs verräth ſein Daſein auf verſchiedene Art. Wenn Schnee liegt, ſo ſpürt der Jäger ihn an ſeiner Fährte, die ohne ſichtbare Krallen der Katzenfährte ähnlich, nur von dickern Ballen, runder und größer iſt, indem ſie gewöhnlich 3 und einen halben Zoll Breite, oder die Größe einer Jagdhundsfährte hat. Er ſetzt ſie im Gehen (Trabe) in Zickzack (ſchränkt) in der Flucht aber auseinander, wie alles Wild. Weiter kann der Jäger ihn daher vermuthen, wenn das Rothwild auf ſeinem Forſte ganz ſcheu iſt, daß

es etliche 100 Schritte vor ihm flüchtig wird, und immer unſtät iſt. Endlich verrathen ihn auch die Jagdhunde, wenn ſie vergrabenes Rothwildpret finden. Wenn er ſich einmal an einem beſtimmten Orte aufhält (ſteckt), ſo iſt er auch beſſer zu kreiſen als der Wolf, weil er eher und feſter hält, und wird mit dem kleinen Jagdzeuge, als halben Tüchern, Wolfs- oder Rehgarnen, welche leicht fortzubringen ſind, eingeſtellt. Er läßt ſich alsdann entweder, wenn die Treiber mit Geſchrei und Trommeln Lerm machen, in die aufgeſtellten Netze treiben, oder beſteigt, wenn ihm die Hunde zu nahe kommen, einen Baum, von welchem er leicht geſchoſſen werden kann. Die Hunde, die ihm angehetzt werden, richtet er oft ſchändlich zu, und die Wunden von ſeinen Zähnen und Krallen heilen ſchwer.

Wenn der Luchs etwas gefangen hat, und man den Riß findet, welches man leicht durch die Krähen, Raben und Heher gewahr wird, ſo legt man, um ihn zu fangen, etliche verdeckte an Ketten befeſtigte Tellereiſen ohne alle Körrung und Witterung, denn er achtet keine, da er beſſer ſieht, als riecht, um den friſchgefangenen Raub, den er vergraben hat, herum, weil er mehrentheils den folgenden Tag dieſe Ueberbleibſel noch einmal beſucht, und etwas davon genießet.

Der Fang in der großen Luchsfalle, welches eine Art von hölzerner Schnellfalle iſt, an deren Zunge ein Stück friſches Fleiſch gebunden wird, iſt trüglich. Eben ſo wenig darf ihn der Jäger mit der Flinte wegen ſeines ſcharfen Geſichts und ſeiner Schlauigkeit zu hinterſchleichen hoffen. — Man ſagt, daß wenn man beim Anſtellen mit einer Pfeife dem Pfeifen der Droſſel, wenn ſie in einer Dohne gefangen ſey, oder dem Schreien des Haſen nachahme, der Luchs dem Reizen nachgienge, wodurch er leicht geſchoſſen werden könne, wenn man zum Schuſſe fertig ſey; denn er komme ſchnell, und reiße auch ſogleich wieder aus. — Oft hat er in der Wuth den Jäger, der ihn nicht ſtark verwundet hatte, angegriffen.

Der Luchs leiſtet Nutzen durch ſein Fleiſch, welches in einigen nördlichen Gegenden gegeſſen wird. — Der Balg gehört unter die vorzüglichen ſchönen und koſtbaren Pelzwerke. Das Stück koſtet 10 bis 15 Rthlr. — Er

ſoll auch Eichhörnchen, Wieſeln, Marder und wilde Katzen tödten.

In Anſehung ſeines Schadens iſt er das ſchädlichſte Thier für die Wildbahn des Rothwildes, und fängt auch Haſen, Schweine und Federwildpret. Die Schafe fällt er auf dem Felde in den Horden an, und der Hunger ſoll ihn oft ſo dreiſte machen, daß er die Hühner und Gänſe von den Bauerhöfen wegholt, und ſich, wie der Wolf, durch Graben einen Weg in die Ställe nach den Ziegen, Kälbern und Schafen zu verſchaffen ſucht.

Von dem Luchſe nehmen die Jäger zwei Abänderungen an: 1) Katzenluchſe oder Luchskatzen. Dieſe ſollen einen weichen gelinden, lichtgelben Balg mit rothen Flecken und weißem Bauche haben, niedriger, kurz und dick ſeyn, und ſich in gebirgigten felſigten Gegenden aufhalten. 2) Kälberluchſe. Dieſe ſollen nicht ſchön und reichhaarig, ſondern wie neugeborne Kälber falbig, ziegelroth mit weißen Flecken, ſchlank und hochbeinig ſeyn, und ſich in ebenen Wäldern aufhalten. Die Kürſchner hingegen nennen unſern Luchs, Kalbluchs, zum Unterſchied von dem perſiſchen, den ſie Katzenluchs heißen, weil er kleiner und ſchöner iſt, indem er einen weißen Balg mit ſchwarzen Flecken hat.

Ludern. Sagt man von wilden Thieren, und heißt ſo viel als Aas freſſen, oder mit Aas vorlieb nehmen.

Lumme, Lat. Colymbus arcticus, Linn. Fr. le Lumme ou petit Plongeon de Mer de Nord, Buff. Engl. black throated Diver, Penn. auch genannt: ſchwarzkehliger Taucher, Polarente, Polartaucher, die zweite Halbente, der Lumb, Lumbe, Lomme. Gehört unter die Ordnung der Waſſer- oder Schwimmvögel, und iſt von der Gattung der Taucher eine Art, die folgende Kennzeichen hat. Kopf und Hals ſind grau, die Kehle violet ſchwarz, der ſchwarze Rücken mit viereckigen weißen Flecken beſetzt.

Dieſen Taucher trift man in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands zuweilen im Herbſt, Winter, Frühjahr, auf ſeinem Zuge auf Sümpfen und Teichen an; er bewohnt aber eigentlich die nördlichen und nördlichſten Länder. Er iſt 2 Fuß 2 Zoll lang, und 3 Fuß 6 Zoll breit. Der Schwanz iſt nicht ſehr bemerkbar, und die gefalteten Flügel berühren den Steiß. Der Schnabel iſt 3 Zoll lang,

gerade, ſchmal, ſcharfzugeſpitzt und ſchwarz; die Füße ſchwarz, die Beine 3 Zoll hoch, die Mittelzehe 3 und ein viertel Zoll, und die hintere 9 Linien lang, die Nägel breit und glatt.

Die Stirn und die Wangen ſind ſchwarz; der Kopf und Hintertheil des Halſes ſchmutzig aſchgrau; die Seiten des Halſes weißlich, mit ſchwarzen Strichen; der Rücken und die Deckfedern der Flügel dunkelbraun mit weißen Flekken; die Kehle und der Vorderhals ſchwarz violet- und grünglänzend; die Bruſt und der Bauch weiß; die Schwungfedern ebenfalls ſchwarz. — Das Weibchen hat an der ſchwarzen Kehle weißliche, und auf dem Rücken weißgerändete Federn.

Die Norweger halten es für ſündlich, dieſen Vogel zu tödten oder nur zu beunruhigen; wenn es ſtark regnen will, fliegt er wild umher, und ſchreit kläglich Hui, hui! will ſich der Himmel hingegen wieder aufhellen, ſo läßt er ein frohlockendes Karola! Karola! hören. Zur Zeit ſeiner Wanderung verbreitet er ſich über alle Theile des nördlichen Europa. — Seine Nahrung beſteht vorzüglich in Fiſchen, doch findet man in Thüringen auch Waſſerkäfer und Waſſergräſer in ſeinem Magen.

Sein Neſt macht er ans Ufer des Meeres ſowohl als der Landſeen und Moräſte in das Schilf und die Sumpfgräſer. Das Weibchen legt 2 braune ziemlich große Eier, und beide Gatten brüten ſie in 4 Wochen aus. Die Jungen haben auf dem Rücken, außer den viereckigen Flecken noch weiße Ränder an den Federn, und an den Seiten der Bruſt ſtehen einige ſchwarze Striche.

Sie ſind leicht zu ſchießen, und die Grönländer ſchlagen ſie ſogar mit Prügeln todt. — Das Fleiſch ſchmeckt gut, und wird von den meiſten nördlichen Völkern für eine Delikateſſe gehalten; das von den Jungen kömmt an Geſchmack dem jungen Haſenfleiſch am nächſten. — Auch die Eier werden geſammlet und gebraucht. — Beſonders werden die zähen Häute gahr gemacht, und zu Pulverbehältniſſen, Verbrämungen der Wintermützen, zu Bruſtlätzen, Ober- und Unterkleidern verarbeitet.

Lunte, Ruthe; wird der Schwanz eines Wolfs, Luchſes, Fuchſes u. d. gl. genannt.

Lunze, ſ. Geräuſche.

M.

Maalbarte, iſt ſo viel als Waldhammer.

Maalbaum, iſt ſo viel als Lochbaum.

Mach feſte; wird denjenigen, die bei der Stellung der hohen Zeuge nachbinden, zugerufen, daß ſie die Leine anbinden und befeſtigen ſollen, wenn der Zeugreif genug angezogen oder geſtrecket worden iſt.

Madrirter Falke, Fr. Oiſeau madré. Wird ein Falke genannt, welcher mehr als einmal die Federn verwechſelt (vermauſert) hat; ſ. unter Falkenjagd.

Mahlbaum, iſt ſo viel, als Maalbaum.

Mahlhaufen, Fr. Colline limitrophe. Heißt ein großer um geſetzte Markſteine herum geſtürzter Haufen anderer Steine, welches zu dem Ende geſchiehet, damit der eigentliche Markſtein nicht ſo leicht herausgeriſſen und verworfen wird. Dergleichen Mahlhaufen müſſen aber in den Gränzprotokollen gehörig beſchrieben werden, weil ſie ſonſt die Nachkommen in Ermangelung der Nachrichten nicht zu ſuchen wiſſen.

Mai, Maimonat, Fr. Mai. Die Verrichtungen des Forſtmanns ſind in dieſem Monate folgende. Jede Holzart, bei welcher die Knospen aufbrechen, darf nicht mehr verpflanzt werden, daher kann es in dieſem Monate nur noch bei denjenigen geſchehen, wo die Knospen noch geſchloſſen ſind.

Die Ausſaat der Kiefern, Fichten und Lerchenſaamen muß im Anfang des Monats beendiget werden. So muß man auch, wenn an den bereits aufgegangenen Saamen dieſer Holzarten durch ſpäte Nachtfröſte Schaden geſchehen iſt, durch das Nachſäen wieder ausbeſſern. — Sämtliche Baumſchulen müſſen jetzt zum erſtenmal von Unkraut tüchtig gereiniget werden; Mäuſe und Maulwürfe darin muß man zu vertilgen ſuchen, und bei trocknem Wetter gießen.

Das Räumen und Aufpflügen der Hauptgeſtelle und Wildbahnen muß jetzt beendiget; die Schlagholzſchläge wegen des Wiederausſchlags und der Saamenlohden völlig leer gemacht; das Maienſtehlen verhütet, und in Gebirgen der Abtrieb der Schlaghölzer beendiget werden. — Auf Hirten und Schäfer iſt fortan fleißig Aufſicht zu halten,

daß ſie, wegen des an dem jungen Laube zu verübenden Schadens, keine jungen Oerter betreiben, auch keinen Feuerſchaden anſtiften. Beſonders in den trockenen Kiefer-revieren iſt gegen Feueranmachen und Tobakſrauchen Sorg-falt nöthig. — Die im Winter entſtandenen Schleifwege ſind abzuſtellen und zu vergraben; die gangbaren Wege und Straßen in Forſten hingegen, wieder in fahrbaren, guten Stand zu bringen. Mit Waſſerableitungsarbeiten und mit dem Waſſerbau überhaupt, kann jetzt bei niedrigem Waſſer-ſtande der Anfang gemacht werden.

Das Schälen der Rinde, ſo wie die Köhlerei in den Laubforſten und im Gebirge wird eifrig fortgeſetzt, jedoch iſt es zuträglicher, wenn letztere vorjetzt eingeſtellet wird, weil der von den Meilern aufſteigende Rauch der Befruch-tung der Blüthen und der Erzeugung der Saamen ſo ſehr nachtheilig iſt.

Das Schifs- Stab- Nutz- und Bauholz wird aus den geſchälten Eichen aufgearbeitet, auch das Nutzholz von geſchälten Birken und Ellern zu Gute gemacht, das übrige dazu untaugliche aber zu Brennholz aufgeſchlagen. In Gebirgsforſten hauet man in Nadelhölzern noch Brennholz und in Fichtenvorhölzerrevieren fället man geringes Bau-holz zum Loheſchälen. — Das Stöcke- oder Stubbenroden in Nadelholzwaldungen überhaupt, das Harzſcharren in Fichtenwäldern, das Harzbeulenſammeln in Weißtannen und Lerchenbäumen, das Torfgraben und die Bienenweide gehen an.

In dieſem Monate blühen: die Traubeneiche; die Stiel-eiche, die Eſche, die Maſtbuche, der Hornbaum, der gemeine Ahorn, der Vogelkirſchbaum, der Elzbeerbaum, der Mehlbeer-baum, der gemeine Weißdorn, der Holzbirnbaum, der Holzapfelbaum, der Vogelbeerbaum, der Masholder, der Traubenkirſchbaum, der Sauerkirſchbaum, die Lorbeer-weide, der rothe Hollunder, der Kreutzdorn, der Schle-hendorn, das Pfaffenhüthchen, der Heckenkirſchenſtrauch, der weidenblättrige Seekreutzdorn, der Berbisbeerſtrauch, der Quittenbaum, der Quittenmiſpelſtrauch, das Pulver-holz, die Beſenpfrieme, die Gärbermyrthe, der Trunkel-beerſtrauch, die Heidelbeere, die Hülſe, der hohe Brom-beerſtrauch, die Bärenbeere, die Rosmarinandromede,

der kriechende Ginſter, die Kiefer, die Weißtanne und die Fichte.

Der Saamen fällt von nachſtehenden Bäumen ab: von der glatten Ulme, die man zu Ende des Monats täglich unterſuchen muß, damit er nicht abfliegt; vom Winterepheu, von der Kiefer und von der Fichte; hingegen gehen auf die Saamen der Traubeneiche, der Eſche, der gemeinen Eller, des Hornbaums, der Birke, der weißen Eller, des Vogelkirſchbaums; der beiden Lindenarten, des Holzbirnbaums, des Mehlbeerbaums, des kleinen deutſchen Ahorns, des Traubenkirſchbaums, des Sauerkirſchbaums, des Kornelkirſchbaums, des Miſpelbaums, der Lorbeerweide, des Haſelſtrauchs, des rothen Hollunders, des Pimpernußſtrauchs, des Schlehendorns, der Beſenpfrieme, des Straußbeerenſtrauchs, des ſchwarzen und wilden Johannisbeerſtrauchs, des Stachelbeerſtrauchs, des Färbeginſters, der Waldrebe, der Alſranke, der Gärbermyrthe, der Hauhechel, des kleinen ſtachelichten und kriechenden Ginſters, des Eibenbaums, der Hülſe, der Bärenbeere, der Rosmarinandromede, der Preuſſelbeere, des Lerchenbaums und der Weißtanne.

Für den Jäger. Die Gewohnheit in dieſem Monate ſchon mit den Leithunden zu ziehen, iſt unſchicklich, weil das Wildpret noch färbt, und von ſeinen Haaren an den Hecken hängen läßt, wodurch dieſe Hunde für die Fährte verdorben werden. Man führt ſie aber dafür in den jungen Saamen, den ſie gern genießen, und welcher ihnen geſund iſt, weil er nach den Zeugniſſen der Jäger ſtatt einer Purganz dienet.

Wegen der Setz- und Brütezeit iſt in Vorhölzern und Dickigen die möglichſte Ruhe zu halten, und alles Wildpret zu hegen; deswegen wird den Holzmachern ꝛc. der Walpurgistag verboten und den Eigenthümern der Bauernhunde in Waldörtern das Anlegen derſelben, den Hirten, Schäfern und Feldwächtern aber das Anbinden ſtarker Knüttel befohlen, damit ſie die jungen Hirſche und Rehkälber nicht beunruhigen. Eben deshalb darf auch das weidende Vieh den jungen Schlägen nicht zu nahe kommen.

Der Hirſch ſtehet in der Kolbenzeit. Die jungen Hirſche werfen endlich das Gehörn ab; die jagdbaren pflegen

ſchon gebirſcht zu werden. — Die Rehe hären ab, und färben roth. — Der Damhirſch ſucht jetzt beſonders den lichten Stand der Hölzer. Die alten Hirſchkühe und Ricken ſetzen, und die Tannengeis begiebt ſich an ſtillere und ſichere Oerter zum Setzen. — Die Salzlecken, welche jetzt ſtark beſucht, auch von den wilden Tauben heimgeſucht werden, müſſen wieder aufgefriſcht werden, weil das Salz dem Wildpret das Verfärben erleichtert und den Sommerſtand ſichert.

Beſonders ſieht der Jäger noch darauf, daß die Bruten der Waldhühner, der Faſanen, überhaupt des Federwildprets, nicht durch Menſchen, Eulen, Raubthiere und Raubvögel geſtöhret werden. Letztere haben jetzt Junge, und thun beſonders an dieſem Geflügel viel Schaden. Auch ſollte der Jäger beſſer, als es bisher geſchehen iſt, auf die jungen Bauerburſche und Vogelfänger Acht haben, damit nicht ſo viele den Wäldern nützliche Vögel, z. B. Spechte, Eulen, Meiſen ꝛc. weggefangen und vertilget würden. — Die jungen Füchſe ſind auszugraben, ſo wie den ſchädlichen Raubvögeln in den Forſten die Jungen und Eier zu zerſtören.

Mai. Heißen einige die jungen Blätter des Laubholzes, beſonders der Buchen und Birken. — Mai heißt ferner der junge Wuchs an den Aeſten der Tannen, Fichten und Kiefer; auch der von der männlichen Blüthe verſtäubte gelbe Staub.

Maikäfer Lat. Scarabaeus Melolontha, Linn. Fr. Hanneton de Mai. Iſt eins der gemeinſten Inſekten, das vier Jahr lang als Engerling unter der Erde lebt, ſich von Getraidewurzeln u. ſ. w. nährt, und zuweilen allgemeinen Miswachs verurſacht hat. Im ſechſten Jahr kömmt es endlich als Maikäfer zum Vorſchein und ſchadet in dieſer Geſtalt dem jungen Laub, beſonders an Roth- und Hainbuchen, an Eichen und Obſtbäumen, die er in gewiſſen Jahren zur Paarzeit ſämtlich kahl macht. Der Maikäfer verdient daher ſowohl als Larve (Engerling, Glime) die Aufmerkſamkeit des Landmanns, als auch als vollkommenes Inſekt oder als Käfer die des Forſtmanns. Denn jenem ſchadet er vier Jahre hindurch an ſeinen Feldfrüchten, dieſem zwar nur ſo viel Wochen lang, obgleich oft mit weit

größerm Nachdruck. So ſiehet man oft ganze Eichen⸗ und Buchenwälder, wenigſtens die Gränzen derſelben, im Mai von dieſen Verderbern kahl gefreſſen, und ſo deren ganzen Jahrausſchlag verlohren gehen.

Das einzige und ſicherſte Mittel, ſie von den Waldungen abzuhalten, iſt folgendes, und etlichemal hintereinander wiederholet, kann es, wenigſtens in Waldgegenden, für die Folge faſt gänzlich vor dieſen Thieren ſicher ſtellen. Man läßt nämlich die von ihnen beſetzten Bäume ſowohl früh beim Aufgange der Sonne, wo die Käfer von der Kälte ganz erſtarrt ſind, als auch in der wärmſten Mittagsſtunde, wo ſie entweder mit der Begattung begriffen oder davon abgemattet ſind, ſchütteln, die Käfer alle auf einen Haufen bringen und verbrennen, oder in ein Loch tragen, zertreten und verſcharren. Dieſes Mittel wird auch nicht viel Koſten machen, da theils die Verheerungen des Käfers nur alle vier bis fünf Jahre zu befürchten ſind, theils die Waldverbrecher oder armen Kinder darzu gebraucht werden könnten.

Maiwachs. Werden die jungen Schüſſe, die mitten aus den Quirln hervorſchießen, genannt.

Malter, Fr. Voie de bois, demi-corde. Iſt, ſo wie Klafter, ein Holzmaas für das Brennholz, noch gewöhnlicher aber für das Kohlholz, indem dieſes zwiſchen in beſtimmter Weite von einander eingeſchlagenen Pfählen bis zu der beſtimmten Höhe geſchlichtet wird. In einigen Orten machen 2 Malter, in andern 2 und eine viertel Malter eine Klafter aus.

Malterholz, Fr. Bois de moule, de quartier. Heißt dasjenige Holz, welches zu Maltern beſtimmt iſt, und in einigen Gegenden, in Rückſicht der Scheitlänge, ein von dem Klafterholz verſchiedenes Maas, bald längeres bald kürzeres hat.

Mandelkrähe, Lat. Coracias garrula, Linn. Fr. le Rollier d'Europe; Buff. Engl. the Garrulous, Penn. auch genannt: der blaue Rabe, Heidenelſter, Kugelelſter, Kriegelelſter, die blaue Krähe, Garbenkrähe, wilde Goldkrähe, Strasburger Krähe, Grünkrähe, blaue Holzkrähe, der Galgenregel, Helkregel, Gelsregel, Halsregel, Rakker, Racher, Rake, Raake, Rackervogel, Plauderracker,

vogel, Deutſche Papagai, Birkheher, Meerheher, Roller, Blaurack, Blaurock, Blabrack, lederfarbiger Birkheher, Europäiſcher Racker. Er gehört unter die Ordnung der Wald- oder ſpechtartigen Vögel, und iſt die einzige Art von der Gattung der Birkheher, welche grünlichblaue Hauptfarbe, und hinter jedem Auge einen nackten Fleck hat.

Dieſer ſchöne Vogel gleicht an Größe und Geſtalt dem Holzheher, doch iſt ſein Kopf nach Verhältniß größer, breiter und ſtärker, der Leib ſchmäler, und ſo wie Flügel und Schwanz länger, und die Beine und Klauen kürzer. Er iſt 13 Zoll lang, der Schwanz 5 Zoll, die Flügelbreite 2 Fuß 3 Zoll. Die Flügel bedecken zwei Drittheile des Schwanzes. Der Schnabel iſt 1 und ein halb Zoll lang, etwas herabgekrümmt und ſchwärzlich; an der Schnabelwurzel ſtehen kurze Borſten; der nackte Fleck hinter den Augen hat 2 bis 3 Warzen; die Augen ſind grau; die Zunge ſchwarz und vorne gelappt; die Beine 1 und ein viertel Zoll hoch, mit den Zehen ſchmutzig gelb, die Klauen hornfarbig, die Mittelzehe 16 und die hintere 10 Linien lang.

Der Kopf, Nacken, die Kehle, der Hals, die Bruſt, der Bauch, Aſter, die Deckfedern der Flügel ſind glänzend hellbläulichgrün; der Rücken, die Schultern und die drei letztern Schwungfedern leberfarben; die Deckfedern des Schwanzes, die kleinern der Flügel, und die untern Seiten der Schwungfedern am innerſten Rande indigblau; die Schwungfedern an der äußern Fahne ſchwarz. Der Schwanz iſt gerade, abgerundet, nur läuft die erſte Feder ſpitzig aus; alle Federn ſind im Ganzen blaugrün, einzeln die beiden mittelſten ganz braungrün, die erſte an der Spitze ſchwarz, die zweite bis fünfte an der innern Fahne mit einem blauen Fleck und bräunlichen Spitzen, und alle dieſe Farben ſchimmern auch unten hervor. — Das Weibchen iſt am Kopf, Hals, Bruſt und Bauche bräunlich aſchgrau, die Schwanzfedern ſind gleich lang und von gleicher Farbe ohne dunklere Spitzen, der nackte Augenfleck iſt kleiner und die Stimme klärer.

Die Mandelkrähe iſt ſo ſcheu wie ein Raubvogel, und ſo flüchtig wie eine Taube. Sie ſchreiet mehr wie ein Laubfroſch oder Elſter, als wie eine Krähe, und läßt ihre ſtarke, unangenehme Stimme beſtändig hören. Sie läßt ſich nicht

zähmen, ſondern ſtirbt allezeit in den erſten Tagen, hat aber im Freien ein ſehr zähes Leben. Als ein Zugvogel verläßt ſie ihre Heimath, welches in Deutſchland die mehr ebenen, als gebirgigen Eichen- und Kiefernwälder ſind, allezeit im September, und kehrt erſt zu Anfang des Mais wieder zurück. Auf ihrem Zuge beſucht ſie mehrere Länder von Deutſchland, und man trift ſie, beſonders im Herbſte auf den im Felde ſtehenden Getraidegarben (Mandeln) an; daher der Name Mandelkrähe.

Ihre Nahrung ſind Inſekten, Inſektenlarven, Regenwürmer, nackte Schnecken, knotige Pflanzenwurzeln, Eicheln, Waldbeeren, Fröſche, und Getraidekörner. Ihre Jungen füttert ſie mit großen Inſektenlarven; ſie ſelbſt aber frißt die Miſt- und Maikäfer, Erd- und Laufkäfer und Heuſchrecken, Vielfüße, Skolopendern und andere Inſekten, die ſich unter der Rinde der Bäume aufzuhalten pflegen, am liebſten.

Ihr Neſt, das aus Reiſern, Moos :c. beſteht, und inwendig mit Federn und Haaren ausgefüttert iſt, legen ſie in die Hölungen der Eichen, Fichten, Birken und Eſpen, brüten in 20 Tagen 4 bis 7 oben ſehr zugeſtumpfte, und unten ſehr zugeſpitzte, glänzende weiße Eier wechſelsweiſe aus, und tragen ihren Jungen das Futter, erſt unſchalige, dann ſchalige Inſekten, wie die Raben, im Schlunde verborgen bei. Sie fliegen bald aus; ſehen bis zum zweiten Jahr nicht ſo ſchön blaulichgrün aus, ſondern ſind am Kopf, Hals und Bruſt noch mit Grauweiß überzogen, erlangen daher ihre vollkommene Schönheit erſt im dritten. Die Alten ſuchen immer ihre alten Hölen wieder auf. — Ihre Feinde ſind innerlich Bandwürmer, und äußerlich hinter den Ohren Nadelwürmer.

Die alten ſind wegen ihrer Schlauheit ſchwer zu ſchießen; die Jungen leichter, wenn ihnen nicht ihre Eltern die Gefahr bemerkbar machen. Eigentlich aber ſollte dieſer Vogel, ſeiner Nahrungsmittel halber, nicht verfolgt werden. — Große Herren baizen ſie mit Falken.

Ihr Nutzen und Schaden ergiebt ſich mehrentheils aus ihrer Nahrung; ihr Fleiſch ſoll angenehm ſchmecken, und beſonders iſt es im Herbſte ſehr fett.

Mandelweide, lat. Salix Amygdalina, Linn. Fr. le Saule à feuilles d'Amandier, Engl. the Almond-leaved Willow; auch genannt: Mandelblättrige Weide, Pfirſigweide, langblättrige Waſſerweide, Schälweide, Pfahlweide, Buſchweide, Schlickweide, Hägerweide, gemeine Korbweide. Iſt ſommergrünes Laubholz, und wird, da ſie in einem guten Boden und in ihrem natürlichen Zuſtande einen Schaft von 18 Fuß Höhe erreicht, unter die Baumhölzer der zweiten Größe gerechnet.

Sie erreicht in 30 Jahren ihren vollkommenen Wuchs; treibt flache, 1 und einen halben Fuß tief und 4 Fuß in die Weite gehende Wurzeln; die Rinde der Zweige und der Blattſtiele iſt hellgrün und glatt; die Blätter ſind groß, 3 Zoll lang und 1 Zoll breit, glatt, länglich zugeſpitzt, den Mandelblättern ähnlich, auf der obern Fläche dunkelgrün, auf der untern weißlich, mit vielen dunkeln Adern, der Rand gezahnt; das Holz iſt weiß, weich und wenig dauerhaft; die Schuppen der männlichen Kätzchen haben 2 Staubfäden und zwei dicht beiſammenſtehende Honigbehältniſſe, die weiblichen Kätzchen ſind ſehr lang und wollig; der kleine beſiederte Saame wird im Junius reif.

Sie wächſt vorzüglich an Ufern und Dämmen, im Moraſte und Schatten, wohin ſie zur Befeſtigung oft mit andern Arten eingelegt wird, wo ſie aber einen ſchlechten Stamm, und mehrentheils nur ſehr lange feine Ruthen treibt, die weniger zähe ſind als bei andern Weidenarten, daher auch ihr meiſter Nutzen in Faſchinenreißig beſtehen möchte. Sonſt giebt ſie ein leichtes ſchlechtes Brennholz.

Männchen, Männlein, Fr. le Lièvre s'accroupit. Ein Männchen macht der Haſe, indem er ſich in vollem Laufen öfters hoch aufbäumelt, und gerade auf die Hinterläufte tritt, um zu ſehen, wo die Hunde herkommen, oder was ihm ſonſt ſchädlich ſeyn möchte.

Mantel, werden die äußerſten Oberbäume eines Waldes genannt. — Mantel; heißt auch ein von Stroh oder Schilf gemachter Schirm, welcher beim Verkohlen des Turfes, in einiger Entfernung an die Seite des Meilers geſetzet wird, um den auf den Meiler ſtoßenden Wind abzuhalten, weil ohne dieſe Vorſicht alle Kohlen in Aſche verwandelt werden.

Marcolph, ſ. Tannenheher.

Marder, Lat. Muſtela. Macht eine Gattung Säugethiere aus, die unter die Ordnung der Raubthiere oder reißenden Thiere gehört, und folgende Kennzeichen hat. In der obern Kinnlade ſtehen 6 aufrechte, ſpitzige abgeſonderte Vorderzähne; in der untern aber 6 ſtumpfe, dicht aneinander ſtehende, von welchen 2 einwärts gekehrt ſind. Sie haben an jedem Fuß 5 Zehen, mit unbeweglichen ſpizzigen Klauen.

Die Thiere dieſer Gattung haben einen kleinen platten Kopf, leben im Trocknen, klettern gut, ſchlüpfen durch enge Wege, wohnen in Hölen, nähren ſich von friſchem Fleiſch, Eiern und Obſtfrüchten, die ſie des Nachts aufſuchen. Ihr Gang iſt hüpfend. Zu dieſer Gattung gehören folgende ſechs Arten. 1) Der Steinmarder. 2) Der Baummarder. 3) Der Iltis. 4) Das Frett. 5) Das Wieſel. 6) Das Heermännchen.

Mark, ſ. Hirſchmark.

Mark der Bäume, Fr. Moëlle des arbres. Iſt der innere ſchwammichte Kern im Holze; ſ. unter Baum.

Markbaum, ſ. Gränzbaum.

Markolph, ſ. Holzheher.

Markſtein, ſ. Gränzſtein.

Markwald, Mark. Heißt am Rhein, in der Wetterau und in einigen wenigen andern Gegenden Deutſchlands, ein Gemeindewald, an dem wenigſtens zwei, meiſtens aber mehrere Gemeinden, Theil haben, und der ſeine urſprüngliche Verfaſſung, in Anſehung des ungetheilten Eigenthums, des Antheils der Gemeindsleute an der Gerichtbarkeit im Wald, beſonders bei Beſtrafung der Holz- und Waldfrevel, und einiger weniger als in andern Gemeindswaldungen eingeſchränkten Beholzungsgerechtigkeit ꝛc. ganz oder zum Theil beibehalten hat.

Dergleichen Waldungen ſind durch die ehemalige Vereinigung der Landesherrſchaften mit den ſich anbauenden Gemeinden entſtanden, indem ſie einen gewiſſen nicht weit entfernten, mehrentheils in ihrer Mitte gelegenen, zum Ackerbau minder bequemen beträchtlichen Diſtrikt, als Wald zu laſſen, und denſelben in Gemeinſchaft zu behalten, einig wurden. Die Abſicht dieſer Vereinigung und Gemeinſchaft war ohne

Zweifel keine andere, als dem Holzmangel vorzubeugen, welcher bei unbegränzten Ausrottungen zu Felde, entſtanden ſeyn würde; und weil der Deutſche immer Liebhaber von der Jagd geweſen, ſo wurde öfters auch die Jagd in den Markwaldungen den darein gehörigen Gemeindsleuten mit reſervirt, wobei es jedoch in der Folge viele Abänderungen gegeben hat.

Martin, ſ. unter Bleifalke.

März, Märzmonat, Fr. Mars, le mois de Mars. In dieſem Monate hat der Forſtmann folgende Geſchäfte. In den gebirgigten und ſehr rauhen Gegenden können in dieſem Monate noch Lerchenbaumzäpfchen gebrochen werden. Sobald heller Sonnenſchein eintritt, macht man mit dem Ausklempeln der Nadelholzſaamen in den Saamendarren den Anfang. In der Mitte dieſes Monats kann bei günſtiger Witterung mit der Ausſaat der Kiefern, Fichten, und Lerchenbäume angefangen, auch der Weißtannen- und Birkenſaame, ſowohl auf dem Schnee als auch auf bloßen Boden ausgeſäet werden; indeſſen hat die Ausſaat in dem folgenden Monate den Vorzug, weil alsdann der Zug der Vögel ſelbiger nicht mehr ſo ſchädlich iſt.

Die Holzſchläge müſſen gänzlich geräumet und zur bevorſtehenden natürlichen und künſtlichen Beſaamung zubereitet werden. — Nach dem Zerſchmelzen des Eiſes wird der Ellernſaamen in Ellernbrüchen aus dem Waſſer gefiſchet, getrocknet, gereinigt, und in kühle Verwahrung gebracht. — Alle Sorten von Laub- und Nadelhölzern können anjetzt bei gelinder Witterung gepflanzt werden. Ueberhaupt muß der Forſtmann alle Pflanz- und Saatarbeiten nebſt der Befeſtigung der Sandſchollen eifrig fortſetzen und in dieſem Monate ganz zu beendigen ſuchen; ferner in den Baumſchulen die vom Froſte gehobenen Pflanzen bei offenem Wetter wieder feſt drücken, das Schneewaſſer von allen Anlagen ſobald als möglich ableiten, und die Umzäunungen und Verheegungen in tüchtigen Stand ſetzen.

Mit dem Anweiſen des Bauholzes wird der Beſchluß gemacht, und die noch ſtehenden Bauſtämme muß man vollends fällen, und alsbald beſchlagen laſſen. Der Hieb in Ellernbrüchen höret auf, die Ellernſtämme aber, welche für die Färber und Huthmacher zum Abſchälen beſtimmt ſind,

müſſen herausgeſchafft und aufgeſchränkt werden. — Das Weidenköpfen und der Abtrieb aller Schlaghölzer überhaupt, iſt mit vollem Ernſt zu betreiben und wo möglich in dieſem Monate zu endigen. Beſonders ſollte man den Communen auflegen, ihre Weidenſchläge in der erſten Hälfte dieſes Monats zu endigen. — Von den geköpften Weiden werden die Stangen zum Setzen zugerichtet, ins Waſſer geſteckt und gegen Ende dieſes Monats gepflanzt, ſo wie auch alle Stecklinge und Ableger gemacht.

Das Brennholzanweiſen, Fällen, Aufſchlagen und Abzählen geht ſowohl in Hochwaldungen als Schlaghölzern ununterbrochen fort, und in den letztern ſchießt man zugleich alles Nutzholz aus. — Das Nadelholz, welches zu Nutzholz für die Bötticher beſtimmt iſt, muß jetzt vollends geſchlagen werden, weil das ſpäter gefällte anläuft, blau, und alſo zu Kaufmannswaaren untüchtig wird.

Das Kohlenbrennen von allen Holzarten hat in den Landforſten und Vorhölzern ſeinen Fortgang, und mit der Zimmerarbeit und dem Trennen der Bauſtämme und Pfoſten macht man den Anfang. — Wo die Gärbermyrthe und der Kühnpoſt wachſen, können dieſe für die Gärber gehauen und aufgebunden werden; auch kann man Birken- und Ahornſaft in denjenigen Schlägen zapfen, welche im nächſten Jahre abgetrieben werden. — Die Holzflößerei und Schifferth fängt an und wird eifrig betrieben. Hingegen geht da, wo das Raff- und Leſeholzſammeln der Heydemiether üblich iſt, dies zu Ende.

Von den Waldbäumen blühen in dieſem Monate die rauhe und glatte Ulme, die Silberpappel, die Zitterpappel, die gemeine und weiße Eller, der Haſelſtrauch und der Kellerhals. — Die Saamen fallen ab von der glattblättrigen Winterlinde, vom Vogelbeerbaum, vom Weißdorne, von der Rheinweide, dem Schwalkenbeerſtrauche, Schlingſtrauche, der Weinroſe, der Hagebuttenroſe, der blaſſen, weißen und gelben Feldroſe, der Erdroſe, der Hülſe, Miſtel, der Moosbeere, der gemeinen Heide, Sumpfheide, und von dem Wachholder.

Zur Waldpolizei gehört das Verbot des Tobakrauchens, der Hirtenfeuer und der Kohlerei in den Kieferrevieren zu Ende dieſes Monats.

Der Jäger hat folgendes zu beobachten. Die Fütterung und Körnung darf bei harter Witterung nicht unterlaſſen werden, weil das meiſte Wildpret, da es jetzt ſehr geringe iſt und von den Engerlingen ſehr ausſteht, ſonſt in dieſem Monate umfällt. Der Hirſch und das Reh begeben ſich an ihre alten Stände, und die Damhirſche ſuchen die Dickige. Die jagdbaren Hirſche werfen ihr Gehörne ab, ſo daß die verlornen Stangen jetzt aufzuſuchen ſind. Der Rehbock ſchlägt das rauhe Baſt ſeines Gehörns an Birken, Saalweiden, Tannen und Kiefern ab. Ueberhaupt wird den erſten dieſes Monats alle Jagd geſchloſſen und die Salzlecken müſſen friſch aufgeſchlagen werden.

Die jungen Jagdhunde müſſen mit Sorgfalt vor der Kälte bewahrt werden.

Jetzt ſind die Auerhühner und Birkhühner am beſten im Falzen zu ſchießen, auch der Schnepfenſtrich nimmt ſeinen Anfang. Wenn die letztern in Wieſen liegen, die feucht und mit Kuhmiſt belegt ſind, ſo bekömmt man ſie am beſten in Steck- oder Klebgarnen. Sie ſind aber jetzt mager und nicht ſo gut zu verſpeiſen, als im Herbſt. Man thäte daher beſſer, ſie blos im Herbſt zu fangen und zu ſchießen. Die Faſanen falzen. Die Trappen leiden ſehr von der Kälte. Schwäne und Enten ſtreichen ſehr nach großen Gewäſſern, und letztere lockt man mit der Lockente zum Schuß oder in Netze.

Der brave Jäger macht es ſich auch jetzt zur Pflicht, den großen Verheerungen zu ſteuern, welche die Vogelſteller unter den Singvögeln anrichten, die eines kleinen Intereſſe halber in manchen Ländern ganze Gegenden entvölkern. Schändlich iſt es beſonders, die unſchädlichen Singvögel ohne einen edlen Zweck wegzufangen, wenn ſie ſich ſchon gepaart haben.

Maſche, Fr. Maille. Heißen die Löcher in den Garnen oder Netzen von einem Knoten zum andern, welche nach Verſchiedenheit des Fangs von verſchiedener Größe ſind.

Maſerig, Fr. taché, madré. Iſt, wenn die Faſern im Holze verwickelt durch einander laufen, und daher gleichſam ein Gewölke bilden.

Masholder, **Maßeller**, ſ. unter Ahorn.

Maſt, Maſtung, Fr. Glandée, Paiſſon. Iſt diejenige Forſtnützung, wo Eicheln, Buchecken, Haſelnüſſe und wildes Obſt, entweder durch in den Wald getriebene Schweine gegen einen gewiſſen Zins benutzet, oder zu Hauſe verfüttert werden. In guten Jahren iſt es eine der vorzüglichern Forſtnützungen, indem dadurch nicht nur eine beträchtliche Summe, als ganz reiner Ertrag, in die Forſtkaſſe fließt, ſondern auch, durch Erſparung des beſſer anzuwendenden Futters, der umliegenden Gegend ein anſehnlicher Vortheil zu Theil wird.

Die Eicheln haben vor den Buchecken, weil ſie kernichtern Speck geben, den Vorzug, und beide vor dem wilden Obſte, welches die Schweine nicht eigentlich mäſtet, ſondern nur zum beſſern Gedeihen der Maſt beiträgt, indem es die natürliche Hitze mäßiget, welche die Eicheln und vorzüglich die Buchecken in dieſen Thieren rege gemacht haben. Dieſer Eigenſchaft des wilden Obſtes halber, muß daher der Förſter in den Eichen- und Buchenörtern wilde Aepfel und Birnen einſprengen, und die ſchon gegenwärtigen möglichſt ſchonen. Nebſt den genannten Früchten dienen auch Schwämme, Wurzeln, und vornehmlich Würmer zur Maſtung, welche letzere der Kühlung wegen die Schweine ſehr begierig verſchlucken. Man unterſcheidet darum füglich zwei Arten der Maſt, und nennt eine, welche die Eicheln, Buchecken, und das wilde Obſt in ſich begreift, die Obermaſt, die andere, welche in Schwämmen, Wurzeln und Würmern beſteht, die Untermaſt (ſ. Erdmaſt).

Die Obermaſt wird ihrer Menge nach in ganze, dreiviertel, halbe, viertel und Sprengmaſt eingetheilt. Sind alle Maſtbäume, und ganz mit Früchten beladen, ſo hat man ganze Maſt, dreiviertel, halbe und viertel Maſt, wenn entweder nur drei Viertheile, die Hälfte, oder ein Viertheil der Maſtbäume ganz beladen ſind, oder zwar alle, aber nur drei Viertheile, die Hälfte oder ein Viertheil Frucht tragen, und endlich Sprengmaſt, wenn nur hie und da einzelne Bäume mit wenigen Früchten behangen ſind. In einigen Ländern iſt nur die Eintheilung in ganze, halbe und Sprengmaſt üblich.

Das Recht der Maſt kömmt ordentlicher Weiſe dem Forſtherrn zu (ſ. Eichelleſen), und die Nützung derſelben

beſteht gewöhnlich darin, daß man eine verhältnißmäßige Anzahl Schweine der Unterthanen, gegen eine herkömmliche, oder erſt zu beſtimmende Abgabe (Fehmgeld) etliche Wochen lang einſchlägt. Die längſte Maſtzeit ſind 7 bis 9 Wochen, von der Mitte des Septembers an gerechnet. Zuweilen, wenn ganze Maſt vorhanden, oder die Zahl der Schweine nicht voll geworden, wird auch zweimal Maſt gemacht; die zweite dauert dann ſo lange, als es die Witterung erlaubt, und die Schweine noch keinen Mangel an Nahrung haben. Die Nachmaſt über dieſe Zeit zu verlängern, iſt weder den Schweinen gedeihlich, die nun nicht mehr zunehmen, noch dem Forſte, weil in Ermangelung der Obermaſt, die Schweine die Erde umwühlen, und den etwa vorhandenen Aufſchlag verderben. Soll aber die Maſt den Schweinen wohl gedeihen, ſo müſſen ſie in mehrern Orten hinlänglich Waſſer haben, und die Maſthölzer nahe genug beiſammen ſtehen. Des Waſſers können die Schweine nicht entbehren, ſo daß es in deſſen Ermangelung nöthig iſt, hie und da in dem Forſte Tränken auszugraben; und ſtehen die Maſthölzer weit auseinander, ſo laufen ſich die Schweine ſehr aus, und werden nicht fett.

Der Ordnung gemäß muß der Förſter jedes Jahr die Zahl der einzunehmenden Schweine den Unterthanen kund machen, damit ſich jeder zeitig hiezu melden, und in Ankaufung magerer Schweine darnach richten könne. Zu dem Ende ſoll er a) im Julius oder Auguſt ſein Revier durchgehen, und zuſehen, ob ſie ganze, dreiviertel oder halbe Maſt geben, und b) nach der vorgefundenen Maſt die Zahl der Schweine überſchlagen, welche dieſes Jahr aufgetrieben werden können. Hierzu läßt ſich aber keine ſichere Regel angeben, und es iſt am beſten, der Erfahrung alter, verſtändiger, dabei ganz uneigennütziger Bauern ſich zu bedienen, ſo wie es auch Länder giebt, wo der Förſter ſolche Leute zur Beurtheilung der Maſt beiziehen muß.

Findet ſich bei der Beſichtigung des Maſtreviers nur Viertelmaſt, oder gar nur Sprengmaſt vor, ſo iſt es nicht rathſam Schweine eintreiben zu laſſen. Denn es würde in dieſem Falle der Mühe des Einſchlagens nicht lohnen, und die Saamenlohden, wenn das Revier nicht Hochwald iſt, ſtehen in Gefahr von den Schweinen, die aus Hunger nach

Untermaſt die Erde durchwühlten, an den Wurzeln beſchädigt, oder gar ausgehoben zu werden. Hat man ſich von den abgefallenen Eicheln und Buchecken mit den nöthigen Saamen verſehen, ſo kann man die übrigen von den Unterthanen, um ſie unter anderes Futter zu miſchen, und damit die Schweine auf dem Stalle zu mäſten, aufleſen laſſen.

Mit der Zahl der einzunehmenden Schweine wird zugleich der Maſtzins für ein Stück Schwein in dieſem Jahre beſtimmt, wenn derſelbe nicht ſchon für immer, durch Geſetze oder Gewohnheit, feſtgeſetzt iſt. Der Förſter muß bei dieſer Beſtimmung die Größe der Schweine, die Menge der Maſt, und den laufenden Fruchtpreis in genaue Erwägung ziehen, und den für ein Schwein zu zahlenden Zins ſo gemäßigt und ehrlich berechnen, daß auch dem Unterthan noch ein kleiner Gewinſt von der Waldmaſt zufließen möge. Gewöhnlich werden 2 halbjährige Schweine, und 4 Saugferkel für ein Hauptſchwein gerechnet.

Wenn nun dieſe doppelte Beſtimmung der einzuſchlagenden Anzahl Schweine, und des Maſtzinſes vom Forſtamte oder von der Kammer, oder von beiden zugleich genehmiget worden iſt, ſo macht ſie der Förſter den Unterthanen bekannt, und verbietet von dieſer Zeit an die Hütung des andern Viehes auf eben den Schlägen, wo Maſt vorhanden iſt, in ſo fern ſie nicht, vermöge beſonderer Verträge, für immer geduldet werden muß. Nach dieſer Bekanntmachung werden die Schweine der Unterthanen nach der Ordnung, wie ſie zur Maſt gemeldet worden, eingeſchrieben, jedoch ſo, daß die Maſtberechtigten immer vor den andern den Vorzug haben, bis die Zahl voll iſt.

Sind nun die Schweine eingeſchrieben, und fängt die reife Maſt an zu fallen, ſo wird der Tag zum Auftreiben beſtimmt. So bald an dieſem Tage die Schweine alle auf dem Platze ſind, ſo läßt ſie der Förſter mit ſeinem, und der Eigenthümer ihren Zeicheneiſen anbrennen, und dem Hirten zuzählen, und dann mit der Maſtung den Anfang machen. Dieſes doppelte Anbrennen der Schweine iſt um deswillen nöthig, damit jeder Eigenthümer die ſeinigen von den fremden unterſcheiden, und keiner mehrere als aufgeſchrieben worden, heimlicher Weiſe nachtreiben könne. Ob

der Maſtzins bei dem Ein- oder Austriebe der Schweine, ganz, oder jedesmal zur Hälfte, an Geld, oder Frucht bezahlt werden muß, hängt von jedes Orts Gewohnheit, und wo dieſe nicht iſt, von der Beſtimmung der Kammer ab. Während der Maſtzeit beſucht der Förſter öfters und unvermuthet die Heerden, und ſieht nach, ob keine unangebrannte Schweine ſich darunter befinden. Wenn nach Verlauf einiger Wochen die Schweine fetter geworden, ſo läßt er nun auch den Tag des Austriebes den Eigenthümern bekannt machen, und zählt ſie an dem beſtimmten Tage denſelben ordentlich wieder zu. Was der Förſter außer dieſem Geſagten noch zu beobachten hat, muß er ſich, weil es meiſtens lokal iſt, aus der Forſtordnung ſeines Landes bekannt machen.

Wenn eine zweite Maſt vorgenommen werden kann, ſo wird nun ſogleich zu ſelbiger Anſtalt gemacht, und im Ganzen, wie bei der erſten, verfahren; nur muß hier der Maſtzins geringer, auch, wegen ungewiſſer Dauer der guten Witterung, nur wochenweiſe angeſetzt werden.

Maſtbuche, Lat. Fagus ſylvatica, Linn. Fr. le Hedre, Engl. the common Beech; auch genannt: Buche, Büche, Rothbüche, Bucke, Bücke, Buchbaum, Winterbuche, Sommerbuche, Rauchbuche, Bergbuche, Thalbuche, Tragebuche, Beuchbaum. Iſt ſommergrünes Laubholz, und gehört unter die harten Bauhölzer. Sie iſt einer der ſchönſten, und in Wurzel, Stamm und Krone einer der anſehnlichſten hochſtämmigen, ſtarken Bäume in unſern Forſten, und nur die einzige Art, die aus dieſem Geſchlechte bei uns einheimiſch iſt. Die verſchiedene Farbe des Holzes und der Rinde, und die veränderlichen Umſtände des Laubes, ſind bloße Zufälle, an welchen das Alter, die Nahrung, der Boden ꝛc. ſehr großen Antheil haben, welche zwar wohl Veränderungen, aber keine Gattungen erzeugen können. Es iſt daher die wahre oder Maſtbuche ſehr wohl von der Weißbuche (Hornbaum) zu unterſcheiden.

Die Maſtbuche erreicht in 120 Jahren, im geſchloſſenen Stande und guten Boden, eine ſehr anſehnliche Höhe von 100 bis 132 Fuß, und eine Stärke im Durchmeſſer von 2, 3 bis 4 Fuß. Die ſtarken holzigen Wurzeln ſtreichen in einem gemäßigt feuchten lockern Boden weit und

ſehr flach in der Erde aus, daher die Buchen keinen ſo tiefen, lockern Boden als die Eichen brauchen. Die glatte Rinde wird da, wo die Stämme frei ſtehen, ſo daß ſie der Witterung ausgeſetzt ſind, ſehr hell und mehr weißgrau als ſonſt, dagegen wird ſie tiefer im Holze, viel brauner, und wo ſie der Luft nicht frei ausgeſetzt ſind, noch weit dunkler. Das Holz iſt weiß, auch röthlich, hart, ſchwer und ſprödbrüchig. Die Blätter ſind 2 und drei viertel Zoll lang und 1 und fünf Achtel Zoll breit, eiförmig zugeſpitzt, am Rande krauswellenförmig ausgebogen, anfangs weich, hellgrün und etwas wollig, werden aber in der Folge glatt, ſteif, glänzend und dunkelgrün; im Herbſte werden ſie braun, dürre, und fallen zum Theil ab. Sie ſitzen abwechſelnd an den Zweigen auf kurzen Stielen, brechen mit der Blüthe zugleich aus, nehmen leicht unbeſtändige Veränderungen an, und ſind auch zu monſtröſen Auswüchſen geneigt.

Die Buche iſt eine Zwitterpflanze, welche beſondere männliche und beſondere weibliche Blüthen von einander auf einem oder mehreren Zweigen abgeſondert, im Mai hervorbringt. Die männliche Blüthe mit 12 Staubfäden, befindet ſich in langen Stielen unterwärts des neuen Triebes in einem Blumenzapfen von der Größe einer Vogelkirſche. Die weiblichen Blüthen ſtehen an den jungen Zweigen in Geſtalt rother Knöpfchen beſonders und aufrecht. Aus dieſer weiblichen Blüthe wird die ſtachliche, rauhe, in vier Theile getheilte, rundlich ſpitz zulaufende Fruchtkapſel, in welcher zwei einen halben Zoll lange, dreieckigte, braune und glatte Saamenkörner, die ſogenannten Buchecker, eingeſchloſſen werden. Sie ſpringt bei der Reife im Oktober in vier Theile auf, da ſie braun iſt, und dann ihren Saamen gerade unter den Baum ausſtreuet, weil dieſer nicht, wie viele andere Saamen abfliegen kann. Die Blüthe leidet zuweilen ungemein durch die ſpäten Nachtfröſte.

In Abſicht des Bodens iſt die Buche zufrieden, ſobald deſſen aus Dammerde beſtehende Oberfläche nur nicht austrocknen kann, welches in obiger Lage und Stand auch ſo leicht nicht geſchieht. Vorzüglich aber lieben ſie an der nordöſtlichen Seite, einen mit Gries und Stein vermiſchten guten und gemäßigt feuchten und lockern Boden, welcher zugleich einen geringen Antheil von Leim und Thon ent-

hält. In einem trocknen kalkigthonigten Boden hingegen wachſen die Buchen ſtruppig, ſtrauchig und knotig; da im Gegentheil im erſtern Grunde die vielen äſtigen Zweige der Wurzeln, ohne Hinderniß ſehr weit und ſehr flach in der Dammerde ausſtreichen.

Die Buchecker ſäet man vom Oktober an bis zu Ende des Novembers in einem recht rein gemachten ausgelüfteten Grunde, an den Morgen- und Mitternachtsſeiten der Berge. Der Platz wird reihenweiſe, wie bei den Eichen, gehackt; die Buchecker legt man ſodann etwa 6 Zoll auseinander einzeln in die Rinnen, und giebt ihnen nicht über einen halben Zoll hoch lockere Erde, ſodann Reißig oder Laub zur Bedeckung. — Wenn die Saamen zur Maſtzeit ſtark fallen, und die Schweine, welche nicht hungrig eingetrieben werden dürfen, dieſelben etwas in die Erde gebracht und den Boden gut durchwühlt haben, ſo hilft man öfters mit der Harke nach, und wirft noch etwas Saamen dazu.

Man ſchlägt auch vor, die Buchenſaat erſt im Frühling vorzunehmen, um dadurch den ſpäten Fröſten auszuweichen, die den jungen Pflanzen im Aufgehen tödtlich ſind, zu welchem Ende man die Buchecker den Winter über im Sande aufzubewahren empfiehlt. Allein Erfahrungen haben beſtätiget, daß die im April geſäeten Buchecker, welche nach empfangenem Regen gar bald aufgehen, eben ſo gut durch ſpäte Fröſte getödtet werden, als die im Herbſte geſäeten. Da es auch ohnehin mislich iſt, ſolche den ganzen Winter hindurch bis zur Saatzeit zu erhalten, ſo wird man immer am ſicherſten gehen, wenn man hierin der Vorſchrift der Natur folgt, und den Saamen ſchon im Herbſt der Erde anvertrauet.

Die Schläge, von denen kein Stock oder Wurzelausſchlag mehr zu erwarten ſteht, und die wieder mit Buchecker beſäet werden, hat man auf verſchiedene Weiſe bearbeitet. Von allen gemachten Proben aber wurde noch keine beſſer gefunden, als diejenige, nach welcher man den zu beſaamenden Ort eine Zeitlang zuvor behackte, von allem Geniſte und Graswurzeln reinigte, die Buchecker auf vorher gemachte Rieſen legte, ganz ſeichte mit Erde und Buchenlaub bedeckte, und den Platz mit einem Zaun verwahrte.

Auf großen und längſt verraſten Schlägen, kann die Wiederbeſaamung mit Buchen auch auf eine viel leichtere Art geſchehen. Man läßt nämlich einen ſolchen ſchon längſt verraſten Schlag, wenn Hoffnung zu einer Saat vorhanden iſt, im Sommer vorher ganz abmähen, hernach das Vieh hineintreiben, damit ſolches das zurückgebliebene Gras vollends gänzlich herausnage, worauf ein ſolcher Wald alsdann gewiß geſäubert werden wird. Säet man einen auf dieſe Art behandelten Schlag im Herbſte an, ſo kann man verſichert ſeyn, daß er gewiß ſchon aufgehen und fortwachſen werde. Freilich muß ein ſolcher Platz weit dicker angeſäet werden, als einer, welcher gehackt wird, weil hier der Saame dem Ungeziefer und Vögeln weit mehr Preis gegeben iſt. — Die Buchenſaat auf großen Blößen iſt im übrigen ſehr mislich, und wenn ſie gerathen ſoll, ſo muß ihr auf ſolchen Strecken allezeit der Anbau anderer Holzarten ſchlechterdings vorhergehen.

Der Buchenſaame geht im Frühjahr und zwar gemeiniglich im April auf, indem die Pflänzchen mit zwei dicken nierenförmigen Saamenblättern erſcheinen. Alsdenn muß man hauptſächlich darauf bedacht ſeyn, daß die jungen Pflanzen durch eine Umzäunung vor dem Wildpret und zahmen Vieh geſichert werde. Wo aber eine Umzäunung nicht wohl anzulegen iſt, da ſäe man zwiſchen die Buchen etwas Aſpen und Saalweiden; denn nach Erfahrung greift das Wildpret, ſo lange es dergleichen Hölzer zum abkappen hat, nicht leicht die jungen Buchen und andere Hölzer, als Eſchen, Ahorn ꝛc. an.

Die Verpflanzung geſchieht am vorzüglichſten zu Ende des Oktobers und Anfang Novembers. Auch im März und Anfang Aprils, wenn man wegen des Schnees Pflanzen ausheben laſſen kann, ſind ſolche noch zu verſetzen. Zum Verpflanzen ſind die von drei bis vier Fuß lange die ſchicklichſten. Solche werden mit der gehörigen Vorſicht (ſ. Anpflanzen und Holzkultur) ausgehoben, an den für ſie beſtimmten Ort gebracht, und in reichlich 1 Fuß tiefe und 2 Fuß weite Löcher, ohne lange an der Luft zu liegen, nach beliebiger Weite, gehörig verſetzt. Der Buche den Gipfel abzuſchneiden hindert nach der Erfahrung ihren Wuchs, und verwandelt ſie in ſtruppigte Büſche. Die Erde darf

nicht gar zu feſte angetreten, ſondern nur mäßig angedrückt werden.

Wenn die Pflanzung wohl gerathen ſoll, ſo muß auch das junge Holz vor dem Wildpret ſehr gehütet werden. Unter dem Wildpret ſind ihnen im Winter die Haſen und Rehe, und unterm Vieh die Schafe am gefährlichſten. Da endlich die Buchen in der Jugend ſchlechterdings viel Schatten verlangen, ſo muß auch das junge Holz vor dem Wildpret ſehr gehütet werden. Unter dem Wildpret ſind ihnen im Winter die Haſen und Rehe, und unterm Vieh die Schafe am gefährlichſten. Da endlich die Buchen in der Jugend ſchlechterdings viel Schatten verlangen, ſo muß man ihnen ſolchen in den Baumſchulen auf eine künſtliche Art verſchaffen, in der Folge aber zum Ort der Beſtimmung, außer einem für ſie ſchicklichen Boden, auch auf einen kühlen Stand Rückſicht nehmen.

Frucht, Rinde und Holz machen dieſen Baum ſchätzbar. Vorzüglich ſchickt er ſich zu Baumholz, keinesweges aber zu Schlagholz. Zwiſchen 100 bis 200 Jahren gelangt die Buche zu ihrer Vollkommenheit, und dann fällt man ſie im Spatherbſt. Das Holz iſt im Wetter und in der freien Luft nicht ſehr dauerhaft, ſo hart es auch iſt; daher dient es nicht wohl zu Zimmerholz, ausgenommen bei Hammerwerken, zu Helmen, Keilen u. d. gl. Deſto beſſer bauet es im Trocknen und unterm Waſſer. Selbſt beim Schiffbau ſind die Kiele und die unter Waſſer kommenden Planken von dieſem Holze bei jeder Marine ſchätzbar. Wenn es friſch ins Waſſer kömmt, ſoll es ziemlich dauerhaft ſeyn, nur Abwechslungen von Näſſe und Trockne richten es bald zu Grunde. Da das buchene Holz leicht von Würmern angegriffen wird, gerne aufreißt, ſo lange es noch ſaftig iſt, und ausgetrocknet brüchig wird, ſo haben die Engländer, um es für das Bauweſen nutzbarer zu machen, mittelſt einer Dampfmaſchine vor dem Gebrauch ausgetrocknet, wodurch ſeine Dauer vermehrt und der Wurm abgehalten wird. So lang es grün iſt, läßt es ſich gut hauen und ſchneiden, wie man es denn zu Buchbinder- Brandſohlen- und Spiegelbrettern ſehr dünne haben muß, trocken hingegen ſtumpft es die Inſtrumente ſehr ab. In der Rinde dauert es am allerwenigſten.

Das ſtarke Nutzholz, wenn ihm der Saft benommen worden iſt, dient bei Hütten- und Pochwerken, Mehl- Wind- Oel- und Papiermühlen, auf Hammerwerken zu Preßblöcken, Blaſebalggerüſten, Balken, Keil- und Stangenwerken. Ferner wird es zu Wagnerholz, Schrauben, Oelſtampfen, Rollen, Keltern, Stühlen, Bettſtellen, Mulden, Kiſten, Schlittkufen angewendet. Das ſchwächere Buchenholz giebt allerhand gemeines Schirrholz, Wurf- und Kornſchaufeln, Ruder, Spaden, Flachsbrechen, Joche, Achſen, Felgen, hölzerne Schuhe, Abſätze, Kummet- und Sattelhölzer, Handſchlitten, Teller, Waſſereimer, Degen- und Meſſerſcheiden. Unter unſern einheimiſchen Holzarten iſt es mit das beſte Brenn- und Kohlholz, es giebt eine helle Flamme, hält Gluth und Hitze lange genug ohne zu praſſeln oder zu ſpringen. Die Kohlen ſind hart, ſchwer und im Feuer dauerhaft, ſie halten die Hitze ſtark und lange, und die Aſche iſt zu Pottaſche, ingleichen für Glashütten und Seifenſiedereien eine der allerbeſten. Die Spåne dienen zur Läuterung des Weines. Das Laub dient zum Ausfüllen der Bettſäcke, die ſich dreimal länger und beſſer halten, als die mit Stroh gefüllten. Aus der Rinde verfertigte man ſonſt Pokale.

Die Bucheckern geben mit Erbſen oder Bohnen vermiſcht, eine ſehr gute Maſt. Im freien iſt die Maſt deſto beſſer, wenn ſie mit der von Eichen vermiſcht iſt. Sonſt hat man ſie auch geröſtet, ſtatt des Kaffees vorgeſchlagen, wozu ſie aber wegen ihrer narkotiſchen Eigenſchaft nicht zu taugen ſcheinen. Beſſer iſt es ſie auf Oel zu benutzen. Sie geben ein überaus klares und ſchönes Oel, welches zuweilen dem Olivenöl vorgezogen, auch in einigen Gegenden als Speiſeöl gebraucht wird. Es iſt blaßgelb, hell, durchſichtig und von einem angenehmen Geſchmack. Zur Gewinnung deſſelben müſſen die Bucheckern geſchält werden, weil ſie vieles Oel einſchlucken, und dem ausgepreſten einen herben widerlichen Geſchmack geben. So dürfen ſie auch nicht friſch, ſondern erſt nach Verlauf einiger Monate geſchlagen werden, da ſie dann mehr Oel liefern. Das Mark, welches beim ſchlagen und preſſen zurück bleibt, dient als ein Maſtfutter für Rindvieh, Schweine und Geflügel. Getrocknet giebt es ein Mehl, ſo wie auch Stärke und Pu-

der, welche man auch aus ungepreßten Eckern erhalten kann. Außer dem Gebrauche des Oels zum ſpeiſen, dient es in England auch zum Wollewaſchen. Beim Brennen giebt es, wenn es älter geworden, eine helle Flamme, ohne daß es dampfet oder berauſchet, und in der Kälte gerinnt es nicht ſo leicht als Baumöl.

Matatſche. Iſt ein Floß, von ſeinem Erfinder Mathus, einem Oberſchleſiſchen Bauer, ſo benannt, wo 25, 30 bis 35 Klaftern Holz, nach Maasgabe der Größe des Stroms, durch einen Rahm von ſchlankem Bauholze in ein oblonges Volumen gebracht, und durch darauf ſtehende Menſchen regieret werden. Ein ſolches Floß iſt ſo ſinnreich als einfach, und verdient vor allen andern gebundenen Flöſſen einen Vorzug, außer wenn man das Brennholz in ganzen Stämmen oder Klötzen tranſportiren kann, welches aber nur thunlich iſt, wo das Holz unmittelbar zu ſtarken Wäſſern angerückt werden kann. Ohnerachtet der Einfachheit der Matätſchen macht es doch, gegen die jetzt mehr gewöhnliche Klobenflöſſe, ein unendliches Detail, viel mehr Koſten, Abgang an Holz, Verwüſtung des ſchönſten anwachſenden Holzes zum Verbinden der Flöſſe, und oft wird der Hauptzweck damit verfehlt, weil dieſe Art Flöſſerei nur bei einem ſtarken Waſſer ausgeübt werden kann.

Mathematik, Fr. les Mathématiques. Iſt eine dem Forſtmann vorzüglich nöthige aber auch dem Jäger nützliche Wiſſenſchaft. Denn ohne dieſelbe, oder ohne auf ſie wenigſtens gebaute Anſtalten, kann nie im Forſtweſen das geringſte mit Zuverläſſigkeit beſtimmt und nie eine fortwährende Dauer ſchöner Waldungen und deren möglichſt höchſte Benutzung zu verſprechen ſeyn, wenn auch gleich alle übrige Kenntniſſe aus andern Hülfswiſſenſchaften angewendet werden. Denn wenn man den Vorrath, mit welchem man wirthſchaftet, und ſeinen Werth nicht kennt, und wenn man alſo nicht nach einem ſolchen Ueberſchlag eine nachhaltige, dem Kapital angemeſſene ſichere Benutzung ausmitteln und bewirken, keine dieſer Benutzung, und dem Ganzen angemeſſene, verhältnißmäßige Herſtellung und Verbeſſerung machen kann, welches alles ohne Matheſis ohnmöglich zuverläßig geſchiehet; ſo fällt die Forſtwiſſenſchaft und Forſtwirthſchaft weg, die doch im eigentlichen Verſtande die Er-

kenntniß der Gründe begreifen, nach welchen Forſte oder Waldungen pfleglich und wirthſchaftlich zu nutzen, und zugleich immer fort bei einem ihrer Größe gemäßen, tauglichen Holzbeſtand zu erhalten ſind. S. Forſtwiſſenſchaften.

Mausadler, ſ. Lanette.

Mauſe, Rauhe, Rauche, Fr. être en mue, changer de plumes, ſe déplumer. Heißt, wenn der Vogel die Federn wechſelt, indem er die alten verlieret und neue bekömmt.

Mäuſefalke, Lat. Falco Buteo, Linn. Fr. la Buſe, Buff. Engl. the Buzzard, Penn. auch genannt: Buſſard, Bushart, Busharkfalk, Weyhe, Waldgeier, die Rüttelweihe, Sumpfweihe, Waſſervogel, Unkenfreſſer; Krainiſch, Kaine. Gehört unter die Ordnung der Raubvögel, und zwar unter die Gattung der Falken, nämlich unter deren zweite Familie, die eigentlichen Falken. Bloße mittelmäßige Füße, gezähnter Schnabel, gerader Schwanz, und lange Flügel ſind Kennzeichen ſeiner Art.

Dieſer Raubvogel iſt faſt in ganz Deutſchland bekannt. Er iſt 2 Fuß 3 Zoll lang, der Schwanz 11 Zoll, und die Flügelbreite beträgt 5 Fuß. Das Weibchen wiegt über 2 Pfund, und das Männchen 1 Pfund 20 Loth. Der Schnabel iſt 1 und ein halb Zoll lang, ſehr gekrümmt, dunkelbraun; die Wachshaut gelb; die runden Naſenlöcher mit Borſten bedeckt; die Schnabelecken gelb; die Zunge dick, mit einem Einſchnitt; der Augenſtern graubraun; das untere Augenlid wollig und weiß; der Augenrand gelblichgrün; die ſtarken Füße gelb; die Schenkel 4 und einen halben Zoll und die Beine 3 Zoll 9 Linien hoch; die mittlere Zehe 2 und ein Viertel Zoll und die hintere 1 und ein Viertel Zoll lang.

Der große Kopf iſt mit dem kurzen dicken Hals, dem Rücken und den Deckfedern der Flügel und des Schwanzes aſchgraubraun. Der Unterleib hat ein geſprenkeltes Anſehen; die Kehle iſt weiß, ſchwärzlich geſtrichelt; der Hals grau, mit gelblichen Bändern; der Hals weiß mit dunkelbraunen Wellen; der Bauch weiß; die Afterfedern weiß mit dunkelbraunen Wellen; die Schenkelfedern (Hoſen) auswendig grau und inwendig mit braunen Flecken; die Schwungfedern äußerlich ſchwarzgrau, wie mit einem wei-

ßen Puder überſtreut, die inwendige Fahne weiß mit ſechs ſchwärzlichen Flecken; die innern Deckfedern grau mit weißen braunen und gelben Bändern, und ihre Schwungfedern ſchmutzig weiß und ſchwärzlich bandirt; der Schwanz hat ohngefähr 12 ſchwärzliche Bänder mit brauner Einfaſſung; die Spitze iſt röthlich aſchgrau.

Das Weibchen iſt 4 Zoll länger und 5 Zoll breiter; der Oberleib hat an jeder Feder eine roſtfarbene aufgeſchliſſene Spitze; die obern Deckfedern des Schwanzes ſind aſchgraubraun mit gelblichrother Einfaſſung; der Bauch und After gelblich weiß mit dunkelbraunen röthlich eingefaßten Bändern. — Ueberhaupt iſt die Verſchiedenheit der Farbe bei dieſem Raubvogel mehr als bei einem andern bemerklich.

Es ſind träge, ungeſchickte Vögel, die ſtundenlang auf einem Baume zuſammengedrückt ſitzen, und nicht eher auf den Raub ausfliegen, als bis ſie der größte Hunger treibt. Sie fliegen langſam, hoch, und beſchreiben in der Luft immer Kreiſe; haben eine ziſchende Stimme, die ſie aber nur ſelten hören laſſen. In Deutſchland ſind ſie Strichvögel, da ſie bei zu ſtrengem Winter ſüdlicher wandern, wenn aber gelindere Witterung eintritt, ſogleich an ihren alten Ort wieder kommen. Sie lieben die Vorhölzer in großen Waldungen, fliegen am Tage ins Feld, und halten ſich auf den Feldbäumen, Gränzſteinen, und an den Hekken ihres Raubes halber auf.

Ihre vorzügliche Nahrung beſteht aus Ringelnattern, die ſie ſehr geſchickt aus dem Balge und den Knorpeln auszufreſſen wiſſen, aus Fröſchen, Kröten, Eidechſen, Blindſchleichen, großen Heuſchrecken u. d. gl. Sie lauern den Maulwürfen und Feldmäuſen auf, und unter den nützlichen Thieren haben blos die jungen Haſen, Kaninchen, Rebhühner und Wachteln ſie als Feinde zu fürchten. Sie verſchlucken auch nicht wie andere Vögel ihren Raub ganz, ſondern löſen die vierfüßigen Thiere erſt aus ihrem Balge aus, und entblößen die Vögel von ihren Federn.

Ihr Neſt findet man in Wäldern auf den höchſten Bäumen, vorzüglich auf alten hohen Fichten. Das Weibchen legt 3 bis 4 weißliche, ins grüne ſpielende, mit gelbbraunen Flecken beſtreute Eier. Die Jungen füttern ſie

länger im Neſte, als die andern Raubvögel. — Man findet dreierlei Arten Läuſe an ihnen, und in ihnen viererlei Arten Würmer.

Da ſie ſcheu ſind, ſo können ſie nur durch Hinterſchleichung geſchoſſen werden. In Vergleichung aber ihres aus ihrer Nahrung erſichtlichen Schadens gegen ihren Nutzen, ſollte man ſie nicht tödten.

Mäuſehabicht, ſ. Wespenfalke.

May, ſ. Mai.

Meeramſel, ſ. Ringdroſſel.

Meerelſter, lat. Haematopus Oſtralegus, Linn. Fr. l'Huitrier, Buff. Engl. the pied Oiſtercatcher, Penn. auch genannt; Auſterfiſcher, Auſterſammler, Auſtermann, Auſterdieb, Auſterfreſſer; ſchwarz und weiße Schnepfe. Sie gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und iſt die einzige Art von der Gattung der Auſternfiſcher. Als Gattungskennzeichen iſt bei ihr der Schnabel zuſammengedrückt, und ſtellt an der Spitze einen Keil vor, die Naſenlöcher ſind ſchmal, und die Füße ſind Lauffüße. Als Kennzeichen ihrer Art hat ſie ſchwarzen Oberleib, weißen Unterleib, an der Wurzel weißen und an der Spitze ſchwarzen Schwanz.

Sie iſt größer als eine Krähe, 18 Zoll lang, und die Breite 3 Fuß 9 Zoll und 9 Linien; der Schwanz 5 Zoll, und die Flügel reichen bis auf drei Viertheile deſſelben. Der Schnabel iſt 3 und ein halb Zoll lang, orangenroth, zuweilen halb ſchwarz; die dicken Füße ſind mit einer ſchuppigen Haut verwahrt und ſchmutzig fleiſchroth, die Nägel ſchwärzlich, der nackte Theil der Schenkel 4 Linien, die Beine 2 Zoll hoch, und die Mittelzehe 1 und zwei Drittheile Zoll lang.

Der ganze Kopf, Hals und Rücken iſt ſchwarz, ein weißer Fleck unter den Augen und an der Kehle; der Unterrücken, Steiß, die Unterflügel, die Bruſt, und der übrige Unterleib weiß; die kleinen Deckfedern der Flügel ſchwarz, die großen weiß, daher ein weißer Querſtreifen über die Flügel läuft; die vordern Schwungfedern dunkelbraun, die hintern weiß; der Schwanz gerade, das untere Theil weiß, das Ende ſchwarz. — Männchen und Weibchen ſind von einerlei Farbe, nur daß bei letzterm der Rücken mehr dunkelbraun als ſchwarz iſt.

Sie läuft mehr am Strande herum, als daß ſie ſchwimmt. Wenn Ebbe iſt, bezeigt ſie ſich ſehr fröhlich und ruft Quii! Wenn ſie einen Jäger, oder ſonſt einen Feind gewahr wird, ſo erhebt ſie ein lautes Geſchrei und reizt dadurch die Gänſe und anderes Waſſergeflügel zur Flucht. — Sie iſt ſehr weit verbreitet. In Deutſchland trifft man ſie an der Oſtſee, auch im Brandenburgiſchen an den Seen an, verfliegt ſich aber in andere Gegenden äußerſt ſelten. Im Herbſt zieht ſie in großen Haufen aus einigen Gegenden weg, kömmt aber im Frühjahr bald wieder zurück.

Ihre vorzüglichſte Nahrung machen die Auſtern aus. Sonſt frißt ſie auch Miesmuſcheln, Seeſchnecken, allerhand Aas, und bei Island auch den Uferwurm.

Unter allen Waſſervögeln legt ſie am erſten ihre 3 bis 5 graulichgrünen mit ſchwarzen Strichen und Flecken beſetzten Eier. Sie werden auf dem nackten Boden am Ufer gefunden, und 3 Wochen bebrütet. Den Raben, der die Eier rauben will, jagt ſie weg, und einem Menſchen fliegt ſie ſchon, wie der Kiebitz, von ferne entgegen, und ſchwebt mit einem ſtarken Geſchrei um ihn herum.

Die Jungen können, ehe ſie ſich zum erſtenmal mauſern, nicht nur ſchwimmen, ſondern auch untertauchen, und erhalten ſogleich die Farbe der Alten, außer daß die ſchwarze Farbe ins bräunliche fällt, und der weiße Fleck unter den Augen, und der weiße Kehlſtreifen fehlt. Sie laſſen ſich jung leicht zähmen, und gehen mit den Enten; alt aber ſind ſie dazu zu wild. — Sie werden von der Meerelſterlaus geplagt.

Das Fleiſch iſt wohlſchmeckend, beſonders nach abgezogner Haut, daher dieſer Vogel in Island gefangen und geſpeiſet wird. Daſelbſt werden auch die hartgekochten Eier für einen Leckerbiſſen gehalten. — Die Kamtſchadalen halten es für die größte Sünde, ihn zu tödten, weil man dadurch die Witterung verderbe, und ſchlechtes Wetter verurſache.

Meerhuhn, ſ. Waſſerhühnchen.

Meerlerche, Lat. Tringa Cinclus, Linn. Fr. l'Alouette de Mer, ou Cincle, Buff. Engl. the Purre, Penn. auch genannt: der Steinpicker; in Thüringen der

bunte oder mittlere Strandläufer. Iſt ein Sumpfvogel, und eine Art von der Gattung der Strandläufer, welche folgende Kennzeichen hat. Der Schnabel iſt ſchwarz und glatt, die Füße ſind dunkelbraungrün; über die Augen geht eine weiße Linie, und durch dieſelbe eine dunkelbraune, und die Bruſt iſt dunkelbraun gefleckt.

Dieſer Strandläufer iſt 7 und einen halben Zoll lang, der Schwanz 2 Zoll, die Breite der Flügel, die gefaltet bis bald an die Schwanzſpitze reichen, 1 Fuß 2 Zoll, und das Gewicht 2 Unzen. Der Schnabel iſt über 1 Zoll lang, rund, mit einer ſcharfen glatten Hornſpitze, von Farbe dunkelbraun, an der Spitze ſchwarz und der Unterkiefer von der Wurzel bis in die Mitte weißgelb; der Augenſtern hellnußbraun; die Augenlider weiß; die Füße ſchwarzgrün, die Nägel ſchwarz, die Beine vorn geſchildert, an den Seiten und hinten aber netzförmig und 1 Zoll hoch, die Schenkel ½ Zoll nakt, die Mittelzehe 1 Zoll lang, und die hintere 3 Linien, die mittlere und äußere durch eine kleine Haut verbunden.

Der ganze Oberleib mit den Deckfedern der Flügel, Schulterfedern und hintern Schwungfedern iſt dunkelaſchgrau; über die Augen läuft ein röthlichweißer Streif, der hinter denſelben ins hellroſtfarbene fällt, und durch dieſelben geht ein ſchmaler dunkelbrauner; die Backen ſind dunkelbraun, ſchwarz geſtrichelt; der ganze Unterleib iſt ſchneeweiß, dunkelbraun geſtrichelt; die erſte Ordnung der Schwungfedern mit ihren Deckfedern iſt ſchwarzbraun mit weißen Spitzen; die zweite Ordnung Schwungfedern in der Mitte mit einem großen weißen Flecken, weißen Spitzen, übrigens dunkelbraun; die untern Deckfedern der Flügel weiß und dunkelbraun gefleckt; die weiße Zeichnung auf den Flügeln macht zwei weiße Flecken, und bei ausgebreiteten Flügeln oder im Fluge zwei weiße Querbinden; der Schwanz iſt keilförmig, die drei mittlern Federn ſind graubraun mit ſchwärzlichen Bändern, die mittelſte mit röthlichweißen, und die beiden andern mit weißen Spitzen; die übrigen Seitenfedern weiß mit 5 oder 6 dunkelbraunen Bändern. — Das Weibchen iſt um einen ganzen Zoll länger und nach Verhältniß breiter und ſchwerer, hat einen 1 und einen halben Zoll langen Schnabel, iſt überhaupt heller; die Kehle weiß; der Unterhals und die Hälfte der Bruſt

dunkelbraun geſtrichelt und mit etwas roth vermiſcht; die 4 mittlern Schwanzfedern ganz graubraun; alle Federn ſchillernd, über den Augen ein weißlicher Strich.

Dieſer Strandläufer, der einen ſehr ſchnellen, aber niedrigen Flug hat, iſt weniger ſcheu als die übrigen. Er läßt ſich ſehr nahe kommen, und ſchreit beim Abfliegen Zi zi zi! Zi zi zi! ſetzt ſich bald wieder hin, und zwar mehr als die andern auf einen erhabenen Ort, und bewegt den Hinterleib immer, wie eine Bachſtelze den Schwanz.

Es iſt in Deutſchland ein ſehr gewöhnlicher Vogel. Als Zugvogel kömmt er, in Geſellſchaft von dreyen bis fünfen, erſt in der Mitte des Mais bei uns an, und zieht ſo im September ſchon wieder weg. Im Sommer findet man ihn paarweiſe an Teichen und Seen, die ſtark mit Schilf und Gebüſch bewachſen ſind, im Herbſt aber auch an den Flüſſen. — Die Nahrung beſteht in Inſekten und Inſektenlarven und kleinen Schnecken.

Sie niſten einmal, legen 4 und 5 gelblichweiße, blaß und dunkelbraun gefleckte Eier in die Löcher der Ufer auf die bloße Erde, und brüten ſie in drei Wochen aus. — Ihre Feinde ſind verſchiedene Raubthiere und Raubvögel.

Da ſie nahe an ſich kommen laſſen, ſo kann man ſie leicht durch Schießgewehr erlegen. Wenn ſie ſich in Binſen verbergen, ſo kann man ſie durch einen Hühnerhund aufjagen laſſen, und im Fluge, da ſie niedrig ſtreichen, ſogar im Mondſchein ſchießen. — Das Fleiſch iſt ſehr ſchmackhaft.

Meerſchwalbe, Lat. Sterna. Macht eine Gattung von den Waſſer- oder Schwimmvögeln aus, und hat folgende Kennzeichen. Der Schnabel iſt ungezähnt, pfriemenförmig, ziemlich gerade, etwas zuſammengedruckt, ſcharf und ſpitzig. Die Naſenlöcher ſind ſchmal, und liegen an der Wurzel des Schnabels. Die Vögel dieſer Gattung haben daher ihren Nahmen, weil ſie, wie die Schwalben, ſehr lange Schwungfedern und viele auch einen getheilten Schwanz haben.

Von dieſer Gattung giebt es 7 Arten: die Kaſpiſche Meerſchwalbe; die Stübberſche Meerſchwalbe; die gemeine Meerſchwalbe; die gefleckte Meerſchwalbe; die ſchwarze Meerſchwalbe, die graue Meerſchwalbe; und

die kleine Meerſchwalbe. Mit Uebergehung der den deutſchen Jäger weniger intereſſirenden Arten, ſollen nur folgende 3 Arten beſchrieben werden.

Die gemeine Meerſchwalbe, Lat. Sterna Hirundo, Linn. Fr. la grande Hirondelle de mer, Buff. Engl. the great Tern, Penn. auch genannt: die Europäiſche Meerſchwalbe, der Schwarzkopf, die kleinere Meve, Rohrmeve, Rohrſchwalm, die Seeſchwalbe, Meerſchwalbe.

Scheerenförmiger Schwanz, deſſen zwei äußern Federn halb weiß und halb ſchwarz ſind, iſt das Kennzeichen ihrer Art. Sie wird in Deutſchland allenthalben auf Flüſſen, Seen und Teichen angetroffen, gleicht einer Taube an Größe, iſt 16 Zoll lang, und 33 Zoll breit. Der Schwanz mißt 6 Zoll, und die Flügel gehen 1 und ein halb Zoll über deſſen Spitze hinaus. Das Gewicht iſt 4 und eine viertel Unze.

Der Schnabel iſt 3 Zoll lang, ſehr ſpitzig, und karmoiſinroth, an der Spitze ſchwarz; der Rachen roth; die Augen dunkelbraun; die Füße karmoiſinroth, die Nägel ſchwarz, der nackte Theil der Schenkel 7 Linien, und die Beine 1 Zoll hoch, die Mittelzehe 1 und ein viertel Zoll und die hintere 4 Linien lang. — Die Stirn, Kehle und ganze untere Seite ſind rein weiß; der Scheitel bis in den Nacken ſchwarz; der Obertheil des Körpers und die Deckfedern der Flügel ſchön blaßaſchgrau; die Schwanzfedern graulichweiß; an dem gabelförmigen Schwanze der äußere Rand der äußerſten Federn ſchwärzlich. — Am Weibchen iſt der äußere Rand der zwei äußerſten Schwanzfedern grau.

Sie fliegt mehr, als ſie ſchwimmt. Ihr Flug iſt ſchnell, ſanft und ſchön und ihr Geſicht ſehr ſcharf. Als Zugvogel verläßt ſie uns Ende des Septembers, und kömmt Anfang Aprils erſt wieder an. — Sie nähren ſich mehrentheils von Fiſchen und Inſekten.

Sie leben in Monogamie. Das Weibchen legt einige Schilf und Grashalmen um eine kleine Höle an ſumpfigen Ufern, und brütet in 14 Tagen 3 bis 4 olivengrüne, ſchwarzgefleckte Eier aus. — Die Jungen ſind oben hellgrau, unten weiß, und haben viel von den Raben, Rabenkrähen und verſchiedenen Raubvögeln auszuſtehen, wer-

den aber von den Alten tapfer vertheidigt. Ja ſie ſind ſo dreiſte, daß ſie denjenigen Perſonen, die ihren Eiern oder Jungen zu nahe kommen, auf den Kopf und ins Geſicht fliegen.

Sie ſind ſcheu und laſſen ſich ſchwer ſchießen, auch deswegen, weil es mehrentheils im Fluge geſchehen muß, der aus lauter Bogen und Schwenkungen beſteht. — Fleiſch und Eier ſind ſchmackhaft und werden gegeſſen.

Die gefleckte Meerſchwalbe, Lat. Sterna naevia, Linn. Fr. la Guiſitte, Buff. Engl. the Kamtſchatcan Tern, Penn. auch genannt: Kirrmeve, Girrmeve, Scheerke. Als Kennzeichen ihrer Art hat ſie bunten Körper, und einen neben den Augen liegenden ſchwarzen Fleck. Sie bewohnt einige Gegenden Deutſchlands, z. B. das Herzogthum Bremen in ziemlicher Anzahl; in andere kömmt ſie nur auf ihren Wanderungen.

Ihre Länge iſt 1 Fuß 1 Zoll, und die Breite 2 Fuß 4 Zoll. Der Schwanz iſt 3 und drei Viertel Zoll lang, und die Flügelſpitzen ragen 1 und ein halb Zoll über deſſen Ende hinaus. Der Schnabel iſt 20 Linien lang, und braunſchwärzlich; die Füße ſind ſchmutzig olivengrün, die Klauen ſchwärzlich; die Häute, welche die Zehen verbinden, tief geſpalten, der kahle Theil der Kniee 5 Linien, und die Beine 11 Linien hoch, die Mittelzehe 1 und ein viertel Zoll und die hintere 5 Linien lang.

Die Farbe iſt bunt; die Stirn grauweiß, an der Wurzel des Schnabels röthlichgelb gerändet; neben den Augen liegt ein ſchwarzer Fleck; der Oberleib dunkelbraun; die obern Deckfedern des Schwanzes blaßgrau; der Unterleib weiß, an den Seiten röthlich; die Flügelränder weiß; die vordern Schwungfedern dunkelbraun; der Schwanz nicht tief geſpalten, ſchwärzlich, mit einem blaßröthlichen Rande; die äußerſte Feder auf der äußern Seite ganz weiß.

Sie hält ſich nicht blos an dem Meeresſtrande auf, ſondern beſucht auch, und zwar lieber, die Seen, Flüſſe und vorzüglich die Sümpfe. — Im Mai, oft ſchon im April, kömmt ſie heerdenweiſe aus den ſüdlichern Gegenden, und zieht zu Ende des Septembers wieder weg. — Im Fliegen girret ſie beſtändig.

Ihre Nahrung beſteht aus Fiſchen, vorzüglich aber aus Käfern und andern Waſſerinſekten. — Ihre 4 Eier, welche ſie ins Schilf oder auf naſſe Wieſen legt, ſehen ſchmutzigggrün aus. — Sie iſt leicht im Flug zu ſchießen und auf dem Neſte in Schlingen zu fangen. — Ohnerachtet ſie mager und von keinem beſondern Geſchmacke iſt, wird ſie doch gegeſſen; geſünder und delikater ſind ihre Eier.

Die ſchwarze Meerſchwalbe, Lat. Sterna fiſſipes, Linn. Fr. l'Hirondelle de mer noir ou Epouventail, Buff. Engl. the black Tern, Penn. auch genannt: der Brandvogel, Maivogel, die ſchwarze Meve, kleine ſchwarze Meerſchwalbe, Kleinmevchen, ſpaltfüßige Meerſchwalbe, der Spaltfuß, die Amſelmeve. Als Kennzeichen ihrer Art, iſt ſie ſchwarz, der Rücken aſchgrau, die Beine ſchmuzzigroth.

Dieſe Meve, welche die Meere, Flüſſe, Seen und Teiche beſucht, iſt in Thüringen die gemeinſte. Sie iſt 11 Zoll lang, und 2 Fuß 2 und einen halben Zoll breit. Der Schwanz iſt 3 und einen halben Zoll, und die Flügel reichen 2 Zoll über deſſelben Ende hinaus. Der Schnabel iſt 1 Zoll 3 Linien lang, ſehr gedruckt, ſpitzig und ſchwarz; die Zunge pfriemenförmig, hornartig, die Sterne ſind graubraun, die Füße roth mit ſchwarz überlaufen, die Schwimmhaut in der Mitte tief ausgehölt, der nackte Theil der Schenkel 4 und die Beine 9 Linien hoch, die Mittelzehe 1 Zoll lang, und die hintere 3 Linien.

Der Kopf iſt ſchwarz; der Hals, die Bruſt, die Seiten und der Bauch rauchfarben; der After weiß; der Rükken und die Flügel bleifarben; der Schwanz, ſo wie ſeine Deckfedern, ſchön ſilberfarben, am letztern die äußerſten Federn, ſo wie die untern Deckfedern der Flügel weiß. — Das Weibchen ſoll ſich vom Männchen durch einen weißen Fleck unter dem Kinn unterſcheiden; welches Merkmal aber trügt.

Die ſehr ſpitzig geſtalteten Flügel dienen dieſen Vögeln zu einem ſchnellen und geſchickten Fluge. Als Zugvögel kommen ſie im Mai in Deutſchland an, und ziehen im September wieder weg, und beſuchen Flüſſe und Fiſchteiche. — Sie nähren ſich faſt immer mit bloßen Inſekten, doch fangen ſie auch kleine Fiſche.

Ihr Neſt findet man im Rohr, und das Weibchen legt 3 bis 4 ſchmutziggrüne, ſchwarzgefleckte und in der Mitte mit einer breiten ſchwarzen Binde bezeichnete Eier, und brütet ſie in 14 Tagen aus. — Ihre Feinde ſind die Rabenkrähen, welche ihre Neſter aufſuchen, und die Eier und Jungen rauben. — Ihr Fleiſch iſt eßbar und ohne allen Thrangeſchmack.

Mehlbaum, lat. Crataegus Aria, Fr. l'Alouche, Drouillier, Aliſier allier, Engl. the white Beam, the white-leafed Tree; auch genannt: Meelbaum, Mählbaum, Mehlbeerbaum, rother Mehlbaum, Meerkirſchenbaum, Weißlaub, Weißläuben, Arlaßbaum, Atlaßbaum, Atlasbeerbaum, weißer Arlsbeerbaum, Orelbaum, Eßlein, Elſbirlsbaum, Thelsbirlebaum, wilder Spierbaum, wilder Spierlingsbaum, Sperberbaum, Speierlingsbaum, Silberlaub, in Schweden Flitterbaum. Iſt ſommergrünes hartes Laubholz, das zwar nach Veränderung der Gegend, Lage und des Bodens, öfters nur als ein Strauch erſcheint, jedoch auch in einem für ihn ſchicklichen Boden einen ziemlich hohen, geraden und ſtarken, bisweilen über 30 Fuß hohen Stamm treibt, und daher unter die Baumhölzer der zweiten Größe gerechnet wird. Er erreicht in 80 Jahren ſeine Vollkommenheit.

Die Wurzeln des Mehlbaums breiten ſich ziemlich weit aus, und treiben viele Wurzellohden. Die Rinde iſt an den jungen Trieben braunroth, wolligt, an dem Stamme braun und glatt, mit weißen Flecken beſprengt. Das Holz iſt röthlichweiß, das der ſtarken Zacken weißer, feſt, zähe und dauerhaft. Die ſchönen Blätter ſind 4 Zoll lang und 2 und einen halben Zoll breit, ſtehen einzeln oder in Büſcheln, ſind hart, rauh, ſteif, eiförmig, dem Erlenlaub etwas ähnlich, ungleich gezahnt, auf der obern Fläche glatt, dunkelgrün, glänzend, auf der untern grobadrig, mit einer weißen Wolle bedeckt und mit weißem Mehlſtaub beſtreut, ſtehen auf kurzen, weißfilzigen Stielen.

Die weißen, kleinen, wohlriechenden Zwitterblüthen kommen zu Ende des Mais, an den Enden der Zweige in Büſcheln auf äſtigen wolligen Stielchen hervor. Die Frucht oder kleine Miſpeln, von der Größe einer Haſelnuß, ſind anfangs grün, erhalten aber bei ihrer Reife im Okto-

der eine ſchöne rothe Farbe. In dem gelben wohlſchmeckenden Fleiſche derſelben befinden ſich 2 bis 3, den Birnkernen ähnliche Saamen.

Dieſer Baum kömmt überall fort, nur nicht in zu ſchlechtem und trocknem Boden, behält ſein Laub lange und ſchickt ſich zu Alleen, die man nicht zu hoch und zu ſchattig haben will. Die Kultur hat er übrigens mit der beim Elzbeerbaum angegebenen gleich. Man kann ſie noch durch das Pfropfen veredeln, wenn man ein Reis davon auf einen Birnbaum pfropft, auch kann man Birnen auf einem Mehlbaum pfropfen.

Das durch ſeine Stärke und Dauer längſt bekannte Stammholz, welches den Namen Metallo erhalten hat, wirft ſich nicht und kann zu den beſten Maſchinen verarbeitet werden. Seine Früchte ſind wie die Miſpeln, wenn ſie teig geworden ſind, eßbar, ſie dienen gut zum Brandweinbrennen, auch kann man ſie einmachen. Das zu Ende des Herbſtes ſamt ſeinem Laube geſammelte, wohlgetrocknete Reiſig wird mit ſchicklichen Zuſätzen gebraucht, Wollenzeug Beaver-ſchwarz zu färben. Die aus dem Holz gebrannten Kohlen geben eine ſtarke, gleiche und anhaltende Hitze, aber es wäre Schade ein ſo vortrefliches Nutzholz dazu anzuwenden. Das Stammholz giebt gute Wellbäume, Radkämme, Räder, Preſſen, Walzen, Radzähne, Weberſpulen, Schlichthobel, Kämme, Wagenachſen, Handgriffe, die ſchönſten Spindeln, allerlei Werkzeuge, ſogar Flöten, ſo daß man alle Urſache hat, eine von Künſtlern und Holzarbeitern ſo ſehr geſchätzte Holzart mehr anzubauen, und in den Forſten zu Werk- und Nutzholz auszuhalten.

Mehlbeere, ſ. Bärenbeere.

Mehlmeiſe, ſ. Blaumeiſe.

Mehlthau, ſ. Blattlaus.

Mehrbraten, Lendenbraten, Fr. Surlonge. Sind die zwei ſchmalen Stücke Wildpret, welche bei dem Roth- und Schwarzwildpret, inwendig über den Nieren und am Rückgrat liegen.

Meiler, Meuler, Fr. Pile de bois, Charbonnière, Fourneau. Iſt ein von den Köhlern zuſammengeſetzter runder Holzhaufen, da das Scheit- und Stockholz der Länge

nach Schichtweiſe auf einander geſetzet, mit grünen Nadelholzreißig, Moos oder Stroh bedecket, mit Erde beworfen, alsdann angezündet und zu Kohlen gebrannt wird. S. Kohlen.

Meilerdecke, Fr. Couverture du fourneau. Heißt die Bedeckung des Meilers von Reißig ꝛc. ſ. unter Meiler.

Meilerholz, ſ. Kohlholz.

Meilerplatz, Meilerſtätte, Fr. Faulde, Place à faire des charbons. So nennt man die Plätze zum Verkohlen der Hölzer, oder die Stelle, wo man den Meiler aufrichtet, oder den Kohlengraben macht.

Meiſe, Lat. Parus. Macht eine Gattung von der Ordnung der Singvögel aus, die ſich durch folgende Kennzeichen unterſcheidet. Der Schnabel iſt etwas ſtark, kurz, ſpitzig, nicht ausgeſchnitten, an der Wurzel mit Borſten beſetzt. Die Zunge iſt abgeſtumpft, und endigt ſich in 4 borſtenartige Faſern. Die Füße ſind Gangfüße, die Zehen bis an die Wurzeln geſpalten, und die hintere ſtark. Ihr Leib iſt federreich, die kleinen Federn ſind faſt alle geſchliſſen, daher ſeidenartig, und mit ihren muskulöſen Füßen klettern ſie wie die Spechte. Ihre Nahrung beſteht mehrentheils in Inſekten, doch auch in Saamen, Beeren und Früchten. Ihr Naturell iſt ungemein lebhaft, ihr Betragen poſſirlich und ſie ſind nicht ſcheu. Ihre Fruchtbarkeit iſt groß und außer der Zeit der Fortpflanzung leben ſie immer in größern oder kleinern Geſellſchaften.

In Deutſchland giebt es folgende 8 Arten: die Kohlmeiſe, die Tannenmeiſe, die Blaumeiſe, die Haubenmeiſe, die Sumpfmeiſe, die Schwanzmeiſe, die Beutelmeiſe, und die Bartmeiſe. Von ihrem Fang ſehe man unter folgendem Artikel.

Meiſenfang, Fr. Chaſſe des mésanges. Iſt die Art Vogelfang, wodurch alle Arten der Meiſen gefangen werden, und welcher von den Vogelſtelleru für den angenehmſten unter allen gehalten wird. Die bequemſte Zeit dazu iſt der September, dauert bis in die Mitte des Novembers, und wird bey gutem Wetter auch im Winter fortgeſetzt.

Hierzu iſt vor allen Dingen eine Hütte nöthig; ſ. Meiſenhütte. Um den Fang auf ſelbiger zu vervollkommnen,

kann man noch einen ſogenannten Meiſentanz errichten. Ferner fängt man auch die Meiſen auf der Leyer. Ingleichen mit dem Kauz (Eule) auf folgende Art.

Man nimmt erſtens dazu eine lange, glatte, mit vielen Löchern durchbohrte Stange (Leimſtange). In dieſe Löcher, die nicht zu dichte und nicht gerade über einander ſtehen dürfen, werden Leimruthen geſteckt. Zweitens hat man noch eine glatte Stange nöthig oben mit einem runden Scheibchen (Teller), auf welches der Kauz gebunden wird. Mit dieſen Stangen zieht der Vogelſteller ins Gebüſche oder in den Wald, wo er viele Meiſen vermuthet, ſteckt die Stange mit dem Kauz, und neben dieſelbe die mit den Leimruthen auf. Da nun alle Vögel die Eulen verfolgen, ſo kommen ſobald alle nahen Meiſen und andere Vögel, fangen an zu ſchreien, ihn zu verfolgen, fliegen nach demſelben, können ſich aber auf der glatten Stange nicht anhängen, und ſetzen ſich daher auf die darneben ſtehenden Leimruthen und bleiben kleben. Will an einem Orte der Fang nicht glücken, ſo geht man mit ſeinen Stangen zu einem andern.

Ein ſehr gewöhnlicher und luſtiger Fang iſt ferner ein Heerd (ſ. Leimheerd), welcher auch auf alle Zugvögel angewandt werden kann, wenn man ſie durch Lockvögel beizulocken weiß. — Im Herbſt fängt man ſie auch einzeln in der Schneuß, wo ſie nach den Vogel- und ſchwarzen Hollunderbeeren gehen. Es müſſen aber pferdehaarne Schlingen eingezogen ſeyn, weil ſie die leinenen zerbeißen, ſobald ſie ſich gefangen fühlen. — Im Winter laſſen ſie ſich mit Nußkernen, Speck und Hafer in einen Kaſten (ſ. Meiſenkaſten) locken. — Sie gehen auch alle häufig nach dem Tränkheerd, wo man ſie gewöhnlich von 7 bis 9 Uhr Vormittags und 4 bis 5 Uhr Nachmittags antrift.

Meiſenhütte, Fr. Loge d'oiſeleur qui chaſſe aux méſanges. Iſt eine zum Meiſenfang vorzüglich nöthige Hütte, die nach Beſchaffenheit des Orts im Walde entweder auf der Erde, oder in der Höhe auf drei nicht weit von einander ſtehenden großen Bäumen, oder auch im Waſſer, wo viele Weiden ſtehen, ins Gebüſch gebaut wird. Diejenige, die man auf die Erde baut, iſt am bequemſten rund, erhält in der Weite 6 Ellen zum Durchmeſſer, und wird folgender-

geſtalt angelegt. Man ſchlägt 4 Endpfähle an einem ſolchen Orte ein, wo die Meiſen ihre gewöhnlichen Wanderungen durchmachen, und wo etliche grüne Bäume nahe beiſammen ſtehen, und durchflicht dieſe mit grünem, als fichtnen und tannenen Geſträuche ſo dicht, daß man nicht durchſehen kann, und legt auch eine ſolche Decke darüber. Wenn ſie einen Windofen bekommen ſoll, ſo werden die Seiten und die Decke noch überdies mit Brettern beſchlagen oder gar ausgemauert. Gegen Südoſten wird die Thür angebracht, und nach Oſten oder des Vogels Zuge zu, läßt man ein Zugloch, ſo wie etliche Löcher in den Seitenwänden, durch welche die Kloben geſteckt werden können (ſ. Meiſenkloben).

Sobald man merket, daß die Meiſen ſtreichen, ſo muß man früh bei Tagesanbruch ſchon in der Hütte ſeyn, die Kloben ausſpannen, und zu den Seitenlöchern bis an die Hülſen hinausſtecken. Unter den Kloben hängt man auswendig Vogelbäuer, in welchen nachher die erſten Meiſen als Lockmeiſen geſteckt werden. Vor die Kloben wird ein Stock, der oben eine Gabel hat, geſteckt. Er muß aber etwas niedriger als dieſe ſtehen. An die Spitze deſſelben bindet man einen Faden eines Fußes lang, und an das Ende deſſelben befeſtigt man eine todte oder lebendige Meiſe (Ruhr- oder Rudelmeiſe) mit einer gekrümmten Stecknadel durch die Naſenlöcher. Unten an den Stock bindet man eine Leine, die man in die Hütte leitet. Weil man nun nicht immer gleich Rudelmeiſen hat, ſo ſucht man ſie dadurch zu bekommen, daß man einen Fuchsſchwanz an einen Stock bindet, die erſten Meiſen, die ſich nähern, mit einer Lockpfeife (ſ. Meiſenpfeife) herbei ruft, mit dem angebundenen Fuchsſchwanze ſchnell zur Thüre hinausfährt, ihn ſogleich wieder zurückzieht, und ſie dadurch ſo neugierig macht, daß ſie ſich auf die Kloben der Hütte ſetzen. Dieſe zieht man ſogleich zuſammen, und heftet die Gefangenen theils an die Rudelſtöcke (Ruhrſtöcke), theils ſteckt man ſie in die Käfige. Sind nun Lockvögel vorhanden, ſo geht der Fang gut, indem ſie es ſogleich melden, wenn Meiſen in der Gegend ſind, und dieſe ſich durch ſie und durch die Lockpfeife gereizt, auch gern der Hütte nähern. Kommen dann einige nahe an die Hütte, ſo rührt man die an den

Rudelſtöcken hängenden Meiſen, ſie mögen todt oder lebend ſeyn. Jene wollen dieſen zu Hülfe eilen, ſetzen ſich auf die Kloben und werden gefangen. Je mehr die gefangenen ſchreien, deſto mehr ſetzen ſich von denen noch vorhandenen auf die Kloben, und man zieht oft auf einen Zug fünf bis ſechs. Fliegen die Meiſen ſtark, ſo können an einem guten Orte 3 bis 4 Perſonen auf dieſe Art in einem Vormittag, 8, 10 und mehrere Schocke fangen. Man muß ſich aber wohl vorſehen, daß man keine verfehle (verzwicke); denn eine ſolche geklemmte und losgeriſſene warnt ſogleich die übrigen, daß von einem Schwarm nur noch ſehr wenige, oft auch gar keine mehr ſich aufſetzen.

Meiſenkaſten, Fr. Attrapoire à prendre des méſanges. Iſt ein zum Meiſenfang im Winter beſtimmter kleiner Kaſten eines Fußes lang und 8 Zoll hoch und breit, deſſen Wände gewöhnlich aus Hollunderſtecken, die man auf 4 runden Eckſäulchen aufſchränkt, gemacht werden, und der nur einen bretternen Boden und Deckel hat, welcher in Bindfaden läuft. In der Mitte des Bodens ſteht ein Pflöckchen, auf dieſem liegt ein Querholz, an welchem auf der einen Seite eine halbe Wallnuß und auf der andern etwas Speck angebracht iſt, und welches ein anderes in die Höhe ſtehendes Hölzchen feſt, ſo wie den Deckel Handbreit offen hält. Wenn die Meiſe auf das Querholz ſpringt, oder die Nuß und den Speck anhacken will, ſo fällt der Deckel zu, und ſchließt ſie ein. Man ſetzt dieſen Kaſten auf ausgedroſchenes Haferſtroh, nach welchem die Meiſen fliegen, und ihn alſo von weitem gewahr werden.

Meiſenkloben, Fr. Breulet à prendre des méſanges. Iſt eine Maſchine zum Fang der Meiſen auf der Meiſenhütte, und beſteht aus zwei Stäben, von etwa 2 und einem halben Fuß Länge, die ſo der Länge nach ausgegraben oder eingepfalzt ſind, daß die Höhe des einen Stocks in die Vertiefung des andern paßt. Dieſe beiden Stäbe werden in einen gedrechſelten Griff von einer Viertelelle Länge geſtoßen, ſo daß ſie ſich ſperren, und mit gutem Bindfaden ſo verſehen, daß ſich die Spalte, die die offnen beiden Stäbe machen, ſo genau zuzieht, daß ſie ein Haar halten kann. Wenn ſich nun eine Meiſe oder ein andrer Vogel auf einen von beiden Stäben, die auseinander geſperrt ſind, ſetzt,

ſo werden ſie vermittelſt des Bindfadens zuſammengezogen, und der Vogel hängt mit ſeinen Klauen dazwiſchen.

Meiſenpfeife, Fr. Appeau à mélanges. Sie werden aus den Flügelknochen der Gänſe oder Haſenläuften gemacht, ſind 2 bis 3 Zoll lang, haben nicht völlig in der Mitte ein kleines Loch zur Pfeife, und einen Kern von Wachs. Wenn man nun mit einem Finger das untere offene Ende der Pfeife bald öffnet und bald verſchließt, ſo kann man damit die zweifache Stimme der Meiſen angeben.

Meiſentanz, Fr. Repuce, Repunelle. Iſt folgende zur Vervollkommnung des Meiſenfangs, mittelſt des Klobenfangs auf der Meiſenhütte, dienliche Zubereitung. Hierzu ſetzt man da, wo die Bäume nicht zu dichte ſtehen, 4 Armsdicke Stangen in die Erde, 5 Fuß hoch, in einem Viereck, etwa 2 bis 6 Schritte weit von einander, oben legt man drei Stangen drauf, auf welche man eine Hand breit von einander Sprenkel hängt. Dieſe ſtellt man auf, und zwar ſo, daß wechſelsweiſe der Kopf oder das Stellholz das eine auf die rechte, das andere auf die linke Seite ſteht. In der Mitte ſteckt man eine ſchlanke Ruthe in die Erde, welche über die Sprenkel hinausreicht, befeſtigt oben eine todte Meiſe, und unten eine Leine. Laſſen ſich nun Meiſen hören, ſo pfeift man ihnen nach, und wenn ſie ſich dem Tanze nähern, ſo zuckt man an der Leine (Rudelſchnur), ſo daß die Meiſe (Rudelmeiſe) wacker tanzet. Hat ſich erſt eine in einem Sprengel gefangen, ſo hat man nicht nöthig länger zu zucken (zu rudeln) ſondern man läßt ſie ſo lange auffallen, bis keine mehr will, alsdann löſet man die Gefangenen aus, und bindet eine lebendige Meiſe an einen andern Rudelſtock, und zwar ſo, daß ſie beſtändig flattern muß. Einige Vogelſteller ſind dabei ſo grauſam, daß ſie dieſer Rudelmeiſe die Beine zerbrechen, damit ſie ſich nicht anhalten kann, und alſo beſtändig flattern muß.

Wer nicht gut pfeifen kann, der ſetzt eine gute Lockmeiſe in einen Vogelbauer, und hängt ſie unter den Tanz, dieſe wird gewiß alle, die in der Gegend ſind, herbeilocken; denn da alle Meiſenarten faſt drei Vierteljahre in Truppen beiſammen leben, ſo hat die Natur diejenigen, die ſich von dem Trupp verloren haben, oder die ihre Kameraden in einer gewiſſen Gegend, wo ſie viele Nahrungsmittel finden, wünſchen,

oder die in Noth ſind, gelehrt, durch ein unaufhörliches Geſchrei die andern herbei zu locken, welches denn auch eine in einem Vogelhaus eingeſperrte Meiſe thut.

Melden, (annoncer, ſe faire entendre), ſchmählen, bellen (appeller), ſchrecken (criquer, criqueter. Heißt, wenn der Hirſch ſowohl als auch die alte Hindin oder ein Rehbock, einen Menſchen oder ſonſt etwas auffallendes, z. B. ein Raubthier, als Wolf, Luchs, Fuchs ꝛc. von ohngefähr vermerket, und doch nicht recht weiß, wo und was es iſt, und alsdenn einen kleffenden abgebrochenen Laut von ſich hören läßt. Bei dem Wildpret heißt es eigentlich, es hat ſich gemeldet; bei den Rehen geſchmählet oder bellen; bei andern hingegen, als Raubthieren u. d. gl. heißet es ſchrecken.

Melirte Hölzer, ſ. vermiſchte Hölzer.

Merlin, Fr. Falco Aeſalon, Linn. Engl. the Merlin, Penn. auch genannt: kleiner Rothfalke, Zwergfalke, Schmierlein, Schmerl, kleiner Sperber; und iſt von den Jägern faſt immer für das Männchen vom Sperber (Falco Niſus) gehalten worden. Er gehört als Raubvogel unter die erſte Ordnung, und iſt von der zweiten Familie der Falken eine Art, deren Kennzeichen ſind: gelbe Wachshaut und Füße, roſtfarbener Kopf, und mit vielen dunkelbraunen und roſtfarbenen Querbinden verſehener Schwanz.

Er iſt der kleinſte deutſche Falke, nicht größer als eine Schwarzdroſſel, 12 und ein halb Zoll lang und 26 und ein halb Zoll breit. Der Schwanz mißt 6 und ein halb Zoll, die Flügel reichen bis ein und ein halb Zoll von deſſen Ende, und der Vogel wiegt 5 Unzen. Der Schnabel iſt 8 Linien lang, an der Spitze ſehr gekrümmt, mit einem kleinen Zahn, bläulich, die Wachshaut blaßgelb, auch wohl blau; der Stern blau; die Füße gelb; die Beine dünn und 1 Zoll hoch, die Mittelzehe 1 Zoll 4 Linien, und die hintere drei viertel Zoll lang.

Der Kopf iſt roſtfarben, jede Feder mit einen ſchwärzlich länglichen Strich; der übrige Oberleib roſtfarben mit herzförmigen dunkelbraunen Flecken; der Unterleib gelblichweiß mit länglichen Flecken; die Schwungfedern dunkelbraun, die hintern mit weißem Saume; die zwölf Schwanzfedern roſtfarben mit 12 bis 15 dunkelbraunen Querbändern, und einer breiten ſchwarzen Spitze. — Das Weib-

chen iſt größer, am Kopf wie das Männchen, auf dem Rücken und den Deckfedern der Flügel aber tief aſchblau mit roſtfarbenen Flecken und Strichen geziert; die untern Deckfedern der Flügel braun, mit runden weißen Flecken; die Bruſt und der Bauch gelblichweiß mit länglichen punktirten Flecken.

Es iſt ein gelehriger Vogel, der auf Rebhühner, Wachteln und Lerchen abgerichtet werden kann. So klein er iſt, ſo furchtbar iſt er auch den größten Vögeln; denn im Winter wagt er ſich auch wohl an eine Auer- und Birkhenne, und iſt ſo ſtark, daß er ein Rebhuhn wegtragen kann. Er iſt außerordentlich ſcheu, und fliegt, wie der Sperber, immer nahe an der Erde hin, von einem Buſch zum andern, aber außerordentlich ſchnell, und nicht ſo ſchwebend, wie andre Raubvögel. — Im Herbſt begiebt er ſich aus den Dickigen hervor, und lauert vor den Wäldern auf niedrigen Sträuchen ſitzend auf ſeine Beute, und holt im Winter ſogar die Sperlinge unter den Dächern hervor. Er nährt ſich überhaupt von allerhand kleinen Vögeln, Finken, Zeiſigen, Lerchen ꝛc. im Hunger auch von Tauben und größern Vögeln.

Er horſtet auf hohen Bäumen, und aus 5 bis 6 weißlichen Eiern mit braunen Punkten ſchlüpfen weißwollige Junge heraus — Man kann ihn mit Leimſpindeln fangen, wenn man daneben einen Vogel anbindet, und herumflattern läßt.

Meſſen, ſ. Ausmeſſung.

Meßbalken, Zweifeltanne. Iſt ein zum Holländer Holzhandel beſtimmter Stamm Tannenholz, 60 bis 70 Schuh lang, und am dünnen Ende 12 bis unter 16 Zoll dick. Zwei Meßbalken werden im Werth einer Holländer Tanne gleich gerechnet. Je nachdem er lang iſt, wird er ein 60ger oder 70ger Meßbalken genannt. Das gewöhnlichſte Maas iſt 72 Nürnberger Schuh.

Meßringe, iſt ſo viel als Lachringe.

Meß Siebenziger. Iſt ein zum Holländer Holzhandel beſtimmter Stamm Tannenholz, 70 Rheiniſche Schuh lang und von 12 bis unter 16 Zoll dick. Vier Meß Siebenziger werden im Werth einer Holländer Tanne gleich gerechnet; auf der Künzig aber hält er in der Länge 72 Schuh

Straßburger Stadtmaaß und 10 und ein halb bis 12 und einen halben Zoll am kleinen Ende.

Meve, lat. Larus. Macht eine Gattung von den Waſſer- oder Schwimmvögeln aus, welche folgende Kennzeichen hat. Der Schnabel iſt ungezähnt, gerade, meſſerförmig, an der Spitze etwas hakenförmig, und die untere Kinnlade hat hinter der Spitze eine Hervorragung. Die Naſenlöcher ſind ſchmal, vorwärts breiter und liegen in der Mitte des Schnabels.

Die Vögel dieſer Gattung haben einen leichten Körper, große Flügel, eine etwas geſpaltene Zunge, kurze Füße, nackte Kniee, ſchwimmen wenig, und ſchweben meiſtens über dem Waſſer, um die kleinen Fiſche und Inſekten zu erlauern. Sie ſchreien laut, fliegen haufenweiſe über dem Waſſer, und brechen, wenn ſie verjagt oder verfolgt werden, ihre genommene Speiſe wieder von ſich. Man findet ſie vorzüglich an den Küſten der nördlichen Meere, doch leben auch einige Arten auf der Südſee, und zwar in ſo ungeheuern Schaaren, daß ſie gleichſam den Tag verdunkeln, wenn ſie aufgejagt werden, und dabei ihre Verfolger mit Unrath beſpritzen. Die jungen Meven ſind im erſten Jahre, ehe ſie ſich gemauſert haben, alle grau, daher man bei der Beſtimmung der Arten ſehr genau auf das Alter Acht haben muß. Sie werden zur niedern Jagd gerechnet.

Da die meiſten Arten Meven den deutſchen Jäger wenig intereſſiren, ſo ſoll hier nur die gemeine Meve beſchrieben werden.

Die gemeine Meve, lat. Larus canus, Linn. Fr. la grande Mouette cendrée, Buff. Engl. the common Gull, Penn. auch genannt: Fiſchmeve, graue Meve, kleine graue Meve, weißgraue Meve, Fiſcher, große Seekrähe, in Thüringen Seemeve. Als Kennzeichen ihrer Art iſt ſie weiß, der Rücken lichtgrau, und die vordern Schwungfedern ſchwarz und weiß.

Dieſe Meve iſt in Deutſchland ſehr gemein, und man trift ſie, wo nicht das ganze Jahr, doch von der Mitte des Auguſts auf allen großen Teichen an. Die Beſchreibung von einer Alten iſt folgende. Sie iſt 1 Fuß 4 Zoll lang, und die Flügelbreite 3 Fuß 1 Zoll. Der gerade Schwanz

mißt 4 und ein halb Zoll, und die Flügel reichen 2 Zoll über den Schwanz hinaus. Die Schwere iſt 12 Unzen.

Der Schnabel iſt 1 und ein halb Zoll lang, an der Spitze ſchwarz, übrigens fleiſchfarbengrau; die Zunge ſpizzig, vorne hornhäutig und geſpalten; der Stern graubraun; die Füſſe fleiſchfarbengrau, die Klauen ſchwarz, die Schwimmhaut eingekerbt, die Beine 2 Zoll und der nackte Theil der Schenkel 8 Linien hoch, die Mittelzehe 2 Zoll lang, und die hintere höher ſtehende mit dem Nagel nur 4 Linien.

Kopf und Nacken ſind weiß ins aſchgraue fallend; die Wangen lichtgrau; der Hinterhals gelbbräunlich; der Rükken ſilberfarben, zur Seite mit gelbbräunlichen größern Federn; die Deckfedern des Schwanzes rein weiß, und ſo auch der Unterleib; die Schwungfedern der erſten Ordnung ſchwarz und weiß; die hintern Schwungfedern ſind lichtgrau mit ſchwärzlichen Spitzen; die Deckfedern der erſten Ordnung weiß mit ſchwärzlichen Spitzen, die mittlern gelbbraun, und die kleinſten ſilberweiß, der Schwanz weiß mit einer ſchwärzlichen, gelblichweiß kantirten Spitze.

Die mehrſten gemeinen Meven, welches aber junge, ein- auch zweijährige ſind, ſieht man unter folgender Geſtalt. Der Schnabel iſt gelb; die Beine ſchmutzig weiß, grün oder roth überlaufen; der Kopf weiß oder braun; der Hals und der untere Körper weiß; der Rücken und die Deckfedern der Flügel aſchgrau; die vordern Schwungfedern dunkelbraun, an den Enden ein weißer Fleck; der Schwanz ganz weiß, oder am Ende braun.

Als ein dummer Vogel läßt er den Jäger leicht an ſich kommen. Er fliegt ſehr geſchwind und ſchön, und ſchwebt ſtundenlang über dem Waſſer herum, ehe er wieder in die Höhe ſteigt. Seine Stimme iſt ein unangenehm klingendes Irr! Er läßt ſich leicht zähmen, und frißt auf dem Hofe alles mit den Enten, ohne ſich nach dem Waſſer zu ſehnen.

Als Zugvögel ziehen ſie aus den nördlichen Gegenden in großen Schaaren nach den ſüdlichen, kommen ſchon zu Ende des Auguſts in Deutſchland auf den Seen, Flüſſen und großen Teichen an, und leben übrigens im ſüßen und ſalzigen Waſſer, wenn ſie nur Nahrung, beſonders Fiſche

finden. Sie freſſen Mücken, Uferaas- und Libellenlarven, Regenwürmer, in nördlichen Gegenden kleine Fiſche, wo ſie auch mit den Abgängen von Heeringen vorlieb nehmen, und von todten Robben ꝛc. ſpeiſen.

Sie legen am Ufer auf die Sandbänke, in die Felſen, Klippen, auch ins Rohr und Gras 3 bis 4 Eier, die dunkelolivenbraun und dunkelbraun gefleckt ſind, und von beiden Gatten in 14 Tagen ausgebrütet werden.

Sie ſind nicht ſcheu und leicht zu ſchießen. — Man fängt ſie mit einem Angelhaaken, der an einem langen Bindfaden hängt, und mit einem Waſſerinſekt beködert iſt. In Finnland verbirgt man zu dem Ende die Angel in einen kleinen Fiſch. — Zum Luſtfang macht man von zwei ſpannenlangen Holzſpänen ein Kreuz, bindet in die Mitte deſſelben ein Fiſchchen, beſteckt es an allen vier Enden mit Leimruthen, und läßt es ſo auf einen Teich ſchwimmen, damit die Meve, wenn ſie nach dem Fiſchchen kömmt, an den Leimruthen kleben bleibt.

In Deutſchland nützen ſie nicht durch ihr fettes, aber ſchwarzes, übelriechendes und unſchmackhaftes Fleiſch; die Isländer aber eſſen jung und alt, und ſuchen auch ihre Eier auf. — Die Federn ſind weich und gut in die Betten. — In Finnland zieht man die Vögel ab, und verkauft die Häute bundweis.

Außer dieſer gemeinen giebt es noch folgende Arten Meven: die Isländiſche Meve (Lat. Larus Riſſa, Linn. Engl. the Kittiwake, Penn.). Die Wintermeve (Lat. Larus tridactylus, Linn. Fr. la Mouette cendrée tachetée, Buff. Engl. the Tarrock); auch Tarrock; weiße Meve; Hafmeve und dreiſingerige Meve genannt. Die aſchgraue Meve (Lat. Larus cinerarius, Linn. Fr. la petite Mouette cendrée, Buff. Engl. the greater white Gull of Bellonius, Penn.); auch die große graue Meve, und die kleine aſchfarbene Meve genannt. Die gefleckte Meve (Lat. Larus naevius, Linn. Fr. le Goéland varié ou Griſard, Buff. Engl. the Wagel, Penn.) heißt auch die graubraune große Meve. Die Mantelmeve (Lat. Larus mari-

nus, Linn. Fr. Goéland noir, Buff. Engl. the black backed Gull, Penn.); auch Seemeve, Fiſchmeve, und größte bunte Meve genannt. Die Heeringsmeve (Lat. Larus fuſcus, Linn. Fr. le Goéland à manteau gris-brun ou le Bourguemeſtre, Buff. Engl. the Herring-Gull, Penn.) heißt auch: die braune Meve; die große Hafmeve; die große Graumeve; der Bürgermeiſter. Die ſchwarzköpfige Lachmeve (Lat. Larus ridibundus, Linn. Fr. la Mouette rieuſe, Buff. Engl. the blackheaded Gull, Penn.); dieſe heißen auch: Rothſchnäbel mit ſchwarzen Köpfen; große Seeſchwalben und Seekrähen; Mohrenköpfe. Der Struntjäger (Lat. Larus paraſiticus, Linn. Fr. le Labbe ou Stercoraire à longue queue, Buff. Engl. the Arctic-Gull, Penn.), welcher auch Mevenbüttel und Schmarotzermeve genannt wird.

Milane, ſ. Halbweihe.

Miſpelbaum, Lat. Meſpilus germanica, Linn. Fr. le Nefflier commun, Engl. the common german Medlar; auch genannt: Neßpel, Näßpel, Meßpel, Mäßpel, Heßpen, Eſpelbaum, Meſpelbaum, wilde Miſpel, Apenirſche, Noſpel, Heßpelſtrauch, Neſpelſtrauch. Iſt ſommergrünes Laubholz, das in deutſchen Waldungen bald als Baumholz der dritten Größe, bald als ein Strauch erſcheint. Er macht mit dem Quittenmiſpelſtrauch ein Geſchlecht aus. Beide Arten bringen fruchtbare Zwitterblumen. In der Krone, die aus 5 ausgebreiteten Blättern beſteht, ſind 20 Staubfäden mit einfachen Staubhülſen befindlich. Die Anzahl der Staubwege beläuft ſich auf 5 Stück. Die Narben ſind rund und platt gedrückt.

Der Miſpelbaum erreicht in 35 Jahren ſein vollkommenes Wachsthum; treibt flache, 1 Fuß tief und 2 Fuß in die Weite gehende, ſtarke, feſte und holzige Wurzeln; die Rinde iſt glatt, aſchgrau, die jungen Triebe weißwollig; die Blätter brechen im April aus, ſind oval ſpitzig, lang, zart, lorbeerähnlich, auf der obern Fläche dunkelgrün, glatt etwas haarig, auf der untern weißwollig, glattrandig, bisweilen gegen die Spitze zu gezahnt; das Holz iſt hart, feſt, zähe und dem Birnbaumholze ähnlich. Der Stamm endiget ſeine Aeſte in ſcharfe, lange und ſteife Dor-

nen, die man auch bisweilen an den Seiten der Zweige findet.

Die Blüthe kömmt zu Ende des Mais zum Vorſchein, an den Spitzen der jungen Zweige, auf kurzen, wolligen Stielen; ſie iſt weißröthlich, groß und roſenförmig. Die Frucht, welche den Namen Mispel hat, und den kleinen Holzbirnen an Größe gleicht, iſt anfangs grün, bei der Reife im Oktober dunkelgelb und wenn ſie teig geworden, erhält ſie eine braune Farbe, iſt auf dem Wirbel gekrönt; ſie hat ein blaſſes herbes Fleiſch, und enthält 5 bis 10 ſteinharte, braungelbe eckigte Saamen, mit weißem Marke.

Die Steine ſäet man in lockern guten oder ſchlechten und etwas feuchten ſchattigen Boden im Herbſt, in Riefen, einen halben Zoll tief in die Erde. Sie gehen gemeiniglich erſt im zweiten Jahre auf. In der Baumſchule werden die jungen Pflanzen öfters begoſſen, um ihren ſonſt ſparſamen Wuchs zu befördern. Der Schatten iſt ihnen gleich in der zarteſten Jugend ſehr nothwendig. Bei der Verpflanzung muß man für friſchen milden Boden und Schatten ſorgen. — Die künſtliche Vermehrung geſchieht durchs Pfropfen auf Weißdorn und wilde Birnſtämme, denn die Ableger brauchen über 2 Jahre, ehe ſie Wurzel erhalten, und ſie bekommen ſolche gar nicht, wenn die Erde um ſie her, nicht immer feucht und die Lage warm iſt.

Das Holz des Miſpelbaums iſt wegen ſeiner Schwäche nur zu wenigem Nutzgebrauch geſchickt. Wenn es aber ſtark und gerade gewachſen iſt, läßt es ſich hobeln und ſauber bearbeiten. Man braucht es ſodann zu Jagdſpießen, Peitſchenſtielen und kleinem feſten Ackergeſchirr. Zur Feuerung giebt dieſer Strauch unter dem Reisholze gute Hitze und Kohlen. Die Früchte ſind eßbar, wenn ſie eine Zeitlang auf Stroh gelegen haben, unreif ſind ſie blos zum Gerben des Leders brauchbar, ſo wie die Rinde, Zweige und das Laub.

Miſtel, Lat. Viſcum album, Linn. Fr. le Gui male et femelle, Engl. the White Miſſel, Miſſeltoe; auch genannt: Kenſter, Künſter, Kinſter, Affelter, Affolter, Marentaken, Miſpel, Meſtel, gemeine Miſtel, Heil aller Schaden. Iſt eine immergrünende Schmarotzerpflanze,

welche ihren Stand jederzeit auf Bäumen, ſowohl Wald- als Obſtbäumen, Eichen, Tannen, Kiefern, Apfel- und Birnbäumen ꝛc. niemals aber an der Erde hat. Sie iſt indeſſen eine wahre Holzart, welche mit Wurzeln, einem Stamm, Zweigen, Blättern und Blüthen verſehen iſt, und gehört unter die halben Sträucher. In 20 Jahren erreicht ſie ihr vollkommenes Wachsthum.

Die Wurzel des Miſtels iſt fein, faſerig, und wo ſie die Umſtände nicht hindern, da geht ſie mit ihren warzigen feinen Keimen in die Rinde der Bäume hinein, dringt bis in den Splint, und zieht alſo den Saft des Baums in ſich. Die Rinde iſt am alten und jungen Holze glatt grünlich. Die Blätter ſind länglichrund, dicke, glatt, hellgrün und ungezahnt; ſie ſtehen an den Spitzen der Zweige einander gegen über. Das Holz iſt grünlich, und von mittelmäßiger Dauer.

Die blaßgrünliche Blüthe kömmt im Februar auf zwei von einander abgeſonderten Pflanzen hervor, davon die eine die männliche, die andere die weibliche, fruchttragende iſt, die der erſtern öfters auf einem Baume gegen über ſteht, wie die verſchiedenen Blumen ſelbſt, welche zuweilen auch an einer Pflanze, beſonders männlichen und beſonders weiblichen Geſchlechts gefunden werden. Bei der männlichen Blüthe fehlen die Staubträger; und die 4 kleinen Staubhülſen ſitzen einzeln auf jedem Blättchen des Kelchs. Bei der weiblichen Blüthe fehlt die Krone, und unter der Decke, die aus 4 bis 5 kleinen Blättchen beſteht, befindet ſich der Fruchtknoten, welcher keinen Staubweg hat; die ſtumpf ausgeſchnittene Narbe ſitzt unmittelbar darauf. Die Frucht iſt eine kleine, runde, weißliche Beere, voll klebrigen Schleims, die im December reif wird, und einen platten herzförmigen Kern als Saamen in ſich enthält.

Die Fortpflanzung geſchieht durch den Saamenkern, wenn er auf die Rinde eines Baums fällt, oder durch den Leib der Vögel gegangen, und an einen Ort gebracht wird, wo er wachſen kann. Der Miſtel kann alſo auf verſchiedenen Bäumen und Sträuchern zum Vorſchein kommen, und würde noch häufiger, als es geſchieht, erzeugt werden, wenn ihn nicht die ſtarken Regen im Spätherbſte abſpülten.

Wenn er aber ſeine warzenförmige gleich Anfangs getheilte Fortſätze des Wurzelkeims durch die weiche Rinde hat bringen können, ſo breitet er ſich darin ſo aus, daß er den Zweigen, die er umgiebt, alle Nahrung entzieht, daß ſie zuletzt knotig werden, und nur ſchwache oder auch gar keine Triebe mehr zu machen im Stande ſind.

Der Nutzen des Miſtels iſt gering; doch brechen ihn die Bauern und Schäfer in langen Wintern, zur Fütterung für das Rindvieh und die Schaafe. Die Vögel, beſonders die Miſteldroſſeln, gehen den Beeren ſehr nach, und aus den Beeren wird der Vogelleim verfertiget. Auch in den Apotheken wird er gebraucht, man bewahrt darin aber nur die holzigen Zweige mit der Rinde auf, denn dieſe hat die meiſten Kräfte. Der alte Miſtel iſt balſamiſcher, zuſammenziehender und kräftiger als der junge. Man zieht insgemein den auf Eichen wachſenden Miſtel anderm vor.

Miſteldroſſel, Lat. Turdus viſcivorus, Linn. Fr. la Draine, Buff. Engl. the Miſſel Thruſh, Penn. auch genannt: Schnarre, Schnarrdroſſel, Schnaar, Schnerre, Scharre, Zaritzer, Zarer, Zerrer, Zeher, Zehrer, Miſtler, Miſtelfink, Miſtelziemer, Schnerrer, Ziering, Brachvogel, Brackvogel, Schnarrziemer, großer Kramtsvogel, große Droſſel, gemeiner Kramtsvogel, Ziemer. Sie gehört unter die Ordnung der Singvögel, und iſt von der Gattung der Droſſeln die größte Art, welche ſich durch olivenbraunen Rücken, weißgefleckte Backen und Seiten des Halſes und groß gefleckten Unterleib, von den andern Arten unterſcheidet.

Ihre Länge beträgt 12 und ein halb Zoll, der Schwanz 4 Zoll, und die Flügelbreite 1 Fuß 7 und ein halb Zoll. Sie wiegt faſt 5 Unzen. Die Flügel bedecken zwei Drittel des Schwanzes. Der Schnabel iſt 1 Zoll lang, hornfarbig braun, an der Spitze ſchwarz und an der Wurzel gelb. Der Rachen und die Zunge gelb; der Augenſtern dunkelkaſtanienbraun; die geſchilderten Beine 1 Zoll 4 Linien hoch, und ſo wie die Zehen wie blaß geräuchertes Fleiſch; die Fußſolen gelb; die Mittelzehe 1 Zoll lang, die hintere 9 Linien; die Nägel dunkelbraun und an der Hinterzehe ſtark.

Der Kopf, Oberhals, Rücken, die Schulterfedern, die obern Deckfedern des Schwanzes und die kleinern der Flügel olivenbraun; die Backen und die Seiten des Halſes gelblich weiß, ſchwarzgrau gefleckt; von den Naſenlöchern durch die Augen ein weißlicher Streifen; die Augenlider weiß eingefaßt; um die Wangen herum ein Anſatz von weißer Einfaſſung; der Unterleib weißlichgelb, mit gleichförmig zerſtreuten ſchwärzlichen Flecken geziert; die mittelmäßigen Afterfedern haben eirunde graue Flecken; die mittelmäßigen Steißfedern ſind grau mit weißlichen Spitzen; die Schenkel gelblich weiß; die Schwungfedern dunkelbraun mit olivengrauen Kanten und weißen Spitzen, faſt ſo die Deckfedern der Flügel; der Schwanz iſt faſt gerade, dunkelgrau, die drei äußern etwas heller und mit weißen Spizzen, die übrigen ſchmal olivengrau geſäumt; die untern Deckfedern der Flügel hellweiß. — Das Weibchen iſt dadurch vom Männchen verſchieden, daß die Schnabelwurzel nicht ſo gelb und der Unterleib heller, ſtatt weißlichgelb, gelblichweiß iſt.

Es iſt ein friedfertiger, ſchwerfälliger, obgleich ſcheuer Vogel. Sein Flug iſt, wie der Flug aller Droſſeln, mittelmäßig geſchwind, ungleich ſchief, hüpfend oder bogenförmig; dabei ſchlägt er die Flügel ſo weit in die Höhe, daß man bei jeder Schwingung bis tief unter die Achſeln ſehen kann. Im März, ja oft ſchon im Februar verkündigt er den kommenden Frühling durch ſeinen ſehr lauten, aus 5 bis 6 abgebrochenen Strophen beſtehenden, melancholiſchen Geſang, womit er aber nicht länger als 8 bis 10 Wochen im Frühjahr anhält. Seine Lockſtimme iſt ein ziſchendſchnarrendes Zis — Rrr! Im Vogelbauer lebt er 10 bis 12 Jahre.

Dieſe Art Droſſeln bewohnt die nördlichen Gegenden häufiger, als die ſüdlichen, und iſt in Deutſchland ſehr gemein. Sie ſind Strich- und Zugvögel, je nachdem die Witterung ausfällt. Als Zugvögel verlaſſen ſie ſpät ihr Vaterland, und kommen auch ſehr früh wieder an. Sie bewohnen die gebirgigen mit Holz bewachſenen Gegenden, am liebſten die Schwarzwälder, und werden da, wo Wie-

ſen ſind, durch welche ſich Bäche ſchlängeln, in großer Menge angetroffen.

Ihre Hauptnahrung beſteht in Regenwürmern; ſonſt freſſen ſie auch Schnecken, Raupen, Heuſchrecken, Maikäfer und andere Inſekten, und im Herbſt Vogelbeeren, Wacholder- Taxus- Kreuzdorn- Stechpalm- Epheu- und Miſtelbeeren. — Die gezähmten Miſteldroſſeln werden mit Gerſtenſchrot oder Waizenkleye, mit Waſſer oder Milch angefeuchtet, erhalten, freſſen aber auch Semmeln, Brod, Fleiſch u. ſ. w. Sie baden ſich im Waſſer.

Schon im März findet man ihr Neſt mehr auf Tannen, Kiefern und Fichten, als auf Eichen, Buchen und Aſpen, bald hoch bald tief auf einem Zweig; es iſt mit einer Oeffnung, und von Baummoos, dürren Reiſern und dünnen Wurzeln gut und feſt gemacht. Sie legen zweimal des Jahrs 3 bis 5 recht eirunde Eier, die im Grunde grünlichweiß und mit violetten und rothbraunen Punkten bezeichnet ſind, und von beiden Gatten 15 Tage bebrütet werden. Die Jungen werden mit Inſekten und Regenwürmern gefüttert, ſehen in der Jugend am Oberleibe grau, und am Unterleibe ſehr ſchmutzig, gelbweiß, rein weiß und dunkelbraun geſprengt aus, und laſſen ſich gern zahm machen, ſind aber ungelehrig. — In der Stube leben ſie 10 bis 14 Jahre. Ihre Krankheiten werden wie bei andern Vögeln (ſ. unter Feldlerche) behandelt.

Ihre Feinde ſind die wilden Katzen, Baummarder und Haſelmäuſe, welche die Brut aufreiben; die Alten werden von Falken und Sperbern verfolgt.

Sie gehören zur niedern Jagd, und werden im Herbſte und im Winter, in aufgeſtellten und mit Vogelbeeren behangenen Sprenkeln, Dohnen oder Schlingen häufig gefangen; ſie fallen auch einzeln auf die Heerde, die nahe am Walde liegen, und mit ihrem Gelocke verſehen ſind. — Wer ihre ſchnarrende Stimme mit dem Mund oder einer Pfeife nachahmen kann, kann ſie im Herbſt und Frühjahr ſehr leicht an ſich locken, und aus einem Hinterhalte mit Schießgewehr erlegen.

Sie nützen durch ihr ſchmackhaftes Fleiſch. Die Vogelſteller rechnen von ihnen zwei zu einem Club, wenn von andern ihrer Gattung 4 dazu gerechnet werden. Durch ihren Geſang vergnügen ſie den Menſchen, und durch ihren lebendigen Fraß verhüten ſie ihm manchen Schaden. Er dient auch als Lockvogel auf dem Heerde. — Ihr Schaden beſtehet darin, daß ſie durch ihren Unrath die Miſtel fortpflanzen, Kirſchen freſſen, auch nach den Korneelkirſchen, Weinbeeren und Oliven fliegen ſollen.

Abweichungen ſind: 1) die weiße Miſteldroſſel (Turdus viſcivorus candidus); und 2) die graue Miſteldroſſel (Turdus viſc. cinereus).

Mitjagd. Iſt ein Recht des Landesherrn, in den Jagdgehegen ſeiner Landſaſſen und Vaſallen die Jagd zugleich mit auszuüben, und iſt von der Geſamtjagd in ſo weit unterſchieden, daß letztere von den Vaſallen unter einander auf gemeinſchaftlichen oder vermengten Feldfluhren verrichtet, erſtere hingegen in der Vaſallen Gehegen von dem Landesherrn exerciret wird; ſ. auch Koppeljagd.

Mittagslinie, Fr. la ligne méridienne. Iſt ein Durchſchnitt der Mittagsfläche mit der Horizontfläche. Wenn zwei oder mehrere Fäden alſo hinter einander aufgehängt werden, daß die Sonne oder ein Stern, wenn ſie culminiren, genau hinter ihnen zugleich durchgehet, ſo formiren dieſe Fäden die Mittagsfläche, und auf dem Boden bezeichnen ſie eine Mittagslinie. Dieſer Boden mag zwar, überhaupt genommen, geneigt ſeyn wie er will, ſo liegt der eingebildete Durchſchnitt, womit die Fläche jener Fäden den Boden durchſchneidet, immer in der Mittagsfläche; in vielen Fällen aber wär die Mittagslinie zu manchem Gebrauch gar nicht anzuwenden, wenn ſie nicht auf der genaueſten horizontalen Ebene läge.

Es iſt bekannt, daß die Schatten aller Körper beim Aufgang der Sonne und bei ihrem Untergange am längſten ſind, und daß ſie immer kürzer werden, je höher die Sonne über den Horizont herauf ſteigt. Befeſtiget man alſo auf einer horizontalen Ebene einen verticalen Stift, und mißt die Länge des Schattens des Stifts von Zeit zu Zeit, ſo kann man ſicher ſchließen, daß es Mittag iſt, wenn dieſer Schatten am kürzeſten wird. Denn die Sonne

ſtehet alsdenn am höchſten, und iſt im Begriff ſich wieder zu ſenken. Hat man nun an irgend einem Tage (am beſten zur Zeit der Sonnenwende) die Lage des kürzeſten Schattens genau beobachtet und durch eine gezogene gerade Linie auf der Ebene bemerket, ſo wird man alsdenn an allen andern Tagen, wenn der Stift und die horizontale Ebene unverrückt bleiben, finden, daß jedesmal der Schatten des Stifts, wenn er am kürzeſten iſt, auf die einmal gezogene Mittagslinie fällt. Die Mittagslinie iſt alſo für jeden Ort der Erde eine beſtändige horizontale Linie, und es iſt allezeit Mittag, wenn die Sonne, in einer durch ſie und den Stift geſtellten vertikalen Fläche erſcheint, ſie mag hoch oder tief ſtehen. Eine ſolche Mittagsebene iſt allemal vertikal, alſo gegen den Mittelpunkt der Erde gerichtet, und eine Mittagslinie, die man einmal gezogen hat, kann nachher allezeit zur Beſtimmung des Mittags dienen.

Verlängert man in Gedanken die Mittagsebene eines Orts ohne Ende fort, ſo gehet ſie durch den Mittelpunkt der Erde, weil ſie vertikal iſt, und ſie ſchneidet überdies die ganze Erdkugel in zwei gleiche und ähnliche Hälften, ihre Oberfläche aber in einem Kreiſe, der durch den Beobachtungsort gehet. Für einen jeden andern Ort der Erde giebt es einen ähnlichen Mittagskreis, als für den Beobachtungsort. Alle aber ſind einander gleich, weil ſie alle auf der Oberfläche der Erdkugel liegen, und ihren Mittelpunkt zum gemeinſchaftlichen Mittelpunkte haben. Alle ſchneiden ſich über dieſes in zweien Punkten der Erdfläche, welche man die Pole der Erde nennt, und die gerade Linie durch dieſe Pole und den Mittelpunkt der Erde, heißt die Axe der Erde. Jeder Mittagskreis gehet von Norden nach Süden, daher liegt uns der eine Pol gegen Norden und der andere nach Süden. Jener heißt der Nordpol, dieſer aber der Südpol.

Die Hälfte eines Mittagskreiſes, welche in dem einen Pole anfängt und durch den Beobachtungsort fort bis zum andern Pole gehet, heißt der Meridian des Orts; die andre Hälfte aber dieſes Kreiſes iſt der Meridian unſrer Gegenfüßler. Jeder Ort auf der Erde hat ſeinen Meridian, es liegen aber auch viele Oerter unter einerlei Meridiane.

Von den unzähligen Arten vermittelſt beſonderer Inſtrumente die Mittagslinie zu ziehen, können hier nur einige der gewöhnlichſten und leichteſten beſchrieben, einige andere aber nur erwähnt — und angezeigt werden, wo man ſie beſchrieben finden kann.

I) Durch eine genaue Uhr. Der leichteſte Weg eine Mittagslinie zu ziehen, iſt der vermittelſt einer Uhr, welche nach der wahren Zeit gerichtet iſt, alſo genau 12 Uhr zeigt und ſchlägt, wenn die Sonne culminiret. In dieſem Augenblick wird der Schatten eines perpendikulair aufgerichteten runden, gleich dicken, am Ende zugeſpitzten Stifts nach ſeiner Direktion, durch mehrere feine in der Mitte des Schattens verzeichnete Punkte bemerkt, und dann iſt eine durch dieſe Merkmale gezogene Linie, die verlangte Mittagslinie.

II) Vermittelſt einer Magnetnadel. Eine Magnetnadel kehret ſich nach Norden, aber mit einer immer veränderlichen Abweichung, deren Geſetze bis hieher noch nicht entdeckt worden ſind. Sie iſt nämlich nicht aller Orten in ihrer Veränderung gleichförmig, ja man hat ſogar gefunden, daß die Nadel täglichen und ſtündlichen Veränderungen ausgeſetzt, und daß die Abweichung der Magnetnadel meiſtens am Mittage am größten, und des Abends am kleinſten ſey.

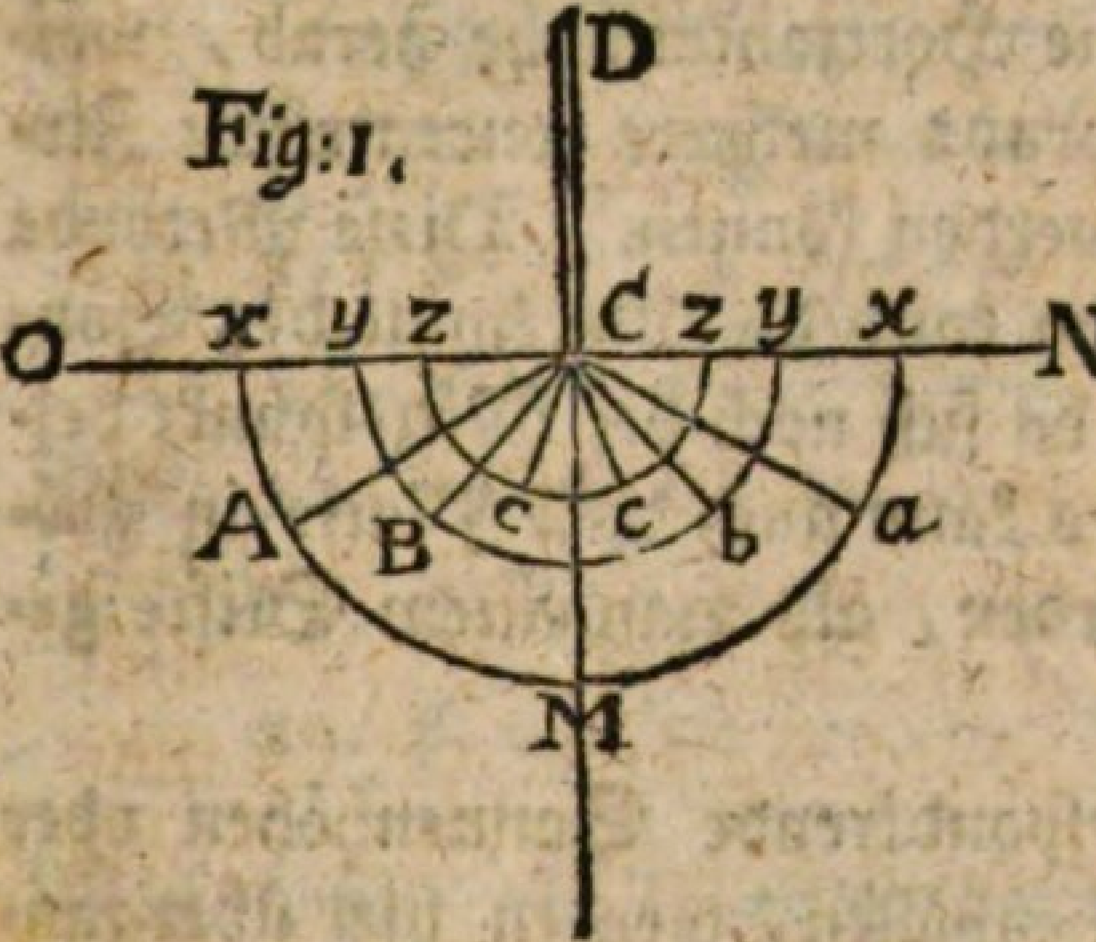
Geſetzt nun, man wiſſe an einem gewiſſen Ort auf die verlangte Zeit die genaue Abweichung, ſo ſetze man eine gute Bouſſole an dem beſtimmten Orte auf, und drehe ſie ſo, daß die Nadel auf der Abweichung ſtehet (z. B. man zähle vom Nordpunkt 19 und einen halben Grad gegen Weſten), ſo liegt die Viſirlinie der Bouſſole von Norden nach Süden in der wahren Mittagslinie.

Ohne eine bereits an einem Ort gezogene genaue Mittagslinie, iſt die wahre Abweichung ſchwer zu finden; ſelbſt künſtlichere Methoden geben die ſtündlichen Abweichungen nicht, oder beruhen auch auf Gründen, deren geſchickte Anwendung die Mittagslinie ſelbſt, ohne Gebrauch der Magnetnadel kürzer entdeckt. Unterdeſſen mag dennoch der Gebrauch der Magnetnadel zur Zeichnung einer Mittagslinie in dem Fall zu empfehlen ſeyn, wenn eine richtige Mittagslinie

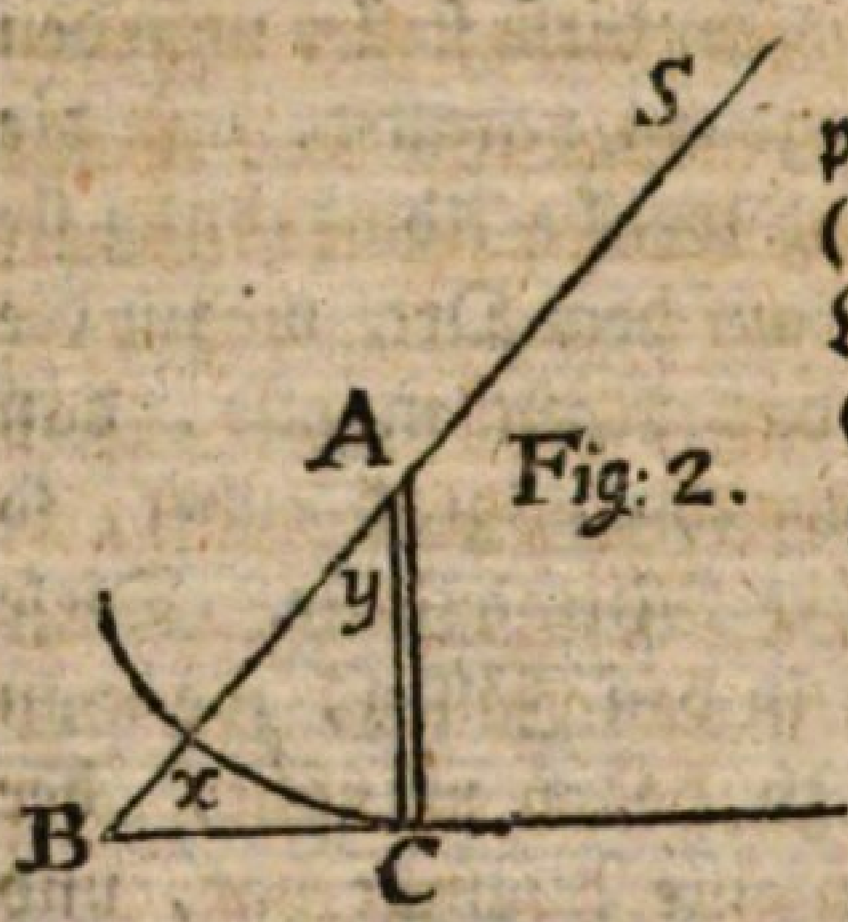
bereits in der Nähe vorhanden iſt. An dieſe ſtellet man den Strich des Magnetkäſtchens N S genau parallel, läßt die Nadel ruhig werden, und bemerket welche Abweichung ſie zeigt. Ohne Verzug ſtellet man nun auf dem Ort, wohin die neue Mittagslinie kommen ſoll, das Käſtchen alſo, daß die Nadel auf dem nämlichen Abweichungsgrad ruhet, ſo giebt die Linie N S abermal die wahre Mittagslinie. Dieſe Methode empfiehlt ſich inſonderheit in den Fällen, wo man an einem Orte eine Mittagslinie zu haben wünſcht, der etwa nur nach Oſten oder Weſten eine Ausſicht hat, und manche der folgenden Methoden nicht zuläßt; ſie iſt kurz aber doch ziemlich genau.

III) Vermittelſt eines Gnomons und correſpondirender Sonnenhöhen. Ein Gnomon iſt ein aufgerichteter perpendiculairer Stab, deſſen Schattensende man beobachtet. Da die Sonne am Mittag am höchſten ſtehet, ſo iſt am Mittag der Schatten am kürzeſten; in gleichen Entfernungszeiten vom Mittage iſt der Schatten gleichlang (die Verbeſſerungen, die dabei nöthig ſind, bleiben hier bei Seite geſetzt).

Fig: I.



Es ſey demnach Fig. 1 C D der aufgerichtete Stift, xx, yy, zz, aus dem Mittelpunkte C gezogene Zirkel. Vormittags kommen des Sonnenſchattens Ende genau an die Peripherie xx in a, hernach genau an b, und endlich an c, Nachmittags genau an c, ſodann an B und endlich an A. Nun halbirt man alle dieſe Bögen Aa, Bb, cc, und wird nun, wenn die Theilungslinien alle in einander fallen, verſicherter ſeyn können, daß man genau beobachtet habe, als wenn man nur einen Bogen genommen hätte. C M, wird die Mittagslinie ſeyn, M wird Norden, C Süden zeigen, und O N, ſo rechtwinklicht durch C M gezogen iſt, wird in O Oſten und in N Weſten angeben.



Ferner ſey Fig. 2. A C. der perpendikular aufgerichtete Stift (Gnomon) S die Sonne, C B. die Länge des Schattens, ſo iſt x die Sonnenhöhe und y das Complement der Sonnenhöhe. Nun nehme man A C als den Radius an, ſo iſt B C. der Tangens von y, alſo die Länge des Schattens iſt der Cotangens der Sonnenhöhe. Je länger alſo der Radius angenommen wird, deſto ſchärfer kann man durch Beobachtung dieſer Tangente bemerken, wenn die Sonne wieder gleich hoch ſtehet; wenn nur bei einem höhern Gnomon das neben einfallende häufige Licht die Gränzen des Schattens nicht undeutlich machte. Man gebrauchet alſo 1) nicht leicht über 1 oder 1 und einen halben Schuh hohe Gnomons, und ziehet mehrere concentriſche Zirkel, oder läßt 2) die Sonnenſtrahlen (Bild der Sonne) durch ein kleines Löchlein einer metallenen Platte auf eine horizontale Fläche fallen, läßt von dem Löchlein der Platte einen Senkel auf die Horizontalfläche herab, welcher das Zentrum giebt, woraus mehrere concentriſche Zirkel, wie vorher, gezogen werden können. Dieſe Methode hat viele Vorzüge, denn man kann die Merkmale des Sonnenbildes ſchärfer nehmen, da ſich noch der Mittelpunkt deſſelben bemerken läßt; und es kann auch dieſe Platte in größerer Höhe angebracht werden, als man einem Stifte geben kann.

Weitere Arten correſpondirende Sonnenhöhen oder auch correſpondirende Sternenhöhen, werden hier übergangen, und können in Roſt's aſtronomiſchen Handbuche Th. IV. u. a. nachgeſehen werden.

IV. Vermittelſt des Durchgangs des Polarſterns oder anderer Sterne durch den Meridian. Sehr bequeme und genaue Methoden, wodurch man zugleich ziemlich lange Mittagslinien erhalten kann, ſind folgende:

a) Mit dem Polarſtern allein. Folgende Tafel enthält die Zeit, da derſelbe gerade über dem Nordpol in einer Entfernung von 1°53′ im Meridian ſtehet. In 11 Stun-

den 58 Minuten nachher culminiret er unter dem Pole in gleichem Abſtande. Die angezeigte bürgerliche Zeit iſt für alle Meridiane brauchbar (ſo wie die Sonne jeden Orts um 12 Uhr culminiret).

Januar	1.	5 Uhr	57 M. Ab.		Juli	10.	5 Uhr	29 M. M.	
	11.	5 —	14 —	—		20.	4 —	49 —	—
	21.	4 —	31 —	—		30.	4 —	10 —	—
	31.	3 —	50 —	—	Aug.	9.	3 —	31 —	—
Febr.	10.	3 —	10 —	—		19.	2 —	53 —	—
	20.	2 —	31 —	—		29.	2 —	16 —	—
Mart.	2.	1 —	53 —	—	Sept.	8.	1 —	40 —	—
	12.	1 —	16 —	—		18.	1 —	5 —	—
	22.	0 —	40 —	—		28.	0 —	29 —	—
April	1.	0 —	3 —	—	Oct.	8.	11 —	49 —	—
	11.	11 —	27 —	—		18.	11 —	12 —	—
	21.	10 —	50 —	—		28.	10 —	34 —	—
Mai.	1.	10 —	12 —	—	Nov.	7.	9 —	55 —	—
	11.	9 —	34 —	—		17.	9 —	14 —	—
	21.	8 —	55 —	—		27.	8 —	32 —	—
	31.	8 —	15 —	—	Dec.	7.	7 —	49 —	—
Jun.	10.	7 —	34 —	—		17.	7 —	5 —	—
	20.	6 —	52 —	—		27.	6 —	20 —	—
	30.	6 —	10 —	—					

Man wählet alſo eine von dieſen Culminationen, entweder die obere oder die untere, wie es die Jahreszeit erfordert. Die eine oder die andere zeigt die Lage des Meridians in Norden. Man hängt um dieſe Zeit 2 Fäden mit zugeſpitzten Senkeln alſo hinter einander auf, daß beide den Polarſtern zugleich bedecken, ſo hängen beide in der Fläche des Meridians, und bezeichnen auf dem Boden mit den Spitzen der Senkel die Direktion der Mittagslinie. Dieſe Methode hat viel Leichtigkeit und Bequemlichkeit, auch erlaubet ſie beim Operiren die gehörige Vorſicht ohne ſich übereilen zu dürfen, weil der Polarſtern nur ganz langſam fort-

rückt; da hingegen die Sterne in Süden, die man etwa hierzu brauchen will, weit ſchneller fortrücken.

b) Mit dem Polarſterne gehet beinahe zu gleicher Zeit auch der Stern E im großen Bär 2ter Größe, Alioth, der erſte von den dreien im Schwanze, der nächſte am Viereck, durch den Meridian. Man verſuche alſo durch einen Senkel, wenn der Polarſtern und dieſer Stern vertikal über einander ſtehen, und hänge ſodann den zweiten Senkel hinter dem erſten in beliebiger Entfernung, daß er jenen erſten und zugleich die Sterne decke; ſo erhält man abermals die Mittagslinie auf dem Boden. Dieſe Operation kann ſehr bequem in der Abenddämmerung, in den Monaten Mai und Junius geſchehen.

c) Man kann ſich auch 2 anderer Sterne bedienen, welche zu gleicher Zeit culminiren, und alſo eine gleiche, oder doch beinahe gleiche gerade Aſcenſion haben, und welche wenigſtens 20 Grad in der Abweichung von einander entfernt ſind. Dergleichen Sterne ſind:

Am ſüdlichen Himmel

β in der Andromede und ν im Wallfiſch.
γ in der Andromede und α in den Fiſchen.
β im Stier und γ im Orion.
ζ im Stier und ι im Orion.
β im Fuhrmann und α im Orion.
δ im Bootes und β in der Waage.
δ in der Schlange und γ in der Waage.
γ in der Schlange und δ im Scorpion.
δ in der Leyer und θ in der Schlange.

Am nördlichen Himmel.

Der Polarſtern und γ in der Caſſiopeja (beide unter dem Pol).
ε in der Caſſiopeja und der Polarſtern (beide über dem Pol).
und η im großen Bären (unter dem Pol).
β im kleinen Bär (über dem Pol) und β im Perſeus (unter dem Pol).
γ im Cepheus (über dem Pol) und γ im großen Bär (unter dem Pol.)

Man hängt abermals einen Faden mit einem ſpitzigen Senkel, gegen die ſüdliche oder nördliche Seite des Himmels auf, und indem man um die Zeit, wenn beide Sterne culminiren, in einiger Entfernung von dem Senkel ſtehet, bemerke man, wenn beide Sterne von dem Faden bedeckt werden; in demſelben Augenblick hängt man noch einen Faden mit einem ſpitzigen Senkel in einiger Entfernung ſo auf, daß er den vorigen und zugleich die culminirenden Sterne bedeckt; ſo geben die 2 ſpitzigen Senkel auf dem Boden abermals die Mittagslinie.

V. Durch Hülfe der Sonnenuhren. Endlich wo nicht die allergrößte Schärfe verlangt wird, kann die Mittagslinie durch Hülfe gut gearbeiteter Sonnenuhren ziemlich genau erhalten werden. Wenn eine Azimuthal Uhr und Horizontal Uhr, die auf viereckigten rechtwinklichten Brettchen verzeichnet ſind, an einander geſtellet und zugleich mit einander ſo lange umgedrehet werden, bis beide Zeiger gleiche Zeit weiſen, ſo giebt die Seite der Vierecke die Mittagslinie. In jeder andern Lage treffen die Stunden nicht zuſammen. Lambert hat hierzu einige Verbeſſerungen vorgeſchlagen (ſ. Beiträge zum Gebrauche d. Mathem. 2 Th.)

Der Nutzen, den eine genau gezogene Mittagslinie leiſtet, iſt ungemein ausgebreitet, beziehet ſich aber hauptſächlich auf folgenden Gebrauch:

1) zu wiſſen, wenn ein Himmelskörper am Himmel am höchſten ſtehet oder culminiret;

2) die Uhren gehörig zu richten;

3) die Bouſſol Winkel von den Charten auf das Feld genau abzutragen;

4) Aufnahmen von einigem Umfange, oder topographiſche Meſſungen, gehörig aufzutragen und zu orientiren.

Zu dem erſten Zweck, nämlich zu wiſſen wenn ein Himmelskörper culminiret, iſt nöthig, auf der gezogenen Mittagslinie eine Art von Mittagsfläche zu errichten. Gewöhnlich bedient man ſich eines auf der Mittagsfläche aufgerichteten Faden Dreiecks (triangulum filare). Man

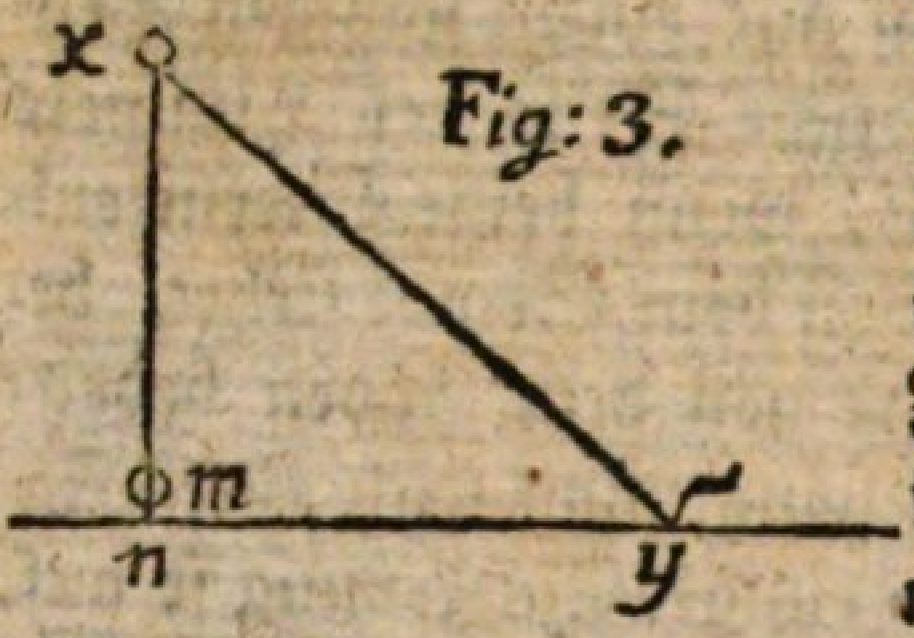


Fig: 3.

läßt nämlich (Fig. 3.) einen zugeſpitzten Senkel m genau auf die Mittagslinie herab hängen, in n; und vom obern Punkte des Fadens x, den man durch einen kleinen Ring ziehen kann, läßt man einen Faden (der alſo der nämliche ſeyn kann) an das andere Ende der Mittagslinie y herunter gehen, und befeſtiget ihn daſelbſt; ſo befinden ſich beide Fäden x m, und x y in der Mittagsfläche. Zu manchem Gebrauch kann man auch nur 2 perpendikuläre Fäden auf die Mittagslinie fallen laſſen.

2) Zu Richtung der Uhren iſt eine genaue Mittagslinie unentbehrlich. Sie zeigt den Augenblick der Culmination der Sonne und alſo den Anfang des aſtronomiſchen Tages. Man richte alſo den Stundenzeiger auf 12, den Minuten- und Sekundenzeiger aber auf 60 in dem Augenblick der Culmination, ſo iſt die Uhr gerichtet. Da man aber der Gleichförmigkeit des Ganges einer Uhr auf mehrere Tage gewiß ſeyn muß, ſo kann man mehrere Nächte hinter einander den Durchgang eines Fixſterns durch den Meridian beobachten, und finden, ob zwiſchen den Culminationen jedesmal gleiche Zeit der Uhr herauskomme, und wie viel die Uhr einen Sternentag vorlaufe oder zurückbleibe.

3) So obenhin wird heut zu Tage kein Riß oder keine Charte gefertiget, daß nicht wenigſtens die Nordlinie der Magnetnadel oder der Bouſſole darauf gezeichnet würde. Kömmt aber der Fall vor, daß die gemeſſenen Bouſſolwinkel mittelſt paralleler Nordlinien durch jede Station aufgetragen worden ſind, und auf ähnliche Art nach Verlauf einiger Zeit, von dem Papiere auf das Feld abgetragen werden ſollen, und iſt die Abweichung der Magnetnadel von der wahren Mittagslinie zur Zeit der Meſſung nicht mit aufgetragen worden; ſo wird man beim Abtragen allemal um ſo viel fehlen, als die Veränderung in der Abweichung in der verfloſſenen Zeit beträgt. Man muß alſo die Abweichung der Nadel vorerſt wieder unterſuchen und zu den Winkeln auf der Charte ſo viel hinzu thun oder wegnehmen, als die Abweichung jetzt oder — gegen jenesmal beſagt.

4) Wenn eine Charte etwas mehr Umfang bekommen ſoll, als ein gewöhnlicher Forſtriß, wenn z. B. eine beträchtliche Anzahl Reviere, es ſey zu welchem Behuf es wolle, an einander geſetzt werden ſollen; ſo wird die Charte ohne aſtronomiſche Hülfe, mithin ohne Mittagslinie, niemals richtig orientirt werden können, weil es bei der Aneinanderſetzung darauf ankömmt, daß die Hauptpunkte trigonometriſch beſtimmt, und geographiſch aufgetragen werden.

Als Beiſpiel merkwürdiger Mittagslinien verdienen angeführt zu werden: die Egyptiſchen Pyramiden, deren Wände der franzöſiſche Akademiſt Chazelles im Jahr 1693 genau mit den Cardinalpunkten des Horizonts übereinſtimmend fand. In der Petronius Kirche zu Bologna errichtete J. Dom. Caſſini im Jahr 1655 den berühmten Gnomon und Mittagslinie 178 Fuß 6 Zoll lang, aus Metall in Marmor eingelegt. Zu Florenz in der Metropolitankirche hat der Abt Bernh. Ximenes im Jahr 1756 einen ſehr alten Gnomon, den ein Florentiner, Paulus Toscanelli noch vor dem Jahre 1510 verfertiget hatte, wieder hergeſtellet; die Mittagslinie ſoll an Größe und Genauigkeit jene zu Bologna noch übertreffen. Sonſten ſind noch die Mittagslinien von M. Rocco Bovi zu Neapel; zu Paris auf der Sternwarte und bei St. Sulpice von beträchtlicher Größe. In Dresden hat Hr. Inſpector Köhler in dem mathematiſchen Salon auch einen Gnomon von 16 und einem viertel Fuß Höhe errichtet, deſſen Einrichtung beſonders zu empfehlen iſt.

Außer den bereits angeführten Schriften können hierüber noch nachgeſehen werden: P. P. Fixlmüller, meridianus ſpeculae aſtronomicae Cremifanenſis, Styrae, 1765. 4. Brander Beſchreibung eines magnetiſchen Declinatorii und Inclinatorii, Augſpurg, 1779. von Segner aſtronom. Vorleſungen. Roſt, Diſſ. de linea meridiana, Regiom. 1716. Schmith, Lehrbegriff der Optik. Augsb ꝛc. ꝛc.

Mittelbaum, Mittelholz, Fr. Bois vif, Bois verd, Heißt ein Baum, der ohngefähr die Mitte ſeines Lebens erreicht hat. Dieſer Benennung bedient man ſich gemeiniglich von den Schwarzhölzern, und zwar wenn die Stäm-

me ſo ſtark geworden ſind, daß ſie Brunnenröhren geben oder eine Spanne halten, welches auf gutem Boden in 55 bis 60 Jahren geſchehen kann.

Mittelhörner, ſ. Hiefhörner.

Mitteljagd, Fr. Chaſſe moyenne. Iſt die näher beſtimmte Eintheilung der Jagden in den Ländern, wo die Jagd in drei Klaſſen abgetheilet iſt; ſ. unter Jagd.

Mittelſchnepfe, Lat. Scolopax major, Linn. Engl. the great Snipe, Penn. auch genannt: große Schnepfe. Sie gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und iſt von der Gattung der Schnepfen eine Art, die folgende Kennzeichen hat. Der Scheitel und die Beine ſind ſchwarz, erſtere durch einen blaſſen Streif in zwei Theile getheilt, und ein blaſſer Streif befindet ſich ebenfalls unter den Augen.

Man findet dieſe Schnepfe, welche 18 Zoll lang iſt, und das Mittel zwiſchen der Waldſchnepfe und der Heerſchnepfe hält, in Deutſchland ſelten. Ihr Schwanz iſt 2 Zoll 2 Linien lang, und wird halb von den Schwingen bedeckt. Sie wiegt 8 Unzen. Der Schnabel hat gerade die Geſtalt wie an der Waldſchnepfe, iſt gerade, an der Spitze etwas ſtärker, ſchmutzig gelblichgrün, an der Spitze ſchwarz. Die Füße ſind ſchwärzlich und geſchildert, der nackte Theil der Schenkel 6 Linien, die Beine 1 Zoll 10 Linien hoch, die mittlere Zehe 1 Zoll 6 Linien und die hintere 6 Linien lang.

Der Kopf iſt der Länge nach durch eine roſtrothe Linie getheilt; dieſe hat zu beiden Seiten eine breite, ſchwarze, und ſowohl über als unter jedem Auge läuft eine roſtrothe dritte weg; der Rücken, die Schultern und Deckfedern der Flügel ſind roſtroth, ſchwarz geſtreift und letztere auch weiß eingefaßt; der Hals und die Bruſt gelblichweiß mit ſchwarzer Einfaſſung; der Bauch zur Seite ſchwarz geſprenkelt; die weichen Schenkel- und Afterfedern ſchwarz gezeichnet; die vordern Schwungfedern dunkelbraun; der Schwanz roſtfarbig, ſchwarz geſtreift, die 2 mittelſten Federn ausgenommen. — In ihrer Lebensart ſoll ſie mit der Waldſchnepfe ganz übereinkommen.

Mitteltücher, ſ. Däniſche Tücher.

Mönch, Lat. Motacilla Atricapilla, Linn. Fr. la Fauvette à tête noire, Buff. Engl. the Black-cap, Penn. auch genannt: ſchwarzköpfige Grasmücke; Kloſterwenzel, Schwarzkappe, Schwarzkäppchen, Schwarzkopf, Schwarzplatte, Plattenkopf, Mohrenkopf, Grasſpatz, Plattenmönch, Murrmeiſe, kleiner Mönch, Pfaff, Afternachtigall, Kardinälchen, Grasmückchen. Iſt, als Singvogel, eine Art von der Gattung der Sänger, und zwar von der erſten Familie derſelben, den Grasmücken. Als Kennzeichen ihrer Art iſt ſie oben dunkler, unten heller grau. Der Oberkopf des Männchens iſt ſchwarz, und der des Weibchens roſtbraun.

Dieſer Vogel wird wegen ſeiner rundlichen beim Männchen ſchwarzen, und beim Weibchen roſtbraun gefärbten Kappe Mönch genannt, und man hat ihn deswegen, beſonders da das Weibchen etwas größer iſt, als das Männchen, von jeher als zwei verſchiedene Arten getrennt, den Mönch oder die Grasmücke mit der ſchwarzen oder mit der rothen Kappe, da doch dieſe Verſchiedenheit nur das Geſchlecht betrift. Er gleicht an Größe der weißen Bachſtelze, iſt 6 und einen halben Zoll lang und 10 und einen halben Zoll breit. Der Schwanz iſt 2 Zoll 10 Linien lang, und die Flügel reichen bis auf die Mitte deſſelben. — Der Schnabel iſt 6 Linien lang, grade, braunblau, die Ränder, die Wurzel des Unterkiefers und der Rachen gelblich weiß; der Augenſtern kaſtanienbraun; die geſchilderten Füße und Klauen braunblau, die Beine 1 Zoll hoch, die mittlere Zehe 9 und die hintere 6 Linien lang.

Der Oberkopf iſt von der Stirn an über die Augen weg und am Hinterkopf herum ſchwarz; die Wangen und der Nacken ſind hell aſchgrau; der übrige Oberleib mit den Deckfedern der Flügel aſchgrau mit Olivengrün überzogen; der Unterleib iſt hell aſchgrau weißlich auslaufend. Die Seiten und Schenkel wie der Rücken; die mittelmäßigen Afterfedern und die Unterflügel weiß und grau gefleckt; die Schwungfedern dunkelbraun, an den Spitzen weißgrau, die beiden erſtern weiß; der Schwanz iſt gerade, dunkelbraun mit der Rückenfarbe gerändet, und an den Spitzen fein weißgrau geſäumt.

Das Weibchen iſt gegen das Männchen allzeit etwas größer und 6 und dreiviertel Zoll lang. Der Scheitel hat eine roſtbraune Kappe; der Oberleib iſt röthlichgrau, olivengrün überlaufen; die Wangen und Kehle ſind hell aſchgrau; die Bruſt, Seiten und Schenkel blaßgrau, olivengrün vorſchimmernd; der Bauch röthlichweiß; die Schwung- und Schwanzfedern dunkelbraun mit der Rückenfarbe geſäumt. — Alle kleine Federn ſind geſchliſſen.

Dieſer Vogel iſt munter, kriecht geſchickt durch alle Büſche, fliegt ſchnell, hüpft aber auf dem Boden lahm. Er hat eine reine, ſanfte und flötenartige Stimme, und ſingt im Zimmer das ganze Jahr hindurch und faſt den ganzen Tag; im Freien ſingt er auch ſpät in den Abend hinein, wie die Nachtigall, und erhebt auch des Morgens vor Tages Anbruch ſeine Stimme ſchon wieder. Seine Lockſtimme iſt ein ſchmatzendes Tack!

Der Mönch iſt in ganz Europa zu Hauſe, bewohnt die Laubhölzer, in bergigen und ebenen Gegenden, und die an ſolche Waldungen ſtoßende Gärten; vorzüglich findet man ihn in den einzelnen Feldhölzern, die dichtes Gebüſch haben. Seine Wanderungen tritt er Ende des Septembers an, ſtreicht aber ſchon vor der Mitte des Septembers bis in Oktober herum. In der Mitte des Aprils, einige Tage vor der Ankunft der Nachtigal iſt er wieder bei uns.

Er nährt ſich von kleinen Spann- und Wickelraupen, Fliegen, Mücken, kleinen Nachtſchmetterlingen und andern Inſekten und Inſektenlarven und Puppen, von Kirſchen, Hollunder- und Johannisbeeren. In andern Gegenden ſoll er auch Lorbeer- Kellerhals- Epheu- und Faulbaumsbeeren genießen. — In der Stube bekömmt er Gerſtenſchrot mit Waizenkleie, Semmel und Milch vermiſcht, zuweilen etwas Hanf, und einige Mehlwürmer und Ameiſeneier. Er badet ſich gern, und will daher alle Tage friſches Waſſer haben.

Er niſtet nur einmal, ſelten zweimal des Jahrs in die Hecken, oder in das Gebüſch, und zwar mehrentheils in einen Weißdornbuſch. Das Neſt iſt feſt, halb kugelrund nud ſchön gebaut. Das Weibchen legt 4 bis 6 ſtumpfe Eier, die im Grunde gelblichweiß, mit etwas erhöhter gel-

der Farbe marmorirt und mit einigen braunen Punkten beſtreut ſind. Es brütet ſie mit dem Männchen aus, welches beſonders die Jungen mit Baumraupen, Motten und andern fliegenden Inſekten füttert. — Sie werden oft die Pflegeeltern des Kuckuks. — Füchſe, Marder, Iltis, Wieſel und Katzen ſind Feinde, die ihrer Brut nachſtellen.

Da ſie nicht ſcheu ſind, ſo laſſen ſie ſich leicht mit dem Blasrohr und der Flinte erlegen, welches man aber nicht gerne thut. — Für die Stube fängt man ſie im Julius und Auguſt mit Johannisbeeren und Berghollunderbeeren in Sprenkeln, im September aber hängt man ſchwarze Hollunderbeeren vor. — Im Frühjahr gehen ſie unter das Garn und die Leimruthen, wenn man ihnen Mehlwürmer zur Lockſpeiſe auf einen gereinigten Platz legt. — Sie fallen auch einzeln mit auf die Heerde, welche in Gebüſchen liegen. Auf den Tränkheerd aber gehen ſie nur mit der größten Vorſicht. Auch in der Schneuß ſind ſie mistrauiſch.

Sie nützen durch ihr gut ſchmeckendes Fleiſch; man ſieht es aber nicht gern, wenn ſie ſich in der Schneuß fangen, da man ſie ihres angenehmen Geſangs halber lieber ſchonet. — In Wäldern und Gärten nützen ſie durch ihren Inſektenfraß.

Monatliche Beſchäftigung. Welche Geſchäfte der Forſtmann ſowohl als der Jäger in jedem Monate vorzüglich zu berückſichtigen und zu verrichten hat; davon wird unter dem Namen jedes einzelnen Monats, als Jänner, Februar, März, April u. ſ. w. geſagt.

Moorhahn, ſ. Birkhuhn.

Moos, lat. Muſcus, Fr. Mouſſe. Hierunter werden verſchiedene Arten von Waldgewächſen verſtanden, welche zwar von einfacherm Bau, als andere Pflanzen ſind, aber doch wahre Wurzeln, Stengel, Blätter und Blüthen haben, die einzeln ſtehen, knopfförmig geſtaltet, bald geſtielt, bald ſtiellos ſind. Einige Arten ſind von dunkel- oder hellgrüner, etwas in das Braune oder Rothe fallende Farbe, wenige ſind grau, oder von andern beſondern Farben, die wenigſten ſilbergrau oder ganz weiß. Einige kriechen nur umher, und überziehen Bäume, Erde und Steine,

andere bilden dichte Raſenflecken; die meiſten erwachſen in einen Filz.

Dieſe ſonderbaren Gewächſe ertragen die ſtrengſte Kälte, und fordern beſtändige Feuchtigkeit. Daher findet man ſie auf den höchſten Bergen, wie in den tiefſten Thälern, Abgründen und Moräſten. Schattige und feuchte, oder ſumpfige Oerter ſind den Mooſen beſonders willkommen. Man findet auch Plätze, wo Tannen, Fichten und Kiefern ſtehen, öfters mit verſchiedenen Mooſen dichte bewachſen.

Die meiſten Arten ſind dauerhaft, wachſen und blühen nur im Winter. In der wärmern Jahrszeit ziehen ſie ſich zuſammen, werden welk und trocken, in der folgenden kühlern leben ſie wieder auf, dehnen ſich aus, wachſen und blühen von neuem. Dieſes wechſelsweiſe Welken und Wiederaufleben der Mooſe dauert nur eine beſtimmte Zeit; nach dieſer ſterben ſie wie andre Pflanzen, und bleiben todt.

Die eigentlichen Mooſe, welche zum Unterſchied der Aftermooſe, auch Laubmooſe genannt werden, haben Wurzeln und ſtielloſe netzartig gewebte Blätter, die entweder nur auf der Wurzel, oder an einfachen oder zertheilten Stengeln, und auf verſchiedene Art befeſtiget ſind. An den Seiten oder Endungen der Stengel ſtehen die jüngern Blätter knospenförmig bei einander, und hüllen daſelbſt die Geſchlechtstheile ein. Nur wenige Arten aber tragen beiderlei Geſchlechtstheile bei einander, ſondern faſt alle haben halb oder ganz getrennte Geſchlechter. Die vom männlichen Stengel gehen oft nach der Blüthe aus, die weiblichen blühen und reifen zugleich an verſchiednen Stellen, und brauchen mehrentheils ein Jahr, um von der Blüte zur Reiſe der Früchte, welche im Winter am häufigſten bemerkt wird, überzugehen. Immer ſtehen mehrere Geſchlechtstheile von jeder Art an einem Orte beiſammen.

Die weiblichen Stempel haben ihren Fruchtknoten und einen verlängerten Griffel, mit einer trompetenförmig erweiterten Narbe. Seltnere Ausnahmen abgerechnet, iſt unter mehrern neben einander ſtehenden Stempeln einer am größten, und dies erwächſt allein, mit Ausſchluß der übrigen, zur reifen Frucht. — Die männlichen Theile beſtehen aus walzenförmigen Beuteln, die nur am obern Ende einen zähen Staub von ſich geben, und am Grunde auf ſehr kur-

zen Stielen befeſtiget ſind. Bei beiden Geſchlechtstheilen befinden ſich noch in Menge andere ſaftvolle und meiſt gegliederte Körper oder ſogenannte Saftfäden von verſchiedener Geſtalt, und die zu einer längern Aufbewahrung der Feuchtigkeit zu dienen ſcheinen.

Die reife Frucht iſt in Geſtalt und Richtung verſchieden. In ihrer Höle ragt der Fruchtſtengel bald mehr, bald weniger hervor, und in ihrer untern und größern Hälfte ſind die Saamen befindlich. Die obere Oefnung wird von dem Deckel oder der andern Hälfte ſo lange verſchloſſen, bis die Frucht nach der gänzlichen Reife völlig ausgetrocknet iſt; hierauf fällt der Deckel ab, und wird in den meiſten noch durch fiſchreuſenartige Strahlen, die am Rande der Mündung nach einwärts gehen, ſich aber bei der Trockenheit auf und nach auswärts breiten, abgeworfen.

Die Saamen haben nach den verſchiedenen Arten ſehr beſtimmte Oberflächen, ſie keimen erſt mit einfachen, nachher äſtigen und gegliederten, beſondern Saamenblättern, und bringen die nämliche Moosart hervor, von der ſie genommen wurden.

Oekonomiſch betrachtet können die Moosarten unſern Forſten theils nützlich, theils ſchädlich werden, je nachdem ſich Abſichten und Vorfälle ereignen. Im Ganzen genommen, kann und ſoll das Moos, nach der großen und allgemeinen Naturhaushaltung, nirgend ſchaden, ſondern es muß vielmehr in ſeiner Ordnung alle auf einander folgende Endzwecke im Zuſammenhange richtig erfüllen. Es kann alſo nur dann in gewiſſen Fällen ſchädlich werden, wenn durch Abſichten und Anſtalten den Naturwirkungen entgegen gehandelt wird.

In Anſehung des Nutzens, den die eigentlichen Moosarten in Waldungen haben können, geben ſie allen Saamenarten, und beſonders den allerkleinſten, die ihnen zugeführt werden, den erſten Aufenthalt, Schutz gegen Froſt, Hitze und andere Witterung, und die erſte zarte Nahrung. Ferner trägt das Moos auf hohen Gebirgen ungemein vieles zur natürlichen Fruchtbarkeit und zur Fortpflanzung der Bäume bei, indem ihre härteſten Felſen und die ſteilſten Orte durch den allmälich vorgehenden Anflug des Mooſes nach und nach mit Waldungen bedeckt werden. Der Moos-

ſaamen legt ſich nämlich bei feuchter Witterung in die häufigen Spalten, Ritzen, Vertiefungen und Hölen, und füllt dieſe zuerſt mit Moos aus, der dann mit der Zeit den durch die Sturmwinde auffliegenden Saamen aufnimmt, ſich vererdet, und die verſchiedenen Holzarten ſo lange nähret, bis ſie im Stande ſind, in die Zwiſchenräume tiefer zu wurzeln, und ſich die Nahrung ſelbſt zu verſchaffen. Hieraus erhellet deutlich, daß das Moos nicht etwa nur eine zufällige oder ganz gleichgültige Erd- Berg- oder Waldbedeckung ſey, welches überdies noch viele andere, und beſonders fremde Gewächſe bezeugen, die in der Erde gar nicht, oder doch überaus ſchwer und langſam auskeimen, nachdem aber außer dem Mooſe einen ſchlechten Wachsthum haben. Wenigſtens müſſen ihre Saamen im Moos auskommen, und in dieſem ihre erſte Nahrung ſo lange haben, bis ſie ihre Wurzeln tiefer unter ſich ſchlagen, und durch das Moos in die Erde ſelbſt verbreiten können.

Der Schaden, den das Moos in den Forſten, in den Baumgärten und auf Wieſen thun kann, beſtehet darin, daß es öfters zu ſehr überhand nimmt, und alles überzieht, welches man das Bemooſen nennt, und beſonders in bedeckten, feuchten und ſchattigen Orten geſchiehet. Wegen der darunter ſteckenden allzuvielen Feuchtigkeit, auch des darin wohnenden Ungeziefers wird es zuweilen ſchädlich, und verderbet alſo auch das Holz. Etliche beſondere Moosarten ſind Anzeigen des unfruchtbaren kalten Bodens; alle zuſammen aber erhalten das glimmende und verborgene Erdfeuer, bei ſehr trocknem Wetter, und breiten es in den Forſten eben ſo geſchwind aus, als der feinſte Zunder, worauf in den Sommermonaten die größte Acht zu haben iſt.

In deutſchen Forſten findet man häufig folgende Moosarten: das gemeine Kolbenmoos (Lycopodium clavatum) das Nadelkolbenmoos (Lycopodium Selago); das gemeine Haarmoos (Polytrichum commune); das Feldknotenmoos (Bryum rurale); das Mauerknotenmoos (Bryum murale); das Krückenförmige Aſtmoos (Hypnum rutabulum); und das baumförmige Aſtmoos (Hypnum dendroides).

Die Flechten oder Aftermooſe (Algae), die zwiſchen Mooſen und Schwämmen das Mittel halten und von den

Forſtmännern zu den erſtern gezählt werden, ſind von ganz beſonderer, und ſehr verſchiedener Geſtalt unter ſich ſelbſt, bald aus Fäden, bald aus einem hölichten Gewebe, bald aus einem blätterähnlichen oder gallertartigen Weſen u. ſ. w. beſtehend, bald trocken, zähe und dicht, bald ſaftig, locker und markig. Sie haben Wurzeln, Stiele und Blätter, die ſich aber ganz unmerklich in einander verlieren, daß ſie ſchwer von einander zu unterſcheiden ſind. Die Blüthen ſind an den meiſten Arten gar nicht wahrzunehmen, oder von einem ganz unkenntlichen Bau; nur ſieht man, daß zu gewiſſen Zeiten Knoten, Schilder oder becherartige Vertiefungen u. ſ. w. auf denſelben entſtehen, welche entweder die Befruchtungswerkzeuge oder ſchon die Saamen ſelbſt ſind.

Die Menge der Erd- und Baumflechten iſt in unſern Waldungen im dichten Holze überaus beträchtlich. Sie haben ihren Sitz auf jungen und alten, friſchen und dürren Bäumen, auf der Erde, und auf Felſen, wo ſie im Herbſt, Winter und Frühlinge, beſonders bei anhaltender naſſer Witterung grünen und ſich ungemein vermehren, im Sommer aber, bei trockner Wärme, an freien entlößten Orten wieder abnehmen und vertrocknen. Stämme und Aeſte werden von ihnen ſo gänzlich überzogen, daß ſie, beſonders auf der Nordſeite, anfänglich ſtaubig und rauch, hernach haarig und ſchuppig erſcheinen. Einige nennen dieſen Zufall die Wald- oder Baumkrätze; die Baumflechten aber, wovon die Bäume überzogen und hernach im Wachsthume geſtöret werden, das Baummoos; von welchem ſie aber ſehr verſchieden ſind.

Die Flechten geben verſchiedene Farben auf Wolle, Baumwolle, Seide und Garn, und ſind eine ſchlechte Nahrung für zahme und wilde Thiere. Gleichwohl aber ſind ſie weit weniger nutzbar als die Mooſe; denn die Vortheile, die theils gering ſind, theils nicht genützt werden, ſind gegen den Schaden am Holze faſt gar nichts zu rechnen, welchen ſie thun, ſobald ſie überhand nehmen, und die Rinde dick überziehen, da ſie denn die Eingänge, durch welche die luftigen Feuchtigkeiten eindringen ſollten, verſtopfen, und dieſe an ſich ziehen, wodurch dann die jungen Bäume und alle, ſo mit glatten und dünnen Rinden verſehen ſind, in

ihrem Wachsthum ſehr zurückgeſetzt werden. Ueberdieß dienen ſie auch einer großen Menge des kleinſten Ungeziefers zum Aufenthalte, das den Bäumen in vieler Abſicht ſchädlich iſt.

Zu den Flechtenarten oder Aftermooſen gehören vorzüglich folgende. Die fleiſchfarbige Flechte (Lichen ericetorum); das Isländiſche Moos (Lichen islandicus); welches als ein vortrefliches Arzneimittel berühmt iſt. Ferner das Lungenmoos (Lich. pulmonarius); die Wachholderflechte (Lich. juniperinus); die Bartflechte (Lich. barbatus); und die gemeine Becherflechte (Lich. pyxidatus).

Moosbeere, lat. Vaccinium oxycoccos, Linn. Fr. Canneberge, Brimbelle de Marais, Engl. the Cranberry; auch genannt: Moospreußelbeere, Hübelbeere, Fennbeere, Torfbeere, Winterbeere, Schneebeere. Iſt immergrünes Laubholz, und gehört unter die Rankenhölzer, und zu dem Geſchlechte der Heidel- und Preußelbeere. Man findet es vorzüglich auf Torfboden, ſumpfigen Oertern und an moraſtigen Quellen, wo es mit ſeinen dünnen hölzernen Reben ſehr weit auf der Erde ausſtreicht.

Die Rinde iſt am jungen Holze röthlich grün, und am alten glatt purpurroth. Die ſehr kleinen immergrünen Blätter ſind von Geſtalt oval zugeſpitzt, glattrandig, oben dunkelgrün und glänzend, unten mattgrün, mit einer ſtarken Ader, die oben eine Vertiefung hervorbringt, durchzogen, am Rande zurückgerollt. Die Zweige ſind von der Dicke eines Bindfadens, biegſam, zähe, kriechend. Das Holz iſt gelblich und von mittelmäßiger Härte und Dauer. Die Zwitterblüthen mit 8 Staubfäden erſcheinen im Junius an den Spitzen der Zweige und neigen ſich auf die Seite. Die Kronenblätter ſind roth. Die Erbſengroßen, durchſichtigen rothen Beeren reifen im Oktober, bleiben aber den Winter über hängen, und ſind von einem weinſäuerlichen Geſchmack. Sie enthalten viele kleine Körner als Saamen.

Die Beeren werden, wie die Heidelbeeren, zu Mus bereitet. Außerdem nehmen ſie Goldſchmiede zum Weißſieden des Silbers. In Petersburg werden ſie wegen ihrer angenehmen Citronenſäure in ſehr großer Menge zu Punſch und andern Küchenfabrikaten gebraucht.

Mooſrechen, Streurechen, Fr. émouſer. Gehört mit unter die Waldmisbräuche, da das Moos, vorzüglich in den Nadelwaldungen, mittelſt hölzerner oder eiſerner Rechen geſammelt, und zum Streuen für das Vieh angewendet wird. Da hierdurch der Wald nicht nur ſeiner natürlichen Düngung, ſondern auch des Schutzes und der Bedeckung der Baumwurzeln gegen Froſt, Hitze ꝛc. beraubt, ingleichen die Fortpflanzung der Bäume dadurch gehindert wird (ſ. Moos); ſo iſt es in aller Abſicht den Forſten ſchädlich. Am nachtheiligſten iſt es beſonders, wenn es mit eiſernen Rechen geſchiehet, weil durch ſelbige eine Menge zarter Saugwurzeln losgeriſſen werden, da denn die Bäume, wenn Hitze und Dürre lange anhält, um ſo leichter wegen Ermangelung hinlänglicher Nahrung vertrocknen.

Da indeſſen in gebirgigen Gegenden dieſe üble Gewohnheit nicht allezeit, wenigſtens nicht überall abzuſchaffen iſt; ſo kann ſie jedoch aber weniger ſchädlich gemacht werden, wenn der Förſter genaue Aufſicht hält, daß es nicht in jungen, im vollen Wuchſe ſtehenden Dickigen, ſondern höchſtens nur unter dem Holze von höherem Alter, am beſten da, wo in wenigen Jahren die Holzſchläge hingelegt werden, geſchieht, und dergeſtalt, daß das Moos blos mit hölzernen Rechen leicht zuſammengeharket, auch ſolches an einem Orte in mehreren Jahren nicht wiederholet werden darf.

Moosweihe, ſ. Roſtweihe.

Morgen, ſ. Acker.

Mornell, lat. Charadrius Morinellus, Linn. Fr. le Guignard, Buff. Engl. the Dotterl, Penn. auch genannt: Mornellchen, Morinell, Poſſenreißer. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und iſt von der Gattung der Regenpfeifer eine Art. Dunkelorangengelbe Bruſt, über welche eine weiße Querlinie, ſo wie über die Augen geht, unterſcheidet ſie von den übrigen Arten.

Er gleicht an Größe einer Schwarzdroſſel, iſt 10 und drei viertel Zoll lang und 18 und ein halb Zoll breit. Der Schwanz iſt 2 und ein halb Zoll lang, und wird bis faſt an die Spitze von den Flügeln bedeckt. Er wiegt 4 Unzen. Der Schnabel iſt 10 Linien lang und ſchwarz; die netzförmigen Füße dunkelbraun, der nackte Theil der Schenkel

6 Linien hoch, die mittlere Zehe 11 Linien lang und die äußere mit der mittlern durch ein Häutchen bis zum erſten Gelenke verbunden.

Die Stirn iſt dunkelbraun und grau; der Scheitel ſchwarz; vom Schnabel läuft über jedes Auge eine weiße Linie; Kehle und Schläfe ſind weiß; der Nacken, Rücken, die Schultern und Deckfedern der Flügel und des Schwanzes braungrau, dunkelgelb eingefaßt; die Gurgel aſchgrau olivenfarben, mit einer ſchwarzen Linie begränzt; die Bruſt, die Seiten und der Bauch dunkelorangengelb, erſtere mit einer weißen Querlinie und letzterer in der Mitte ſchwarz; die langen Afterfedern und die Schenkel röthlichweiß; die Schwungfedern dunkelbraun; der Schwanz dunkel olivenfarbig und die Enden der äußerſten Federn weiß. — Das Weibchen iſt etwas größer, dunkler, auf dem Scheitel dunkelbraun, an der Bruſt aſchgrau und der ſchwarze Fleck am Bauche fehlt, oder iſt weiß gefleckt.

Dieſer Vogel iſt nicht menſchenſcheu, und beſonders wegen ſeines Nachahmungstriebes, vermittelſt welchem er, wie der Affe, alle Bewegungen der Menſchen und Thiere nachahmt, merkwürdig, weshalb er auch der Poſſenreißer heißt. Wenn ein Heerd zum Vogelfange zurecht gemacht wird, kömmt er nahe herzugeflogen, ſieht der Arbeit zu, macht allerhand lächerliche Bewegungen, und geht ohne Scheu in das aufgeſtellte Netz. Schießt man einen von dieſen Vögeln, ſo kömmt die ganze Schaar herbeigeflogen, betrachtet ihren todten Kammeraden, und man kann ihrer mit einem zweiten Schuſſe mehrere erlegen. In England fängt man ſie bei Licht, und treibt ſie ſchaarenweiſe in die Netze.

Er bewohnt die mitternächtlichen Gegenden, und kömmt nur auf ſeinen Zügen, zu Ende des Auguſts, in die ſüdlichern und nach Deutſchland, wo er ſich auf den gepflügten Aeckern und in Weinbergen gern aufhält. Zu Ende des Aprils geht er wieder in ſeine nördliche Heimath. — Seine Nahrung ſind Raupen, Käfer, Holzwürmer und Erdſchnekken. — Aus ſeinem Fleiſche wird ein wohlſchmeckendes Gericht bereitet.

Motte, Schabe, Lat. Phalaena Tinea, Fr. Teigne. Dieſe gehören unter die minder ſchädlichen Waldinſekten.

Ihre Raupen ſind klein, und oft nur durchs Vergrößerungsglas kenntlich; ſie verwandeln ſich über der Erde. Die Motten ſind klein, und rollen meiſt die ſchmalen Flügel zuſammen, wenn ſie ruhen. Sie wohnen in den Knospen, Blätterbeulchen, jungen Zapfen, Keimen, innerhalb des Marks der Blätter, in den Harzbeulen, auch in der Rinde zwiſchen den Zweigen. Auf den Blättern verurſachen ſie die ſchlangenförmigen Zeichnungen, aus welchen der Aberglaube ſonſt gemeine Landplagen vorherſehen wollte. Einige Arten dieſer Familie ſchaden vorzüglich dem Nadelholze.

Die Tannenzapfenmotte (Ph. Tin. Strobitella) bewohnt im Julius die Tannen; ſie haben braune und ſilberfarbige gewäſſerte Flügel. Die Larve oder Made ſteckt in den jungen weichen Tannenzäpfchen, die ſie ſehr fehlerhaft macht oder gar zerſtöhret.

Die lichtgraue Maiwachsmotte (Ph. Tin. Turionella); eine glänzende grauweiße Phaläne, die im Julius auf den vornämlich noch jungen Kiefern, mit einem gelben Bruſtſtücke, deren Larve oder Made zu Ende des Maimonats ſchon den noch weichen Maiwachs auf den Kiefern verwüſtet, an welchen oder in welchen ſie wohnet.

Die lichtgraue und brauntüpfliche Maiwachsmotte (Ph. Tin. Dodecella) hält ſich im Julius auf den jungen Fichten und Kiefern, in den Gehegen auf. Die Larve wohnt in dem Maiwachſe der Fichten und Kiefern, welcher dadurch verdorret oder in ein Misgewächs ausartet. — Die graue Rindenmotte (Phal. Tin. corticella) hält ſich in der Rinde zwiſchen den Zweigen der Erle und der fruchttragenden Bäume auf, an dicken ſchattigen Orten.

Mühlachſe, ſ. Wagenſchußpfoſten.

Müllerchen, ſ. unter Grasmücke.

Mündung, Fr. Calibre. Heißt die obere Oeffnung an einem Büchſen- oder Flintenlauf.

Mutter, ſ. Hülſe.

N.

Nachbinden, Fr. contre-venter. Folgt auf das vorbinden, welches darin beſtehet, daß bei der Stellung

des Zeuges bei einem Hauptjagen die obern und untern Leinen der Tücher an Heftel oder Bäume angebunden werden; nachbinden heißt es aber, wo die Leinen an dem andern Ende des Tuches wieder angebunden werden.

Nachfährte, ſ. Hinfährte.

Nachhängen, Nachſuchen, Fr. tranler. Heißt beim Jäger, wenn er mit dem Leithunde an dem Hängeſeil, oder mit einem Schweißhunde an dem Birſchriemen auf einer friſchen Fährte, oder auf der Flucht und Schweiß, mit einem dieſer Hunde fortarbeitet, um der Sache völlig gewiß zu werden.

Nachraum, Fr. Copeaux. Heißt, wenn auf einem Holzſchlag etwas vom Holze ſtehen oder liegen geblieben iſt, welches noch hätte mitgenommen werden können, und ſolches nun noch nachgeſchlagen und aufgemacht wird.

Nachſtellen. Iſt die Verrichtung des Jägers, wenn, nachdem das große oder kleine Jagdzeug einmal angebunden und ausgeſchlagen iſt, ſelbiges nachher auf die Forkeln oder Stellſtangen gebracht, und überall, wo es nöthig, befeſtiget wird, ſo daß nicht leicht etwas unter dem Zeuge hinaus kommen kann.

Nachteule, Lat. Strix Aluco, Linn. Fr. la Hulotte, Buff. Engl. the grey Owl, Penn. auch genannt: Große Baumeule, gemeine Eule, Mauseule, graue Buſcheule, Knappeule, Grabeule, braune Eule, rothe Eule, Huhu, Waldäuffl. Gehört als Raubvogel unter die erſte Ordnung des Linne'iſchen Syſtems, und zwar unter die Gattung der Eulen, von deren zweiten Familie, den Käuzzen, ſie eine Art ausmacht, welche ſich durch folgende Kennzeichen von den übrigen unterſcheidet. Der Regenbogen im Auge iſt dunkel, die vierte und fünfte Schwungfeder die längſte, und die Füße weiß und ſchwärzlich getüpfelt.

Dieſe große Europäiſche Eule wird in den deutſchen Waldungen allenthalben angetroffen. Sie iſt 1 Fuß 4 und dreiviertel Zoll lang, der Schwanz 7 Zoll, die Breite der Flügel 3 Fuß 4 Zoll, und reichen ein wenig über die Schwanzſpitze hinaus. Der Schnabel iſt 1 und einen halben Zoll lang, ſehr gekrümmt, in der Mitte grünlich, an den Seiten hornfarben; die Regenbogenfarbe iſt ſchwärzlich dunkelblau, oder dunkelbraun; die Krallen ſind ſchwärzlich;

die Beine 2 und einen halben Zoll hoch, die mittlere Zehe 1 und einen halben Zoll, und die hintere dreiviertel Zoll lang.

Der Kopf iſt ſehr groß, rund und dicht in Federn eingehüllt; der Federkreis um die Augen iſt ſehr ſtark und dicht, und beſteht aus einfachen weißgrauen ſchwärzlich geſtrichelten Federn; die großen Ohren und das Kinn ſind mit etlichen Reihen weiß, braun und ſchwarzgefleckter Federn umgeben; von der Stirn bis zum Scheitel läuft ein breiter kaſtanienbrauner Streif. Die geſiederten Füße und Zehen ſind ſchmutzigweiß und ſchwärzlich punktirt; der Oberleib iſt röthlich aſchgrau; der Unterleib weiß mit ſchwärzlichen Quer- und Längsſtreifen; der Kopf hat kleine und die großen Deckfedern der Flügel und die Achſelfedern haben große weiße Flecken; die Schwung- und Schwanzfedern haben dunkelbraune und grau röthliche Querſtreifen; die drei erſten Schwungfedern ſind ſägenförmig ausgezackt, und haben auf der äußern Seite einzelne große und weiße Flecken. — Doch giebt es in der Grundfarbe lichtere und dunklere. — Das Weibchen iſt immer dunkler, mehr braun, zuweilen fuchsroth von Farbe, das Männchen mehr aſchgrau.

Ihr Flug iſt vorzüglich leicht und ohne das mindeſte Geräuſch. Sie ſchreit tief und dumpfig Hu, hu, hu, huhuhu! Man kann ſie ohne Mühe zahm machen. Den Sommer hindurch hält ſie ſich beſtändig in Wäldern auf, und nur im Winter nähert ſie ſich zuweilen unſern Wohnungen. Am Tage verbirgt ſie ſich in holen Bäumen, oder in den finſterſten dickſten Aeſten, und ſitzt unbeweglich da. In der Abenddämmerung verläßt ſie ihren Ruheort, macht Jagd auf kleine Vögel, und beſonders auf Feldmäuſe, Maulwürfe und Käfer. Im Winter fliegt ſie auch nach den Scheunen, und fängt in denſelben die Mäuſe und Ratten weg, und geht auch in die Taubenſchläge, nicht aber der Tauben halber, ſondern um Mäuſe da zu ſuchen.

Ihre 3 bis 5 hellgrauen, rundlichen Eier legt ſie in fremde Neſter, der Raben, Krähen, Elſtern, Weihen u. ſ. w. und die wolligen Jungen haben lauter perlgraue und weißliche Federn. — Die Jäger ſchießen ſie gewöhnlich

des Abends auf dem Anſtande, ſollten es aber nicht thun, ſondern dieſen nützlichen Vogel leben laſſen.

Nachtfalter, ſ. Nachtvogel.

Nachtgarn, Nachtnetz, Streichnetz, Dockgarn, Fr. Traineau, Tiraſſe. Heißen die Lerchengarne, welche ohngefähr ſo groß als ein Tiraß, ſpiegelicht geſtrickt, und an zwei lange Stangen gebunden ſind, und womit des Nachts nach den Lerchen geſtrichen wird. Ein ſolches Garn wird über ein Strickholz von 1 und ein Zehntheil Zoll Breite von ſtarkem Zwirn geſtrickt, mit einer Maſche wird der Anfang dazu gemacht, und ſo man herum geſtrickt hat, wird eine Maſche zugegeben, bis es 6 Klafter lang iſt. Dann wird zwei Klafter lang auf einer Seite abgenommen und auf der andern Seite zugegeben. Iſt dieſes geſchehen, ſo wird auf beiden Seiten abgenommen, bis man eine Maſche behält, ſo iſt das Netz 6 Klafter lang und 4 breit. Rings um das Netz wird eine dünne Linie gezogen, und an beiden Seiten eine glatt gehobelte 6 Klafter lange Stange ſtramm angebunden, ſo iſt es zum Gebrauch fertig. Auch werden von manchen unten an das Ende oder den unterſten Rand des Netzes, beſonders wenn es windiges Wetter, Lappefedern angemacht, welche die Erde beſtreichen und die Vögel aufſchrecken. Zu Hauſe wickelt man das Netz um die beiden Stangen herum, und hebt es an einem trocknen und vor Mäuſen ſichern Ort auf. Dieſes Netz kann auch ohne Stangen zum Wachteltiraß gebraucht werden. Uebrigens ſehe man unter Lerchenſtreichen.

Nachtigall, Lat. Motacilla Luſcinia, Linn. Fr. le Roſſignol, Buff. Engl. the Nightingale, Penn. auch genannt: gemeine Nachtigall; nach ihrem Aufenthalte, Berg- Waſſer- und Gartennachtigallen; Rothvogel zum Unterſchiede von Sproſſer, Tagnachtigall, Crainiſch Schlanz. Gehört unter die Ordnung der Singvögel, und unter die erſte Familie der Gattung der Sänger, nämlich Grasmükken. Als Kennzeichen ihrer Art iſt ſie oben röthlichgrau, unten hellgrau, und der Schwanz braunröthlich.

Da die Nachtigall kein Gegenſtand des Jägers im ſtrengſten Verſtande iſt, es auch überhaupt beſſer wäre, wenn der Fang dieſer Vögel in Rückſicht des Nutzens, den ſie durch ihren Geſang und ihre Nahrungsmittel gewähren,

gänzlich unterbliebe; ſo wird ihre Beſchreibung zu Erſparung des Raums hier übergangen.

Nachtreiher, lat. Ardea Nycticorax, Linn. Fr. le Bihoreau, Buff. Engl. the Night-heron, Penn. auch genannt: Nachtrabe, Schildreiher, Quackreiher, bunter Reiher. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und unter die Gattung der Reiher. Er unterſcheidet ſich von den übrigen Arten dadurch, daß der Federbuſch am Hinterkopfe aus drei horizontalliegenden Federn beſteht, der Rücken ſchwarz, und der Bauch gelblich iſt.

Er iſt unter ſeiner Gattung einer der kleinſten, 1 Fuß 10 und ein halb Zoll lang, und 3 Fuß 7 Zoll breit. Der Schnabel iſt 4 und ein viertel Zoll lang, ſtark, ſchwarz, am Grunde gelblich; der Augenſtern rothgelb; die vorn geſchilderten und hinten und über den Zehen netzförmigen Füße gelblichgrün, die Nägel ſchwärzlich, der nackte Theil der Schenkel 14 Linien hoch, die mittlere Zehe 3 und dreiviertel Zoll lang, die hintere 1 Zoll 10 Linien.

Die Stirn und ein Strich über den Augen ſind weiß; der Zügel und der Augenkreis nackt und grünlich; der Scheitel mit einem Winkel nach dem Genick ſchwarz grünglänzend; am Hintertheil des Kopfs liegen 3 weiße an der Spitze ſchwarze, 6 bis 9 Zoll lange Federn, die einen Federbuſch bilden; das Genick und die Seiten des Halſes ſind aſchgrau; der Oberrücken mit den Schulterfedern ſtahlgrün glänzend; der Unterrücken nebſt den Steißfedern, den Flügeln und dem Schwanze blaß aſchgrau, die Flügelränder weiß; die Wangen, Kehle, der Hals, die Bruſt und die Schenkel weiß; der Bauch und die langen Afterfedern weiß.

Der Nachtreiher geht wegen ſeiner kürzern Beine nicht ſo hoch, als ein Reiher, und trägt ſich auch faſt wie eine Krähe, im Fluge aber ſieht er jenem gänzlich gleich. Des Nachts erfüllt er die Luft durch ein Geſchrei, das dem Tone nicht unähnlich iſt, wenn ſich jemand zum Brechen zwingt, und Coack klingt. Wenn er ſich oft hören läßt, ſo kündigt er dadurch trockene und ſchöne Witterung an.

Zum eigentlichen Wohnort hat er die ſüdlichen Theile von Europa, und wird in Deutſchland allenthalben, wiewohl ſelten, angetroffen. Sein Aufenthalt ſind Flüſſe, Seen,

große Teiche, Sümpfe und Moräſte. In dieſen ſucht er Fiſche, Fröſche und andere Amphibien zu ſeiner Nahrung auf. Außer der Zeit aber, wo er ſeiner Nahrung nachgeht, hält er ſich immer auf den Bäumen auf, niſtet daher auch auf Erlen und andern hohen Bäumen, die in waſſerreichen Gegenden ſtehen, und legt 3 bis 4 weißliche mit durchſchimmernden grauen Flecken bezeichnete Eier.

Er kann vom Jäger leicht hinterſchlichen werden. — Die Federn aus dem Federbuſche ſollen die Türken zum größten Putz brauchen, und ſehr theuer bezahlen. — Sein Fleiſch iſt unſchmackhaft, und in Deutſchland weiß man auch ſonſt keinen Nutzen von ihm zu machen, daher das Sprichwort: Du biſt ein loſer Focke, von dem nichts mehr als 3 gute Federn kommen.

Nachtſchnabel, ſ. Saatkrähe.

Nachtſchwalbe, lat. Caprimulgus europaeus, Linn. Fr. Engoulevent, Buff. Engl. the Europaean Goatſucker, Lath. auch genannt: Europäiſche Nachtſchwalbe, Ziegenſauger, Ziegenmelker, Geißmelker, Milchſauger, Kindermelker, Nachtvogel, Nachtſchatten, Nachtſpade, Nachtwanderer, Nachtrabe, Mückenſtecher, Pfaffe, Here, Tagſchlaf, Tagſchläfer. Iſt die einzige Art von einer Gattung Singvögel, die in ihrer Lebensart den Schwalben gar ſehr gleicht. An Größe und Geſtalt gleicht ſie dem Kuckuk, iſt 1 Fuß lang und 2 Fuß breit. Der Schwanz hat nur 10 Federn und mißt 6 Zoll, iſt abgerundet und die Flügel bedecken ihn faſt ganz.

Der Kopf iſt in Verhältniß gegen den übrigen Leib groß; der Schnabel 5 Linien lang, dünne, glatt, vorne etwas übergekrümmt und ſchwärzlich. Der Rachen iſt erſtaunend weit, öffnet ſich abwärts bogenförmig bis unter die Augen, iſt weich und weißgelb; die Ränder des Oberkiefers ſind mit dicken, ſteifen, ſchwarzen Borſten beſetzt, die ihm zur Haltung ſeines Raubes beförderlich ſind; die Naſenlöcher erheben ſich cylinderförmig, wie ein Trichter; die Zunge iſt zart, klein, ſehr ſpitzig und an den Gaumen geheftet; die Augen ſind groß, blau und liegen tief; die Ohren ſind, wie bei den Eulen, ſehr weit; die Füße gleichen den Taubenfüßen, ſind dünn, klein, bis unter die Kniee befiedert und fleiſchfarben, die mittlere Zehe faſt noch einmal ſo

lang als die übrigen, und inwendig mit kammförmig gezähnten Schuppen verſehen, die Hinterzehe zur Seite ſtehend und vermögend ſich vorwärts zu den andern zu drehen, die Nägel ſtumpf, die Beine 6 Linien hoch, die mittlere Zehe 12 und die hintere 4 Linien lang.

An Farbe ſieht die Nachtſchwalbe dem Wendehals ähnlich. Der Körper iſt überhaupt ſchwarz, aſchgrau, dunkelbraun, roſtfarben und weißgefleckt; der Schwanz iſt röthlich aſchgrau, mit dunkelbraunen Querbinden und ſchwarzen, weißen und andern Flecken. Das Weibchen iſt etwas heller, vom Schnabel bis in die Mitte des Halſes läuft ein weißer Streifen und an der Kehle ſteht ein großer roſtgelber Fleck; die weißen Flecken an den Schwung- und Schwanzfedern fehlen.

Es iſt ein Nachtvogel, der in der Morgen- und Abenddämmerung ſeinen Geſchäften ſo lange nachgeht, als es nicht äußerſt finſter iſt; die übrige Zeit pflegt er der Ruhe. Im Fluge und des Nachts läßt er ein Schnurren Irrrrr, Urrrrr! hören, und wovon erſteres höher als letzteres klingt. In der Angſt und wenn er aufgejagt wird, ſchreit er hohl: Bääk, Bääk! und zur Zeit der Begattung I, I, Arr! Er gehört unter die Zugvögel, und zwar unter diejenigen, die ſpät ankommen und bald wieder weggehen. Sie lieben die Wärme, und man trift ſie daher in Wäldern und Gehölzen immer auf der Mittagsſeite an ſolchen Oertern, die viel Heidekraut und wenig Bäume haben, an.

Des Abends geht dieſer Vogel nach ſeiner Beute aufs freie Feld, daher man ihn gemeiniglich bei trüber Witterung, ehe es regnet, in Haferfeldern, über Schilfteichen und feuchten Wieſen herumfliegen ſieht. Er fängt im Fluge allerhand Käfer, Schnacken, Hafte, Schmetterlinge, und andere Inſekten. Beim Mondſchein und Wärme fliegt er die ganze Nacht hindurch, ſonſt aber nur in der Abend- und Morgendämmerung; denn bei Tage ſieht man ihn gar nicht nach Nahrung gehen. Der Fliegen und anderer Inſekten halber fliegt er in waldigen Gegenden gar auf die Miſthaufen und nach den Viehſtällen, woher die Fabel, daß er den Ziegen und Kühen die Milch ausſauge, und die Namen Ziegenmelker und Kühſauger entſtanden ſind.

Er baut kein eigentliches Neſt, ſondern man findet auf der bloßen Erde zwiſchen dem Heidekraut, ſeltner in einer Felſenritze ſeine 2 länglichen, im Grunde ſchmutzig weißen, mit aſchgrauen und hellbraunen Flecken marmorirte Eier, aus welchen nach 14 Tagen durch wechſelsweiſe Bebrütung des Männchens und Weibchens, die wolligen, ſchwarz und röthlich gefleckten Jungen ausſchlüpfen, welche erſt das folgende Frühjahr die dunklere Farbe der Alten haben.

Da der Jäger dieſen Vogel ſeiner dunkeln Erdfarbe halber nicht leicht ſitzen ſieht, ſo muß er, wenn er ihn aufjagt, wohl Acht haben, wo er ſich hinſetzt, und ganz leiſe zu ihm ſchleichen, wenn er ihn mit klarem Hagel erlegen will Am leichteſten bekömmt man ihn mit der Flinte in der Dämmerung und im Mondſchein, wenn er über den Teichen und Flüſſen der Inſekten halber ſchwebt.

Nutzen und Schaden ergiebt ſich aus dem vorhergehenden; doch iſt noch zu bemerken, daß ſein Fleiſch einen angenehmen Geſchmack hat, und daß er ein vorzüglicher Vertilger der Maikäfer und derjenigen Dämmerungsſchmetterlinge und Nachtfalter iſt, die den Forſten ſchädlich werden.

Nachtſtellen, Fr. quand on ferme ou bouche la rentrée. Heißt, wenn des Nachts mit Tuch- oder Federlappen vor einem Holze hergeſtellet wird, damit das Wildpret, das Abends daſelbſt herausgezogen, nicht wieder hinein kann, ſondern in ein anderes verlangtes Holz laufen muß.

Nachtvogel, Nachtfalter, Lat. Phalaena, Fr. Phalène. Iſt das weitläuftigſte Geſchlecht unter den Inſekten, die aber unter die minder ſchädlichen Waldinſekten gehören. Sie fliegen meiſtens allein bei Nacht, um ſich zu nähren oder fortzupflanzen. Am Tage ſitzen ſie an verſteckten Orten, doch zeigen ſich auch an einigen Orten die Männchen, und verſchiedene Familien fliegen auch des Nachmittags und Abends. Auch die Raupen freſſen mehrentheils bei Nacht; dieſe ſind mehrentheils behaart, und verpuppen ſich meiſt innerhalb eines beſondern ſeidenartigen Geſpinſtes. Nach der Lage der Flügel und der Geſtalt und Verwandlungsart der Raupen, werden die verſchiedenen Familien beſtimmt. Hierher gehören vorzüglich folgende: die Sei-

ſchen Syſtems, und zwar unter die Gattung der Raben. Als Kennzeichen ihrer Art, iſt ſie grau, Kopf, Kehle, Flügel und Schwanz aber ſind ſchwarz.

Dieſe Krähe hat in ihrer Lebensart mit der Rabenkrähe faſt alles gemein, iſt im nördlichen Deutſchland ſehr bekannt, wo man ſie für häßlich und verächtlich hält, in den ſüdlichen Gegenden hingegen, wo ſie ſelten, oder nur des Winters über ſind, findet man ſie ſchön. Sie iſt größer, wenigſtens dicker und ſtärker, als die Raben- und Saatkrähe, 1 Fuß 10 Zoll lang und 3 Fuß 3 Zoll breit. Der Schwanz iſt 8 Zoll lang, und die Flügel reichen bis an deſſen Ende. Sie wiegt 24 Unzen.

Der Schnabel iſt 2 Zoll 4 Linien lang, ſtark, gerade, vorn etwas abwärts gebeugt; die kleinen runden Naſenlöcher dicht mit harſchen Haaren beſetzt; der Stern graulich; die Beine 2 Zoll 3 Linien hoch, die Mittelzehe 2 Zoll und die Hinterzehe 1 und ein halb Zoll lang. Schnabel und Füße ſind glänzend ſchwarz.

Der Kopf, die Kehle, der Unterhals, die Flügel und der zugerundete Schwanz ſind ſchwarz mit violettem und grünem Wiederſchein. Die Farbe der übrigen Theile iſt ſanft und hellaſchgrau, und ſticht ſchön gegen die Farbe der übrigen Theile ab. Sie hat auch weichere Federn als die übrigen Vögel ihrer Gattung. — Das Weibchen iſt etwas kleiner, die ſchwarze Farbe läuft nicht ſo weit in die Bruſt hinein, und die helle Körperfarbe fällt mehr ins röthlichaſchgraue.

Die Nebelkrähen ſind weder ſo ſchlau noch ſo ſcheu und furchtſam als die andern ihnen ähnlichen Vögel, und laſſen den Jäger leicht an ſich. Sie haben eine unangenehme heiſere Stimme, und ihr Ruf Krää, Krää! wird ihnen ſehr ſauer. Den Sommer über leben ſie einzeln gewöhnlich in ebenen Gegenden im Gehölze und in Gärten, die ans freie Feld ſtoßen. Sie ſind Zug- Strich- und Standvögel, je nachdem ſie hinlängliche Nahrung finden. Zu Anfang des Oktobers kommen ſie aus den nördlichen Gegenden in großen Schaaren in Sachſen, Thüringen ꝛc. an, und ziehen im März wieder fort. Eine Heerde zerſtreut ſich in einem Bezirke von etlichen Stunden im Winter auf die Felder und Landſtraßen, und ſammelt ſich alle Abend in der Dämme-

rung entweder in einem Garten auf etlichen großen Bäumen, oder in Städten und Dörfern auf den Schlöſſern, Kirchen oder den Dächern großer und hoher Häuſer. Bei großer Kälte kommen ſie auch in die Städte und Dörfer, und laufen in den Gaſſen und Höfen herum.

Hier ſuchen ſie Knochen, Kartoffeln, Ueberreſte von Kraut und Rüben, Kuh- und Pferdemiſt auf, freſſen mit den Schweinen, zupfen die Aehren unter den Dächern hervor, und freſſen überhaupt alles, wovon ſich Menſchen und Thiere nähren. Die übrige Jahrszeit leſen ſie hinter dem Pfluge die ſchädlichen Inſekten, Larven und Gewürme auf. Die Raupen, Heuſchrecken, Fröſche, Mäuſe, Muſcheln und Schnecken haben an ihnen Feinde, aber in ihrer eigentlichen Heimath auch die jungen Fiſche, jungen Hühner, Enten, Faſanen, Rebhühner, Wachteln, Lerchen und andere junge Vögel und deren Eier. Im Herbſte gehen ſie auch die Weinbeeren, Birnen und Wallnüſſe an. Aas und abgeſtandene oder erfrorne Fiſche ſind ihre Lieblingsgerichte. Der Saat thun ſie eben keinen ſonderlichen Schaden. Sie verfolgen die Falken und Weihen, um ihnen ihren Raub abzujagen, jagen auch auf ſchwachverwundete Vögel und müde gehetzte Haſen.

Sie niſten gern in lebendigen Hölzern, auch in Gärten, des Jahrs zweimal. Ihr Neſt ſteht nicht allemal hoch auf den Bäumen; 4 bis 6 längliche, hellgrüne, mit feinen braunen Strichen und Flecken verſehene Eier liegen in demſelben, und werden 18 Tage bebrütet. Nicht nur fallen zuweilen ganz weiße, ſchwarz und weißbunte, ſondern auch ganz ſchwarze Junge aus; und es giebt Geſchlechter, die viele Jahre hindurch nichts als weiße hervorbringen. — Mit den Rabenkrähen haben ſie gleiche Feinde, und werden auch noch überdies von Milben geplagt.

So leicht dieſe Krähen, gegen andere ihrer Gattung, zu ſchießen ſind, ſo ſcheu werden ſie, wenn ſie einmal Nachſtellungen argwohnen, und gehen daher nicht gern zweimal auf die Krähenhütte, es müßte denn Aaas dabei liegen. — Sie werden, wie die andern Krähen, gefangen und geſchoſſen, auch mit Falken gebaizt.

Das Fleiſch wird, wegen des ſtarken unangenehmen Geruchs in Deutſchland ſelten gegeſſen. Die Jagdfalken

werden damit gefüttert. — Die ſtarken Flügelfedern werden, wie die Rabenfedern, gebraucht, ob ſie gleich nicht ſo gut ſind. — Am nützlichſten werden ſie durch Vertilgung mancher ſchädlicher Inſekten, der Mäuſe und der verheerenden Grasraupen. — Sie ſchaffen die böſen Ausdünſtungen, die das Aas und die Leichname der Miſſethäter verurſachen, weg. — Auch ſollen ſie, wenn ſie an den Seeküſten hinziehen, ein Ungewitter anzeigen, und zum Brieftragen, wie die Brieftauben, abgerichtet werden können.

Sie ſchaden, daß ſie zuweilen, jedoch ſehr ſelten, reifes und ausgeſäetes Getraide freſſen. — Im Herbſte gehen ſie die Birnen an, freſſen nicht nur viele, ſondern brechen noch mehrere ab. — Im Aſtrakaniſchen fügen ſie den Weingärten großen Schaden zu. — Sie ſollen auch den Lämmern die Augen aushacken. — Die Fiſche wiſſen ſie ſehr geſchickt aus den abgelaſſenen Teichen zu fiſchen, und aus den Gräten auszuklauben.

Dieſes Schadens halber, der aber nur in Rückſicht auf Zeit und Ort beträchtlich genannt werden kann, werden auch die Füße den Jägern von der Obrigkeit ausgelöſt. Allein ihres Nutzens halber hat man vielmehr Urſach ſie zu hegen und zu pflegen als zu verfolgen.

Netz, ſ. Garn.

Netz, Fr. épiploon, coëffe. Heißt das dünne Häutchen, welches bei dem Wildpret die Därme oder das Geſcheide umſchließet.

Neubruch, Fr. Novale, Terre nouvellement défrichée; auch genannt: Neuwudt, Neugereuth, Rodland, Röder. Wird überhaupt ein Stück Landes genannt, welches aus dem wüſten Zuſtande erſt in den urbaren, entweder zur Holzkultur oder zu Feldbau, verſetzt worden.

Neues, Fr. Aiguail, Neige. Heißt beim Jäger, wenn ein neuer Schnee gefallen iſt, ſo daß die alten Fährten und Spuren alle ausgefüllet und verſchwunden ſind; desgleichen auch wenn der alte Schnee durch Thauwetter geebnet und alles neu iſt und friſch geſpüret werden kann.

Neuntödter, ſ. Würger.

Nicht gerecht, ſ. Gerecht.

Nichts zurücke Ho! So rufen einander die Jäger zu, welche auf den beiden Flügeln ſich befinden, wenn bei

einem Jagen ein Dickigt abgetrieben worden iſt, und die Jagd= oder Treibeleute heraus auf einen Stellweg kommen, damit wieder ganz gemacht werden kann. S. Hauptjagen.

Nichts übergehen. Sagt man vom Leithunde, wenn derſelbe eine gute Naſe hat, ſo daß er auch die kalten und trocknen Fährten, auf hartem Boden und bei dürrem Wetter anfällt, und fleißig darauf fortſuchet.

Niederfallen, Fr. Remiſe. Sagt man vom Federwildpret, wenn es ſich auf den Erdboden ſetzt.

Niederjagd, Fr. la petite chaſſe. Hievon, und was zu ſelbiger gerechnet wird, ſehe man unter Jagd.

Niederthun, Fr. ſe mettre bas, il eſt à repoſée. Wird geſagt, wenn ſich ein Hirſch oder ein anderes wildes Thier niederlegt; von einem Hirſch, der gejagt wird und ſich niederthut, ſagt man: er iſt unter dem Wind (il eſt ſur le ventre).

Niedrig gehen, Fr. la tête baiſſée. Der Hirſch, ſagt man, geht niedrig, wenn er ſein Gehörn im Frühjahr abgeworfen hat.

Nimmerſatt, Lat. Tantalus, Fr. Tantale. Macht eine Gattung aus von der Ordnung der Sumpfvögel, mit folgenden Kennzeichen. Der Schnabel iſt lang, pfriemenförmig und etwas krumm gebogen. Das Geſicht iſt bis hinter die Augen kahl. An der Kehle iſt ein nackter Sack. Die Zunge iſt kurz und breit. Die Naſenlöcher ſind eiförmig. Die vierzehigen Füße ſind an dem erſten Gelenke durch eine Haut verbunden. Die Vögel dieſer Gattung haben viel Aehnlichkeit mit den Schnepfen und den Namen von ihrer Gefräßigkeit, ſie ſind meiſt ausländiſch, und nur eine Art davon findet ſich im ſüdlichen Deutſchland, nämlich der Sichelſchnäbler.

Nonne, Lat. Phalaena bombyx monacha. Iſt eins von den ſchädlichen Waldinſekten, und ein weiß und grau ſchattirter Nachtvogel (Papilion) mit geſchwungenen und ſtark ausgezackten Querlinien, der ſich nicht ſelten im Junius an verſchiedenen Bäumen findet; die Raupe aber im Julius auf dem Laube beſonders der Eichen, der Weide

Alle Nadelholzzapfen können in dieſem Monate gebrochen werden, jedoch kann man es mit den Kieferzapfen bis in den December verſchieben. Mit Einſammeln des Ellernſaamens macht man den Anfang, und klengelt ihn aus. Außerdem werden reif: der Saame vom Hornbaume, gemeinen Ahorn, kleinen deutſchen Ahorn, der Sommerlinde, vom Elzbeerbaume, Miſpelbaume, Kreutzdorn, Pimpernußſtrauch, Schlehendorn, Berbisbeerſtrauch, Waldrebe, Alpranke, Gärbermyrthe, Preußelbeere und Weißtanne fallen ab.

Die Verhegungen der Baumſchulen, ſo wie auch die angepflanzten Oerter müſſen vor dem Winter ausgebeſſert, und vor Rehen und Haſen feſt gemacht werden. Auch iſt bei eintretender Kälte die Aufſicht gegen den Holzdiebſtahl zu verdoppeln und zu den künftigen Frühjahrspflanzungen iſt der Anfang zu machen, und die Löcher auszugraben.

Mit dieſem Monat macht man auch den Anfang, allerlei Baumholz zu fällen und aufzuarbeiten; und die Köhlerei kann im Nothfalle in Landforſten noch fortgetrieben werden, allein im Gebirge geht ſie ſo wie das Harzſcharren der Fichten für dieſes Jahr zu Ende. — In den großen Schlagholzrevieren, wo man im Frühjahr allein nicht fertig werden würde, treibet man jetzt die Stangen- und Buſchhölzer zum Wiederwuchs ab, und fährt damit den Winter über fort. Mit dem eigentlichen Fällen des Bauholzes macht man in der Mitte dieſes Monats den Anfang.

Die Schweinemaſt geht ununterbrochen fort, und die Maſtpächter müſſen die nach den Contrakten ohnentgeldlich zu liefern übernommenen Saateicheln vollends abliefern.

Alles Holz, was noch vor Eintritt des Winters durch die Stromſchiffarth und Flößerei an Ort und Stelle gebracht werden ſoll, muß vollends eingeworfen werden, weil die Gewäſſer gemeiniglich in dieſem Monate zufrieren.

Der Jäger hat folgendes zu bemerken. Außer den abgebrunfteten Hirſchen, welche ſich ſo wie das belegte Rothwildpret zu ihres gleichen, zuſammengeſellen, iſt alles Wild gut. Alle wilden Raubthiere, Füchſe, Ottern, Marder, Iltiſſe ſind nun gut behaart und können gefangen und geſchoſſen werden. Die Klapperjagd nimmt bei Froſtwetter

ihren Anfang, und der Vogelſang geht zu Ende. Jetzt iſt auch die rechte Zeit zur Haſenjagd und Schweinshetze. Auf dem erſten Schnee kann man den geſamten Wildſtand revidiren und darnach das Abſchießen anordnen.

Der Rehbock wirft ſein Gehörn ab, und wird geſchoſſen, weil die Rieke ſich allezeit einen andern holt. — Der abgemattete Hirſch ſucht die Ameiſenhaufen auf, zerſcharrt ſie, und ſcheint ſich durch den geiſtigen Geruch derſelben zu ſtärken. — Für die Vaſallen endigt ſich die hohe Jagd mit dem letzten November.

Die Füchſe gehen jetzt weit ins Feld auf die Mäuſejagd. — Der Bär macht ſich ſo wie der Dachs zum Winterlagerbereit, und beide gehen nicht mehr alle Tage aus. Der Dachs iſt jetzt am feiſteſten, und tritt in die Ranzzeit.

Mit Anfange dieſes Monats werden die wilden Enten und Taucherarten am häufigſten und leichteſten gefangen. — Die Faſane, die jetzt nichts mehr im Felde finden, werden eingekirret, die überflüßigen für die Küche inne behalten, die andern aber, die zur Nachzucht dienen, wieder an ihren freien Futterplatz gewöhnt.

Bis zu Martini kann man immer noch einzelne fette Lerchen im Nachtgarne fangen. — Auch die Miſteldroſſeln, die jetzt in die Gärten nach den Miſtelbeeren gehen, kann man durch Lockvögel, die man an die Bäume hängt, und mit Leimruthen häufig fangen. — Die Zeiſige werden jetzt häufig auf dem Heerde gefangen und die Gimpel in der Schneuß, die man eigentlich nicht für ſie, ſondern für die Wachholderdroſſeln ſtellt. Letztere laſſen ſich jetzt auch gern auf dem Heerde mit Lockvögeln fangen.

Nummergeſtell. Sind gerade, eine Ruthe breite, durch die Forſte gehauene Geſtelle, auf welchen eine Reihe Schläge zuſammenhängend abgeſetzt und die Nummerpfähle, zur Notiz des Forſtbedienten vorzüglich, eingegraben werden.

Nuß, Fr. Parties naturelles de la lice. Bedeutet bei den vierfüßigen Raubthieren, dem Wolf, Luchs, Fuchs u. ſ. w. das weibliche Geburtsglied.

Nußbeißer, ſ. Tannenheher.

Nußhacker, ſ. Spechtmeiſe.

Nußheher, ſ. Tannenheher.

Nutzholz, Fr. Bois de menuiſerie. Heißt das Holz, welches zu allerhand Werkzeugen verarbeitet wird.

O.

Oberbaum, Hauptbaum, Fr. Arbre de plein ou de haut vent. Iſt ein vollkommen ausgewachſener Baum von den hochſtämmigen Holzarten.

Oberförſter, Fr. premier forêtier. Iſt eigentlich einer von den untern Forſtbedienten, jedoch der erſte unter denſelben, welcher in einigen Ländern auch dem Chef — Forſtmeiſter oder Oberforſtmeiſter — zur Beihülfe iſt, und die Mitaufſicht über die andern Forſtbedienten und Jäger führet.

Oberforſtmeiſter, Fr. Grand maitre des forêts. Iſt einer von den obern, nämlich der befehlenden Claſſe der Forſtbedienten; ſ. Chef.

Oberholz, Fr. Bois de haut fautage. Wird ein Walddiſtrikt genannt, der aus lauter hochſtämmigen Bäumen beſteht; auch heißt ſo eine jede Holzart, welche hohe Stämme zu Bauholz giebt, beſonders Eichen und Rothbuchen. — Oberholz werden auch die Bäume genannt, welche beim Abtrieb der Laubhölzer auf den Schlägen ſtehen bleiben, nämlich die Hauptbäume, angehenden Bäume, Oberſtänder und Laßreißer.

Oberjäger, Oberpiquir, Erzpiquir, Fr. premier Veneur. Iſt ein Jäger bürgerlichen Standes, und gemeiniglich der älteſte unter den Jägern, welcher den andern Piquirs und Beſuchknechten auch Hundejungen vorgeſetzt iſt, die Anordnungen zur Jagd einzurichten und die Befehle des Herrn oder des Chefs auszurichten hat. Es muß derſelbe auf alles, was zur Jagdequipage gehört, Acht haben, alles, was er unrecht findet, unterſuchen, und ſolches anders und beſſer einrichten, auch fleißig forſchen, wo jederzeit gute Hirſche ſind, damit er weiß, wohin die Jagd beſtellet werden kann, und muß beſonders in allen Jagdkenntniſſen wohl erfahren ſeyn, die Relais an Pferden und

Hunden wohl einzutheilen wiſſen, überhaupt auch hirſchgerecht ſeyn, ein gut Horn blaſen, und gut reiten.

Oberjägermeiſter, Fr. Grand Veneur. Iſt ein Charakter eines Chefs der Jägerei; ſ. unter Forſtbedienter.

Oberleine, Fr. Corde d'en haut. Iſt an den Tüchern ſowohl als Garnen diejenige Leine, welche auf die Forkeln oder Stellſtangen geleget wird, da hingegen diejenige die Unterleine iſt, welche auf der Erde liegt.

Oberpiquir, Fr. premier Piqueur. ſ. Oberjäger.

Oberrücken, ſ. After.

Oberſtänder. Heißt ein Baum, welcher nicht mehr ein Heiſter oder Laßreiß iſt, ſondern über einen halben Schuh Stärke und guten Wuchs hat.

Oberwuchs. Iſt eigentlich ſo viel als Oberholz und hohe Bäume, die über das Buſchwerk weggewachſen ſind; aber auch derjenige Theil eines Baums, welcher über das Unterholz hervorragt.

Oblast, Fr. Charge. Heißt dasjenige Holz, welches auf die Flöſſe geladen wird, und entweder aus Eichen-Stückholz oder geſchnittener Waare von Tannenholz beſtehet. Wenn erſteres bei der Einbindſtatt befindlich iſt, ſo werfen die Flößer ein Stück nach dem andern ins Waſſer, hauen vorne die Axt hinein, leiten es an die Geſtöhre, auf welche ſie ſolches am ſchicklichſten zu laden finden, ziehen es mit der Axt und Krämpen auf die Geſtöhre, und legen es ſchief auf dieſelben. An dem Kopf des Stückholzes und an die zweite Tanne im Geſtöhr ſchlagen ſie einen eiſernen Haken oder Klammer, welcher einen Ring haben muß, um eine Wiede durchzuziehen, und das Stückholz an die Tanne anzubinden, damit es bei Paſſirung der Floßgaſſen nicht vom Geſtöhr weggeriſſen werde. Es iſt nicht wohl zu beſtimmen, wie viel Stück dergleichen Holzes auf ein Floß geladen werden können; es kommt hauptſächlich dabei auf das Waſſer und das Tannenholz an, ob jenes reich, dieſes aber flott ſey. Gemeiniglich können 40 bis 50 Stück denen Sorten nach aufgeladen werden. Wenn bei der Einbindſtatt eine Schneidemühle befindlich iſt, ſo ladet man in Ermangelung eichenen Holzes, Schnittwaare. Die Ladung geſchiehet folgendergeſtalt: das Dickbalken- Meßbalken- und Sperr- Geſtöhr bleibt frei und ohne Ladung, weil er-

ſteres den Gang des Floſſes durch einige Beſchwerung hinderte, auf dem zweiten aber der Eſel befindlich iſt, und das dritte nicht wohl Oblaſt zu tragen vermag. Auf die übrige Geſtöhre wird die Schnittwaare geladen, und auf ein Geſtöhr 6 Bretter auf einander gelegt, und ſolcher Lagen 5 neben einander, jedoch den ſchrägen Weg gemacht. Ueber dieſe legt man den langen Weg, 2, 3 bis 4 Säße Bretter, 8, 10 und mehr Stück auf einander, je nachdem es die Tannen tragen können und die Bretter leicht ſind. Will man zugleich auch Rahmſchenkeln und Latten verflößen, ſo macht man nur 2 Säße Bretter auf beiden Seiten, und füllt das Mittel mit Rahmſchenkeln oder Latten, von welchen leztern 10 Stück durch Wieden, oben und unten zuſammengebunden, und deswegen ein Büſchel Latten genannt werden, damit ſie bequem abzuzählen ſind. Mit den weitern Geſtöhren wird die Ladung auf die nämliche Art continuirt zu 6 Stück. Wenn aber keine Säße gemacht werden, ſo werden die Bretter zu 3 Säßen auf etliche abgängige Schwarten 15 bis 20 Stück hoch, den langen Weg geladen, und mit einer durch 2 Stück an einander gemachten Wiede gebunden, damit die Säße nicht von einander getrennt werden. Es können auf einem Würtembergiſchen Holländerfloß 800 bis 1000 Bretter fortgebracht werden.

Auf dem Enzfluß wird ein gemeiner Floß folgendermaßen mit Oblaſt geladen. Befindet ſich bei der Einbindſtatt eine Schneidemühle, ſo nimmt und legt man 6 Stück Bretter den ſchiefen Weg ſchichtenweis auf einander und zwar auf 1 Geſtöhr. Dieſer Schichten ſtehen 5 Säße neben einander, ſo daß auf ein Geſtöhr in 5 Säßen, 30 Bretter zu liegen kommen. Es werden auch dieſe Säße von einigen Boden genannt, welchen man mit Latten oder Rahmſchenkeln (die man Spannwieden nennt) ſpannet. Dieſe ſind in der Mitte gebohrt und mit hölzernen Nägeln verſpeidelt. Ueber dieſem Boden oder Säßen werden die Bretter in 3 auch 4 Säßen den langen Weg geladen und zwar in einem ſolchen Quanto, als das Holz zu tragen vermag; wie dann 1 Geſtöhr 70ger bei hundert Bretter, 1 Geſtöhr 60ger oder Dickbalken 70 bis 80 Bretter, ein Geſtöhr 50ger 30 bis 40 Bretter, ein ganzes flottes Floß hingegen 1000 Stück Bretter ohne Latten und Rahmſchenkel

mit einzurechnen, tragen kann. — Bei einem Neckarfloß beſteht der Oblaſt in 900 Brettern, 900 Latten, 75, 80 bis 100 Zweiling oder ſogenannten Halbthielen und 10 Rahmſchenkeln. Oder es kann auch ein Oblaſt geführt werden von 324 Brettern, 28 Dreiling 77 Zweiling und Bettſeiten, 36 Rahmſchenkeln und 91 Lattenbüſcheln. S. Gemeinholzfloß.

Obmann. Heißt ein Aufſeher, welcher bei den gemeinſchaftlichen Verrichtungen der Flößer ihnen jedesmal aus ihrem Mittel zugegeben wird, nämlich ein ſolcher, der am beſten leſen, ſchreiben und rechnen kann, ſo wie es bei dem Holzkommerz nöthig iſt. Er bezieht mit ſeiner arbeitenden Parthie den Verdienſt in gleichen Theilen, und hat weiter nichts zum Voraus als den Titel, wodurch er aber beweiſet, daß die Floßentreprenneurs Vorzüge vor ſeinen Kameraden an ihm anerkennen, und daß er ein ehrlicher Mann ſey, dem man etwas anvertrauen dürfe. Dieſem Obmann befehlen die Entreprenneurs, wie er ſowohl ſeine Arbeit verrichten als auch dieſes und jenes veranſtalten ſolle.

Ochſenauge, Fr. Oeil de boeuf. Bedeuten Fehler an den Bäumen, welche entſtehen, wenn ein abgeworfener Aſt einfault, und hernach die Rinde wie eine Wulſt ſich um die Fäulniß erhebt und zuſammenwächſt.

Oelpreſſen, Fr. preſſurer l'huile. Iſt eine von den Forſtnebennutzungen, da aus den Saamen verſchiedener wilden Holzarten ein mehr oder weniger brauchbares Oel zu erhalten geſucht wird. Vorzüglich geſchiehet dieſes aus den Buchecken und Wallnüſſen, deren ausgepreßte Oele, wenn dabei mit dem gehörigen Fleiße verfahren wird, dem beſten Olivenöle den Vorzug ſtreitig machen. Das Buchecken öl kann beſonders, wenn es mit aller gehörigen Vorſicht geſchlagen worden, ſchon nach einem Monate genoſſen werden; in ſteinernen Gefäßen aufbewahrt, kömmt es mit einem Jahre dem Olivenöle am Geſchmacke gleich, mit zweien geht es demſelben auch vor, und erreicht mit fünfen ſeine größte Güte, die es ohne merkliche Abnahme bis in das 10te Jahr behält.

Um in Anſehung der Menge und Güte des Bucheckernöls nichts zu verabſäumen, muß man folgende Stücke bei

der Behandlung beobachten. Die zur Zeit der Reiſe abgefallenen Buchecken werden ohne Verzug aufgeleſen, weil ſie, wenn ſie im Thau und Regen länger liegen bleiben, viel von ihrer Güte verlieren. Die geſammelten Eckern werden in einer Scheune durch das Wurfen mit der Schaufel gereiniget, in einem ſchattigen trocknen Orte zur Trocknung aufgeſchüttet, und daß ſie nicht während der Zeit verderben, vornehmlich im Anfange öfters umgewandt. Eckern, welche im Schatten getrocknet worden, geben mehr und beſſeres Oel, als andere, welche der Sonnenhitze ausgeſetzt geweſen; auch geben ſie mehr Oel, wenn man ſie 2 bis 3 Monate in den Schalen hat liegen laſſen.

Sind ſie nun getrocknet, ſo werden die tauben von den guten entweder in einer Wanne mit Waſſer abgeſondert, oder wie Erbſen und Linſen mit der Hand ausgeleſen. Wenn ſie ſo gereiniget und getrocknet ſind, werden ſie in einer Stampfmühle gequetſchet, in Haartücher eingeſchlagen, unter die Preßplatten gebracht, und zu Oel geſchlagen. Wenn kein Oel mehr fließt, werden die Kuchen aus den Tüchern genommen, durch die Stämpfer zermalmet, und wieder gepreßt. Dieſes wechſelsweiſe Zermalmen und Preſſen der Saamen wird 2 bis 3 mal vorgenommen.

Das durch dreimaliges Auspreſſen erhaltene Oel wird abgeſondert, auf wohl gereinigte Fäſſer, oder ſteinerne Gefäße gezogen. Das Oel von der erſten und zweiten Preſſe iſt gut zum Verſpeiſen, das von der dritten zum Brennen und ſonſtigem Gebrauche — Nach 3 Monaten wird das Oel von der erſten und zweiten Preſſe, um ſelbiges von dem Schleime, der ſich indeß ausgeſchieden hat, abzuſondern, in andere Gefäße gefüllt, und nach eben ſo vieler Zeit wieder in andere, wenn ſich noch Unreinigkeiten zu Boden ſetzen, und in wohl verſchloſſenen Gefäßen, am beſten in ſteinernen Krügen, in einem kühlen Keller aufbewahrt. Sind die Eckern von geringer Güte geweſen, ſo wird die Zahl der Monate verdoppelt.

Je reiner die bei dieſem Geſchäfte gebrauchten Werkzeuge ſind, deſto beſſer fällt das Oel aus. Soll es ganz weiß werden, ſo muß man die Kerne häuten. Von 100 Pfund, recht trocknen Buchecken erhält man 12 Pfund ganz reines und klares Oel, und 5 Pfund trüberes, und überhaupt

mehr von den kleinern als von den größern. Aus dem Satze, der nach dem jedesmaligen Abgießen übrig bleibt, ſcheidet ſich noch helles, geniesbares Oel, wenn er in verſchloſſenen Gefäßen einige Zeit geſtanden hat. Der, welcher nach abermaligem Abgießen dieſes Oels übrig bleibt, dienet zum Brennen, oder, wenn er zu dicklich iſt, zur Schmiere für Eiſen, Holz u. d. gl. Die ausgepreßten Oelkuchen dienen für alles Federvieh zum Futter.

Mit gleichem Vortheil, wie das Buchecker öl wird auch das Nußöl in den Ländern bereitet, wo die Wallnuß häufig wächſt; nur fordert es zu ſeiner Bereitung, und um den Grad der Güte zu erhalten, deſſen es fähig iſt, mehr Fleiß und Vorſicht, als man gewöhnlich auf ſelbiges zu verwenden pflegt. Nach den angeſtellten Verſuchen des Herrn Hofcammerath Kling, kann man mit mäßigen Koſten Nußöl erhalten, dem ſelbſt das beſte Olivenöl in Anſehung des Geſchmacks und geſunden Genuſſes nachſteht. Er ließ zu dem Ende die ausgemachten dürren Nußkerne brühen, dann häuten, wieder trocknen, und ſehr reinlich preſſen. Zur Aufbewahrung iſt gleiche Vorſicht zu empfehlen, wie vorher bey dem Buchecker öl geſagt worden.

Ohrentaucher, lat. Colymbus auritus, Linn. Fr. le petit Grèbe huppé, Buff. Engl. the eared Grebe, Penn. auch genannt: Meerdrehhals Gehört als Waſſer- oder Schwimmvogel unter die dritte Ordnung, und iſt von der dritten Familie der Taucher, den ſogenannten Steißfüßen eine Art, welche ſich durch dunkelbraunen Oberleib und einen hinter jedem Auge ſtehenden Büſchel roſtfarbiger Federn, von den übrigen Arten unterſcheidet.

Dieſer Taucher iſt in Deutſchland zu allen Jahrszeiten nicht gar ſelten, 1 Fuß 1 Zoll ohngefähr lang, und 1 Fuß 6 Zoll breit. Der Schnabel iſt 1 Zoll lang, gerade, ſehr ſpitzig, und ſchwarz, der Unterkiefer an der Spitze weißlich; der Stern karmoiſinroth; die Füße von außen ſchmutzigolivengrün, inwendig fleiſchröthlich, die Beine 1 und ein halb Zoll hoch, die Mittelzehe 3 Zoll, die hintere 4 Linien lang.

Der Kopf, Obertheil des Körpers und die vordern Schwungfedern ſind dunkelbraun; ein Büſchel roſtfarbiger Federn (Backenkragen) hinter jedem Auge; die hin-

deſſen Schönheit durch Eiſenſolution mit Scheidewaſſer ſehr erhöht wird.

Die Stangen, wenn ſie in der Saftzeit gehauen werden, liefern die beſten Hopfen- und andere Stangen, die in der Dauer den eichenen noch vorzuziehen ſind. Zum Bauweſen ſind die geringen Pappeln, wo nicht beſſer, doch eben ſo gut als Kiefern, wenn ſie ins Trockene kommen, beſonders werden ſie viel zu Sparren und dergleichen genutzt. Ueberdies hat dieſe Holzart auch noch einen beſondern Vorzug bei den Töpfern zum Topfbrennen, vor dem harten Holz. Auch im Winter, wenn es ſehr kalt und tiefer Schnee iſt, wird auf Wildbahnen, wo die Aeſung rar geworden, das Wildpret ſich an den Knospen ſammt den Schilfen ſättigen, beſonders da die darin befindliche Bitterkeit dem Wildpret ſehr angenehm iſt.

Als Brennholz hat es keinen Werth, denn zu Anbauung wüſter Plätze, um dem Holzmangel zu ſteuern, iſt die Birke, die mit ſo geringem Boden vorlieb nimmt, die Eller, die glatte Ulme, weit vorzuziehen. Zu Kopfpflanzungen iſt überhaupt weder dieſe noch irgend eine andere Pappelart zu empfehlen, da ſelbſt die Baumweiden weit ſtärkere Aeſte, worauf es doch beim Köpfen angeſehen iſt, liefern.

Die zweite einheimiſche Pappelart iſt die Zitterpappel, dieſe iſt bereits unter dem Artikel Aſpe, abgehandelt worden.

Die dritte iſt die gemeine Pappel, lat. Populus nigra, Linn. Fr. le Peuplier noir, Engl. the black Poplar; auch genannt: die ſchwarze Pappel, Pappelbaum, Pöppelbaum, Pappelweide, ſchwarzer Albeerbaum, Sarbacher, Sarbachbaum, Sarbacken, Sarbaum, Salbenbaum, Wollenbaum, Fellbaum. Dieſe Pappel kömmt in vielen Stücken mit der Silberpappel überein; ſie hat eben das feine Anſehen, den ſchnellen Wuchs, die Dauer und Vermehrungsart wie dieſe. Der Stamm wird öfters höher, als bei der Aſpe, und erreicht nicht ſelten im vierten Jahre

eine Höhe von 20 Fuß, nebſt der Dicke eines Mannesſchenkel.

Ihre Wurzeln gehen etwas tiefer unter ſich, als die von der Silberpappel, und laufen 10 Fuß in die Weite; ihre entblößten Thauwurzeln aber geben eine ungeheure Menge von Sproſſen. Die äußere Rinde iſt glatt, aſchgrau, wird aber mit der Zeit am Stamme rauh und dunkler (ſchwärzlich), an jüngern Stämmen und an den Zweigen fällt ſie ins gelbliche. Das Holz iſt mit den von andern Pappeln von einerlei Güte. Die Blätter bilden beinahe ein Dreieck, das unten zugerundet und oben mit einer langen Spitze verſehen iſt. Im Sommer ſind ſie oben ſchwarzgrün und glänzend, unten graulich, auf beiden Flächen glatt, ausgezackt, mit kleinen Drüschen beſetzt, und mit langen, ſteifen, aufwärts ſtehenden gelben Stielen verſehen. In der Blüthe iſt dieſe Art die letzte, erſcheint aber ebenfalls zeitig im Frühjahr vor Ausbruch des Laubes; ſie beſteht in röthlichen oder weißlichen Blumenzapfen, fällt im Mai ab, und unterſcheidet ſich von der vorhergehenden darin, daß die weiblichen in kleinen einzelnen Knöpfchen befindlich ſind. Den wolligen Saamen laſſen die weiblichen Kätzchen ſchon beim Ausbruch des Laubes oder kurz nachher abfliegen.

Die gemeine oder ſchwarze Pappel findet man an den Ufern der Flüſſe in mildem guten Boden vorzüglich gut, wenn ſie nicht durch Köpfen oder durch den Eisgang an den Flüſſen verſtümmelt worden iſt. Ihre künſtliche Vermehrung geht zur Herbſtzeit aus eingelegten Ruthen beſſer von ſtatten, als von Setzlingen. Doch ſchlägt auch die Wurzelbrut gut an. Die Pflanzung hat ſie übrigens mit der Silberpappel gemein.

Das Holz wird zu Faſchinen und Palliſaden gebraucht. Das Mark der Stämme gebrauchen die Nordländer zu Stöpſeln ſtatt der Korke. Die aus der Wurzel treibenden Lohden, ingleichen die abgeſchnittenen Aeſte geben gute Faſchinen zum Waſſerbau. Sonſt wird das Holz auf dieſelbe Art als das Holz der Silberpappel benutzt, von dem es ſich noch durch ſeine Leichtigkeit unterſcheidet. Die Rinde giebt eine ſehr geſättigte Färbebrühe, und nach Beſchaffenheit der Zuſätze, laſſen ſich manche brauchbare Farben

daraus erhalten. Mit der Saamenwolle hat man Verſuche angeſtellt, und in München eine Fabrik von ſehr feinen und leichten Hüten, zu denen auch Pappelwolle genommen wird, etablirt. Aus den Knospen, welche vielen harzigen Saft enthalten, ziehen die Bienen ihre Kütte, auch hat man aus ſolchen die Verfertigung eines Wachſes verſucht, indem ſie in ſiedendem Waſſer geweicht und ausgepreßt wurden.

Außer dieſen 3 Pappelarten hat man auch in Deutſchland mehrere ausländiſche Pappeln angepflanzt, und unter dieſen verdient vorzüglich:

Die caroliniſche Pyramidenpappel, (Lat. Populus carolinenſis, Fr. le Peuplier de la Caroline en pyramide, Engl. the Carolina Poplar) nicht allein ihres Nutzens halber, ſondern auch deshalb, weil ſich ſolche ſchon in unſerm Klima ſo ziemlich naturaliſirte, angeführt zu werden. In Deutſchland ziert ſie vorzüglich die Alleen und Pflanzungen zu Deſſau und Wörlitz, obſchon ihr dort der ſtrenge Leimen weniger angemeſſen zu ſeyn ſcheint; denn am beſten kömmt ſie auf einem friſchem, ſandigen, mit Dammerde vermengten Boden fort.

Sie übertrift noch an Schönheit und vortreflichem Anſehen, ſo wie an Höhe, Stärke und Dauerhaftigkeit, die italieniſche Pappel, und wächſt ebenfalls pyramidenförmig und bewundernswürdig ſchnell zu einer Höhe von 100 bis 150 Fuß, und wird 2 bis 4 Fuß im Durchmeſſer dicke. Im dichten Stande, wo ſie ſich von den untern Aeſten reinigt, giebt ſie gerades, hohes und ſtarkes Bauholz zum Gebrauch im Trocknen. Sonſt hat ſie viel ähnliches mit ihr, ſo daß man ſie faſt für eine Abart derſelben anſehen könnte. Die Aeſte und Zweige ſind rund, doch auch bisweilen 4 und 5eckig. Der Stamm hat eine graugelbe riſſige Rinde, die an den jungen Stämmen und Aeſten glatt iſt. Die Blätter ſind faſt eben ſo groß, herzförmig, am Rande ſtumpf geſägt, laufen in eine Spitze aus, die bald länger bald kürzer, bald ſpitzig, bald ſtumpf, bald glattrandig, bald gezahnt iſt. Oben ſind ſie hell, unten dunkelgrau und mit Drüſen beſetzt. Sie ſtehen abwechſelnd an langen, blau-

lichgrünen Stielen. Die Blüthen erſcheinen im Mai. Das Holz iſt weiß, glatt und ſehr weich, und wenn es durchſchnitten wird, ſo ſtellt die ſtarke Markröhre einen Stern mit ſo viel Ecken vor. Außerdem gilt von ihr alles, was von der Silberpappel geſagt worden iſt.

Parforceabrichten, ſ. Dreſſiren und Hühnerhund.

Parforcehund, Laufhund, Lat Canis venaticus, Fr. chien courant, Buff. Engl. Hound, Penn. Hierzu wählt man einen franzöſiſchen oder engliſchen großen Jagdhund, welcher einen länglichen Kopf, breite Stirn, lang behangene Ohren, hohe Hüften, dicke Lenden, gerade Kniee hat, und einen hellen Laut von ſich giebt (laut anſchlägt). Er muß ſo grauſam ſeyn, und in Geſellſchaft von mehrern ſeines Gleichen einen Hirſch auf der Fährte ſo lange verfolgen, bis er ermüdet zur Erde hinſtürzt.

Die Parforcehunde, beſonders die franzöſiſchen Jagdhunde, müſſen ſorgfältig erzogen werden, weil dieſe ohnehin ſehr weichlich ſind; etwas leichter laſſen ſich zwar die engliſchen aufziehen, wollen aber ebenfalls in Acht genommen ſeyn. Ueberhaupt muß man bei ihrer Erziehung eben daſſelbe, was bei Jagdhunden bereits angeführet worden iſt, beobachten; hier nur noch einiges, was die Parforcehunde insbeſondere betrift.

Wenn die Betzen hitzig werden, werden ſie in einen beſondern Stall gebracht, und wenn eine belegt iſt, welches am beſten im Jänner, Februar oder März geſchieht, muß es richtig aufgeſchrieben werden. Belegte Hündinnen kann man zwar bei Jagden noch etlichemal mit auf das letzte Relais nehmen und noch etwas mitjagen laſſen, müſſen ſich aber nicht zu ſehr erhitzen. Sonſt aber nimmt man ſie in ihre beſondern Ställe und Zwinger, daß ſie frei können herumlaufen, müſſen aber nicht zu enge eingeſperrt werden, oder in dumpfigen Ställen liegen. Auch führt man die Hündinnen ſpazieren, daß ſie in Bewegung kommen, weil ihnen das anhaltende Inneliegen gar nicht nützet. Wenn die Zeit zum Wölfen kommt, ſo muß öfters nach ihnen geſehen werden, um ihnen, wenn ſie ſchwer wölfen, ſogleich mit Arzney zu helfen. Auch müſſen ſie nicht zu der Zeit im kalten Stalle bleiben, ſondern in ihre Kammern gethan, und die Camine geheitzet werden.

Hat eine Betze abgewölfet, ſo muß man gar keine Jungen wegſchmeißen, ſondern ſchon vorher andere Betzen von Schafhirten = oder Bauerhunden angeſchaft haben, welche auch erſt gewölfet haben müſſen. Der alten Parforcehündin kann man 2 bis 3 Junge laſſen, die andern aber an die Ammenbetzen legen. Will man ſie nun unter die Ammenbetzen bringen, ſo muß man deren eigene Jungen ſowohl, als die von der Parforcehündin, etwas mit Brandtwein waſchen, damit ſie einerlei Geruch bekommen. Wenn ſie denn dieſe angenommen hat, ſo nimmt man unvermerkt ihre eigene Junge eins nach dem andern weg, damit ſie die jungen Parforcehunde deſto beſſer ſäuge. Die alten Parforcebetzen müſſen nicht mit der Amme in einer Kammer liegen, weil die Mutter ihre Jungen nicht gerne der Amme gönnen will. Auch muß jede ſäugende Hündin einen Korb von Weiden bekommen, worin eine jede beſonders liegen kann. Die ſäugenden Hündinnen müſſen auch nicht beſtändig inne liegen, mit guter Fütterung verſehen, dabei ſehr reinlich gehalten und immer friſches Waſſer gegeben werden. Bei großer Kälte ſetzt man ihre Körbe näher den Caminen, ſo, daß ſie weder zu warm noch zu kalt liegen.

Wenn die Jungen nun 4 bis 5 Wochen alt worden, nimmt man gute ſüße Kuhmilch, und lernt ſie bei der Betze mit freſſen, darein man auch gut ausgebacknes Brod mit einem Reibeiſen reibet; die Milch darf aber nicht zu lange auf dem Brode ſtehen, um nicht zu viel Säure zu bekommen. Fangen ſie an gut zu freſſen, ſo thut man ſie von der Alten weg, und bringet ſie in die Stube in Kaſten Wurfweiſe zuſammen. Man muß aber fleißig darnach ſehen, daß ſie nicht etwa den Durchfall oder die Ruhr bekommen, welcher man ſogleich vorbeugen muß; oder ſie kriegen auch Würmer.

Nach und nach lernt man ſie auch dünne Suppen freſſen. Hierzu nimmt man gutes Rindfleiſch, kocht es fein weich, und gießet die Brühe auf das Brod, macht auch etwas Fleiſch ganz klein darunter; nur muß man ſie auch nicht damit verſtopfen. Beſtändig müſſen ſie auch nicht im Kaſten ſtecken, ſondern nur Anfangs einen Tag, daß ſie

zuſammen gewohnen, und des Nachts über, und wenn man ſie füttert.

Wenn ſie nun 8 bis 9 Wochen alt ſind, fängt man an ſie nach und nach zuſammen zu füttern, bis ſie 3 Monate alt werden. Dabei müſſen ſie aber den Tag über frei herum laufen können, und dazu einen großen geräumigen Zwinger haben. Kann man ſie aber gleich Anfangs von der Mutter auf Bauerhöfen erziehen laſſen, ſo iſt es den Hunden ſehr gut, weil ſie da in ihre völlige Freiheit kommen, und auch auf dem Lande das Vieh und allerhand gewohnt werden. — Legt man ſie aber nicht aus, ſo muß man ſelbige, wenn ſie 3 Monate alt werden, zuſammen nehmen, und beſonders einen hinlänglich großen Zwinger (ſ. unter Jägerhaus) für ſie haben, und alsdann anfangen, ſie mit dem Futter, wie die Alten bekommen, zu füttern (ſ. unter Jagdhund).

Wenn die jungen Hunde 1 und ein halb Jahr alt werden, als ſo lange ſie die Freiheit haben müſſen, kann man mit dem Einjagen anfangen, ſie nämlich kuppelbändig zu machen; anfangs kuppelt man ſie zu 2 und 3 zuſammen, läßt ſie ſo den Tag über im Zwinger zuſammen gehen, des Nachts aber müſſen ſie von einander ſeyn. Nachgehends werden ſie mit den Kuppeln an die Harn genommen, und ſo müſſen ſie durch die Burſche und Jungen erſtlich einigemal ausgeführet werden. Nachher führet man ſie früh vor der Fütterung und auch Nachmittags aus, daß ſie gewohnen, gehorſam in einer Meute zu gehen.

Wenn ſie mit den Kuppeln gewohnt ſind, ſo läßt man ſie auch ungekuppelt alle Tage ausführen, und dann erſt zweijährig werden, ehe ſie unter die Meute der alten Hunde kommen. Nach Gelegenheit werden ſie jedoch auch früher darunter genommen.

Auch iſt es ſehr gut, wenn man etlichemal mit den jungen Hunden einen Hirſch alleine jaget, nämlich etliche Fuder Zeug nimmt, einen Hirſch einſtellet, und mit den jungen Hunden hineinziehet, ſie auf den Hirſch anlegt, ſolchen durch ſie im Zeuge brav jagen läßt, und vor ihnen fängt, dabei gleich Curée macht, damit ſie benoſſen und hitziger darauf werden, und wenn man dieſes nur etlichemal thut, ſo werden ſie bald jagen lernen. Jedoch wollen

einige nicht ſogleich dran, und begehren wohl erſt im dritten Jahre zu jagen, laufen zwar in der Meute zur Geſellſchaft mit, thun aber am Jagen nichts. Hat man nun keine Jagdzeuge, ſo ſchießt man einen Hirſch an, und nimmt etliche alte Hunde unter die jungen, jagt ſolchen vollends todt, und läßt ſie ſelbigen verzehren. — Auf gleiche Art macht man es auch mit andern Thieren; ſ. unter Jagdhund.

Wenn es beſtimmt iſt, zu welcher Zeit die Jagd angehen ſoll, ſo fängt man 5 bis 6 Wochen vorher mit den Hunden an auszureiten. Der Oberjäger, oder der Piquir, welcher die Woche hat, reitet vor der Meute her, die andern neben und hinter den Hunden drein. Der vorher reitet, ruft den Hunden zu: Allez, allez, hay, hay, die hinten her reitenden ſagen: Tirez, tirez, und auch: Co, co! auch Allez, meute.

Anfangs reiten ſie nur etwa eine halbe Stunde aus, hernach aber wird des Tages zweimal ausgeritten, allemal vor der Fütterung. Man reitet auch wohl hin wo Wildpret ſtehet, zeiget ihnen das Wildpret, hält ſie aber zwiſchen den Pferden und unter der Peitſche, daß ſie nicht ſelbſt dürfen hinterher jagen, wodurch ſie gehorſam zu werden lernen müſſen. Wenn ſolches etliche Tage geſchehen, ſo fängt man alsdenn mit ihnen an im Trabe zu reiten, erſtlich nur eine halbe Stunde, und ſodann alle Tage weiter.

Wenn damit wieder 8 Tage ſo fortgefahren worden, reitet man mit den Hunden im Galop, anfangs auch nicht weit, dann aber immer weiter und weiter, daß man endlich eine deutſche Meile Weges hinaus, auch wohl noch weiter, mit ihnen fort galopiret. Dieſes muß man alle Tage thun, damit ſie dadurch mehr und mehr in Athem kommen, und die Strapazen gewohnt werden. Denn geſchieht dies nicht ſo vorher nach und nach, ſo können ſie keine Jagd ausdauern, und wenn es auch mit einer Jagd geſchähe, ſo würden ihrer doch ſo viele lahm und ſteif werden, daß ſie die andere Jagd nicht viel thun könnten. Wenn ſie nun in Athem gebracht worden, ſo iſt alsdenn bei einigen Equipagen gewöhnlich, daß ſie Train jagen (ſ. Trainjagen).

Von vielen Parforcejägern wird jedoch nichts von dem Trainjagen gehalten, ſondern wird nur dafür geachtet, daß die Hunde, wenn ſie beim Galopiren hinter dem Pferde her zu galopiren gewohnt werden, nicht dem Train oder der Witterung des Hirſchlauftes nachjagen, ſondern nur dem Pferde, womit der Train fortgeritten iſt, nacheilen. Dieſes iſt auch nicht völlig abzuläugnen, weil die alten Hunde, welche der Witterung des Hirſches ſchon vollkommen inne ſind, auf den Train gar nicht, oder doch ſehr kalt, und gleichſam nur zur Geſellſchaft mit den jungen Hunden jagen, die jungen Hunde aber, die noch roh und friſch ſind, ſich auf dem Train angreifen, und denſelben jagen, wobei ſie jedoch des Jägers Zuſpruch und Horn mit anreget. Mithin wäre es allerdings beſſer, wenn, ehe die wirkliche Jagd gehalten wird, etlichemal ein ſchlechter Hirſch angeſchoſſen, und mit den Hunden vollends todt gejaget, auch ſelbigen zum Genuß gegeben und Curée gemacht würde. Dadurch kriegen ſie mehr Feuer und Begierde zum Jagen, und kommen denn in ſolchen Stand, daß, wenn der Herr jagen will, es nicht ſogleich anfangs Fehljagen giebt.

Ueberhaupt iſt das vornehmſte bei den Hunden, daß man ſie vollkommen in Gehorſam bringt, und auch zum Horn und Rufe gewöhnt, und eben in der Arbeit müſſen ſie ſowohl, als ſie in Athem kommen ſollen, auch in Gehorſam gebracht, und, wie man ſagt, Chaſſe gemacht werden, weil es ſonſt unmöglich, oder doch ſelten iſt, eine gute Jagd zu thun. Hierzu wird nun nothwendig auch erfordert, daß die Pferde in Athem geſetzet werden; übrigens ſehe man von der wirklichen Anjagd und völligen Jagd, unter dem folgenden Artikel.

Parforcejagd, Laufjagd, Rennjagd, Fr. Courſe du cerf. Iſt eine ſolche Jagd, bei welcher beſonders einzelne Hirſche durch berittene Jäger und grimmige Hunde ſo lange herum gejagt werden, bis ſie ganz ermattet, faſt todt, zur Erde niederſtürzen, und denjenigen Herrſchaften beſonders angenehm, welche gerne reiten, den Laut der Hunde hören und die Muſik dabei lieben, als worin eigentlich dieſe Jagd beſtehet. Hiezu gehört nun vorzüglich ein geſchicktes und ſcharfes Reiten, wiewohl ſich der Herr darin ſchonen, und der Jagd ſowohl für ſeine Perſon als auch mit den Da-

men, fahrend beiwohnen kann, indem die Direktion der Jagd, und die Hunde in Ordnung zu halten, für die dazu beſtellten Jäger, Piquirs und Beſuchknechte gehört. Wenn aber auch der Herr bei der Jagd mit reitet, ſo kann er ſich doch auch hierin in Acht nehmen, und braucht nicht durch alle Dickigte gleich den Jägern mit zu reiten, ſondern nur neben und bei der Jagd zu bleiben, da er alles hören und vernehmen kann. Indeſſen iſt die Parforcejagd ſehr koſtbar zu erhalten, und gehört darzu ein beträchtlicher Bezirk Landes oder Waldungen, daß man nicht allein darauf jagen, ſondern auch ſo viel geheget und zugezogen werden kann, daß man zu jagen hat.

Der Gebrauch der Parforcejagd iſt, nach mehrerer Meinung, ſehr alt, jedoch aber ſehr zweifelhaft, daß ſie älter ſey, als die deutſche oder das Jagen mit Zeuge, obſchon dieſelbe viele von Nimrod her um deswillen rechnen wollen, weil derſelbe nach 1. Buch Moſ. 10. V. 8 und 9. ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn genennet werde. — Was dagegen von Iſmael 1 B. Moſ. 21. V. 20. geſagt wird, daß er in der Wüſten gewohnet habe, und ein guter Schütze geworden ſey, iſt nicht anders zu verſtehen, als daß er auf deutſche Art ſich vom Wildpret-Birſchen ernähret habe. So wird auch von Eſau 1. B. Moſ. 27. V. 3. erzählet, daß er ſeinen Köcher, Bogen und Zeug nehmen, und aufs Feld ziehen ſolle, ein Wildpret zu fahen, welches gleichfalls nach Art der deutſchen Jagd geſchehen iſt; ſ. auch unter Jagdgeſchichte.

Aus den während der Regierung des Kaiſers, Carl des großen, verordneten Reichsgeſetzen erhellet, daß das Jagen damals ſowohl mit Bogen ſchießen, als auch halb par force, behandelt worden iſt. Denn weil man mit Hunden und Pferden das Wild gejaget, dabei auch Jagdhörner zu den Hunden geführet, ſo hat man auch zugleich Bogen, Köcher und Pfeile damals mit auf die Jagd genommen, ſo man das Wildpret einholen können, ſelbiges anfangs angeſchoſſen, und alsdann forciret, oder aber, wenn es vorher angejagt worden, ſolches, wenn es ſich vor den Hunden geſtellet, geſchoſſen.

So gleichgültig es übrigens iſt genau zu wiſſen, welche Jagd die andere an Alter übertreffe, ſo wird

dennoch der heilige Hubertus als Hauptpatron von der Parforcejagd verehret, und für den erſten Parforcejäger in der Chriſtenheit, oder doch einen Herrn, welcher die Parforcejagd ſehr ſtark geliebt, gehalten. Die Geſchichte ſagt nämlich von ihm, daß er ein Heide und ſtarker Verfolger der Chriſten geweſen, da er aber einen Hirſch par force gejagt, und demſelben ſtark nachgeſetzet, habe ſich der Hirſch vor dem Hunde geſtellet, und ſey ihm ein Crucifix zwiſchen dem Gehörne des Hirſches erſchienen, worauf er ſich bekehret, taufen laſſen, und zur chriſtlichen Religion bekennet, auch eine Capelle an ſelbigem Orte bauen laſſen, die man noch vor nicht langen Jahren in Frankreich hat ſehen können. Dieſem St. Hubertus zu Ehren wird denn auch alle Jahre den dritten November ein Feſt gehalten (ſ. Hubertus Feſt); übrigens ſehe man von ihm unter Jagdgötter.

Zu der Parforcejagd iſt billig erforderlich, daß die Waldungen mit Alleen und Schneuſen verſehen ſind, damit man die Kreuz und die Quer fortkommen kann. Deſto beſſer iſt es, wenn auf einer Seite die Hälfte der Allee umgepflüget oder gehacket wird, weil dieſes dazu ſehr gut iſt, darauf vorzugreifen, wenn etwa Change kömmt, oder iſt verloren worden. Wo naſſe Flecken oder Brüche ſind, werden Brücken oder Dämme gemacht, auf den Waſſerſtrömen aber Floßbrücken, auch Fähren und große Kähne gehalten, damit man nöthigen Falls ſogleich über und fortkommen kann.

Ferner wird hierzu erfordert: ein wohl eingerichtetes Jägerhaus, für die zur Jagd gehörigen Perſonen, auch für die Hunde und Pferde, nebſt Zwingern, Hunde- und Pferdeſtällen. Zur völligen Equipage gehören an Perſonen: der Commandant, ein Jagdjunker, Jagdpage, Oberjäger, Erz- oder Oberpiquir, Piquirs, Beſuchknechte, Hundeaufſeher oder Hundeknechte, Jägerburſche, Hundejungen. — Zu den Pferden iſt nöthig: ein Bereiter, Sattelknecht, Jagdſattler und Jagdriemer, ein Schmidt, Jagdſporer, und Knechte.

Endlich gehört dazu eine Meute Parforcehunde zum Jagen, ſo wie auch Leithunde dazu nöthig ſind, wiewohl an manchen Orten auch ohne Leithunde Parforcejagen gehalten werden. Obſchon dieſes angeht, ſo iſt es aber weit

mühſamer, und öfters ungewiſſer die Hirſche zu finden, beſonders wo ihre Anzahl nicht groß iſt, an welchen Orten hingegen die Hirſche mit den Leithunden gewiſſer ausfindig zu machen, zu beſtätigen und nach Gefallen anzujagen ſind. Wo aber ſehr viel Hirſche und ſie in einem engen Umfange ſind, daſelbſt kann man die Hirſche bald ohne Leithund finden.

Wenn Parforce gejagt werden ſoll, wird Tags vorher vom Herrn und durch deſſen Commandanten Befehl an den Oberjäger gegeben, welcher es ſogleich den andern Piquirs und Beſuchknechten bekannt macht. Wie aber ein jeder ſonſt ſeine Züge und Vorſuchen gethan, ſo wird einem jeden vorher ſein Zug und Vorſuch angeordnet. Alsdenn zieht der Oberjäger mit allen Piquirs und Beſuchknechten des Morgens frühe aus, und ſucht ein jeder ſeinen beſtimmten Ort. Wenn ihnen Hirſche angegangen, ſo wird ſogleich beſtätiget, und hin zum Zuſammenkunftsorte (rendez-vous) gezogen. Der Ort wird beſtimmt, wo das rendez-vous iſt, woſelbſt ſie denn entweder dem Commandanten oder Herrn ſelbſt Rapport bringen.

Wenn nun der Fürſt den Hirſch ausgewählet, welcher gejagt werden ſoll, ſo muß der Beſuchknecht, der den Hirſch auf ſeiner Vorſuch gehabt und beſtätiget, wieder mit ſeinem Leithunde nach dem Orte ziehen, und ſich nochmals verſichern, ob er noch beſtändig in ſeinem Stande iſt; oder aber iſt der Ort noch etwas weitläuftig, ſo greift er nochmals enger vor, und beſtätiget den Hirſch ſo enge es möglich iſt.

Währender Zeit, nachdem der Herr und die übrigen Herrſchaften auf dem Rendez-vous angekommen, wird gefrühſtücket, und hierauf zum Anjagen die gehörige Einrichtung getroffen. Es müſſen nämlich die Piquirs und Beſuchknechte zu Pferde ſitzen, und ihre Meute zwiſchen ſich nehmen, nachdem ſchon vorher der Oberjäger das Relais ſowohl an Pferden als Hunden eingetheilet und fortgeſchickt hat. Die Relais werden folgendergeſtalt eingetheilet.

Wo der Hirſch beſtätiget iſt, und man glaubt, daß er ſeinen Wechſel oder Flucht dahinnehmen möchte, dahin ſtellt man ein Relais (nach der Stärke der Meute) von 5 bis 6 Kuppel Hunden, und dabei hält ein Jägerburſch zu

Pferde, ingleichen für den Herrn, Commandanten und alle Jäger, die mit reiten, ein friſches Pferd. Dieſes erſte Relais wird vieille Meute genannt.

Auf einem andern oder zu vermuthenden Wechſel wird noch ein Relais geſtellet, auch mit 4 bis 5 Kuppel Hunden, und gleichfalls friſche Pferde. Dieſes Relais nennen einige die Seconde, andere Six chiens.

Noch ein drittes Relais wird ausgeſtellet, mit 3 oder 4 Kuppeln Hunden, und ebenfalls für jeden bei der Jagd reitenden ein friſches Pferd. Dieſes Relais wird, wo jenes Seconde heißt Six chiens, wo jenes aber Six chiens hieß, dieſes Vieux chiens benannt.

Vermuthet man zuweilen, der Hirſch möchte dieſes Relais nicht treffen, ſo ſtellet man noch ein Relais mit 2 oder 3 Kuppeln Hunden und friſchen Pferden. Solches wird das Relais volant genennet.

Bei jedem Relais muß ein Burſche von den Hunden ſeyn, und dieſe ſowohl, als die Knechte mit den Pferden, müſſen wohl Achtung geben, ob die Jagd ihnen nahe kömmt, oder falls ſie vernehmen, daß ſie weit von ihnen entfernt iſt, ſich vorziehen, damit ſie nöthigen Falls bei der Hand ſind. Gienge aber die Jagd ganz entgegen dem Relais, ſo werden ſie von einem Jäger bei der Jagd nachgeholet, und weiter beordert.

Nachdem ſich nun die Jäger zu Pferde geſetzt, ziehen ſie mit der Meute voraus, und der Herr und übrigen Herrſchaften denſelben nach, und hin nach dem Orte, wo der Hirſch beſtätiget iſt, und woſelbſt auch der Beſuchknecht mit ſeinem Leithunde wartet. Die Meute der Hunde wird zur Seiten behalten, und die Piquirs und Beſuchknechte gehen nach den Brüchen, und beſehen die Fährten genau, um den Hirſch daraus zu erkennen. Wenn dieſes wohl beurtheilet iſt, werden 3 bis 4 von den beſten Hunden aus der Meute gehoben; einige haben auch beſondere Lancirhunde, die ſie nachher nicht mitjagen laſſen. Alſo ziehen nur ein Paar Piquirs und Beſuchknechte mit den Lancirhunden hin zu den Brüchen; die andern aber bleiben mit der Meute von ferne.

Wenn denn die Hunde die Fährte anfallen, ſo ſpricht man ihnen zu: ça va, ça va, mon ami, Bel ci, Bel ci.

Nehmen ſie aber die Fährte auf, ſo ruft man: Après, après, mon Ami, tu dis vrai, mon Ami, après! So jagt und lanciret man den Hirſch aus ſeinem Stande, läßt die Lancirhunde jagen, bis man über einen Weg oder eine Allee kömmt, ſtopfet alsdenn die Lancirhunde, und verbricht daſelbſt den Hirſch während dem Lanciren. — Es jagen auch einige, die am erſten dazu kommen können, vor, damit ſie den Hirſch in die Augen bekommen, um zu ſehen, was er für ein Gehörn hat. Einige Herren laſſen ſo lange lanciren, bis ſie den Hirſch beſehen haben, wenn ſie ſolchen anfangs nicht zu ſehen bekommen können.

Sind nun aber, wie es meiſtentheils geſchieht, mehr als ein Hirſch bei einander, ſo müſſen 3 oder 4 Jäger, ſo viel man ihrer bei der Meute entbehren kann, lanciren, ein Paar lanciren, ein Paar carbiviren. Wenn denn die Hirſche losbrechen, ſo muß der, welcher nur am erſten dazu kommen kann, darunter zu jagen ſuchen, damit man die Hirſche von einander bringe, und alsdann muß wohl Achtung gegeben werden, wo der rechte Hirſch hin kommt. Hat man dies nicht angemerket, ſo wird immer fort lanciret, bis man ſich verſichert, daß man die rechte Fährte vom Hirſch, oder denſelben am Leibe und Gehörne geſehen hat.

Bekommt nun der Jäger die rechte Fährte zu ſehen, ruft er Volez. Hat er ſie recht flüchtig fort, ruft er auch wohl ſeinen Kammeraden zu: Bel' ci, va, volez par la foulée, Bel ci, Bel ci. Bekommt er aber den Hirſch in die Augen, ſo ruft er: Tajo, und juchet, und verbricht die Fährten; ſodann werden die Lancirhunde arretiret und abgenommen, währender Zeit die Meute herbeigeholet und auf die rechte Fährte angeleget wird.

Die Anjagd hat man auch auf andere Art behandelt. Wenn nämlich der Hirſch des Morgens beſtätiget, und gefrühſtückt worden, ſo haben die Beſuchknechte mit alten Leithunden lanciren müſſen. Einer iſt mit ſeinen Hunden von den Brüchen auf der Fährte fort nachgehangen. Sind mehr Hirſche bei einander geweſen; ſo iſt auf beiden Seiten auch ein Beſuchknecht mit dem Leithunde vorgegriffen.

Hat nun der eine ſo nachgehangen, die Hirſche lanciret und angegangen, und ſind ſelbige denn auf der Seite ausgebrochen; ſo hat derjenige, welcher auf der Seite vorgezogen, und welchem die Hirſche über geweſen, mit ſeinem Leithunde die Hirſche gleich aufgenommen und nachgehangen, die Piquirs und diejenigen, ſo bei der Jagd mitgeritten ſind, haben vorgehalten, und die Hirſche zu trennen geſucht. Jedoch haben die mit den Leithunden ſo lange an den Hirſchen bleiben müſſen, bis ſie getrennt geweſen.

Zuweilen aber wollen ſich die Hirſche mit dem Lanciren nicht trennen, da denn die völlige Meute darauf angeleget und gejagt wird, bis ſie ſich endlich doch trennen müſſen. Steckt aber ein Hirſch allein in einem engen Orte, ſo wird ohne beſonderes Lanciren die völlige Meute ſogleich auf die Brüche angelegt.

Wenn nun der Hirſch lanciret iſt, ſo wird die völlige Meute herbei nach den Brüchen gebracht und zugeſprochen: Doch! doch! ça faux, ça faux, mes Beaux! die Hunde aber werden, ſo viel möglich, nicht unter dem Wind zu den Hirſchen gebracht, ſonſt ſind oft ſolche dabei, welche, ſobald ſie die Witterung von dem Hirſche in die Naſe kriegen, unter den Pferden weg entwiſchen, und die andern auch verführen.

Sonſt aber müſſen die Hunde von den Jägern zwiſchen ihren Pferden gehalten werden, bis ſie auf die Fährte kommen; einige ziehen zu Fuße mit der Meute bis auf die Fährte, und dies halten die Hunde gut aus. Sobald ſich aber die Jäger zu Pferde ſetzen, ſo gehet es auch fort. Wenn ſie nun die Fährte ordentlich aufnehmen, wird ihnen zugeſprochen: Volez, après, après, mes Chiens! oder mes Beaux, mon Ami! Wenn ſie denn alſo fortjagen, ruft man ihnen zu: S'en va chiens, auch wird geblaſen, und ſo gehet es friſch fort.

Kömmt man nun mit dem Anjagdshirſch und der Meute gegen die ausgeſtellten Relais, ſo werden die Hunde geſtopft, und von dem Relais mit zur Meute gegeben und gelöſet. Ingleichen wechſelt man auch die Pferde, und dieſes geſchieht, wenn es nöthig iſt, bei allen Relais. Denn zuweilen braucht man nicht viel friſche Pferde oder Hunde,

zumal wenn die Hirſche recht feiſt ſind, und nicht lange vor der Meute dauert. Mit dem Umwechſeln der Pferde aber muß es geſchwind gehen, worauf man die Meute wieder friſch fortjagen läßt.

Im währenden Jagen ſpricht man den Hunden mit zu: Il va là, tu dis vrai; oder auch: S'en va Chiens, mon Ami oder valets! Jagen ſie nun eine Ecke wieder ſo fort, ſo ſtopft man ſelbige, damit der Schwanz (die vorderſten Hunde nämlich werden der Kopf, und die hinterſten der Schwanz genannt) auch nachkömmt.

Wenn man die Hunde ſtopfen will, ſo müſſen die Piquirs den Hunden vorjagen, mit der Peitſche klatſchen, und ihnen zurufen: Arretez, mes chiens, oder: Arretez vous, mes Valets! Das Stopfen der Hunde geſchiehet deswegen, damit ſie bei einander kommen, und in einer Meute bleiben. Denn ließe man ſie ſo fortjagen, ſo würden die vorderſten, nämlich die vom Kopfe, und die vom Schwanze, gar weit auseinander kommen. Wären aber allzuraſche, oder allzurohe Hunde dabei, die den Kopf gar zu weit vorausführen, und ſich nicht recht zwingen laſſen, ſo müſſen dieſelben crabattiret (ſ. Crabatten) werden, damit die andern folgen können.

Hiebei iſt noch zu bemerken, daß auf der Seite, auf welcher, rechter oder linker Hand, der Hirſch ſich anfangs wendet und retour macht, er es auch meiſtentheils in währender Jagd thun wird, und darauf müſſen die Jäger wohl Achtung geben, auch, ſo viel möglich, nicht neben und bei den Hunden, oder darunter, ſondern auf 40 bis 50 Schritte neben und hinterher reiten, auch dabei nicht leiden, daß andere, welche Zuſchauer abgeben, unter den Hunden herum mit den Pferden ſchwärmen. Denn wenn der Hirſch einen Wiedergang oder retour macht, welches gar oft geſchieht, ſo können die Hunde denſelben nicht wieder unter den Pferden ausmachen.

Wenn nun der Hirſch retour macht, und die Hunde auf der Fährte gerade hinaus ſchießen, ab- und darüber kommen, ſo wird ihnen zugerufen: Horvari, und ſogleich wieder vorgegriffen und zugeſprochen: ça faux, ça faux. Kriegt denn ein Jäger die Fährte wieder zu ſehen, ruft er

ſogleich: Horvari, ça faux, ça faux und bläſet auch darzu. Kommen hierauf die Hunde wieder herbei, und beginnen die Fährte wieder aufzunehmen, ſo ruft man ihnen zu: Volez! Ha! tu dis vrai, non Ami, après, après, mon Ami. Jagen ſie nun wieder recht fort, ſo ſpricht man ihnen zu: Percez, mes chiens, percez, mes valets.

Da bekanntlich ein Hirſch nicht alleine in einem Jagdrevier iſt, ſo kömmt derſelbe gar oft zwiſchen und bei andre Hirſche und Wildpret. So wird auch von den neben her reitenden etwas rege, und kömmt unter oder kurz vor die Hunde, welche denn andere Hirſche aufnehmen und mit fortgehen, nämlich Change machen (ſ. Change jagen). Hiebei muß man nun auf die guten und alten Hunde wohl Achtung geben, denn gewiß iſt es, daß ein guter eingejagter Hund ſeinen Hirſch unter der Change ausmacht, beſonders wenn er zuvor eine Weile daran gejaget, und noch mehr, wenn der Hirſch warm iſt (quand le cerf eſt échauffé, et va la tête baſſe), er denſelben lieber jaget und oft unter den andern Hirſchen oder der Change wieder ausmacht. Daß er aber nie einen andern aufnehmen oder jagen ſollte, als den zuerſt angejagten, iſt ungegründet, weil, wenn dieſes wahr wäre, niemals ein Fehljagen geſchehen könnte, und man allemal den einmal angejagten Hirſch fangen müßte, da ſich doch das Gegentheil von ſelbſt ergiebt.

Oefters, wenn die Hunde Change kriegen, zerreißt die Meute, daß ſie wohl auf zwei bis drei Orten jagen, und dieſes iſt die ſauerſte Arbeit für die Jäger, denn da gilt Reiten, daß die Hunde wieder eingeholet werden, und ruft man: ha hai chiens, ha hai derriere, ſtopfet die Hunde, und ruft: Arretez les chiens, und ſo müſſen ſie ſodann die Hunde wieder zuſammen zu bringen ſuchen. Alsdann, wo man glaubt, daß der Hirſch das letztemal geblieben iſt, wird vorgegriffen.

Siehet man nun, daß ſie wieder etwas aufnehmen wollen, ſo ſpricht man: Ho! voilà tu, Ho, voilà tu! und auch ça faux mon Ami! Siehet man aber die rechte Fährte, ſo rufet man: Volez! ça faux, ça faux, mon valet, Bel ci, Bel ci.

Fangen ſie hierauf wieder an zu jagen; ſo heißt es: Après, après, mon Ami, après, tu dis vrai, mon Ami,

läßt ſie alsdenn ſo einen kleinen Strich fortjagen, ſtopfet die Meute, und ſiehet genau zu, ob man recht hat. Iſt es unrecht, ſo ruft man: Horvari, ablalez, ablalez, mes Beaux, ça faux, ça faux! und bläſet auch Horvari. Iſt es aber recht, ſo muntert man die Hunde auf: Il va là, tu dis vrai, auch: Percez, mes chiens. Dieſes wird auch gerufen, wenn ſie vor ein Dickigt kommen: Percez, mes chiens, percez mes valets.

Iſt es aber, daß die Hunde die Fährte überſchoſſen haben, ruft man gleich: Horvari ça faux, ça faux, und greift wieder vor, daß ſie die Fährte wieder aufnehmen müſſen. Das Ueberſchießen geſchieht vielfältig von den allzuhitzigen und jungen Hunden; ein alter Hund aber nimmt ſich ſchon beſſer in Acht, weshalb auch auf dieſe der Jäger ſein Augenmerk vorzüglich richten muß. Denn wenn die hitzigen gleich überſchießen, ſo kommen die alten noch nach, und halten die Fährte richtig, da man denn gleich darnach ſiehet, den andern zurufet, und ſie wieder herzu bringt.

Da auch der Hirſch öfters einen Wiedergang macht, erſt gerade aus fliehet, und ſich kurz wiederum auf ſeiner Fährte zurücke, und dann von der Seite weg wendet; ſo muß man dieſes wohl in Acht nehmen, die Hunde kommen aus vollem Halſe, wo die Retour iſt, gejaget, und ſchießen darüber hinaus, da es denn auf einmal ſtille wird. Wer in der Uebung dabei iſt, lernet es bald merken, daß es ein Wiedergang iſt, bläſet und ruft: Horvari, und greift vor.

Gemeiniglich machen die Hirſche, wenn ſie ziemlich warm werden, und es bald mit ihnen aus werden will, die meiſten Retouren oder Wiedergänge. Nehmen auch die Hunde die Contrefährte auf zu jagen, wird geruft: Horvari, volez! und vorgegriffen.

Kann man mit der Meute nicht wieder zu Stande kommen, da man den rechten Hirſch verloren hätte, wüßte aber doch ohngefähr, wo er zuletzt geblieben wäre, oder die Fährte wollte dem Hunde bald zu kalt werden; ſo nimmt man 3 bis 4 von den beſten Hunden aus der Meute heraus, greift vor, und ſucht den Hirſch wieder auf (relancer). Wenn denn dieſe Lancirhunde den rechten Hirſch wieder jagen, ſo holet man alsdenn die Meute wieder herbei, legt

wieder drauf an, und regt die Hunde auf die vorher gedachte Art an.

Bekömmt ein Jäger den rechten Anjagdhshirſch zu ſehen, ſo ruft er allemal Tajo, um zu verſtehen zu geben, daß der Hirſch da geſehen worden. Kriegt man den Hirſch in Dickigten zu ſehen, und will ſolches ſeinen Kameraden anzeigen, daß ſie drauf Acht geben ſollen, da wäre der Hirſch zugegen, ſo ruft man ihnen zu: Gar, Gar.

Wenn nun aber die Hunde dem Hirſche zu nahe kommen, und ſolchen wieder ſprengen, ſpricht man ihnen zu: Bellement, Bellement! ſtopft ſie auch wohl, beſonders wenn der Herr nicht zugegen iſt. Denn wenn die Hunde dem Hirſche erſt ſo nahe kommen, daß ſie ihn öfters wieder ſprengen, ſo iſt es bald aus und zum Ende.

Kriegen die Hunde den Hirſch in die Augen, und kommen nahe daran, ſo heißt es: En vue (die Hunde haben en vue). Iſt der Herr zugegen, ſo läßt man ſie fortjagen, und bläſet dabei la vue (Sonner à vue). Denn es währet alsdenn nicht lange, wenn die Hunde oft En vue haben. Iſt der Herr nicht zugegen, ſo läßt man wohl die Hunde jagen, bis ſie den Hirſch ſtellen. Aber fangen darf ihn kein Jäger oder Cavalier, ſondern die Hunde werden nach Erfordern der Umſtände wohl ſo lange abgenommen, der Fürſtenruf (ſ. Jagdpoſten) geblaſen, und der Herr erwartet, daß er den Hirſch ſelbſt fängt (ſ. Fanggeben). Wäre aber, wie oft geſchieht, der Hirſch ſehr böſe, ſtellet ſich vor die Hunde, ſpießet auch manchen braven Hund, daß man alſo den Herrn nicht mit Sicherheit zum Fang anbringen kann; ſo muß einer von den Piquirs oder Beſuchknechten ſich hinter ihn hinan machen, und ihn mit dem Hirſchfänger heſſen, worauf man alsdenn den Herrn zum Fange hinanführen kann.

Stellt ſich aber der Hirſch im Waſſer, ſo wird ſolches den noch Abweſenden durch blaſen zu verſtehen gegeben, und ſchießet alsdenn der Herr demſelben eine Kugel auf den Kopf, zu welchem Ende allemal eine gute Birſchbüchſe für den Herrn durch den Jagdpagen mitgeführet werden muß.

Ein Hirſch hält gewöhnlich die Jagd nicht über 2 Stunden aus, wenn ihm nicht oft Friede gelaſſen worden,

daß er wieder zu Athem gekommen, und die Jagd beſtändig an ihm geblieben iſt. Wenn ſie ſehr feiſte ſind, ſo dauern ſie kaum eine halbe oder dreiviertel Stunden; hingegen erfordert die Jagd an einem Hirſche wohl manchmal 6, 8 bis 9 Stunden. Letzteres kömmt aber daher, daß er gar oft verloren worden, und unter viel Change gekommen iſt, da denn zuweilen viele Zeit darüber vergehet, ehe man ihn wieder ausfindig macht, und kaum iſt er aus der Change wieder heraus, oder ſonſt wieder lanciret worden, ſo iſt er ſchon wieder verloren.

Hat man gute und dauerhafte Hunde, die ihren Anjagdshirſch unter der Change wohl zeichnen und ausmachen, die Fährten auch, ob ſie gleich überſchoſſen, wieder allemal aufnehmen, dabei aber gute Pferde, jedoch auch wohl erfahrne Jäger nöthig ſind; ſo geht es doch meiſtens richtiger, wenigſtens werden der Fehljagen nicht ſo viel, obſchon es nicht allemal zu zwingen iſt.

Iſt nun der Hirſch gefangen, ſo wird der rechte Vorderlauft erſt abgelöſet, gleich über den Schalen und Oberrücken in dem Gelenke; über dem Gelenke bleibt aber über eine Querhand lang noch von der Haut, die am Laufte erſt aufgeſchärft und abgelöſet worden, daß man alſo ein Loch durch die Haut ſtechen, und ſo den Lauft an dem Hirſchfänger hängen kann. Dieſer rechte Vorderlauft wird dem Herrn, oder wenn eine fremde hohe Perſon mit gejaget, präſentiret. Sind nun mehr hohe Standesperſonen mit auf der Jagd, ſo werden die andern Läufte auch alſo abgelöſet und präſentiret. Dieſes iſt von den Jägern als ein Ehrenzeichen anzunehmen, wofür ſie aber ein gutes Douceur zu erwarten haben.

Nach dieſem wird Curée gemacht (ſ. Genuß geben), und indem die Hunde anſchießen, denſelben zugerufen: Ha la lit! Ha la lit! und fleißig dazu geblaſen.

Ein jeder ſteckt hierauf einen Bruch als ein Ehrenzeichen auf den Hut, und alsdenn ſetzen ſie ſich wieder zu Pferde, um den Marſch nach Hauſe zu machen, die Hunde werden wieder zwiſchen den Jägern und ihren Pferden geführet, dabei Marſch und allerhand Fanfaren geblaſen.

Die Jagdpoſten zu blaſen, iſt um deswillen nothwendig, damit ſich ein jeder Jäger nach des andern Blaſen

zu richten weiß, was es für Jagdbegebenheiten bedeutet. Nicht weniger müſſen die Hunde das Horn inne werden, und ſie verſtehen es auch vollkommen, wenn ſie erſt eine Zeit mitgejaget, wenn Horvari, oder Fanfare, die völlige Jagd, La Vue, der Hunderuf u. d. gl. geblaſen wird.

Die ſonſt gewöhnliche Zeit zum Parforcejagen iſt im Frühjahre, ſo bald ſich der Boden geſetzt, als im März und April. Im Mai, da das Wildpret ſeine Kälber ſetzt, wird aufgehört, weil ſonſt manches von den Hunden gefangen und gefreſſen werden würde. Im Julius geht das Jagen wieder an, und währet bis den 3ten November, da denn das Hubertusfeſt gehalten wird. Mit dieſem Feſte wird bei den meiſten Equipagen die Jagd beſchloſſen; jedoch wird an manchen Orten noch weiter fortgejaget, bis der Froſt kömmt, da es ſich dann von ſelbſt endiget, weil ſich die Hunde bald wund laufen, und auch die Naſe verderben.

Parforcejäger, Fr. Chaſſeur qui force le cerf; ſiehe Oberjäger und Piquir.

Parforcepferd, Fr. Cheval pour la courſe du cerf. Iſt ein Pferd, welches einzig zu der Parforcejagd gehalten, und von einem Jäger geritten wird. Der Gebrauch zeigt ſchon von ſelbſt, daß hiezu keine ſchlechte, ſchwere und rohe, ſondern leichte, flüchtige und wohl zugerittene Pferde ausgewählet werden müſſen. Denn ein gutes taugliches Pferd iſt des Jägers meiſte Hülfe, und wenn er auch noch ſo vollkommen in ſeiner Kunſt wäre, und hat kein tüchtiges Pferd, ſo iſt er nicht im Stande, ſeine Dienſte bei der Jagd gehörig zu thun; zudem hängt auch ſein halbes Leben davon ab. Hat er nun ein ſchlechtes Pferd, und will und muß ſich angreifen, ſo fällt er einmal über das andere damit über den Haufen, und kann frühe zum Krüppel werden, wenn man nur erwäget, daß die Piquirs und Beſuchknechte bei den Hunden in völliger Jagd bleiben, und über Stock, Stein und Graben, öfters was die Pferde laufen können, durch und drüber ſetzen müſſen. Dieſen gehören ſonach billig die beſten Pferde, weil ſie bei den Hunden bleiben, und für die Jagd ſtehen müſſen, und nicht ſo wie andere, denen die wirkliche Arbeit bei den Hunden nichts angehet, die Gelegenheit nehmen, und die Alleen ſuchen können.

Bei der Parforcejagd iſt aber auch mancher Jäger, der niemals ein Pferd gut zu reiten oder in Ordnung zu bringen im Stande iſt, reitet nämlich ſehr furchtſam, wenn er etwa einen kleinen Graben, Stock oder Stein ſiehet, regieret das Pferd nur mit ſchlaffem Zügel, benimmt dem Pferd die Kraft, daß es nicht drüber ſetzen kann, dann ſtürzt er entweder, ehe er ſichs verſiehet, oder ſitzt und rüttelt mit den Händen, Schenkeln und Füßen beſtändig fort, ſo daß das Pferd ſolches gewohnt wird. Will er es hernach mit der Fauſt wenden, oder legt den Schenkel an; ſo iſt es das Pferd ſchon gewohnt, und weiß nicht, was es thun ſoll. Oder aber er läßt das Pferd mit dem Zügel nicht gerade, wirft es bald herüber, bald hinüber, daß es bald auf den rechten, bald auf den linken Schenkel anſpringen muß, und, welches denn noch das beſte iſt, wenn das Pferd nicht gleich Folge leiſtet, etwas verſiehet, oder ſich kurz wenden ſoll, es mit dem Peitſchenſtocke zwiſchen die Ohren oder an den Kopf geſchlagen wird, daß es zuſammen ſtürzen möchte, ſo wird dadurch endlich das Pferd dahin gebracht, daß der Reiter weder Peitſche noch Horn mehr darauf rühren kann, welches beides doch der Jäger unumgänglich brauchen muß.

Es werden zwar bei einigen Equipagen Bereiter gehalten, welche die Pferde zureiten, gewandt machen und in Ordnung bringen müſſen; allemal aber iſt es beſſer, daß der Jäger ſolches ſelbſt verſtehet und ſein Pferd zureitet, weil dadurch das Pferd ſeinen Reiter, und der Reiter ſein Pferd gewohnt wird. Vornehmlich aber muß das Pferd an und für ſich ſelbſt von guter Natur ſeyn.

Ein Pferd, das zur Jagd tauglich ſeyn ſoll, muß von guter Mitteltaille, nicht hohlrückig, ſondern der Rücken fein gleich, und nicht ſo gar breit in der Bruſt ſeyn. Ein Pferd mit zu breiter Bruſt wird nicht ſehr ſchnell im Laufen; doch muß es auch nicht ſo enge ſeyn, daß es etwa mit den Füßen kreuzet oder ſtreicht, auch müſſen die Schenkel nicht allzuſehr heran, dünne oder ſchwach, jedoch auch nicht ſo gar plump oder zu fleiſchſchenkeligt, ſondern fein gerade und etwas mager ſeyn. Dabei muß das Pferd gut aus Hals und Kopfe gewachſen, nicht zu kurz und ſteifhalſig ſeyn; denn dieſe kann man nicht gut wenden, und ſpeckhälſige taugen nicht zum laufen. Vornehmlich aber muß ein

Parforcepferd gute Augen haben, dabei fein langgeſtreckt ſeyn, und gute, geſunde Hüſe haben, damit es wenigſtens hinten ohne Eiſen laufen kann. Ueberhaupt gehöret dazu ein geſundes und geſchicktes Pferd, das Feuer hat, und nicht zu mattherzig iſt.

Die Pferde müſſen auch gute Wartung haben. Man muß ihnen nicht überflüßig Heu geben, damit ſie nicht ſo große und dicke Bäuche bekommen, ſondern guten, reinen, durch Ausſchwingen von Staub gereinigten Haſer, zu Jagdzeiten auch etwas Bohnen, wo ſie zu haben ſind.

Wenn die Jagdzeit angehen ſoll, müſſen die Pferde eben ſo, wie die Hunde, in Athem geſetzt werden, daher man ſie anfangs auch nur im Schritt und Trabe ausreitet, in der Folge aber müſſen ſie alle Tage eine halbe Stunde, auch wohl noch länger, galoppiret werden. Anfangs reiten die Knechte Paarweiſe aus. Wenn aber die Arbeit mit den Hunden angehet, ſo werden ſie auch dabei mit in Athem gebracht.

In der Jagdzeit müſſen ſie beſonders in Acht genommen werden; denn wenn ſie gejagt ſind und nach Hauſe kommen, muß der Roßarzt darnach ſehen, ob keinem nichts mangelt, und bei Zeiten zuvorkommen, auch die Schenkel mit Weingeiſt oder Weine fleißig waſchen. Des andern Tages nach gehaltener Jagd muß man ſie ausſpazieren reiten, damit ſie ſicher gehen, und nicht ſteif werden.

Nach geendigtem Frühjahrsjagen iſt den Pferden ſehr dienlich, ſie ins Gras gehen zu laſſen, und wenn dazu keine Gelegenheit iſt, ſie eine Zeit lang mit Graſe zu füttern. Wenn die Herbſtjagd vorbei iſt, müſſen die Pferde den Winter über ruhen, und wohl gepfleget werden, damit ſie ihre völlige Kräfte wieder bekommen.

Vormals hatte man in Deutſchland zu den Parforcejagden engliſche Pferde, und franzöſiſche und engliſche Piquirs, weil man denſelben größere und mehr Geſchicklichkeit, als den deutſchen, zuſchrieb. Man hat indeſſen eingeſehen, daß dieſes mehr Vorurtheil war, denn es können deutſche Pferde, ſo wie polniſche eben ſo gut dazu gebraucht, und ſo auch die Jagden von deutſchen Jägern gewiß ſehr glücklich verrichtet werden.

Paſſirſchein. Iſt ein Schein für die Flößer, welchen der Förſter dem Obmann bei einem Floß ertheilen muß. Im Herzogthum Würtemberg iſt es nämlich üblich, daß der Obmann auf die Schreibſtube einer aufgeſtellten Floßcompagnie geht, um ſich nach Arbeit zu erkundigen. Wird ihm nun gemeldet, auf welcher Waſſerſtube er Holz zu verflößen habe, ſo wendet er ſich mit ſeinem Geſpähn, welche ihr Handwerkszeug, als Stiefel, Stangen, Aexte, Grempen und Bohrer mit ſich nehmen, zur angewieſenen Waſſerſtube, worin das Floß angebunden entweder an den Ruthen oder Bandrahmſchenkeln hängt. Des Obmanns Schuldigkeit iſt, ſich nach dem Förſter umzuſehen, welcher das Floß aufzünehmen hat, und dieſer geht mit ihm, zählt und mißt die Stämme in ſeinem Beiſeyn ab, und ertheilt ihm hernach einen Paſſirſchein folgenden Inhalts:

— Oberforſt — Revier. Vor die Floßcompagnie zu N. geht dato ein Floß ab, welches in der N. Waſſerſtube, durch N. und Conſorten eingebunden worden, und woran nach pflichtmäßiger Aufnahme befindlich iſt: Aus — Revier, Cameralwaldung:

70ger Tannen - - -

60ger Tannen - - -

Meßbalken u. ſ. w.

Aus Communwaldungen:

80ger Tannen u. ſ. w.

Von der Sägemühle:

Dreiling - -

Zweiling u. ſ. w. welches den Zoll paſſiren kann. In Urkund der Unterſchrift. N. den — 17..

T. Förſter N. N.

Sobald der Obmann dieſen Paſſirſchein erhalten hat, ſo notirt er ſolchen in ſeine Schreibtafel, und geht an ſein weiteres Geſchäfte. Fährt das Geſpähn zu einer Zollſtatt, ſo muß mit dem Floß angehalten werden. Der Obmann begiebt ſich zu dem Einnehmer des Waſſerzolls, zeigt ſei-

nen Paſſirſchein vor, und giebt zugleich an, was unterwegs dazu geladen worden iſt. Dieſer geht mit ihm auf den Floß, zählt und mißt die Waare ab, und trägt das gefundene in ſein Zollrapiat ein. Er bemerkt darin alles Holz und Oblaſt auf das genaueſte. Nach dieſem berechnet er den Zoll und Aufwechſel, ſeiner Inſtruktion und Zollordnung gemäß. Und ſo geht es mit der Abzählung bei allen Zollſtätten; zuletzt müſſen die Obleute oder Frachtſchiffer ihre Paſſirſcheine nach vollendeter Fahrt, bei Vermeidung einer Geldſtrafe, bei dem Oberforſtamt wieder einliefern.

Pechhauer, Pechler, iſt ſo viel als Harzſcharrer.

Pechhütte, Fr. Poiſſerie. Iſt ein Gebäude, in welchem die Pechöfen ſtehen, worin das Harz von Fichten geſotten wird; ſ. Harzſcharren.

Pechmeiſe, ſ. Tannenmeiſe.

Pelikan, Lat. Pelecanus. Macht eine Gattung Vögel von der dritten Ordnung des Linneiſchen Syſtems, den Waſſer- oder Schwimmvögeln, aus. Die Kennzeichen dieſer Gattung ſind folgende. Der Schnabel iſt gerade, mit krummer Spitze, und nagelförmigem Anſatze. Die Naſenlöcher öffnen ſich mit einem kaum bemerkbaren Ritz. Das Geſicht iſt faſt unbefiedert. Die Füße ſtehen im Gleichgewicht, und alle 4 Finger ſind durch die Schwimmhaut verbunden. Da einige Vögel dieſer Gattung einen ungezähnelten Schnabel, und andere gezackte Kinnladen haben, ſo theilt man ſie in 2 Familien. Zur erſten Familie mit ungezähnelten Kinnladen gehören: die Kropfgans, der Kormoran und der Waſſerrabe. Die von der zweiten Familie mangeln in Deutſchland.

Perlen, Fr. Perlures, Pierrures. Heißen die krauſen Knöpfe an der Roſe und Stange des Hirſchgeweihes.

Peſt, Baumpeſt. Heißt eine anſteckende Krankheit der Bäume, wenn ganze Oerter und Reviere nach einander verdorren; ſ. Baumtrockniß.

Pfaffenhütchen, Lat. Evonymus europaeus, Fr. le Faſain des bois, Engl. the common Spindle-Tree; auch genannt: Spindelbaum; Spillbaum; Spulbaum; Eierbretterholz; Hahnenhütlein; Hahnenhödlein; Hahnenklöschen; Katzenpfötchen; Mandelbaum; Mangelbaum;

Mitſchelinsholz; Weſchelholz; Zweckholz; Anisholz; Pfefferholz; Pfefferreiſerholz; Pfaffenholz; Pfaffenmütze; Pfaffenkäppel; Pfaffenpfötchen; Pfaffenröslein; Pfaffenſorge; Schlimpfenſchleglein; Spillbom. Iſt ſommergrünes hartes Laubholz, und gehört unter die ganzen Sträucher, wovon nur dieſe einzige Art als einheimiſch bekannt iſt, ob es gleich mehrere Abänderungen, ſowohl mit großen Blättern als auch mit Warzen an der Rinde giebt.

Dieſer Strauch, der von mittlerer Höhe iſt, ſich aber auch leicht zu einem Bäumchen bis zu 18 Fuß Höhe erziehen läßt, erreicht in 20 Jahren ſein vollkommenes Wachsthum, und dauert 40 bis 50 Jahre. Die Wurzel geht etwas tief, dehnt ſich auch ziemlich aus, und treibt viele Sproſſen; die Rinde iſt an den jungen Zweigen, die einander entgegen geſetzt ſind, grün, mit 4 röthlichen Linien, ſo daß ſie viereckigt zu ſeyn ſcheinen, an ältern Zweigen iſt ſie grünlich grau; die Blätter ſtehen immer paarweiſe gegen einander über auf kurzen Stielen, ſind länglich zugeſpitzt, glatt dunkelgrün, und an den zurückgeſchlagenen Rändern fein gezahnt, ſie brechen im Mai aus, und fallen im Oktober ab. Das Holz iſt gelb, feinfaſerig, zähe und feſt.

Die kleinen fruchtbaren Zwitterblüthen ſind roſenförmig, aus den weißgrünen ins dunkelgelbe fallend, übelriechend, und erſcheinen am Ende des Maies aus den Achſeln der Blätter in kleinen Schirmen. Die Blumendecke iſt grün, einblätterig, in 4 rundliche Einſchnitte getheilt. Auch ſind 4 bis 5 Staubfäden und ein zugeſpitzter Knoten mit einem kurzen Staubwege und einer ſtumpfen Narbe, auf einem langen Stiele vorhanden. Auf die Blüthe folgen roſenrothe, vier- zuweilen auch fünfeckigte Beeren mit eben ſo viel Kapſeln, welche eiförmige, mit einer orangengelben Haut bekleidete Saamenkörner enthalten, die im Oktober ihre Reife bekommen; die Beeren hangen bis ſpät im Herbſt, noch lange nach dem abfallenden Laube an den Zweigen.

Zur Ausſaat werden die Körner aus den Kapſeln gebracht, einzeln in die Rinnen gezettelt, und mit einem halben Zoll Erde bedeckt. Sobald Pflanzen erſcheinen, welches mehrentheils nach 1 Jahr geſchieht, wird alles mit

Reißig bedeckt, um ihnen den erforderlichen Schatten zu geben. Durch Steckreiſer läßt er ſich nicht fortpflanzen, wohl aber durch Ableger und Wurzelſproſſen. Will man den Baum verpflanzen, ſo kann es vom ſechſten Jahre an entweder einzeln in Löcher oder auch in Graben, zu Hecken im Frühling geſchehen.

Man haut dieſe Holzart mit dem übrigen Buſchholz alle 8 bis 10 Jahre zu Reis- und Wellenholze, da denn das ſtärkſte und geradeſte zu Nutzholz ausgeſucht wird, welches zu den ſchönſten Spindeln, zu Faßhähnen, Orgelpfeifen, Clavieren, Ladſtöcken, feinen Inſtrumenten und Dreherarbeiten, Etuis, Zahnſtochern, Schuhzwecken ꝛc. verbraucht wird. Es läßt ſich in überaus feine Brettchen ſpalten, auch liefert es, wenn es in eiſerne, eigends dazu bereitete Canäle getrieben und gebrannt worden, die beſten Zeichenkohlen. Die Früchte ſind Menſchen und Thieren ſchädlich, doch werden ſie von einigen Vögeln geſucht. In Trient ſoll man ein Lampenöl aus den Kernen preſſen. Die Saamenkapſeln geben eine geſättigte braungelbe Brühe, welche in der Gährung mit Alaun eine gute ſchwefelgelbe Farbe macht. Das Pulver der getrockneten Saamenkapſeln ſoll nach Scopoli, auf den Kopf geſtreuet, die Läuſe vertreiben.

Pfähle. In den Holzhandel kommen nur diejenigen Pfähle, welche in den Weinbergen gebraucht werden; dieſe müſſen im Würtembergiſchen 7 Werkſchuh lang, und am ſchmalen Ende oder der Spitze einen völligen Zoll dick ſeyn.

Pfahleiſen, Fr. avant-pieu. Derer gehören 5 zu einem vollſtändigen Jagdzeug, nämlich 2 auf jeden Flügel zum Nachſtellen und eines auf den Schirmwagen, zu Aufſchlagung des Schirms.

Pfahlwurzel, Fr. Pivot. Heißt die Hauptwurzel der Bäume, welche ſenkrecht vom Stamme in die Tiefe gehet.

Pfannenſtiel, ſ. Schwanzmeiſe.

Pfeifdroſſel, ſ. Singdroſſel.

Pfeifen, Fr. Sifler. Sagt man eigentlich von allen Vögeln, wenn ſie laut werden; auch vom Fiſchotter, wenn er ſich hören läßt.

Pfeifente, Lat. Anas Penelope, Linn. Fr. le Canard ſiffleur, Buff. Engl. the Wigeon, Whewer or

und After weiß, die vordern Schwungfedern ſchwarz, an der Wurzel weiß, die hintern weiß mit braunen und grauen Querflecken; dieſe bilden einen weißen Fleck auf den Flügeln; die 12 Schwanzfedern ſind an der Wurzel weiß, gegen das Ende zu ſchwarz, die 8 mittlern mit grauen und die übrigen mit weißen Spitzen; die beiden äußern ſind faſt ganz weiß. — Das Weibchen iſt am Leibe etwas dunkler, am Kopfe und Nacken aber etwas heller, faſt aſchgau, dunkelbraun beſprengt.

In der Lebensart kommt dieſe Schnepfe gar ſehr mit der Heerſchnepfe überein, und wird vorzüglich in dem nördlichen Europa angetroffen. Sie fängt im Auguſt ſchon an zu ziehen, und bewohnt die Meeresufer, feuchte Wieſen und andere ſumpfige Gegenden, und man hört ſie beſonders des Abends hell ſchreien: Stickup, Stickup! — Ihre Nahrung beſteht in allerhand Gewürme und Inſekten, Gras und Graswurzeln. — Sie niſtet in naſſen Wieſen und Sümpfen, auf trocknen Hügeln, und legt etwas hellere Eier, als die Heerſchnepfe, mit welcher ſie ſonſt einerley Feinde hat.

Sie wird in Schlingen und Stecknetzen gefangen oder geſchoſſen, indem man ſie am Tage durch Stöberhunde aus dem langen Graſe, in welches ſie ſich gern verſtecket, herausjagen läßt, oder in der Abend- und Morgendämmerung an den Pfützen und Moräſten aufſucht. Sie fliegt nicht ſo ſchnell und auch nicht ſo weit, wie die Heerſchnepfe, ſondern fällt gleich wieder nieder. Wegen ihres angenehm ſchmeckenden Fleiſches iſt ſie ſowohl eines Schuſſes, oder wo ſie häufig iſt, folgenden eigenen Fanges mit Klebgarnen werth.

Man ſtrickt 4 Klebgarne, aber etwas enger als zu den Waldſchnepfen. Hierzu werden Stangen eingeſtoßen, an welchen oben Rollen ſind. In eine Reihe ſtellt man zwey Garne, und die Oberleinen werden durch die Rollen oben an den Stangen durchgezogen. Die andern Stangen ſtellt man auf 50 Schritte weit gerade den erſtern gegen über. Die Garne werden ganz herunter bis auf den Bruch oder Sumpf gelaſſen. Alsdann ſucht man die Stelle von einem Ende gegen die Garne zu mit Stöberhunden ab. Auf jeder

Seite ſitzt ein Mann, der ſich von etwas Schilf einen Schirm gemacht hat, mit der Oberleine des Garns in der Hand. Wenn nun die Schnepfen nach den Garnen zu fliegen, ſo rücken die beiden Männer ſchnell in die Höhe, müſſen aber ſo genau zu Werke gehen, daß die Schnepfen über die erſten Garne hin, und alſo zwiſchen die Garne hinein fliegen, da ſie denn entweder von den vorderſten in die hinterſten oder von den hinterſten in die vorderſten geſchreckt werden. Dieſer Fang erfordert freilich etwas Genauigkeit, geht aber immer gut von ſtatten. Der Ort, worauf die Garne unten zu liegen kommen, muß auch gut geſäubert und von Schilf, Binſen und dergl. entblößt ſeyn, damit ſie beim Aufziehen nicht hängen bleiben, oder zerriſſen werden. Wenn man die Garne immer wieder trocknet, kann man ſie lange brauchen.

Pfund, Fr. Coup du couteau de chaſſe ſur les veſſes. Heißt ein Streich oder Schlag, den einer mit dem Weidemeſſer auf den Hintern bekommt; ſ. Blattſchlagen.

Pickmeiſe, ſ. Kohlmeiſe.

Picktannen. Heißen an einigen Orten Tannen, welche zu Stangen an gepflanzte Bäume, und zum Hopfen zuvor gebraucht werden können, und am Stamme ohngefähr 4 Zoll im Durchſchnitte haben, dabei aber lang ſind. Auf dem Harze haben ſie gleichen Namen; ſind ſie aber 5 bis 6zöllig, ſo heiſſen ſie Lattenknüppel, weil Latten daraus geſchnitten werden.

Piepenhaue. Werden in manchen Gegenden Tannenörter genannt, auf welchen die Tannen noch nicht ſtärker als ohngefähr 10zöllig zu Waſſerröhren erwachſen ſind.

Pieplerche, Lat. Alauda pratenſis et trivialis, Linn. Fr. l'Alouette Pipi, Buff. Engl. the Tit Lark or Graſhopper, Latham; auch genannt: Gereutlerche, Leimvogel, Buſchlerche, Breinvogel, Kreutvogel, Krautvogel, Krautlerche, Spießlerche, Baumlerche, Stoppelvogel (Alauda Stoparola), Stöppling, Grienvögelchen, Greinerlein, Guckerlein, Jßperling, Schmelvogel, Waldbachſtelze; in Thüringen heißt ſie im Sommer Heidelerche, und im Herbſt Pisperling Jſt als Singvogel eine Art von der Gattung der Lerchen, mit folgenden Kennzeichen: Die Schwanzfe-

dern ſind braun; die äußerſte iſt bis zur Hälfte weiß; die zweyte hat eine weiße keilförmige Spitze, und auf den Flügeln ſtehen von den Deckfedern zwei weißliche Streifen.

Sie iſt 6 und einen halben Zoll lang, der Schwanz 2 Zoll 8 Linien, die Breite der Flügel, welche einen Zoll auf den Schwanz reichen, 11 Zoll. Der Schnabel iſt 6 Linien lang, ſpitzig, der obere Kiefer an der Spitze ausgeſchnitten, ſchwarzbraun, die untere weißlich, die Naſenlöcher herzförmig, der Augenſtern dunkelbraun, die geſchilderten Beine 1 Zoll hoch, mit Zehen und Nägeln blaß fleiſchfarbig; der hintere Nagel krümmt ſich etwas mehr, als an andern Lerchenarten: die mittlere Zehe iſt 3 Viertel Zoll lang, die hintere 7 Linien.

Der Kopf iſt mehr lang als rund, und mit dem Nakken, Rücken, den obern Deckfedern des Schwanzes und Seiten olivenbräunlich, ſchwärzlich gefleckt, der Unterleib bis zum Bauche rothgelblich, auch nach dem Alter gelbröthlich, mit vielen ſchwarzen länglich dreieckigen Flecken, Kinn, Bauch und mittelmäßige Afterfedern weiß, die Schenkelfedern rothgrau, die kleinen Deckfedern der Flügel olivenbräunlich, die zwei Reihen größere ſchwärzlich, und von der Einfaſſung kommen die zwei weißlichen Streifen auf den Flügeln; die Schwungfedern dunkelbraun, olivengrün kantirt, die hinterſten langen röthlichgrau, der Schwanz etwas gabelförmig, alle Federn zugeſpitzt, ſchwärzlich, die äußerſte äußerlich zur Hälfte weißlich, die zweite in der Mitte an der Spitze mit einem weißen Flecken, die übrigen ſchmal olivengrün gerändet, die Unterflügel grau, und ihre Deckfedern gelblichgrau. — Das Weibchen iſt nur wenig vom Männchen verſchieden. Die Kehle, der Hals und die Bruſt ſind nicht ſo gelb, faſt weiß, der weiße Flecken in der zweiten Schwanzfeder kleiner, und die zwei Streifen auf den Flügeln weißer. Auch die einjährigen Männchen ſehen nicht ſo gelb am Unterleibe aus, als die ältern.

Auſſer der Zeit ihrer Begattung läßt ſie angenehme piepende Töne von ſich hören, wenn ſie fliegt, oder auf der Erde herumläuft, von welchen ſie Pieplerche heißt, die aber eigentlich Gick, gickgick! klingen. Ihre Lockſtimme aber, die ſie zur Zeit der Begattung und wenn ſie Junge

hat, hören läßt, iſt ein zärtliches und ängſtliches; Zip, zip! und wird bloß in der Gegend ihres Neſtes vernommen. Sie ſingt entweder auf dem Gipfel eines Baumes ſitzend, oder ſchwingt ſich dabei flatternd in die Höhe, und ruft im Niederſetzen noch etlichemal ſanft die zärtlichen Töne: Zia, zia, zia! Man hört ſie bis im Julius.

Man findet ſie in ganz Europa, und in Deutſchland iſt ſie, beſonders in den bergigen und waldigen Gegenden, in groſer Anzahl anzutreffen. Ihr Strich geht ſchon im Auguſt an, wo ſie ſich einzeln oder zu 3 bis 12 ins Feld begeben, und in den erſten Tagen des Oktobers verlaſſen ſie uns unvermerkt. Eben ſo verſtohlen ſchleichen ſie ſich gewöhnlich im Frühjahre in den letzten Tagen des Märzes wieder in ihre alten Stände. Im Walde ſuchen ſie ſich in den Vorhölzern mehrentheils die lichten Gegenden aus, daher ſie die Jäger Gereuthlerche nennen.

In ihrer Freiheit nähren ſie ſich vorzüglich von Heuſchrecken, Mücken, Fliegen, kleinen Käfern, Raupen und allerhand kleinen Inſekten. Sie baden ſich nicht, wie andere Lerchen, im Sande, ſondern ſtecken nur den Schnabel ins Waſſer und beſpritzen ſich, und ſcheinen dadurch einen natürlichen Uebergang von der Lerche zur Gattung der Sänger anzudeuten.

Ihr ſchlecht gebautes Neſt findet man im Walde des Jahrs zweimal auf neu ausgerodeten Plätzen, auf allerlei von Holz entblößten Anhöhen, im Heidekraut, an oder unter alten Stöcken, Baumwurzeln und Erdklöſen, unter den Wachholderbüſchen, in Wieſen und Gärten im bloſen Graſe. Das Weibchen legt 4 bis 5 rundliche graue Eier, die braun marmorirt ſind, und brütet ſie mit dem Männchen in 14 Tagen aus. Die Jungen fliegen, um ſich vor ihren vielen Feinden zu retten, ſehr bald aus. — Die Alten bekommen oft einen Kuckuk auszubrüten. — Die Brut wird oft von Füchſen, Wieſeln, Mardern, Iltiſſen, Katzen, Raben und Elſtern vertilgt, und die Alten werden faſt von allen Raubvögeln verfolgt.

Mit dem Blasrohre und der Flinte können ſie leicht erlegt werden. — Da ſie zur Zeit der Paarung ihre Kameraden aus ihrer Gegend fortjagen, ſo laſſen die Vogelſteller

ein Männchen mit abgeſchnittenen Flügeln, dem ſie, wie beim Finkenſtich, ein Zweiglein mit Vogelleim beſtrichen, auf den Schwanz binden, unter dem Baume, wo ſie ein anderes Männchen bemerkt haben, laufen; dieſes fährt blind herab, will den Nebenbuhler wegjagen, und bleibt an dem Leime kleben. Zur Strichzeit kann man ſie auch auf dem Heerde fangen, wenn man einige Lockvögel ihrer Art hat. — Im Herbſt werden ſie, wie die Feldlerchen, mit dem Nachtgarne gefangen. — Sie nützen durch ihr angenehm ſchmeckendes Fleiſch, und die Vertilgung vieler Raupen.

Varietäten von ihrer Art ſind: die weiße Pieplerche (Alauda pratenſis candida), welche ſelten ganz rein weiß iſt; und die bunte Pieplerche (Al. prat. varia).

Pimpernußſtrauch, lat. Staphylea pinnata, Linn. Fr. le Nez-coupé ordinaire, Engl. the five leaved Bladder Nut; auch genannt: die Klappernuß, Paternoſterſtrauch, der Todtenköpflebaum, wilde Piſtazien, wilder Zürbisnüßchenſtrauch, Roſenkranzſtaude, Blaſennuß. Iſt ſommergrünes Laubholz, und ein harter ganzer Strauch, wovon nur dieſe einzige Art einheimiſch iſt.

Dieſer Strauch erreicht in 15 Jahren ſein vollkommenes Wachsthum, wächſt in einem milden Klima und in einem guten fetten Boden zu einem anſehnlichen ſtarken Strauch, wird aber bei uns in den Laubwaldungen nicht häufig angetroffen. Er treibt flache, 1 Fuß tief und 2 Fuß in die Weite gehende Wurzeln. Die Rinde iſt am jungen Holze glatt grünlich, und am alten glatt grau. Die Blätter ſind von Geſtalt oval, hellgrün, am Rande fein gezahnt, und ſtehen einander paarweiſe gegenüber. Das Holz iſt ſchön weiß, hart und mittelmäßig dauerhaft. An den Seiten der Zweige erſcheinen im Mai und Junius die kleinen, weißen, nach den Spitzen ins Fleiſchfarbige ziehenden fruchtbaren Zwitterblüthen in Trauben auf 4 Zoll langen Stielen, ſind mit 5 aufgerichteten Staubfäden und einem zweifachen Fruchtknoten verſehen; hieraus entſteht eine häutige, durchſichtige, mit Luft angefüllte, fahlgelbe Blaſe, die einige kleine ſteinige, glänzendbraune, rundlicheckige Nüſſe, als Saamen, enthält, welche ihre Reiſe im Oktober erlangen.

Da dieſe Holzart in der Forſtwirthſchaft keinen beſondern Nutzen hat, indem ſie niemals eine beträchtliche Stärke erlangt, ſo unterbleibt ihr forſtmäßiger Anbau. Indeſſen werden aus den Nüſſen von dem gemeinen Manne zuweilen Roſenkränze verfertigt, und die Kerne derſelben in der Schweiz von den Kindern gegeſſen. Sie geben auch ein Oel und ließen ſich vielleicht da, wo ſie in großer Menge zu haben ſind, beſſer benutzen, als wirklich geſchieht.

Pinſel, ſ. Ruthe.

Pipenſtäbe. Werden die eichenen Faßdauben genannt, dergleichen viele in der Mark Brandenburg und in Sachſen von den ſogenannten Staffſchlägern gemacht, und auf der Elbe nach Hamburg geſchafft werden. Pipe nämlich iſt ein ſpaniſches Weingefäß, das 2 Oxhöft oder 5 Eimer oder 315 Kannen Leipziger Maas hält, und in dieſem Gebinde werden die Spaniſchen, Franzöſiſchen und Italiäniſchen Weine verkauft. Auch heißt ein Faß mit Baumöl eine Oel-Pipe. Hievon werden die Dauben nun, welche zu dieſen Fäſſern gebraucht werden, Pipenſtäbe genannt. S. auch unter Stabholz.

Piquir, Fr. le Piqueur. Iſt ein zur Parforcejagd gehöriger Jäger, welcher hirſchgerecht ſeyn muß, vollkommen reiten kann, und ſein Pferd wohl zu zwingen weiß, ein Parforce- oder Jagdhorn gut blaſen, ſich mit ſeinem Pferd durch Dickungen, Stangen- und Baumholz geſchwind durchwickeln, auch die Hunde von der ganzen Meute beim Namen nennen kann, damit er wohl in Acht zu nehmen und zu beobachten weiß, welches die beſten ſind, worauf man ſich verlaſſen kann; die ungehorſamen muß er in Ordnung, die jungen Hunde aber ſowohl als die alten in gute Arbeit bringen.

Die Funktion eines Piquirs iſt auch, daß einer um den andern wöchentlich die Fütterung, und was ſonſt bei den Hunden nöthig iſt, in Aufſicht nehmen, und was an Futter, Stroh und dergl. aufgegangen iſt, in Rechnung bringen muß. Müſſen die Hirſche zur Winterszeit gefüttert werden, ſo muß er auch nach der Reihe entweder mit einem andern Piquir oder einem Beſuchknechte dafür ſorgen, daß ſolches zur rechten Zeit geſchehe, und darüber ebenfalls Rechnung führen. Wenn ſeine Woche geendiget

werden um deswillen ſpiegelichte genannt, weil ihre Maſchen wie Spiegel, und alſo die Fäden an denſelben gerade wie die Leinen ſtehen, da hingegen die Maſchen an andern Arten von Netzen übereck zu ſtehen kommen.

Ein dergleichen Prell- oder ſpiegelicht Netz wird mit einer Maſche angefangen, dieſe wieder vom Modell abgeworfen und wieder eine daran geſtrickt, und eine Maſche zunommen, und ſofort allemal eine Maſche zugenommen, bis es die Höhe von 18 Maſchen bekömmt; die Maſchen aber können 6 bis 7 Zoll Größe ins Viereck haben. So es nun die Höhe hat, wird nachher ſo fortgeſtrickt, daß allemal auf einer Seite ab- und auf der andern zugenommen wird; auf dieſe Art erhält es oben und unten einen Saum, und die Maſchen kommen von ſelbſt ins Gevierte, und ſtehen im Stellen wie viereckigte Spiegel offen; ſie werden daher nur gerade ſo lang geſtrickt, als ſie ſtellen ſollen, nämlich wie ein Tuch 150 Schritte oder 75 Klaftern.

Die Leinen hiezu müſſen ſo ſtark und lang ſeyn, als wie an einem hohen Tuche; auch gehören hieran Windleinen, ingleichen müſſen zu jedem Netze 15 Stellſtangen ſeyn, oben mit eiſernen Haken, und auch ſo viel Strebeſtangen. Dieſe werden 3 Fuß lang gemacht, und an beiden Enden eiſerne Scheeren oder Rinken, welche ſo weit ſind, daß eine Stellſtange durchgeſteckt werden kann. Sonach wird ein Prellnetz ſo viel koſten, als ein hohes Hirſchgarn, weil, obſchon es in Maſchen nicht ſo hoch ſeyn darf, doch der Saum oben und unten etwas austrägt, ingleichen die ſtarken Leinen.

Die Leinen müſſen deswegen ſtark und auch das Netz von recht gut ausgehecheltem Hanfe ſeyn, weil es beſonders zur Wehr und zum Abprellen gebraucht wird; zum Fangen taugen ſie nichts, indem ein ſolches Netz nicht zuſammen läuft und Buſen bekommt, ſondern bloß zum Abprellen, daß ſie vor den Tüchern bei Saujagen wie Mauern vorſtehen.

Prellen, ſ. Fuchsprellen.

Preuſſelbeere, lat. Vaccinium Vitis idaea, Linn. Fr. Brimbelle, Engl. the red Whorts, Whortle Berries; auch genannt: Kronsbeere, Krackbeere, Kranbeere, Krunbeere, Krankenbeere, Kraußbeere, kleine Rauſch, Krack-

beſinge, Preiſſelbeerſtrauch, rothe Preuſſelbeere, rothe Heidelbeere, Schnurzbeſinge, Hammerbeſinge, Peſelbeſinge, Grandenbeere, Rauſchbeere, Steinbeerlein, rothe Steinbeere, Griffelbeere, Helperlebeeren, Bückebeere, Buckelbeeren, rothe Pickbeeren, Praußbeere, wilder Buxbaum.

Iſt unter den immergrünen Laubhölzern ein kleines, ungemein wucherndes, einheimiſches Erdholz, das kaum eine Spanne hoch wird, zum Theil auf der Erde kriecht, und dem Buchsbaum ſehr ähnlich iſt. Die Wurzeln gehen einen halben Fuß tief und 2 Fuß in die Weite. Die Rinde iſt am jungen Holze grün, und am ältern graugelblich, mit Knötchen beſetzt. Die Blätter gleichen den Buchsblättern, ſind eirund, an der Spitze fein gezahnt, oben dunkel, unten weißlichgrün, fallen im Winter nicht ab, und ſtehen abwechſelnd. Das Holz iſt weiß, hart und mittelmäßig dauerhaft. Die Zwitterblumen mit 8 Staubfäden, welche im Junius erſcheinen, ſind weiß, wohlriechend, den Maienblumen ähnlich, und zeigen ſich bisweilen im September zum zweitenmal. Die Beeren ſind rund, ſaftig, Anfangs weiß, bei ihrer Reife im September hochroth, zuletzt durchſichtig, und haben einen angenehmen ſäuerlich-ſüſſen Geſchmack. Sie enthalten, als Saamen, viele kleine Körner.

Die Preuſſelbeere wächſt gern in den trocknen ausgelichteten Nadelholzwäldern, in hohen, kalten Gebirgen mit der gemeinen Heide zuſammen, bleibt beſtändig ſehr niedrig, und wird nicht über einen halben Schuh hoch. So ſchwer dieſer Strauch aus Saamen fortzubringen iſt, ſo läßt er ſich doch gut verpflanzen.

Die Blätter dieſes ſehr gemeinen Forſtunkrauts können jung zum Thee benutzt werden. Die Beeren ſind eine gute Vogelweide, und vormals wurde daraus das Preuſſelbeerwaſſer (Aqua baccarum vitis ideae) und Preuſſelbeermuß (Roob vitis ideae) häufiger als jetzt gemacht. Auch aus den Blüthen wird ein wohlriechendes Waſſer abgezogen. Die Beere werden roh oder gebraten mit ihrer eigenen Brühe, oder mit Eſſig und Gewürz eingemacht, und in dieſer Zubereitung Tonnenweiſe zu Speiſen als Salat verſchickt. Auch hat man dieſen Strauch wegen ſeines ſchönen Anſehens

und weil er ſich unter der Scheere halten läßt, anſtatt des Buchsbaums in ganz unfruchtbaren ſandigen Gegenden zur Einfaſſung der Quartiere empfohlen.

Prunſt, ſ. Brunſt.

Pudel, ſ. Budel.

Pulver, ſ. Schießpulver.

Pulverflaſche, ſ. Pulverſack.

Pulverholz, Lat. Rhamnus Frangula, Linn. Fr. la Bourdaine, l'Aune noir baccifere ordinaire, Engl. the common Frangula, black Berry-bearing Alder; auch genannt: Faulbaum, Faulbeere, ſchwarze Faulbeere, Zapfenholz, de Fuhlbom, dat Sprickelholt, Schießbeerſtrauch, ſchwarze Schießbeere, Schoßbeere, Beerenholz, Spargelbeerbaum, Bechner, Zapfenholz, Läuſebaum, Läuſeholz, Stinkbaum, Spicker, Spreken, Spöriken, Spörikenholz, Spöckern, Spörker, Sprößer, Sporgelbaum, Sporgelbeerbaum, Spörgelbeerſtaude, wilde Kirſche, Grundholz, Pinnholz, deutſcher Rhabarberbaum, Spargelholz, Spargelbeere.

Iſt ſommergrünes weiches Laubholz, welches zu dem Geſchlecht des Kreuzdorns gehört, hat keine wahren Knospen oder Augen, wächſt an ſchattenreichen feuchten Stellen, an Wieſenrändern und Bächen zu einem anſehnlichen ganzen Strauche, und erhält öfters die Geſtalt eines 8 bis 10 Fuß hohen dünnen Bäumchen, mit langen dünnen Zweigen. Es erreicht in 15 Jahren ſein vollkommenes Wachsthum, dauert aber 30 bis 40 Jahre. Die Wurzel breitet ſich ſehr weit aus und wuchert mit vielen langen ſchmalen Wurzellohden. Die Rinde iſt am jungen Holze glatt braun und am alten rauh aſchgrau, weiß punktirt; unter dem Oberhäutchen liegt eine grüngelbe Rinde. Die Blätter ſind oval länglich, grasgrün, auf beiden Flächen glatt und glänzend, ſtehen abwechſelnd, brechen zu Anfang des Maies aus, und fallen in der Mitte des Oktobers ab. Das Holz iſt in der Jugend mit einer ſtarken Markröhre verſehen, hernach weiß, zart, weich und im Kerne röthlich.

Im Mai kömmt theils paarweiſe, theils büſchelweiſe eine weißgrünliche kleine Zwitterblüthe aus den Achſeln der Blätter zum Vorſchein; ſie iſt mit 5 Staubfäden und einer ausgezackten Narbe verſehen. Hierauf folgen erbſengroße

Früchte, welche im Anfang grün, nachher roth, und im September ſchwarz und reif werden. Sie führen einen ſüßlich widerlichen Saft und zwei glatte herzförmige Saamen bei ſich. Dieſer Strauch hat noch das auszeichnende, daß er vom Monat Mai bis in September faſt beſtändig blüht, und dabei allezeit reife oder ſchwarze, und unreife oder grüne und rothe Beeren zugleich zeiget.

Die Vermehrung geſchiehet am füglichſten durch Saamen, welchen man ſogleich im Herbſt in guten, feuchten, lockern Grund ein viertel Zoll tief einſäet, worauf denn die jungen Pflänzchen im Sommer wie die jungen Kirſchpflänzchen zum Vorſchein kommen werden. Die künſtliche Vermehrung findet noch durch Ablegung der Zweige ſtatt, nicht aber durch Steckreiſer. Die jungen Pflanzen kann man im 4ten, 5ten Jahre im Frühling verpflanzen. Der Stock ſchlägt aus, daher kann das Pulverholz recht nützlich im Schlagholz gegen das 15te Jahr abgetrieben werden.

In einem Alter von 15 bis 20 Jahren dient das Holz auch zu allerhand kleiner Tiſchlerarbeit; jedoch beſteht ſein eigentlicher wahrer Nutzen darin, daß es mit zu den beſten Kohlhölzern des feinen Birſchpulvers gehört; zu dieſem Zweck wird es im Julius ausgehauen, auf Ort und Stelle friſch geſchält, getrocknet und gehörig verkohlt, wo man Kohlen erhält, die ihrer Feinheit und Leichtigkeit wegen eigene Vorzüge zu dem beſten Schießpulver haben. Die Rinde enthält viel färbendes Weſen, und färbt ſchon ohne Zuſatz ſtark gelb, welches nach Verſchiedenheit der zugeſetzten Laugen und der gefärbten Materialien, verſchiedene brauchbare Farben giebt. Außerdem iſt die Rinde ein ſehr bewährtes Mittel gegen die Krätze, wenn ſie mit Milch abgekocht, und dann der Leib damit gerieben und gewaſchen wird. Auch von den Beeren erhält man brauchbare Farben. Das Laub iſt ein gutes Futter für Kühe und Schaafe; es vermehrt die Milch und reinigt zugleich das Vieh. Die Bienen fliegen den Blüthen nach.

Pulverſack, Pulverflaſche, Fr. Sac à poudre, Flasque à poudre. Iſt eine Flaſche von Kupfer, Zinn, Leder, am gewöhnlichſten von Horn u. ſ. w. deren ſich der

Jäger zum Aufbewahren des Pulvers und auf der Jagd bedient. Wenn ſie durchſichtig ſind, ſo haben ſie den Vortheil, daß man den Vorrath nachſehen kann. Die obere Oeffnung muß mit einem tüchtigen Stöpſel verwahrt ſeyn, um das Eindringen der Luft ſo viel als möglich zu verhindern. — Pulverſack heißt auch das hintere dicke Theil an einem Büchſen- oder Flintenlauf, weil darin bei der Ladung das Pulver auf der Schwanzſchraube, neben dem Zündloch, befindlich iſt.

Purpurreiher, Lat. Ardea purpurea, Linn. Fr. le Heron pourpré huppé, Buff. Engl. the creſted purpled Heron Lath. auch genannt: Bergreiher. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel und iſt von der Gattung der Reiher eine Art, die ſich von den übrigen durch folgende Kennzeichen unterſcheidet. Der Scheitel iſt ſchwarz mit einem Federbuſche, der 2 herabhängende lange Federn hat, der Oberleib aſchgrau mit olivengrünem Anſtrich, der Unterleib rothbraun mit purpurrothem Anſtrich.

Er iſt kleiner als der große Reiher, 3 Fuß 2 Zoll lang, und 5 Fuß 9 Linien breit. Der Schwanz mißt 5 Zoll, und die Flügel reichen bis an deſſen Spitze. Der Schnabel iſt 5 und ein halb Zoll lang, der Oberkiefer grünlich dunkelbraun überzogen, unten gelb, an den Spitzen dunkelbraun; der Augenſtern goldgelb; die Füße grünbraun, fleiſchbraun überlaufen; die Nägel hornbraun; die Schenkel 2 Zoll hoch nackt, die Beine 5 und ein halb Zoll hoch, die mittlere Zehe mit der äußern mit einer Schwimmhaut faſt bis zum erſten Gelenke verbunden, und 5 und ein halb Zoll lang, die hintere 2 und ein halb Zoll lang.

Der Scheitel iſt ſchwarz mit einem Federbuſch, wovon ſich 2 Federn durch 4 Zoll Länge auszeichnen, und über den Hinterhals herabhängen; der Oberhals mit dem Rükken und Steiße dunkelaſchgrau mit einem olivengrünen Anſtriche; die Zügel nackt und gelb; hinter den Augen bis zum Scheitel ein roſtrother Streifen; von dem untern Schnabelwinkel ein ſchwarzer Streifen; die Seiten des Halſes roſtroth mit einem ſchwarzen Streifen; der Vorderhals röthlichgelb mit ſchwarzen Flecken; der untere Theil

des Vorderhalſes und die Oberbruſt mit lauter langen zugeſpitzten weiß, ſchwarz und purpurroth verwaſchenen Streifen; die Seiten der Bruſt und ein Klumpen Federn zwiſchen dem Flügelrand und Hals ſchön purpurrothbraun; die Mitte der Oberbruſt und des Bauchs ſchwarz, mit purpurrothbraunen Flecken; der After ſchwarz, roſtroth und weiß gefleckt; die Schenkelfedern roſtfarben; die Seiten des Bauchs aſchgrau; der obere Flügelrand purpurröthlich; die Federn an den Seiten des Rückens und die Schulterfedern ſchmal, purpurroth; die Deckfedern der Flügel dunkelaſchgrau; die vordern Schwungfedern dunkelindigblau, weiß bepudert, die mittlern dunkelaſchgrau, blau überlaufen, die ſechs letztern aſchgrau mit einem dunkelbräunlichen Anſtriche; der Schwanz wie die mittlern Schwungfedern. — Das Weibchen hat einen kürzern Federbuſch, der Bauch iſt ſchwarz, und purpurrothbraun gefleckt, und am Rücken ſchimmert faſt gar kein Grün hervor. Wenn die Kopffedern aufliegen, bemerkt man den Federbuſch faſt gar nicht.

Dieſer ſchöne Reiher hält ſich eigentlich am ſchwarzen und Caſpiſchen Meere ꝛc. auf, kömmt aber auch zuweilen nach Deutſchland. Er wohnt an den Flüſſen und Sümpfen, und nährt ſich von Fiſchen und Amphibien; er ſoll ſich gern nach den gebirgigen Sümpfen ziehen, daher der Name Bergreiher.

Außer dieſem Reiher führen einige noch zwei beſondere Arten an, nämlich den glattköpfigen Purpurreiher, und den braunrothen Reiher. Erſtern hält aber Hr. Bechſtein für weiter nichts, als für ein Junges des Purpurreihers, und letztern für ein junges Männchen deſſelben; ſie werden folgendergeſtalt beſchrieben.

Der glattköpfige Purpurreiher, lat. Ardea purpurata, le Heron pourpré, Buff. Engl. the purple Heron, Lath. hat glatten Kopf, purpurfarbenen Oberleib und aſchgrauen Unterleib, als Kennzeichen. Er wird an den Ufern der Donau angetroffen, und kommt an Größe und Dicke mit dem gemeinen Reiher überein. Der Schnabel iſt oben gelblichgrün, unten gelblich; die Füße ſind graubraun. Der Scheitel iſt aſchgrau ſchwärzlich; die Zügel ſind nackt

und gelblich; der Hals oben aſchgrau mit ſchwärzlichen Strichen; der Rücken, die Deckfedern der Flügel und der Schwanz braunpurpurfarben; der Unterleib iſt aſchgraulich; der Hals und die Bruſt mit dunkelgelben Flecken beſprengt; die Schwungfedern dunkelbraun.

Der braunrothe Reiher, lat. Ardea rufa, Linn. Engl. the rufous Heron, Lath. auch genannt: Graugelblicher Reiher. Als Kennzeichen der Art giebt man an: einen Federbuſch, ſchwarzen Bauch und braunrothe Bruſt. Er wird in Oeſterreich angetroffen, und iſt von der Größe des gemeinen Reihers. Der Schnabel, ſo wie die Beine, ſind 7 Zoll lang und dunkelbraun.

Der Kopf und herabhängende Federbuſch ſind ſchwarz; von jedem Auge geht ein ſchwarzer Strich gegen den Nacken: die Wangen ſind roſtfarben; der Oberhals, Rücken und Flügel bräunlichaſchgrau; der Unterhals weiß mit länglichen graubraunen Flecken; die Bruſt braunroth; die Schenkel roſtfarben; der Bauch, die vordern Schwungfedern und der Schwanz ſchwarz.

Pürſch, ſ. Birſch.

Pürtzel, ſ. Bürzel.

Putzen, ſich reinigen. Sagt man vom Nadelholz, wenn es die untern dürren Aeſte fallen läßt.

Putzzeug, Fr. l'Apareil à polir des armes. Sind die verſchiedenen Stücke, welche der Jäger mehrentheils in ſeinem Büchſenſchranke oder an einem andern beſtimmten Orte beiſammen hat, und zum Reinigen und Abputzen ſeines Gewehrs braucht. Es gehören dazu: Krätzer; Wiſcher; Schraubenzieher; Schraubenſtock; Schmergel; Trippel; Baumöl u. d. gl. nebſt den Büchſenlappen.

Q.

Quackente, lat. Anas Clangula, Linn. Fr. le Garrot, Buff. Engl. the Golden-eye, Penn. auch genannt: Kobelente; Quackerente; Klangente; Hohlente; Dickkopf; das Männchen: Köllje; das Weibchen: Köllje-Quene; Strausente; Vieräuglein. Sie gehört unter die Waſſervögel, und iſt von der zweiten Familie der Entengattung eine Art, die ſchwarz und weiß, am Kopfe grün-

glänzend iſt, und an jedem Mundwinkel einen weißen Fleck hat.

Dieſe Ente wohnt in nördlichen Gegenden, und iſt in Deutſchland ſowohl im Sommer, als auch im Herbſt und Frühling auf ihren Zügen nicht gar ſelten. Sie iſt 21 Zoll lang, der etwas gabelförmige Schwanz 4 Zoll, die Breite der Flügel, welche bis 1 Zoll über die Schwanzſpitze reichen, 2 Fuß 8 Zoll, und wiegt 2 Pfund. Der Schnabel iſt kurz, 2 Zoll lang, ſchwarz und breit; der Stern goldgelb; die Füße am Männchen orangengelb, am Weibchen dunkelbraun, die Beine 1 und dreiviertel Zoll hoch, die Mittelzehe 2 Zoll 8 Linien, und die hintere 9 Linien lang, und die Kniee kaum von Federn entblößt. Der Kopf iſt ſchwarz violet und grünglänzend; an beiden Mundwinkeln ein großer weißer Fleck; der Rücken, die kleinern Deckfedern der Flügel, der Schwanz und Steiß ſchwarz; der untere Theil des Halſes, die Bruſt und der Bauch weiß, die Schulterfedern ſchwarz und weiß; die größern Deckfedern weiß, die vordern Schwungfedern dunkelbraun, die 16te bis zur 21ſten weiß, der Spiegel alſo weiß, unten braun. — Das Weibchen iſt auf dem Kopfe roſtbraun; der Hals grau; die Bruſt, der Bauch und die mittlern Schwungfedern weiß; die Deckfedern und Schulterfedern dunkelbraun und aſchgrau; die vordern Schwungfedern, der Schwanz und übrige Körper ſchwarz.

Dieſe Enten gehen nicht auf das Land, ſondern leben beſtändig auf dem Waſſer. Sie geben oft einen quackenden Ton von ſich, und wenn ſie in großen Schaaren ſchnell fliegen, machen ſie ein hellklingendes pfeifendes Geräuſch. Sie tauchen ſehr gut, und können tief und lange unter dem Waſſer leben. Als wahre Zugvögel wandern ſie im nördlichen Europa im Oktober und November in großen Schaaren nach dem ſüdlichen Europa, und kommen im März erſt wieder. Nur einzelne bleiben zuweilen zurück.

Die Meeresſtrande und beſonders die ſüßen Landſeen dienen ihnen zum Aufenthalte. — Ihre vorzügliche Nahrung beſteht aus Schaalthieren, nach welchen ſie beſtändig untertauchen, ſonſt freſſen ſie auch Waſſermäuſe, Fiſche und Fröſche. — Das Weibchen macht ein ſehr regelmäßiges Neſt von Gras und ihren eigenen Bruſtfedern, ſetzt es in

das Binſen- und Ufergras, auch zuweilen auf niedrige abgeſtumpfte Weiden- und Erlenbäume, legt 7 bis 10 weiße Eier, und brütet 4 Wochen.

Zum Schuß läßt ſie ſchwer kommen, geht aber deſto dreiſter unter das Netz. — Ihr Fleiſch, ob es gleich fett iſt, ſchmeckt eben nicht angenehm. — Den Fiſchſchaden, den ſie in kleinen Flüſſen und Fiſchteichen auf ihren Wanderungen thut, kann man ihr nicht anrechnen.

Quäcker, ſ. Bergſink.

Quandel, Fr. le milieu de fourneau. Iſt nach der Köhlerſprache der Mittelpunkt eines Meilers, in welchen er einen 2 Schuh langen und eines Arms dicken Pfahl (Quandelpfahl) ſchlägt. An dieſen Pfahl hängt er mittelſt einer Wiede, eine lange Stange, womit er die Rundung im Zirkel ziehet, ſo groß nämlich der Meiler in der Rundung werden ſoll. Sechs bis acht Zoll weit von dem Quandelpfahle, ſetzt er zu beiden Seiten deſſelben, auf die Kohlenſtätte zwei, am dicken Ende etwa 2 Zoll im Durchmeſſer ſtarke und nach der Höhe des Meilers verhältnißmäßig lange Stangen (Quandelſtangen) einen Fuß tief in die Erde, und bindet ſolche 6 bis 8 Fuß über dem Boden mit einer Wiede an einander, daß ſie oben mit den beiden Spitzen zuſammen kommen. Zwiſchen die beiden Quandelſtangen wird das trockene Spanholz geſteckt, und ſie dienen beſonders dazu, das Holz woraus der Meiler beſtehen ſoll, daran zu legen. Ehe dieſes aber geſchiehet, wird der Quandelpfahl herausgezogen.

Quandelkohlen, Fr. Charbons du milieu. Heißen die kleinen Kohlen, welche in der Mitte eines Meilers an den Quandelſtangen ſtehen, und im Löſchen zuletzt herausgezogen werden.

Quandelpfahl, ſ. unter Quandel.

Quandelſtange, Quandelruthe, Fr. Mat du fourneau. ſ. unter Quandel.

Quardelenbänder. Heißen bei dem Holzhandel auf der Weſer das Bandholz, welches zu den Thrantonnen beim Wallfiſchfang verbraucht wird.

Querflügel, Fr. Tenderie en croix. Werden eigentlich diejenigen Stellwege genannt, welche genau in und vor dem Jagen quer durch gehen.

Quergeſtelle, ſ. Feuergeſtelle.

Querl, ſ. Quirl.

Quertuch, Fr. Toile en travers. Heißt dasjenige Tuch, welches das Jagen und den Lauft von einander ſcheidet, und ſtatt eines Lauft- oder Rolltuchs, bei dem Abjagen niedergelegt und verdecket wird.

Querwand, Fr. Nappe en travers. Heißen die kurzen Wände bei dem großen Lerchenfange.

Quirl, Querl, Fr. Sommet. Heißt der gerade in die Höhe gehende neue Schuß nebſt den 5 bis 6 in einer Weite von einander ſtehenden Seitenäſten, welche die jungen Tannen und Fichten treiben. Dieſer Schuß wird von den Holzverderbern dicht unter den Seitenäſten im Herbſte herausgeſchnitten, von der Rinde entblößt, die Seitenäſtchen werden bis auf die Länge eines Fingers gekürzt. Die auf dieſe Art bereitete Quirl dienen zwar in den Küchen, dadurch werden aber die Bäume, von welchen ſie genommen worden, verdorben, da ſie entweder blos niedriges Gebüſche bleiben, und wenn ſie ja einen neuen Herzſchuß treiben, doch nie zu geraden Bäumen erwachſen. Dieſes muß daher der Forſtbediente ſo gut als möglich zu verhindern ſuchen, und wenn es dennoch geſchiehet, zu der verdienten ſcharfen Strafe anzeigen.

Quittenbaum, Lat. Pyrus Cydonia ſilveſtris, Gleditſch, Fr. Coignaſſier des bois, Coignier ſauvage, Engl. the wild Quince-tree; auch genannt: wilder Quittenſtrauch; Küttenbaum. Iſt ſommergrünes Laubholz, und gehört unter die ganzen harten Sträucher. Er macht mit dem Holzbirn- und Holzapfelbaum ein Geſchlecht aus, bleibt nur ein mittelmäßiger Strauch, deſſen Hauptſtamm etwas langſam, ziemlich gerade oder aufrecht erwächſt, und ſchwache Zweige treibet. Er iſt dem zahmen Quittenſtrauche in allem ähnlich, nur daß er nicht beſchnitten wird, und alſo auch viel häufiger Blüthen und Früchte trägt.

Er erreicht in 30 Jahren ſein vollkommenes Wachsthum; treibt flache, 1 Fuß tief und 3 Fuß in die Weite gehende Wurzeln; die Rinde an den jungen Zweigen iſt weißwollig (grau und ſtachlicht), an den alten Aeſten und Stämmen iſt ſie glatt ſchwärzlichbraun, und etwas geborſten; die Blätter gleichen den Birnblättern, ſind aber klei-

ner und ſchmäler als bei den zahmen Quitten, faſt kreisrund, glattrandig, oben dunkelgrün (nur in der Jugend wollig) unten mit feiner weißer Wolle beſetzt, ſtehen abwechſelnd auf wolligen Stielen; das Holz iſt gelblich, hart und mittelmäßig dauerhaft. Die Zwitterblüthe mit 20 purpurrothen Staubfäden kömmt im Mai hervor und hat einen angenehmen Geruch, und eine fleiſchfarbige Krone, die größer als die der wilden Birne iſt. Die fleiſchige ſehr herbe und ſaure Frucht, welche einer Birne gleicht, iſt kleiner, als bei den zahmen Sträuchern, anfangs mit einer grauen Wolle überzogen, die ſich bei der Reiſe nach und nach verliert. Die Farbe der reifen Frucht iſt hochgelb, hat einen angenehmen Geruch, und enthält braune Kerne, als Saamen, die Ende Oktobers reif werden.

Zur Ausſaat werden die Kerne in die Rinnen gelegt, mit einem halben Zoll lockerer Erde bedeckt, und ſo wie die daraus kommenden Pflanzen, immer ſehr feucht erhalten. Sie liegen zuweilen 1 Jahr. Da indeß das Erwachſen der jungen Saatpflanzen langſam geht, ſo geſchieht die Vermehrung weit geſchwinder und leichter durch Stecklinge, Ableger und Schößlinge in einem feuchten Boden. Bei der Anpflanzung wählt man einen guten feuchten Boden, den Rand der Bäche und Teiche, ſüdliche Einhänge und Weinberge.

Dieſer Strauch wird in den Baumſchulen mehrentheils zum Pfropfen des Franzobſtes unterhalten. Ihr geringes, aber hartes Holz, wird unter dem übrigen Wellen- und Reisholze mit zum Brennen verwandt. Der Nutzen der Fruchtkerne in der Arznei, ſo wie der Früchte in der Haushaltung, iſt bekannt.

Quittenmispelſtrauch, Lat. Meſpilus cotoneaſter, Fr. le Neſſlier cotoneaſtre, Engl. the dwarf Quince; auch genannt: Kleiner Steinquittenſtrauch; Bergquittenſtrauch; Cotoneaſter; Quittenbeere; wilde Küttenbeere; Steinmispelſtrauch; Kleine rothe Steinmispel; Zwergmispelſtrauch; Zwergneſſel; Hirſchbirle; Flühbirle; Steinmespel. Iſt ſommergrünes Laubholz, und gehört als ein ganzer harter Strauch zu dem Geſchlechte des gemeinen Mispelbaums. Er iſt ein niedriger, unregelmäßig wachſender, ausgebreiteter ſchwacher Strauch, mit dünnen,

ſchlanken Ruthen, welcher ſelten die Geſtalt eines kleinen Bäumchens annimmt.

In 15 Jahren erreicht er ſein vollkommenes Wachsthum. Die Wurzel geht nur 1 Fuß tief, aber 2 Fuß in die Weite um ſich, iſt hart, feſt und ſehr dauerhaft. Die Rinde am jungen Holze iſt glänzend braunroth, und im Alter glatt braun. Die Blätter brechen im April aus, ſind beinahe rund, am Ende etwas ſpitzig, ungezahnt, oben grün glatt, unten wollig und adrig. Die fruchtbare Zwitterblüthe erſcheint zu Ende des Maies oder Anfangs des Junius an den oberſten Zweigen büſchelweiſe auf einzelnen 2 bis 3 blümigen Stielchen beiſammen, die runden weißen Blumenblätter haben einen grünen Strich und breiten ſich niemals aus, und ſtellen daher kleine hangende Glockenblumen vor, in deren Mitte ſich 20 weiße mit hellgelben Staubhülſen verſehene Staubfäden befinden, die nach der Mitte zu einwärts krumm gebogen ſind. Die Frucht iſt eine kleine länglichrunde, mehligte und unſchmackhafte rothe Beere, welche im Auguſt reif wird, und den Saamen, einige ſteinharte braungelbe Kerne mit weißem Marke, enthält.

Dieſer Strauch liebt die ſteilen Berge und die erhabenſten Klippen und Steinfelſen in Schleſien, dem Saalkreiſe, am Vorderharze und Thüringen. Da indeß dieſer Strauch weiter keinen Nutzen abwirft, als etwa zu Reisholz, ſo giebt man ſich keine Mühe ihn fortzupflanzen, beſonders weil er durch eigne Beſaamung und Wurzellohden genugſam von ſelbſt wuchert, und auch die felſigten und ſteinigten Gegenden ſowohl beholzt, als die fruchtbaren. Wegen der Zähigkeit der dünnen und feinen Ruthen, wird es in einigen Gegenden in Ermangelung des Birkenreiſigs zu Beſen gebraucht. Die Früchte werden zwar auf dem Strohlager eßbar, bleiben aber immer mehlig und unſchmackhaft.

Quittenſtrauch, wilder, ſ. Quittenbaum.

R.

Rabe, lat. Corvus. Macht von der Ordnung der Waldvögel eine Gattung aus, die folgende Kennzeichen hat. Der Schnabel iſt erhaben rund, meſſerförmig, die

Wurzel mit vorwärtsliegenden, borſtenartigen Federn beſetzt, welche die Naſenlöcher bedecken. Die Zunge iſt knorpelartig und geſpalten. Die Füße ſind Gangfüße.

Zu dieſer Gattung gehören daher alle Krähenarten, Heher, Dohlen und Elſtern, da ſie Lebensart und die angegebenen Kennzeichen mit einander gemein haben. Der Kopf iſt groß und die Flügel ſind lang. Sie nähren ſich von allerlei Inſekten und Gewürmen, auch von Getraide, Früchten und Saamen der Bäume, z. B. der Kirſchbäume und Eichen. Einige ſcheinen in zu großen Geſellſchaften dem Menſchen ſchädlich zu ſeyn; doch iſt ihr Nutzen zur Verminderung mancherlei ſchädlicher Inſekten weit beträchtlicher, und die Jäger ſcheinen ſie mit wenig Recht als Raubvögel zu behandeln.

In Deutſchland giebt es von dieſer Gattung 10 Arten; der gemeine Rabe; die Rabenkrähe; die Nebelkrähe; die Saatkrähe; die Dohle; die Steindohle; der Holzheher; der Tannenheher; die Elſter; der Alpenrabe. Von dem gemeinen Raben ſoll ſogleich geſagt werden, und von den übrigen Arten ſehe man unter ihren eigenen Abſchnitten.

Der gemeine Rabe, lat. Corvus Corax, Linn. Fr. le Corbeau, Buff. Engl. the Raven, Penn. auch genannt: der Rabe; Rab; Raab; Rappe; Rave; ſchwarze Rabe; Aasrabe; Steinrabe; Kielrabe; größte Rabe; große Galgenvogel; Kolkrave; Colgrave; Golk- Kulk- Kolk- oder Goldrabe; Krainiſch: Velch Oru. Als Kennzeichen ſeiner Art iſt er dunkelſchwarz, der Schwanz keilförmig zugerundet, der Schnabel und die Beine ſind gleich lang, länger, als die Mittelzehe.

Dieſer in allen Welttheilen bekannte große Vogel gleicht an Größe einem Kapaune, iſt 2 Fuß 3 Zoll lang und 4 Fuß breit. Der keilförmig abgeſtufte Schwanz mißt 9 und ein halb Zoll, die Flügel reichen bis an deſſen Ende, und das Gewicht iſt 10 Unzen. Der Schnabel iſt 3 Zoll lang, gerade, an der Spitze etwas einwärts gekrümmt, mit einem kleinen Zahn an jeder Seite und einem Rande an der Wurzel; der Augenſtern hat nach außen zu einen weißgrauen und nach innen graubraunen Ring; die Beine ſind 3 Zoll hoch, die Mittelzehe 2 Zoll, die hintere 1 und ein halb Zoll lang. Schnabel und Füße ſind glänzend

ſchwarz, und dieſe Schwärze des Schnabels geht bis zur Zunge.

Der ganze Vogel iſt ſchwarz, oben mit einem violetten, unten und auf den Schwungfedern, auf dem Schwanze und an den großen Rückenfedern mit einem grünen Glanze, und an der Kehle ins Aſchgraue fallend. — Das Weibchen iſt nur ein wenig kleiner, hat aber ſonſt Größe des Schnabels und Farbe mit dem Männchen gemein. — In nördlichen Gegenden ſind dieſe Vögel dunkelaſchgrau, zuweilen gar weißlich, in ſüdlichern aber werden ſie immer ſchwärzer. — Es fallen zuweilen weiß und ſchwarzſcheckige, und ganz weiße aus; letztere häufiger im äußerſten Norden.

Dieſe ganze Vogelgattung hat einen ſehr ſcharfen Geruch, und ſollen dieſe Raben beſonders den feinſten haben. Sie ſind auch ſchlau, und laſſen den Jäger ſelten zum Schuſſe kommen. Bei ihrem hohen, ſchönen, oft wirbelförmigen Fluge, laſſen ſie ihr tiefes, heiſeres, krächzendes Krack, krack! und Kruck, kruck! hören, welches bei gutem Wetter ſchlechtes, und bei ſchlechtem gutes bedeuten ſoll. Im Frühjahr hört man bei der Paarung noch andere quackelnde und krächzende Töne von ihnen. Alte und Junge laſſen ſich leicht zähmen, und lernen mehrere Worte behalten und ausſprechen. Man behauptet auch, daß ſie ſich zum Vogelfang abrichten ließen, alsdenn auf Rebhühner, Faſanen, andere Raben und Tauben, wie die Falken, ſtießen. Mit den Raubvögeln leben ſie beſtändig im Streit, und es iſt ihnen keiner zu groß, daß ſie nicht mit ihm anbänden. Sie tragen, wie alle ihre Gattungsverwandten, alles, was Glanz hat, in ihr Neſt, oder heben es ſonſt auf, weshalb man ſie Diebe ſchilt. Sie erreichen ein hohes Alter, ja ſie ſollen über 100 Jahr alt werden.

Im Sommer lebt dieſer Rabe in Wäldern, auch in großen Feldhölzern. Im Winter aber zieht er allemal nach den Ebenen, geht dann nach den Angern, Miſthaufen und gangbaren Straßen, um da ſein Futter zu ſuchen. Er gehört eigentlich unter die Strichvögel, ob er gleich in manchen Gegenden ein Standvogel iſt. Er fliegt, wenn er wandert, ſehr hoch und höher, als die Krähen und Dohlen, und man erkennt ihn ſowohl an ſeinem langſamen und mehr ſchwimmenden Flug, als auch an ſeinem zugeſpitzten Schwanze.

Seine Sommernahrung beſteht in Inſekten und deren Larven, in Erdwürmern, Schnecken, Fröſchen, Vogeleiern und jungen Vögeln, Feldmäuſen, Kirſchen, Aepfeln, Birnen, Feigen, Kartoffeln, Pferde- Kuh- und Menſchenkoth, im Winter aus Aas, Koth und Miſt, Mäuſen, Haſen und Rebhühnern. Er holt auch wohl, wenn er Junge hat, junge Hühner, Enten und Gänſe vom Hofe weg. Im Norden raubt er gemeinſchaftlich mit dem weißen Bär, dem Arktiſchen Fuchſe, und dem Adler, ſäuft den Vögeln die Eier aus, frißt den Abfall von Robben, Uferfiſche, Schaalthiere, geht nach Beeren und trockenen aufgehangenen Fiſchen und Häuten.

Das Neſt ſteht einzeln auf den höchſten Bäumen, unter den Abhängen unerſteiglicher Felſen und in den Mauerritzen alter zerſtörter Bergſchlöſſer. Das Weibchen legt in Deutſchland im März, in nördlichen Gegenden ſpäter 3 bis 5, ſelten 6 Eier, faſt von der Größe wie von jungen Hühnern, an einem Ende ſtumpfer als am andern, ſchmutzig grün mit kleinen braunen Strichen und Flecken, und werden von beiden Gatten gemeinſchaftlich in 20 Tagen ausgebrütet. Das Männchen bewacht das Weibchen des Nachts dicht neben dem Neſte, hilft die Jungen mit verſorgen, fliegt oft ins Feld, und holt in dem weiten Schlunde Nahrung für dieſelben. Wenn ſie flügge ſind, ſo begleiten ſie ſie ins Feld, und weiſen ſie ſo lange an, bis ſie ſich ernähren und vertheidigen können. Alsdann machen ſie, wenn die Witterung günſtig iſt, noch zu einer zweiten Brut Anſtalt, wozu ſie ſich aber ein neues Neſt bauen. Die Jungen ſehen in der Jugend nicht ſo kohlſchwarz aus, wie im Alter.

Ihre Feinde ſind Stein- und Baummarder, welche ihnen die Jungen ausnehmen, und werden, wie die andern Vögel ihrer Gattung, von grauen kleinen Läuſen geplagt.

Sie werden mit Netzen, Schlingen und Fallen gefangen, wobei man ſie immer durch eine Lockſpeiſe betrügt. Am leichteſten fängt man ſie mit papiernen Düten, welche inwendig mit Vogelleim beſtrichen ſind, und in welchen ein Stück Fleiſch liegt; wenn ſie das Fleiſch herausholen wollen, ſo bleibt ihnen die Düte am Kopfe kleben, blendet ihnen die Augen, und ſie können ergriffen werden. — Man

ertappt ſie auch des Nachts auf den Bäumen mit Fackeln, deren Licht ſie blendet. — Im Winter werden ſie auf Miſthaufen, bei Aas und auf der Rabenhütte geſchoſſen. — Auch werden ſie mit Falken gebaizt.

Wenn Schnee liegt, ſo beſchüttet man einige Plätze mit Rinderblut; ſie wittern dies, kommen herbei, und können aus einem verborgenen Orte geſchoſſen werden. Will man ſie dabei haſchen, ſo ſtreut man klein geſtoßene Krähenaugen (Strychnos nux vomica) auf das Blut, ſie fallen ſogleich nach dem Genuß betäubt hin, und taumeln, und man muß ſie in dem Augenblicke ergreifen, ſonſt erholen ſie ſich wieder, fliegen weg, ſetzen ſich an einen verborgenen Ort, und ſterben daſelbſt langſam.

Ihr Fleiſch wird, ſeines unangenehmen Geruchs und der ſchwärzlichen Haut ohngeachtet, von den nördlichſten Völkern gegeſſen, und die Haut gar ſehr zu Kleidern geſchätzt. — Die Flügelfedern dienen zum Zeichnen und Schreiben und die Tangenten am Clavecin damit zu befiedern. Sie haben einen angenehmen Geruch und unterſcheiden ſich dadurch von den Krähenfedern. Man ſpaltet auch in Norden die Federkiele und macht Angelſchnüre daraus, und die Flügel braucht man zu Bürſten. — Da ſie die Länder von Aas reinigen, Mäuſe, Erdmaden u. d. gl. ſchädliche Inſekten freſſen, ſo haben ſie in England Schutzfreiheit erhalten, ſtatt daß ſie bei uns wie Raubvögel behandelt, und ihre Füße dem Jäger für Geld ausgelöſet werden. — Von der Aenderung des Wetters haben ſie einige Vorempfindung. — Daß aber noch manche Jäger vielen Theilen dieſes Raben eine heilende Kraft zuſchreiben, gehört unter die ungereimten Dinge.

Sie ſchaden dadurch, daß ſie Lerchen, Rebhühner und andere Vögel und Vögeleier freſſen, auch im Sommer junge und im Winter alte Haſen anfallen. Sie tödten junge Gänſe und Hühner, und oft iſt eine ganze Heerde nicht vor ihnen ſicher. Die zahmen ſtehlen alles, was glänzt, Geld, Löffel, Ringe u. d. gl. und zerreißen Papier und andere Sachen; die wilden hingegen ſammeln alles Glänzende und bewahren es in ihren Neſtern auf.

Rabenhütte, Krähenhütte, Fr. Cabane aux corbeaux. Iſt ein ganz eignes Gebäude, welches zum Fang

der Raben, Rabenkrähen, im freien Felde, wo dergleichen Raubvögel gewöhnlich vorbeizuſtreichen pflegen, in der Nähe eines Dorfs oder einer Stadt, auch in der Nachbarſchaft des Schindangers, auf folgende Art angeleget wird. Man läßt eine 8 Fuß lange und eben ſo breite, vier- ſechs- oder achteckige, ohngefähr 5 Fuß tiefe, Grube auswerfen und dieſe mit eichenen Bohlen, welche man 1 und einen halben Fuß über der Erde hervorragen läßt, ausfüttern. Ueber der Grube wird von Sparren und Latten ein ohngefähr 4 Fuß hohes Dach aufgeführt, und dieſes mit Erde und Raſen ſo ſorgfältig bedeckt, daß das Ganze blos einem kleinen runden Erdhügel ähnlich ſiehet, der deſto unverdächtiger ſcheint, je mehr in der Folge Gras darauf wächſet. Die ganze Hütte kann auch mit Steinen ausgemauert werden, in welchem Fall das Dach aus einem 4 Fuß hohen runden Gewölbe beſteht: dann iſt ſie zwar dauerhafter, aber auch feuchter und ungeſunder.

An eine Seite wird der Eingang ſchräg in die Erde gegraben und mit einer Thüre verwahrt, die man, um ſie ganz zu verſtecken, mit Moos und Heidekraut benageln laſſen kann. In den übrigen Seiten der Hütte werden die ohngefähr 3 Zoll langen und eben ſo hohen Schießlöcher angebracht, die durch den auswendigen Erdhaufen hindurch mit Holz ausgefüttert und theils auf die herumſtehenden Fallbäume, theils aber auch, um auf die Erde ſchießen zu können, gerichtet werden, mithin auswendig zum Drehen der Flinte die gehörige Weite haben müſſen. Vor jedes Schießloch ſetzt man 20 Fuß von der Hütte einen dürren Baum (Fallbaum) feſt in die Erde, und läßt ihm nur wenig Aeſte, damit man die darauf fußenden Vögel deſto beſſer ſehen und treffen könne. Im Mittelpunkt des Daches wird ein rundes Loch gelaſſen, wodurch eine bewegliche einige Fuß über dem Erdhügel oder der Hütte hervorragende Stange geſteckt wird, die mittelſt einer oben darauf befeſtigten mit einem Haſenbalg überzogenen Scheibe oder eines kurzen Querholzes einem Schuhu oder ſonſt einer großen Eule zum Sitze dient. Dieſen bindet man dann auf der erwähnten Stange feſt, begiebt ſich mit dem nöthigen Gewehr in die Hütte, und erwartet die Ankunft der zahlreichen Feinde des Schuhus, die bald durch mancherlei ſehr

vernehmliche Töne ſich ankündigen wird. Denn außer den Raben und Krähen kommen auch Habichte, Hühnergeier, Buſſarde, Sperber, Thurmfalken u. d. gl. zur Hütte. Wenn nun die vorüberziehenden Raben, Krähen, Dohlen u. ſ. w. den ihnen verhaßten Raubvogel ſitzen ſehen, ſo eilen ſie ſchon mit weit umher erſchallenden eigenen Krächzen davon, um alle in der Nähe befindlichen Kameraden zuſammen zu locken, im Augenblick verſammeln ſich dann dieſe mit nicht minder ängſtlichem Geſchrei, ſtoßen um die Wette auf den gefeſſelten Schuhu herab, und lagern ſich endlich in Menge auf die umherſtehenden Fallbäume, von welchen nicht ſelten durch einen wohl angebrachten von außen kaum hörbaren Schuß deren mehrere auf einmal geſchoſſen werden. Die übrigen, ſtatt ſich verſcheuchen zu laſſen, fallen nun gewöhnlich ihren Feind mit verdoppelter Wuth wieder an, und beſetzen zum Theil aufs neue die ihnen ſo gefährlichen Fallbäume, bis eine wiederholte Niederlage (der oft ſogar auch noch eine dritte folgt) den Reſt der diesmaligen Geſellſchaft, die aber bald von einer neu ankommenden abgelöſet wird, zum Weichen nöthigt. Sollten aber einige auf den erſten Schuß wegfliegen, ſo darf man nur den Uhu in die Höhe heben und rütteln, ſo ſetzen ſie ſich ohne Scheu wieder zum Schuß hin. Um ihr Herbeifliegen zu befördern, kann man auch nur Aas herbeiführen laſſen.

Rabenkrähe, lat. Corvus Corone, Linn. Fr. la Corneille, Buff. Engl. the Carrion Crow, Penn. auch genannt: die Krähe; Krahe; Kratte; ſchwarze Krähe; der ſchwarze Rabe; ſchwarze Krährabe; kleine Rabe; die Hauskrähe; Aaskrähe; gewöhnlich auch der Rabe (gemeine Rabe); Krainiſch: Oru. Iſt eine Art von der Gattung der Raben, welche blaulichſchwarz iſt, zugerundeten Schwanz, ſtarken Schnabel hat, und die Naſenlöcher ſind mit Borſten bedeckt.

Beim erſten Anblick unterſcheidet ſie ſich von dem gemeinen Raben blos dadurch, daß ſie kleiner iſt, und gehört in Deutſchland unter die allergewöhnlichſten Vögel. Sie iſt 1 Fuß 10 Zoll lang, 3 Fuß 4 Zoll breit, und wiegt 20 bis 22 Unzen. Der Schwanz iſt 8 und einen halben Zoll lang, und die Flügel reichen bis drei Viertheile auf denſelben.

Der Schnabel und die Füße ſind glänzend ſchwarz, erſtere 2 und einen halben Zoll lang, ſtark, dick, gewölbt, oben an der Spitze etwas übergebogen und länger, aber ohne Rand an der Wurzel; die runden Naſenlöcher mit ſtarken ſchwarzen Borſten bedeckt; der Augenſtern kaſtanienbraun; die Beine etwas länger als der Schnabel, 2 Zoll 8 Linien, die Mittelzehe 2 Zoll, und die hintere 1 und ein halb Zoll lang. Das ganze Gefieder iſt ſchwarz, am Oberleibe mit violettem Glanze. — Das Weibchen iſt ſchwer vom Männchen zu unterſcheiden, doch iſt es etwas kleiner, hat einen ſchwächern Kopf und Schnabel, einen gebücktern Gang und weniger Glanz.

Die Rabenkrähen haben einen ſchreitenden, hin und her wankenden, aber doch dabei ſtolzen Gang, und einen langſamen, aber feſten und gewiſſen Flug. Sie wiederholen fliegend und ſitzend ihr rauhes Grab, Grab! Im Frühjahr, beim Locken zur Paarung, haben ſie ein heiſeres Geſchrei, das ohngefähr Krä! Krä! klingt. Sie ſind klug und wohl noch klüger als die gemeinen Raben. Dem Ackermanne nähern ſie ſich ohngeſcheut, weichen aber ſogleich auf 2 bis 300 Schritte weit, ſo bald ſich ein anders gekleideter Menſch neben den Pflug ſtellet. Sie haben auch einen ſehr feinen Geruch; können wie die gemeinen Raben gezähmt werden, und lernen Worte nachſprechen, und tragen gezähmt und frei alles, was glänzt, zuſammen. Sie werden ſehr alt, daher der Krähentod zum Sprichwort geworden iſt.

Zum Aufenthalte lieben ſie vorzüglich die Feldhölzer, dann die Waldungen, die ans Feld gränzen, und die Vorderwälder an einer Bergkette. Sie ſind Strich- und Standvögel, je nachdem ihr Sommeraufenthalt beſchaffen iſt. Bei gleichförmigem Wetter bleiben ſie den ganzen Tag über außer dem Walde, ſobald ſich aber das Wetter ändert und Stürme zu befürchten ſind, ſo kommen ſie einige Zeit vorher, oft am hellen Mittage in ihr ſicheres Nachtquartier, welches gewöhnlich in den Wäldern da iſt, wo ſie Schutz vor Sturm und Wetter haben, und allemal in der dichteſten Tanne oder Fichte iſt. Ihr Schlaf iſt ſehr leiſe.

Ihre Hauptnahrung beſteht in Regenwürmern, in Erdmaden, beſonders den ſchädlichen Engerlingen, und in Maulwurfsgrillen, auch in Feldmäuſen. Letztere ſind beſonders ihre Herbſt- und Winternahrung. Auſſerdem freſſen ſie nackte Erdſchnecken, Waſſerſchnecken, große Käfer, Krebſe (dieſen beißen ſie ſogleich beide Scheeren ab, um vor Verletzung ſicher zu ſeyn), Vogeleier, beſonders der Taucherarten, junge Vögel, als Gänſe, Hühner, Enten, Rebhühner und Haſen, allerhand Aas, Pferde- Küh- und Menſchenkoth, ausgeſäetes Getraide, auch grüne Saat, Graskeime und Graswurzeln, verpflanzte Kohlpflanzen, Kirſchen, Birnen, Oliven und dergl. Sie verſtecken auch zuweilen, wenn ſie Ueberfluß z. B. an Aas haben, Stücken unter Moos und Laub, wie die Füchſe, und ſehen fleißig zu, ob es noch da iſt, laſſen es aber gewöhnlich nicht über einen Tag vergraben liegen.

In gelinden Wintern machen die einheimiſchen ſchon zu Ende des Februars Anſtalt zum Neſt, ſonſt im März, ſo wie diejenigen, welche in Schaaren herumgeſtrichen ſind. Die Standvögel bauen einzeln, die Strichvögel aber zuſammen in Feldhölzer. Die Unterlage eines Neſtes beſteht gewöhnlich aus Dornen, die zweite Lage ſind Wurzeln, die dritte Schalen, die vierte Moos und die Ausfütterung Schweinsborſten, Kuh- und Haſenhaare. Das Weibchen legt 4 bis 6 Eier, welche blaugrün und mit großen und kleinen aſchgrauen und olivenbraunen Flecken beſetzt ſind, und von beiden Gatten in 18 bis 20 Tagen gemeinſchaftlich ausgebrütet werden. Die Jungen führen ſie ſo lange, bis ſie ſich ſelbſt ernähren können, an, und machen alsdann zur zweiten Brut Anſtalt. — Ihre Feinde ſind die Baummarder, Wieſeln und verſchiedene Raubvögel, welche zuweilen ihre Brut zerſtöhren. Auch leiden ſie oft Schmerzen von Band- und Rundwürmern.

Sie werden, wie die Kolkraben, mit Papierdüten, welche mit Leim beſtrichen ſind, gefangen, auf den Miſthaufen, bei Aas, bei ausgeſchüttetem Rinderblut und dergl. geſchoſſen. — Im Hofe und auf den Wegen kann man ſie im Winter in eiſernen Mäuſefallen, welche Schlagbügel haben, fangen, wenn man die Bügel mit Schnee und Pfer-

demiſt bedeckt und an dem Haken ein Stückchen Fleiſch befeſtigt. — Am ſicherſten und häuſigſten ſchießt man ſie aber auf der Rabenhütte. — Man darf auch nur im Winter, wenn ſie der Hunger drückt, auf dem Vogelheerde die Finkennetze aufſtellen, einige lebendige Krähen auflauſern, und Waizen oder Aas hinwerfen, da ſie eben ſo gut als die Finken auffallen, zumal wenn man die Netze in einem Garten nahe an einem Hofe hat.

Die einfachſte Art, ſie zu fangen, ſoll dieſe ſeyn: Man muß eine lebendige Rabenkrähe haben; dieſe befeſtiget man auf der Erde oder auf einem Brete ſo, daß die Füße in die Höhe ſtehen, vermittelſt zweier Haken, welche an beiden Seiten über den Anfang der Flügel faſſen. In dieſer ängſtlichen Lage bewegt ſie ſich, und ſchreit ohne Aufhören, daß ihre Verwandten herbei kommen, ihr Hülfe zu leiſten. Die Gefangene aber ſucht ſich an alles zu hängen, um in Freiheit zu kommen, und umfaßt mit ihren Klauen und dem Schnabel, welche Glieder man ihr frei gelaſſen hat, alle, die ſich ihr nähern, und überliefert ſie auf dieſe Art dem Vogelfänger.

Will man ſie ihres Schadens halber bloß tödten, ſo ſoll man Sumpfbohnen, nach welchen ſie ſehr begierig ſind, nehmen, Nadeln verroſten laſſen und ſie in dieſelben ſtecken. — Auch Krähenaugen vergiften ſie. Dieſe zermalmt man mit einer Holzraſpel, beſtreut damit in klare Würfel geſchnittenes Fleiſch und wirft dieſes neben Aas. Es dürfen aber keine Hunde dazu kommen, weil dieſe davon ſterben. — Ein gutes Verſcheuchungsmittel iſt, daß man zur Brutzeit, beſonders des Nachts, da wo ſie ſich häufig aufhalten, ſchießt, ſie verlaſſen alsdann gewiß den Ort, wenigſtens auf dieſes Jahr.

Das Fleiſch der Jungen ſoll ſo gut, wie Taubenfleiſch ſchmecken, ja die Landleute in manchen Gegenden eſſen ſogar die Alten, ob ſie gleich ſehr unangenehm riechen. Beſſer ſind die Eier. Ihre Flügelfedern werden zum Zeichnen und Verkielen muſikaliſcher Inſtrumente gebraucht. Vorzüglich nützen ſie durch ihre Nahrung, da ſie ſehr viele Feldmäuſe freſſen, die Richtplätze und Anger von Aas reinigen, und Erbfeinde der Engerlinge ſind. Auch ſind ſie Wetterpropheten.

Sie ſchaden durch ihre Nahrung, indem ſie ganze Heerden junger Hühner holen und die jungen Enten vom Waſſer wegfangen. Die Früchte von den Sauerkirſch- und Pflaumenbäumen leſen ſie oft rein ab, und von den geſteckten Krautpflanzen freſſen ſie das Herz aus. In Nadelhölzern treten ſie die jungen Baumwipfel ab, und dies iſt die Haupturſache, weswegen ſie von den Jägern in ſolchen Gegenden geſchoſſen und dieſen die Füße bezahlt werden; denn ſolche Bäume bekommen alsdann einen krüppelichen Wuchs.

Abweichungen von ihr ſind: 1) die weiß und ſchwarz geſchäckte Rabenkrähe (Lat. Corvus Corone varius, Fr. la Corneille variée), welche von einigen mit Unrecht zu einer eigenen Art gemacht, und Waſſerkrähe genannt wird. 2) Die weiße Rabenkrähe (Lat. Corvus Corone albus, Fr. la Corneille blanche.) 3) Die Rabenkrähe mit grauem Halsbande.

Raffholz, iſt ſo viel als Leſeholz.

Rahmen, ſ. Gerahmet.

Rahmſchenkel. Iſt ein auf der Schneidemühle geſchnittenes Stück Tannenholz 16 bis 20 Schuh lang, 5 Zoll breit und 3 und einen halben Zoll dick.

Ralle, Lat. Rallus. Macht eine Gattung von der Ordnung der Sumpfvögel aus, und hat folgende Kennzeichen: Der Schnabel iſt zuſammengedrückt, an der Wurzel dicker, als auf dem Rücken, nach der Spitze zu dünn ablaufend, ſpitzig, beide Kinnladen gleich lang. Die Naſenlöcher ſind länglich eirund. Die etwas breit gedrückten Füße ſind mit 4 geſpaltenen langen Zehen und weit beſiederten Schenkeln verſehen, und hängen im Fluge herab. Der Kopf iſt klein, der Hals lang und der Leib an den Seiten zuſammengedrückt. Die Vögel dieſer Gattung haben einige Eigenſchaften von Landvögeln, andere von Waſſervögeln. Sie fliegen langſam, brüten auf der Erde, und ihre Nahrung beſteht meiſt aus allerhand Inſekten und Gewürmen.

Von dieſer Gattung findet man in Deutſchland folgende 4 Arten: den Wachtelkönig, die große, mittlere und kleine Waſſerralle (von dieſen dreien ſehe man unter Waſſerralle).

Rallenreiher, lat. Ardea caſtanea, Linn. Engl. Caſtaneous Heron, Lath. auch genannt: der kleine Reiher. Gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und iſt von der Gattung der Reiher eine Art, welche als Kennzeichen einen Federbuſch hat, oben braunroth, unten weiß iſt, mit ſackförmiger Kehle. Er iſt doppelt kleiner, als der gemeine Reiher, und hat einen ſchmalen Körper, wie die Rallen. Der Schnabel iſt beim Anfange bleifarbig, an der Spitze braun, die Zunge ganz und dreieckig; die Regenbogen ſind gelb, die Füße roth, die Kniee gelblich, und die Nägel ſchwarz.

Der Kopf iſt weißgelblich und oben braungefleckt, die Zügel und Augenbraunen grün, der Federbuſch weiß und braun geſäumt, der lange Hals oben blaßlehmgelb, unten heller, der Rücken braunroth, der Steiß, Bauch, die Schenkel, Flügel und der Schwanz weiß, die Deckfedern der Flügel gelblich. An den Seiten ſteht eine gelbe weiche Wolle, die zu gewiſſen Jahreszeiten einen angenehmen Geruch von ſich giebt. Er bewohnt Arabien, und kömmt zuweilen herauf an die Donau; er niſtet auf die Bäume.

Rammeln, Fr. bouquiner. Heißt es von den Haſen, wenn ſie ſich begatten.

Rammelzeit, Fr. Temps où les lièvres ſont en chaleur ou bouquinent. Iſt die Zeit im Frühjahre und Sommer, wenn die Haſen einander nachlaufen, und ſich ihrer Fortpflanzung halber begatten.

Rammler, Fr. Lièvre mâle. Heißt das männliche Geſchlecht bei den Haſen.

Ranz. Iſt ein Stück geſpaltenes Holländer Eichenholz, 6 Rheiniſche Schuh lang, und nicht unter 9 Zoll dick. Acht Ranzen gelten ſo viel als ein Wagenſchuß.

Ranzen, Rollen, Fr. être en chaleur, en rut. Sagt man von dem Wolf, Luchs, Fuchs, Biber, Fiſchotter, wilden Katzen, Iltis, Marder und dergl., wenn ſie zu gewiſſer, nach ihrer Gattung und Art verſchiedener Jahreszeit, jedoch gemeiniglich alle im Frühjahr, ſich zu ihrer Fortpflanzung mit einander vermiſchen.

Ranzzeit, Fr. Temps de rut. Iſt die verſchiedene Zeit der Begattung mancherlei Raubthiere; ſiehe unter Ranzen.

Raſch, Fr. vîte, agile. Heißt von den Windhunden, wenn ſie flüchtig laufen und ſich geſchickt wenden können.

Raſenfichten, Fr. Pins de gazon. Werden an einigen Orten diejenigen Fichten genannt, welche nicht im geſchloſſenen Stande, ſondern einzeln auf Raſenplätzen ſtehen, und ſich daher gleich über dem Stammende in ſtarke Aeſte ausbreiten, dagegen nicht zu ihrer natürlichen Höhe gelangen.

Raſenplätze. Sind in den Forſten die mit Gras bewachſenen, holzleeren Plätze, welche diejenigen Forſtbedienten, wo das Accidens der Grasſichel noch üblich iſt, ſehr lieben und in dieſem Zuſtande erhalten; wahre Forſtmänner dagegen ſuchen ſie in bald möglichſte Kultur (ſ. Holzkultur) zu bringen.

Ratze, ſ. Iltis.

Rauben, Fr. rapiner, vivre de rapine. Heißt es von den Raubthieren, wenn ſie etwas zu ihrem Fraß fangen.

Räuber, Fr. Branche gourmande. Sind die wilden Waſſerlohden, welche an den Bäumen oder an deren Wurzeln herausſchießen.

Raubkäfer, Sandläufer, Lat. Cicindela. Dieſe kleinen und muthigen Thiere gehören unter die nützlichen Waldinſekten, da ſie faſt bloß von andern Inſekten leben. Als Larven, welche kleine Würmer ſind, ſcharren ſie ſich in Sand faſt wie der Ameiſenlöwe, um ihrer Beute, den vorbeilaufenden Inſekten, aufzulauern, und als Käfer wiſſen ſie ihnen mit ausnehmender Schnelligkeit im Lauf und Flug nachzujagen.

Raubthier, reiſſendes Thier, Lat. Fera, Fr. Bête carnaſſière, Carnivore. Nach dem Linnéiſchen Syſtem machen die Raubthiere die dritte Ordnung von den Säugethieren aus, und ſind diejenigen, welche vom Raube anderer Thiere, die ſie entweder mit ihrem ſcharfen Gebiß oder ihren Klauen fangen, ſich nähren; doch genießen einige auch Speiſen aus dem Gewächsreiche. Keines von ihnen taugt zum Verſpeiſen. Sie haben meiſtens 6 ſpitzige Vorderzähne in beiden Kinnladen, auf jeder Seite derſelben einen langen kegelförmigen, etwas gekrümmten Eckzahn, hinter wel-

chem bei einigen noch kleinere Seitenzähne ſtehen, und Bakkenzähne, welche faſt alle ſchmal ſind, und eine oder mehrere Spitzen haben. Die Füße ſind mit ſpitzigen Krallen verſehen, laufen meiſtens damit geſchwind, einige klettern auch. Die meiſten halten ſich auf der Erde im Trocknen auf; doch graben ſich auch einige in die Erde, und andere leben abwechſelnd im Waſſer und auf dem Lande.

Eigentliche Raubthiere, die der Jäger als ſolche vorzüglich verfolgt, ſind: der Wolf, der Fuchs, die wilde Katze, der Luchs, die Marder, der Iltis, das Frett, das Wieſel, das Heermännchen, der Fiſchotter, der Nörz, der Bär, der Vielfraß, der Dachs.

Raubvogel, Lat. Accipiter, Fr. Oiſeau de proie ou de rapine. Die eigentlichen Raubvögel ſind diejenigen Vögel, welche die erſte Ordnung derſelben nach dem Linnéiſchen Syſtem ausmachen. Bei dieſen iſt der Schnabel unterwärts hakenförmig gekrümmt, und hat auf beiden Seiten der obern Kinnlade mehrentheils eine ſcharfe hervorſtehende Ecke (Zahn). Die Naſenlöcher ſind offen, doch bei den Eulen mit Federn bedeckt, die Augen groß und hervorſtehend. Die Füße ſind meiſt ſtark und kurz, mit 4 Zehen verſehen, deren 3 vorwärts und eine nach hinten zu liegt, und welche unten Warzen und am Ende gekrümmte ſpitzige und ſcharf gerändete Krallen haben. Bei einigen ſind ſie befiedert, bei andern bloß. Das Weibchen übertrifft das Männchen an Schönheit, und um ein Drittheil an Größe.

Ihre Haut iſt zähe und unrein. Sie leben vom Raube anderer lebendiger oder todter Thiere, und werden daher nicht gegeſſen. Mit ihrer Beute verſchlingen ſie oft Knochen, Haare und Federn, verdauen dieſe aber nicht, ſondern ſpeien ſie in rundlichen oder walzenförmigen Ballen (Gewölle) wieder von ſich. Zum Trinken nehmen ſie gar nichts zu ſich. Sie leben in Monogamie, niſten meiſt auf hohen Felſen, Klippen, Bäumen, brüten wenige, höchſtens 6 Eier aus, und futtern ihre Jungen im Neſte, bis ihre Federn zum Ausfliegen groß genug ſind. Ihre Stimme beſteht in einem bloßen Geſchrei und Ziſchen. Sie ſchwingen ſich meiſt hoch in die Luft, lieben einſame Oerter, ſind hart, grauſam, ſchwer zu ſchießen, zu fangen und zu zähmen; doch werden einige zur Jagd abgerichtet. Sie leben ungeſellig, ſchwär-

men einzeln umher, und bloß das Bedürfniß ihres Vermehrungstriebes ſcheint noch einige Vereinigung zwiſchen Männchen und Weibchen zu unterhalten; doch ſieht man auch einige, beſonders auf ihren Wanderungen, familienweiſe beiſammen. Sie ähneln unter den Säugthieren den Raubthieren.

Hierher gehören die verſchiedenen Arten der Gattung der Geier, der Falken, der Eulen und der Würger. Auſſerdem werden von vielen Jägern auch noch viele von der Ordnung der Waldvögel, als Spechte u. ſ. w., aber gemeiniglich mit Unrecht, hierher gerechnet.

Rauch, ſ. Faſanenrauch.

Rauche, ſ. Mauſe.

Räude, Grätze, Grind. Iſt eine Baumkrankheit, vermöge welcher die Rinde ganz rauh wird, hin und wieder aufſpringt, und ſich vom Stamme trennt.

Rauhbeinigte Falke, lat. Falco Lagopus, Linn. Engl. the rough-legged Falcon, Penn. auch genannt: Scheerengeier, Rauchfuß, Moosgeier. Iſt von der erſten Familie der Gattung der Falken eine Art, die ſich durch gelbe Wachshaut und Fußzehen, bis auf die Zehen beſiederte Beine, weißen, gegen die Spitze zu ſchwarzen Schwanz auszeichnet. Dieſer Raubvogel hält ſich im nördlichen Europa und Amerika auf, und im Frühjahr und Herbſt trifft man ihn in Deutſchland auf ſeinen Wanderungen an. Er fliegt zuweilen in einer auſſerordentlichen Höhe, und man erkennt ihn ſchon von weitem an dem faſt ganz weißen Schwanze. Bei uns ſtößt er gern auf Tauben, Feld- und Haushühner.

Das Weibchen iſt 2 Fuß 5 Zoll lang, das Männchen um die 5 Zoll kleiner. Die Flügelbreite iſt bei jenem 4 und einen halben Fuß; der Schwanz mißt 9 und einen halben Zoll, und wird von den Flügeln nur die Hälfte bedeckt. Der Schnabel iſt 1 und ein Viertel Zoll lang, ſehr gekrümmt, hornbraun, auch zuweilen weiß und braun geſtreift, die Sterne kaſtanienbraun; die Wachshaut und die unbeſiederten Zehen ſind gelb, die ſehr gekrümmten, runden, ſpitzigen Nägel ſchwärzlich, die Beine 3 Zoll hoch und ſtark, die Mittelzehe 2 und ein Viertel und die hintere 1 und drei

Viertel Zoll lang, letztere mit einem ſtarken, ſehr gekrümmten Nagel.

Kopf, Seitenhals und Oberhals ſind gelblichweiß mit hellbraunen Strichen; an untern Schnabel und bis zu den Augen ſtehen ſchwarze Bartborſten; der Rücken iſt dunkelbraun weiß gefleckt, die Steißfedern weiß mit einzelnen dunkelbrannen Bändern, der ganze Unterleib weißgelb mit großen dunkelbraunen Flecken, die Seitenfedern ſchwarzbraun, die langen Schenkelfedern (Hoſen), ſo wie die befiederten Beine, weißgelb mit dunkelbraunen Querlinien, der After und die Flügelränder ſchmutzigweiß, die Deckfedern der Flügel wie der Rücken, die vordern Schwungfedern dunkelbraun mit ſchwarzen Bändern, auf der innern Fahne mit großen ſchwarzen Spitzen, die hintern graubraun mit dunkelbraunen Querſtrichen, alle Schwungfedern mit weißgrauen Rändern an der Spitze und innern Fahne. — Das Weibchen iſt heller, beſonders an der Bruſt mehr weiß mit kleinen länglichen dunkelbraunen Flecken.

Raudachen. Heißt bei den Kohlenbrennern, den Meiler zunächſt über das Holz mit Moos und Raſen belegen.

Rauhwerken. Heißt einen Stamm nur aus dem Groben beſchlagen.

Raupentödter, ſ. Schlupfwespe.

Rebhuhn, Lat. Tetrao Perdix, Linn. Fr. la Perdrix griſe, Buff. Engl. the common Partridge, Penn. auch genannt: Räbhuhn, Repphuhn, Rufhuhn, Berghuhn, Feldhuhn, Wildhuhn, graues Rebhuhn. Gehört unter die Ordnung der Hausvögel, und iſt von der zweiten Familie der Gattung der Waldhühner eine Art, die ſich durch folgende Kennzeichen unterſcheidet: Unter den Augen liegt ein großer warziger Fleck, auf der Bruſt ein großer kaſtanienbrauner, und der Schwanz iſt gelbroth.

Dieſe ſtarken, vieles Fleiſch und wenige Federn habenden Vögel ſind 14 Zoll lang, davon der Schwanz 3 Zoll hält, und die Flügelbreite iſt 21 und eine halben Zoll. Der Schnabel iſt kurz, etwas übergekrümmt, 10 Linien lang, bläulich, ins Olivenbraune fallend; die geſchuppten Beine ſind 2 Zoll hoch, und bräunlich fleiſchfarben, und das Männchen hat überdieß noch einen ſtumpfen, doch wenig

merklichen Sporn; unter den rothbraunen Augen iſt ein hochrother warziger kahler Streif, der ſich bis hinter die Augen herumzieht und hier ein ſpitziges Dreieck bildet. Die Mittelzehe iſt 1 Zoll 8 Linien lang und die hintern 5 Linien; die Zehen ſind dunkler als die Beine, und die zur Seite zugeſchärften Nägel hornbraun.

Die Stirn, ein Streifen über den Augen bis in den Nacken und die Kehle ſind ſchön braunroth; über dem genannten Streifen läuft ein aſchgrauer hin bis in den Nacken; der Scheitel iſt olivenbraun mit gelblichweißen Längsſtrichen, die eine ſchwarze Einfaſſung haben; die Schläfe, der Hinter- und Vorderhals bis zur Hälfte der Bruſt ſind ſchön aſchgrau; der Hinterhals iſt auch etwas roſtgelb gemiſcht; der Rücken hat eine aſchgrau und goldgelb gemiſchte Grundfarbe mit ſchwarzen und ſchwarzbraunen Querlinien; der Steiß und die langen obern Deckfedern des Schwanzes haben eben die Farbe, aber kaſtanienbraune Streifen; auf der Bruſt ſteht ein kaſtanienbrauner Fleck (Schild) in Geſtalt eines Hufeiſens, die Aushöhlung nach unten zu; die Seiten ſind hellaſchgrau mit ſchwarzen Querlinien und rothbraunen Querbinden; die Mitte des Bauchs iſt weiß, ſchwärzlich beſpritzt, der After röthlichweiß, die Schenkelfedern inwendig röthlichweiß, auswendig rothgrau, ſchwarz geſprengt und weiß geſtreift, die Deckfedern der Flügel und die Schulterfedern roſtgrau, die Schwungfedern ſichelförmig eingebogen und dunkelbraun, die vordern mit roſtgelben Querbändern, die hintern dunkelbraun beſpritzt, die Deckfedern der Unterflügel und die Achſelfedern weiß, von den 18 Schwanzfedern die 7 äußern braunroth mit roſtgelben ſchwarzbeſpritzten Spitzen, die 4 mittlern wie die Deckfedern des Schwanzes.

Das Weibchen iſt im Ganzen dunkler als das Männchen; der roſtbraune Scheitel hat viele eirunde weißgelbe Sprenkeln, der Hinterhals und ganze Oberleib bis zu den Deckfedern des Schwanzes iſt roſtgelb mit ſchwarzen und dunkelaſchbraunen Querſtreifen, die Deckfedern der Flügel und die Schulterfedern haben ſchwarzbraune Flecken; das kaſtanienbraune Hufeiſen an der Bruſt beſteht nur aus einzelnen dergleichen Flecken, zuweilen fehlt es auch ganz; der

Warzenfleck unter und hinter den Augen iſt auch etwas kleiner, und ſo wie der Schwanz heller.

Wegen ihres ſchweren Körpers fliegen ſie, obgleich ſchnell, doch nicht viel und hoch, ziehen dabei mehrentheils gerade aus, bewegen die Flügel ſelten, und fallen höchſtens nach etlichen 100 Schritten wieder nieder. Beſſer können ſie laufen, halten dabei den Hals in die Höhe gereckt, und nicken mit dem Kopfe. Sie ſind ſcheu und furchtſam, und ſuchen ſich vor ihrem Feinde entweder durch die Geſchwindigkeit ihrer Füße, oder durch ihre Flügel zu retten. Das Männchen ruft das Weibchen und ſeine Familie durch ein lautes Geſchrei: Girrläh! zu ſich. Das Weibchen ſchreiet kürzer und abgebrochener Gärl! und braucht ſeine Stimme vorzüglich um die Jungen zu ſammeln und in der Noth. Sie laſſen ſich leicht zähmen.

Die Rebhühner, welche in Deutſchland allgemein bekannt ſind, lieben vorzüglich die gemäßigten Himmelsſtriche, und vermeiden ſorgfältig die heiſſeſten und kälteſten Länder. Sie gehören unter die Standvögel, die, ſo lange die Brützeit dauert, paarweiſe, alsdann aber familienweiſe leben. Ihrer Nahrung halber lieben ſie das freie Feld, und zwar ſolche Orte, wo Feldbüſche, Feld- oder Vorhölzer, Gärten und bewachſene Flußufer in der Nähe ſind, in und unter welchen ſie am Tage Schutz ſuchen; denn des Nachts ſchlafen ſie ſicherer vor ihren Feinden im Felde. In der Heckzeit leben Männchen und Weibchen, und nach derſelben die ganze Familie unzertrennlich beiſammen; und wenn es im Winter ſehr kalt iſt, ſo kriechen ſie unter und auf dem Schnee dicht in einander, um ſich zu erwärmen. Sie laſſen ſich auch zuſchneien, und bleiben unter dem Schnee oft halbe Tage lang, bis ſie Hunger und Gefahr ſich hervor zu arbeiten nöthiget.

Sie nähren ſich im Sommer vorzüglich von Inſekten, Ameiſen, Heuſchrecken, kleinen Käfern, Fliegen, Maden, von allerhand Geſäme, Getraide, grünen Gras- und Kräuterſpitzen, und von Kohl und Krautblättern, im Winter aber von grüner Saat, auch von bloßem Spitzgraſe, wo möglich aber von Wachholderbeeren. Zu ihrer Verdauung bedürfen ſie viel Kies.

Sobald im März der Schnee weg iſt, fangen ſie an ſich zu paaren, wobei die Männchen oft ſehr hitzig an einander kommen, und ſo lange kämpfen, bis der Schwächere dem Stärkern das Weibchen überläßt. Sie leben in Monogamie und bis an ihren Tod von der erſten Begattung an unzertrennlich bei einander. Das Weibchen brütet im Mai oder Junius in einer bloß natürlichen Vertiefung, die nur mit etlichen Gras- oder Strohhalmen belegt und mit einigen Federn, die es ſich aus der Bruſt rupft, ausgefüttert iſt, 12 bis 21 ſchmutzig grünlichweiße, an der einen Seite ſehr ſtumpf, und an der andern ſehr zugeſpitzte Eier, in 3 Wochen aus. Dieß geſchieht entweder im Getraide oder in Wieſen oder unter einem dichten Feldgebüſche, oder im Walde im Moos, oder in einem alten Strunke zwiſchen dem abgefallenen Laube. Das Männchen iſt zur Bewachung beſtändig in der Nähe. Die wolligen Jungen laufen ſogleich, wenn ſie aus dem Ei ſchlüpfen, mit den Eltern davon. Dieſe leiten ſie denn auch ſo lange, bis ſie wieder neue Familien bilden können. Man nennt eine ſolche Brut, die man immer beiſammen antrifft, ein Volk (Kette, Kitte) Rebhühner.

So lange die Jungen noch klein ſind und nicht fliegen können, geht der Familienvater beſtändig voran, um ſie vor jeder Gefahr zu warnen, und die Mutter, die ſie führt, verläßt ſie alsdann nur, wenn die Gefahr am größten iſt. Sie verbirgt ſie auch, ſo wie das Männchen, vor Kälte und ſchlechter Witterung, wie die Haushenne, unter ihre Flügel. Dieſe vorzügliche Liebe und Fürſorge iſt ihnen unter allen wilden Hühnerarten allein eigen.

Erſt im dritten Monate bekommen die Jungen lange zum Fliegen geſchickte Flügel und den rothen kahlen Fleck an den Augen. Sie haben Anfangs grüngelbe Füße, die nach und nach bräunlich werden, und einen dunkelbraunen Schnabel. Im October und November kann man die Jungen an den hellern Schnäbeln und Beinen erkennen. Die Jungen freſſen Ameiſeneier, Ameiſenpuppen, kleine Inſekten, Gewürme und Grasſpitzen. Sie laſſen ſich leicht zähmen.

Unter allen Vögeln haben ſie die mehrſten Feinde, und werden von allen Arten von Raubthieren und Raubvögeln,

die ihnen nur nahe wohnen, verfolgt, von Füchſen, Katzen, Iltiſſen, großen und kleinen Wieſeln, von Falken, Weihen, Sperbern, gemeinen Raben, Rabenkrähen und Elſtern. Dieſen Verluſt hat aber die Natur wieder durch ihre große Vermehrung zu erſetzen gewußt, ſo wie ihnen auch ihre Wachſamkeit ſehr gut zu ſtatten kommt. — Aeußerlich findet man auch weißliche längliche Läuſe auf ihnen, und inwendig Bandwürmer.

Die Rebhühner gehören zur niedern Jagd, und die Jagd und der Fang derſelben iſt ſehr mancherlei. Gewöhnlich ſchießt man ſie vor einem vorſtehenden Hunde (ſ. Hühnerhund), und fängt ſie in Haarſchlingen (Laufdohnen), die man auf ihre Wege, die ſie durch die Hecken und das Gebüſch faſt einmal wie das anderemal nehmen, ſtellt. Da aber hier Alt und Jung, Männchen und Weibchen ohne Unterſchied getödtet werden, ſo fängt man ſie lieber in Netzen, um die Alten wenigſtens wieder loslaſſen zu können. Von den Netzen giebt es verſchiedene Arten, und die vorzüglichſten ſind folgende:

Man bedient ſich hierzu 1) des Hochgarns, welches davon ſeinen Namen hat, daß es wie ein Taglerchengarn in die Höhe geſtellet wird. Dieſes kann man zu allen Jahreszeiten brauchen, und es kömmt alles darauf an, daß der Jäger den Flug (Fall) der Hühner kennt, um das Netz ſowohl in Anſehung der Gegend als der hohen und tiefen Stellung und des Windes zu richten. Es iſt nämlich bekannt, daß ſie alle Morgen und alle Abende durch einerlei Gegend fliegen, und wenn ſie in der Dämmerung aufgejagt werden, niedrig, kaum Manns hoch, und des Nachts beim Mondenſcheine, obgleich nicht weit, doch allezeit hoch fliegen. Nach dieſen Beobachtungen wird allezeit das Netz aufgeſtellt, und der Fang iſt gewiß; man ſehe hievon unter Hochgarn.

Ferner das Steckgarn, welches man weitläuftig an denjenigen Orten aufſteckt, wo ſich die Hühner gewöhnlich niederlaſſen, und ſie durch einen Spion- oder Hühnerhund aufjagt, damit ſie hinein laufen, welches ſie auch mit der größten Eile und Heftigkeit vor den nachfolgenden Hunden thun. Im Gebüſch, hohem Graſe und Getraide geht dieſer Fang am beſten. Dieſer Garne kann man 20 bis

24 Stück nehmen, mehrere aber muß man bei weitläuftigen Büſchen haben.

Will man die Hühner damit fangen, ſo ſucht man ſie mit einem vorſtehenden, oder auch nur mit einem Spionhunde auf. Stieben ſie auf, und fallen in einen Buſch oder Rain oder auch in Werder an den Flüſſen und dergl. ſo ſteckt man die Garne dichte am Buſche vor, wo man vermuthet, daß ſie gern wieder herauslaufen, und ſie gehen dann von ſelbſt in die Garne. Die Garne müſſen auch recht winklicht geſteckt werden, damit wenn die Hühner etwa in die Winkel gerathen, und wieder zurückprellen wollen, ſie ſich doch verirren und hinein kommen müſſen. Sollten aber ja die Rebhühner zu lange liegen bleiben, ſo iſt das beſte Mittel, daß man ſie wieder ſprenge und auseinander preſche; und wollten ſie nicht aus einander, ſo ſchießt man unter ſie. Gleich darauf werden auch die Steckgarne zwiſchen durch geſteckt, da ſie denn nicht lange liegen bleiben, und ſich wieder zuſammen rufen.

Man kann ſie auch mit einer dazu gemachten Pfeife oder Klutter von Birkenſchale (welche beide ſo gemacht, aber etwas ſtärker ſind, als diejenigen, welche man bei Droſſeln und dergleichen Vögeln gebraucht) aufmuntern, daß ſie zu rufen anfangen. Wenn ſie einander rufen und zuſammen laufen wollen, ſo bleiben ſie unterwegs in dem Steckgarne kleben; man kann alsdann bisweilen nach dem Steckgarne hingehen, und diejenigen, welche gefangen ſind, auslöſen. Hat man erſt die Alten, beſonders das Weibchen, und ſetzt man es in einen hierzu von Leinwand gemachten Hühnerſack, hängt dieſen auch zwiſchen die Garne, ſo wird dieſes durch ſein Rufen die andern gewiß herbei locken, und an eben die Stelle und in eben das Garn bringen, in welchem es ſich ſelbſt gefangen hat. — Dieſe Steckgarne kann man auch recht nützlich brauchen, wenn noch einzelne Aecker mit Früchten im Felde ſtehen; man ſteckt hier die Garne quer durch, und treibt die Hühner mit Huſten und dadurch, daß man rings um ſich herum mit Sand und Erde wirft, in die Garne.

Im Sommer oder im Spätherbſt und Winter kann man ſie auch auf ihrem Lieblingsort, welchen man mit Waizen oder Hanf beſtreuet, mittelſt eines Glockengarns (ſiehe Glockengarn) fangen. Da aber zu dieſen Fange nothwen-

dig Windſtille ſeyn muß, ſo hat man noch eine andere Art erfunden; hievon ſehe man unter Steige. — Auch bedeckt man ſie des Nachts, wie die Lerchen, mit einem Deckgarne (ſ. Nachtgarn). Doch gelingt dieſer Fang im Winter nicht, wenn der Schnee knittert.

Die Rebhühner werden ferner vor einem abgerichteten Falken ſowohl gefangen als auch geſchoſſen, und dieſe Art von Fang iſt die angenehmſte, auch dabei nicht umſtändlich. Wenn die Hühner in freien Feldern liegen, ſo ſucht man mit einem gut vorſtehenden Hunde die Felder ab. Stehet nun der Hund vor den Hühnern, ſo ruft man ihn ab, ſetzt den auf der Fauſt ſitzenden Falken von der Fauſt auf die Erde, und geht um die Hühner herum, ruft den Vogel, indem er ſo ſteht, daß er gerade über die Hühner ziehen muß. Kommt er alsdann angezogen, und zwar dicht über der Erde hin, und ſetzt ſich auf die Fauſt, ſo läßt man ihn etwas weniges kröpfen, ſetzt ihn wieder an die vorige Stelle, und geht wieder um die Rebhühner herum, daß der Falke gleich über den Hühnern iſt, ruft ihn, daß er hernach gerade über dieſelben herzieht, und wenn man dieß zur Sicherheit noch einmal ſo macht, ſo drücken ſich die Hühner vor ihrem Erbfeinde um deſto feſter und ſtiller an die Erde an.

Hierzu hat man auch einen Tiraß nöthig, welcher ſpiegelicht geſtrickt, und viel größer, als ein Wachtel-Tiraß ſeyn, auch noch halb ſo weite Maſchen haben muß, mit feinen langen Leinen (ſ. Tiraß). Man läßt, wenn man auf dieſe Art Hühner fangen will, den Tiraß aus einander, und an jede Leine faſſet ein Mann; man ziehet in der Geſchwindigkeit über die Hühner, und läßt den Tiraß mit den Leinen fahren, wenn er über die Hühner iſt; die Jäger müſſen aber auch ſogleich hurtig ihre Röcke und Kleider ausziehen, und auf die Hühner decken, weil ſie ſonſt leicht, wenn ihrer viel drunter ſind, den Tiraß aufheben, oder etliche ſtarke ihn zuſammen ziehen, da ſie alſo zum Theil frei werden und davon fliegen.

Um gewiß zu wiſſen, wo die Hühner liegen, zieht man auch wohl mit dem Schilde oder einem Schießpferde, von ferne herum, ob man die Hühner zu ſehen bekommen könne (hievon ſehe man unter Treibzeug). Man kann auch eine Stange von 6 bis 8 Ellen nehmen, macht oben eine Krücke

darauf, und die Stange unten ſpitzig. Wenn man den Falken hat überfliegen laſſen, ſo ſetzt man ihn auf die Krücke, und ſtellt ihn über den Wind, daß ihn die Rebhühner ſehen können, und deſto beſſer halten. Dabei iſt noch zu merken, daß man gegen den Wind tiraſſiren muß; ſo hebt der Wind das Garn deſto beſſer, es zieht ſich leichter und rauſcht nicht ſehr.

Dieſes wird auch auf folgende Art gemacht: Wenn der Winter mit allzuvielem Schnee anhalten will, darin die Hühner vielmal drauf gehen, ſo nimmt man den abgerichteten Falken, und den Hühnertiraß, und zieht aus auf die Felder. Wenn ihrer zwei zu Pferde ſind, ſo geht es am beſten mit dem Tiraſſiren von Statten, indem dieſe den Tiraß recht hoch führen können, ſo daß er weder in dem gefrornen Schnee, noch etwas gefrorner Erde hängen bleibt. Da man nun die Hühner auf dem Schnee im Felde ſehr weit liegen ſehen kann, ſo nimmt man den Vogel, und läßt ihn zwei- oder dreimal über die Hühner herziehen, und tiraſſiret, wie ſchon erwähnet; man zieht auch gleich die Kleider aus, und ſteigt vom Pferde, um ſie darauf werfen zu können. — Auf dieſe Art kann man, wo Hühner ſind, alle Tage etliche Ketten einfangen.

Auf die beſchriebene Weiſe mit dem Tiraß fängt man die Hühner nur, wenn ſie vollkommen ſtark ſind. Denn zu jungen halbgewachſenen Hühnern kann man nur den Wachteln-Tiraß brauchen, welcher enger als jener ſeyn muß. Daß derſelbe ſo weit in Maſchen ſeyn ſoll, geſchieht deswegen, weil ein weites Garn, nach Proportion, beſſer fängt, als ein enges. So iſt er auch leichter, indem er auf 30 und mehr Ellen breit, und faſt eben ſo lang ſeyn muß, fliegt alſo beſſer, und liegt ſo ſtark zu Boden, als ein enger, in welchem mehr feiner Bindfaden ſeyn muß; zumal da auch vielmehr Knoten darein gehören, da hingegen der Wachteln-Tiraß nur von Zwirn, und nur etwas über die Hälfte ſo groß zu ſeyn braucht.

Wenn unter die Hühner geſchoſſen wird, ſo ſind ſie, beſonders im freien Felde, im Treibzeuge nicht zu fangen. Wenn es Buſchhühner ſind, da läßt es ſich noch bisweilen thun, wenn man das Zeug mit Reißig recht verſtecken kann, daher auch der abgerichtete Falke recht gut dazu iſt. Wenn man

nun dergleichen Hühner weiß, ſo giebt man ſeinem Vogel des Abends Gewölle, und zieht alsdann aus. Iſt kein Schnee, ſo muß man einen guten Hühnerhund haben, ſucht mit demſelben die Felder ab, hat aber jederzeit ſeinen Vogel bei der Hand, als wie zum Baizen, da man ihm die Langfeſſel mit dem Wirbel abgebunden, und bloß mit der Kurzfeſſel auf der Fauſt ſitzen hat. Sobald man an dem Hunde bemerkt, daß er an Rebhühner kommt, ſo nähert man ſich mit dem Vogel. Da ſie aber nicht gern vor dem Hunde halten wollen, und aufſtieben, ſo wirft man ſogleich den Vogel davon, welcher ſie alsdann in die nächſten Büſche oder Dornen-Rainen, oder wo ſie ſich ſonſt zu verbergen ſuchen, hinein treiben wird, bisweilen auch wohl eins fängt. Wenn ſie nun in ihrem Hinterhalte ſind, ſo liegen ſie oft ſo feſt, daß man den Hund kann anziehen laſſen, und ſie werden ſo leicht nicht aufſtieben, wenn man denſelben nicht entſpringen und ſie heraus ſprengen läßt, da man denn eins nach dem andern herunter ſchießen kann. Sie ſtieben nicht gern zugleich auf, ſondern fürchten ſich vor ihrem Feinde, dem Raubvogel. Stieben ſie aber ja auf, ſo ſchickt man den Vogel noch einmal hinterdrein, damit ſie aus einander kommen, ſo kann man ſie alsdann mit dem Hunde ſuchen, und nach und nach ſchießen.

Wenn etwas Schnee fällt, kann man ſie recht weit liegen ſehen, und dann iſt es noch angenehmer. Da die beſchoſſenen Hühner zu der Zeit vollends nicht gern halten, ſondern wohl auf etliche 100 Schritte die Köpfe in die Höhe recken und fortgehen, ſo wirft man den Vogel daran, welcher ſie bald in die Dornhecken oder Feldbüſche einſchlägt. Alsdann kann man ſie gut liegen ſehen, und einer ſie im Sitzen, der andere im Fluge ſchießen.

Endlich fängt man die Rebhühner auch noch in der Schneehaube, und dieſe Art von Fang iſt ſehr gut, koſtet auch nicht viel, indem man ſich mit wenigen Koſten einige im Vorrath machen kann; ſiehe hievon unter Schneehaube.

Die Rebhühner nützen, durch ihr Fleiſch, welches zart, wohlſchmeckend, geſund und ungemein ſaftig iſt, ohne fett zu ſeyn. Vom Julius bis zum Winter ſind ſie am beſten. Die Jungen von 6 bis 8 Wochen werden vorzüg-

lich geſchätzt; doch werden die Alten auch mürbe, wenn man ſie einige Zeit todt hängen läßt. Wenn man ſie lebendig hat, ſo tödtet man ſie um des beſſern Geſchmacks willen nicht, daß ſie ſchweißen, ſondern drückt ihnen nur den Kopf ein, d. i. auf weidmänniſch: man nimmt eine von den vordern Flügelfedern, und ſticht ſie ihnen hinter dem Genicke in den Kopf.

Um zum Verſpeiſen immer Hühner vorräthig zu haben, hat man ſogenannte Rebhühnerkaſten, welche 12 Fuß lang und 6 Fuß breit ſind, und deren Höhe ſich nach den mehr oder wenigern Fächern richtet, die man nöthig hat. Dieſe Fächer werden wie bei einem Bücherſchrank und nicht höher gemacht, als daß ein Rebhuhn aufrecht darin ſtehen kann. Auf einer oder beiden ſchmalen Seiten wird ein dräh̩ternes Gitter angebracht. Auf der breiten Seite aber iſt in der Mitte eine kleine Thür zum Einſetzen des Futters und Trinkens, und zum beliebigen Ausfangen. Den Boden beſtreut man mit Sand, und den ganzen Kaſten ſetzt man ſo, daß ihn die freie Luft durchſtreichen kann. Wenn man ihnen zuweilen einen ganzen Krautkopf vorwirft, ſo nehmen ſie vorzüglich gut zu. In ſolchen Kaſten kann man auch einige von den Hennen halten, die man im Frühjahr gezähmt oder wild zur Nachzucht wieder fliegen laſſen will.

Die Eier und beſonders die Dottern werden unter die kräftigen und nährenden Speiſen gerechnet, auch ſogar den Hühnereiern vorgezogen. Daß die Eier auch die Unfruchtbaren fruchtbar machen, und den Säugenden viel Milch verſchaffen ſollen, iſt Aberglaube. — Die Federn können in Betten gefüllt werden. — Sie freſſen allerhand ſchädliche Inſekten, und dienen ſelbſt vielen Raubthieren und Vögeln zur Nahrung.

Ihr Schaden, den ſie dem Getraide und an der Saat thun, iſt ſehr unbeträchtlich. In Weinbergen ſollen ſie den Weinreben nachtheilig werden.

Es fallen zuweilen von ihnen folgende Verſchiedenheiten aus: 1) grauweiße oder ganz weiße Rebhühner (Fr. Perdrix griſe blanche), die rothe Augen haben. 2) Bunte (Lat. Perdix varia). 3) Das Rebhuhn mit dem Halsbande (Lat. Perdix torquata). 4) Das Berg-

rebhuhn (Lat. Perdix montana, Fr. la Perdrix de montagne, Buff.).

Rechter Flügel, Fr. Voie à droite; ſ. linker Flügel.

Recht geben, Fr. c'eſt bien fait. Heißt, wenn die Jäger ihren Hunden während der Arbeit mit ſchmeichelnden Worten und Liebkoſungen zu erkennen geben, daß ſie ihre Sache gut gemacht haben, um ſie für die Zukunft deſto mehr aufzumuntern.

Recht guter Hirſch. Wird ein jagdbarer Hirſch genannt, wenn er in der Feiſtzeit vollkommen gut iſt.

Recht haben, Fr. rencontrer juſte. Ein Leithund, ſagt man, hat Recht, wenn er in ſeiner Suche richtig, ohne daß der Jäger weder Fährten noch Schweiß, noch ſonſt eine Erkenntniß haben kann, gleichwohl aber im Nachhängen dergleichen noch findet.

Rege, ſ. Buſch- und Hüttenrege.

Rege machen, Fr. débusquer. Heißt, wenn ein Thier aus ſeinem Stande oder Lager aufgejaget wird, daß es weiter geht, oder gar flüchtig wird.

Regenpfeifer, Lat. Charadrius. Macht eine Gattung von den Sumpfvögeln aus, die folgende Kennzeichen hat: Der Schnabel iſt länglich, rund und ſtumpf. Die Naſenlöcher ſind ſchmal. Die Füße ſind dreizehige Gangfüße, ohne Hinterzehe. Die meiſten halten ſich gern an den Mündungen der Flüſſe, und im Geräuſche des Waſſers und Regens auf, und machen gemeiniglich ein ſtarkes Geſchrei. Zu dieſer Gattung gehören nämlich: der Steinwälzer, der Strandreuter, der Haidenpfeifer, der Goldregenpfeifer, der Mornell, der Strandpfeifer, und

der ſchreiende Regenpfeifer, Lat. Charadrius vociferus, Linn. Fr. le kildir, Buff. Engl. the noiſy Plover, Penn. auch genannt: Killdihr, weil ſein Geſchrei faſt wie dies Wort klingt. Von den übrigen Arten unterſcheidet er ſich dadurch, daß die Kehle und den Hals ein weißer Ring umgiebt, dann ein ſchwarzer folgt, und unter dieſem an der Bruſt ein weißer und ſchwarzer Halskreis. Die Füße ſind gelb.

An Größe gleicht dieſer Vogel der Heerſchnepfe, und iſt 11 Zoll lang. Der ſchwarze Schnabel iſt über 1 Zoll lang; die Augen ſind ſchwarz, die Augenlider roth, die Beine blaßgelb.

Die Stirn und der Raum vor und hinter den Augen ſind ſchwarz; ein breiter ſchwarzer Streifen geht vom Schnabel unter jedem Auge durch bis zum Hintertheile des Kopfs, der Vordertheil des Halſes ſchwarz, der Hintertheil nebſt Genick, Nacken, Rücken und Deckfedern der Flügel ſind dunkelbraun, die Steißfedern ſo lang, daß ſie über 3 Theile des Schwanzes bedecken, ſchmutzig orangengelb, die letztern ſchwarz mit weißen Schäften und Säumen, die Schwungfedern dunkelbraun, der Schwanz zugerundet, ſchmutzig orangengelb, nahe am Ende mit einem ſchwarzen Bande, und an der Spitze weiß. — Männchen und Weibchen ſehen ſich einander gleich.

Sein Daſeyn iſt nicht, wie man ſonſt glaubte, bloß auf Amerika eingeſchränkt; denn man hat ihn auch am Rhein entdeckt. — Er iſt eine Plage für die Jäger, denen er durch ſein Geſchrei, wenn ſie ihm nahe kommen, das Wild aufjagt.

Regenſchnepfe, lat. Scolopax Glottis, Linn. Fr. la Barge variée, Buff. Engl. the Greenſhank, Penn. auch genannt: große Pfuhlſchnepfe, Grünbein, Meerhuhn, und wird oft mit der rothfüßigen Schnepfe verwechſelt. Sie gehört als Sumpfvogel unter die Gattung der Schnepfen, und zwar iſt ſie von der zweiten Familie derſelben eine Art, welche ſich von den übrigen durch einen unten an der Wurzel rothen Schnabel, weißen Unterleib, und grüne Füße unterſcheidet.

Sie hat Taubengröße, iſt 14 und einen halben Zoll lang, 2 und ein Viertel Zoll breit. Der Schwanz mißt 2 und einen halben Zoll, über deſſen Spitze reichen die Flügel etwas hinaus, und das Gewicht iſt 5 bis 7 Unzen. Der Schnabel iſt faſt 3 Zoll lang, ſehr dünn, unten an der Wurzel roth, das übrige braun und nach der Spitze zu ſchwarz; der Augenſtern iſt rothbraun, die Füße ſchwarzgrün, die Klauen ſchwarz, die Schenkel 15 Linien weit nackt, die mittlere Zehe 16, die hintere 6 Linien lang, und die mittlere Vorderzehe hängt mit der äußern durch eine kleine Haut ein wenig zuſammen.

Der Kopf und Obertheil des Halſes ſind aſchgrau mit dunkelbraunen Strichen; eine weiße Linie läuft über jedes Auge, die Deckfedern der Flügel, die Schultern und der

Obertheil des Rückens ſind bräunlichaſchgrau mit ſehr dunkelbraunen eirunden Flecken, die Bruſt, der Bauch, After, Untertheil des Rückens, Steiß und die mittelmäßigen obern Deckfedern des Schwanzes weiß, die vordern Schwungfedern dunkelbraun, auf der innern Fahne mit weißen Flecken, die vier erſten faſt ganz ſchwarz, nur mit hellen Schäften, die hintern graubraun und weiß geſtreift, der Schwanz weiß mit dunkelbraunen wellenförmigen Querſtreifen.

Dieſer Vogel bewohnt die Ufer des Meeres, der Seen und Flüſſe, iſt in Deutſchland auf dem feſten Lande ſelten, niſtet jedoch in Thüringen an den Ufern des Schwanenſees. Hier zieht er zu Ende des Septembers weg, und kommt im Anfange des Aprils wieder. Seine Nahrung beſteht in mancherlei Gewürmen und Inſekten, die theils das Waſſer ausſpielt, theils an dem Schilfgraſe gefunden werden, auch in Sumpfgrasſaamen und einigen Kräutern.

Das Neſt findet man im Schilf aus Binſen. Die 6 Eier, die ſie legen, ſind ſchmutzig ſtrohgelb mit leberfarbenen und purpurblauen einzelnen Flecken und haben die Größe der Rebhühnereier. — Das Fleiſch hat einen ausgeſuchten Geſchmack.

Regenvogel, lat. Scolopax Phaeopus, Linn. Fr. le Courlieu ou petit Courlis, Buff. Engl. the Wimbrel, Penn. auch genannt: Saatvogel, mittlerer Brachvogel, Güsvogel, Regenworp, Regenwulp, Güthvogel, Weid- und Wettervogel, türkiſcher Goiſer, türkiſche Schnepfe, Blaubeerſchnepfe, Blaufuß. Er gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und iſt von der Gattung der Schnepfen eine Art, bei welcher als Kennzeichen der Schnabel gekrümmt iſt, die Füße blaugrünlich ſind, und auf dem Rücken der Länge nach zugeſpitzte dunkelbraune Flecken ſtehen.

Er iſt 17 Zoll lang, die Flügelbreite 2 Fuß 10 Zoll, und wiegt 12 Unzen. Der Schwanz iſt 4 und einen halben Zoll lang; und die Flügel reichen faſt bis an deſſen Spitze. Der Schnabel iſt 3 und einen halben Zoll lang, dünn, rund, gebogen, an der Spitze ſtark und ſtumpf, ſchwarz, die untere Kinnlade an der Wurzel röthlich, der Augenſtern nußbraun, die vorn geſchilderten und hinten netzförmigen Füße ſind grün ins Blaue ſchielend, die Beine 2 und einen halben Zoll, die kahlen Kniee 1 und ein Vier-

tel Zoll hoch, die Mittelzehe 1 und 3 Viertel Zoll und die hintere 7 Linien lang.

Der kleine Kopf, lange Hals, der Obertheil des Rückens, die Schulterfedern, die Deckfedern der Flügel und die Bruſt ſind blaßbraun, an ſehr alten roſtgrau, mit der Länge nach zugeſpitzten ſchwärzlichen oder dunkelbraunen Flecken; auf den Kopf hin geht der Länge nach eine weißliche Linie, welche auf jeder Seite durch eine ſchwarze begränzt iſt; die Deckfedern des Schwanzes ſind hellbraun mit dunkelbraunen Querbinden; das Kinn, der Unterrücken, Steiß, Bauch und die Vorderſchenkel ſind weiß, aber hinten an den Schenkeln und an den Seiten ſitzen dunkelbraune Flecken; die langen untern Deckfedern des Schwanzes ſind gelblichweiß, die Schwungfedern ſchwärzlich, auf der innern Fahne weiß gefleckt, die hintern heller und mit lichtgrauen Rändern, der Schwanz hellbraun mit ſchwärzlichen Streifen und weißlicher Spitze. — Das Weibchen hat einen aſchgrauen Kopf; der Augenkreis iſt grünlichweiß; der After iſt weiß mit ſchwärzlichen Linien; der ganze Unterleib beſteht übrigens aus lanzetförmigen ſchwärzlichen Streifen; die zweite Ordnung der Schwungfedern hat auf der äußern und innern Fahne 5 bis 12 weiße Flecken.

Dieſe Schnepfe hat mit der Doppelſchnepfe faſt einerlei Vaterland, kommt nach Deutſchland als Zugvogel, zieht vom Anfange des Septembers bis im December ſchaarenweiſe, doch zuletzt einzelner, weg, und kömmt im März wieder zurück. Sie lagern ſich entweder auf der Saat oder auf ſumpſigen Flußufern, und zwar nahe zuſammen, laufen ſtrichweiſe hinter und neben einander her, und man kann daher viele auf einen Schuß erlegen, wenn man ſich ihnen nahe genug anſchleichen kann.

Sie nähren ſich von Schnecken, Regenwürmern und Erdmaden; letztere holen ſie mit ihrem langen Schnabel unter der Erde heraus. Doch findet man auch Kräuter und Pflanzen in ihrem Magen.

Ihr Daſeyn erkennt man an ihrem pfeifenden Laut: Güs, Güs! den ſie beſtändig ausſtoßen. Man ſucht ſich alsdann an ſie zu ſchleichen, und ſie mit der Flinte zu erlegen, oder macht da, wo ſie häufig vorbei ziehen, einen Heerd für ſie. Gleich im Anfange des Sommers wird der

Stellplatz gedüngt und gepflügt, damit er im Herbſt wieder ein wenig beraſet iſt, weil ſie ſolche Orte mehr als die Brachäcker und Wieſen lieben. Die Hütte gräbt man in die Erde. Die Maſchen in den Garnwänden macht man weit, damit ſie nicht leicht Luft fangen. Damit nun die Regenvögel nicht neben den Heerd niederfallen, läßt man den Platz um denſelben beſtändig umpflügen. Es iſt auch nöthig, daß man mehr als einen Heerd habe; denn wenn auf einen lange aufgeſtellt iſt, ſo wird er von dem vielen Hin- und Hergehen zertreten und unbrauchbar; man muß alſo die Netze gleich auf einen andern tragen können. Zum Fange ſind alsdann ein Paar Lockvögel und ein Paar Läufer nöthig; dieſe bekömmt man entweder, indem man ſie flügellahm ſchießt, oder mit einem Lerchennetze des Nachts fängt. Man gewöhnt ſie an ein Univerſalfutter. Wenn man ſie aber nicht lebendig haben kann, ſo ſetzt man ein Paar ausgeſtopfte Bälge von ihnen auf den Heerd, und pfeift mit dem Munde aus der Hütte, wie ein Regenvogel, wenn ſie vorbei ſtreichen. Im Oktober iſt der ſtärkſte Strich.

Sie nützen durch ihr ſehr wohlſchmeckendes Fleiſch, und wenn Regen bevorſteht, ſollen ſie ſich mit einem beſondern Geſchrei in die Luft erheben, daher ihr Name entſtanden iſt.

Reh, Lat. Cervus Capreolus, Linn. Fr. le Chevreuil, Buff. Engl. the Roe, Penn. Das Männchen heißt beſonders der Rehbock, oder ſchlechthin Bock, und das Weibchen Reh, Ricke, Hille, Ziege, Gais. Das Reh gehört unter die fünfte Ordnung der Säugthiere, nämlich die wiederkäuenden Thiere, und iſt von der Hirſchgattung diejenige Art, bei welcher die Geweihe aufrecht ſtehen, knotig ſind, und ſich in zwei Spitzen endigen. Die Hinterbacken ſind weiß. Es lebt in ganz Europa, die kälteſten Länder ausgenommen.

Mit dem Hirſch und der Ziege hat es viele Eigenſchaften gemein. In der Art der Fortpflanzung und Ernährung iſt es der Ziege ſehr ähnlich, und in der Geſtalt und Farbe dem Hirſch; vor letzterm aber hat es feurigere Augen, glänzendere und glättere Haare, geſchmeidigere Glieder, iſt

zwar kleiner, aber dafür auch lebhafter, muthiger und ſtolzer.

Seine Größe iſt 4 Fuß 4 Zoll, die Höhe 2 Fuß 8 Zoll, und der Schwanz (die Blume) iſt 1 Zoll lang und kaum merklich. Der Kopf iſt klein, aber wohlgebildet, und läuft in eine ſtumpfe Schnautze aus. Die Augen ſind groß und haben einen bläulichten ovalen Augapfel. Die Thränenhöhlen fehlen. Die Ohren ſind 6 Zoll lang, ſpitzig, inwendig und auswendig wollig, und ſtehen weit von einander. Im Munde ſtehen in der untern Kinnlade 6 Vorderzähne, welche ihm in der Ordnung, wie dem Schafe, vom zweiten bis vierten Jahr ausfallen und durch neue breitere erſetzt werden, — keine Eckzähne und auf jeder Seite oben und unten 6 ſcharf zugeſpitzte Backenzähne, deren jeder inwendig zweimal ausgehöhlt und auswendig zweimal auswärts gebogen iſt.

Dem Kopf des Rehbocks giebt das kurze, äſtige, länglicht runde, gerade und aufrechtſtehende, roſtfarbige, knotige, und unebene und dichte Gehörn eine beſondere Zierde. Er trägt ſeinen wohlgebildeten langen Hals hoch, und ſein Rükken iſt wenig eingebogen. Seine Läufte ſind ſchlank und die ſchwarzen Schalen mit den gleichfarbigen eirunden Afterklauen glänzen, wie polirt. Sein vorzügliches Merkmal, woran ihn der Jäger ſchon von weitem erkennt, iſt ein langer Haarzopf unter dem Leibe in der Gegend des Zeugungsgliedes (Pinſels). — Die Ricke hat einen ſchmälern Kopf, längern und dünnern Hals, ſchmälere Bruſt und ſchlankern Leib. Sie iſt gewöhnlich ungekrönt, doch findet man ſie auch, wiewohl ſehr ſelten, mit einem Gehörne von 2 Zoll Länge ohne Enden verſehen, das ſie ebenfalls, wie er, jährlich abwirft. Sie zeichnet ſich ſchon in der Entfernung durch ihren niedrig tragenden Hals und beſonders durch den langen gelben Haarbüſchel am Feigenblatt ſehr kenntlich aus.

Die Farbe ändern die Rehe, ſo wie die Hirſche, des Jahrs zweimal. Vom Frühjahr bis zum Herbſt ſind die Haare kurz und weich, gelbbraun oder roſtfarben; im Winter aber ſind ſie länger, rauher, aſchgrau und bekommen durch die gelben Spitzen, die ſie haben, eine röthlichgraue Farbe. Sonſt läuft über die Naſe, an der Oberlippe

weg, ein ſchwarzer Streif; der übrige Theil der Naſe iſt bis an die Augen ſchwarz und weiß geſprengt, das Untermaul weiß, die Ohren mit einer ſchwarzen Einfaſſung geziert, und an der Wurzel weiß, die Kehle gelb, der Unterhals mit zwei weißen Flecken bezeichnet, und der Bauch ſchmutzig weißgelb. Die Hinterbacken ſind ganz weiß, und dadurch unterſcheiden ſie ſich von dem andern Wildpret. Das Haar iſt an der Wurzel immer grau, und am Bauche und den Hinterſchenkeln befinden ſich zwei Haarnäthe.

Auch das Gehörn wechſelt der Rehbock alle Jahre. Im ſiebenten Monat ſetzt er ſeinen erſten Hauptſchmuck, zwei kurze Spieße auf. Dieſe werden bei den folgenden Wechſelungen länger, und erſcheinen im vierten Jahre mit 2 Zakken, welche ſich alsdann alle Jahre mit neuen vermehren, bis ſie die Zahl von 6 oder 8 erreicht haben. Selten findet man Rehbocksgehörne mit 12 Enden. Nach der Brunſt wirft er jedesmal ſein Gehörn ab, welches ihm dann im dritten Monate wieder vollkommen gewachſen iſt. Das rauhe Baſt deſſelben ſchlägt er im Februar und März an den Birken, Saalweiden, Tannen und Kiefern ab, und ordentlicherweiſe ſollte ſich daſſelbe in zwei Spitzen endigen; allein weil er ſeinen noch weichen Putz nicht, wie der Hirſch, ſchonet, oder ſchonen kann, ſo findet man ihn gar oft mit wunderlichem Gehörn verſehen.

Beide Geſchlechter können ſehr ſchnell laufen, fertig ſchwimmen und ihr ſcharfes Geſicht und feiner Geruch macht, daß ſie ihren Feinden oft entgehen; ſie richten deshalb den Kopf immer in die Höhe und nach dem Winde zu, und können einen Menſchen auf 300 Schritte weit vernehmen. — Ihre Stimme, welche ſie in der Brunſtzeit und beſonders dann hören laſſen, wenn ihnen etwas unvermuthetes aufſtößt, iſt ein helles weitſchallendes dreimaliges Bellen (Schmählen), welches ſie in einiger Entfernung langſam ſchleichend ſo lange fortſetzen, bis ſie dasjenige deutlich ſehen, was ſie ſtutzig machte, und iſt es ein Menſch oder Hund, ſo laufen ſie mit der größten Schnelligkeit ſtumm davon. Ihr unverkürztes Lebensziel erſtreckt ſich bis ins 16te Jahr.

Ihren Aufenthalt haben die Rehe gern auf hohen trocknen Plänen an den äußerſten Gränzen der Waldungen, wo

die Hafer- Erbſen- Linſen- und Grummetfelder in der Nähe ſind, in lichten Hölzern, in Gegenden, wo faule Bäume und vorzüglich die jungen Schläge nahe ſind und die Brombeerſtauden häufig wachſen. Sie vereinigen ſich nicht, wie die Hirſche, in ſtarke Rudeln, ſondern leben nur in Geſellſchaft von 3, 4 bis 5 Stücken. Der Bock iſt beſtändig um ſeine Gais, deren er eine, 2, höchſtens 3 hat, lebt unter denſelben, und ſeinen Jungen, wie ein Hausvater, und vertheidigt ſie bis auf den Tod. Im Sommer ſuchen ſie den alten Standort wieder, den ſie ſich einmal zu ihrem Aufenthalte erwählt haben, wenn ſie der harte Winter in niedrige dicke Laub- und Schwarzwälder getrieben hatte. Ehe ſie ſich niederlegen, ſcharren ſie allezeit mit ihren Vorderläuften einen runden Platz.

Ihrem Geäſe gehen ſie gern des Abends und Morgens auf trocknen Wieſen, in jungen Gehegen und Holzſchlägen nach, wo ſie ſich an den beſten Kräutern und Gräſern, an dem Laub der Weiden und beſonders der Pappeln erquicken. Der Bock tritt allezeit zuerſt aus dem Holze, und kundſchaftet die Gegend aus, ob es ſicher iſt, und die Ziege folgt ihm nach; hingegen wenn ſie verjagt werden, oder aus Furcht fliehen, ſo geht ſie voran, und er folgt nach, um ſie erſt in Sicherheit zu laſſen. Die Berberis- und Brombeerſtauden ſind ihnen ein ſehr angenehmes Futter und nächſtdem der Ginſter. Ferner ziehen ſie nach jungem Getraide, den Hafer- Erbſen- und Linſenäckern, beſonders aber den Gemüßgärten, indem ſie die Bohnenblätter ſo außerordentlich lieben, und im Winter füllen ſie ihren Magen mit Baumknospen, Baumrinden und jungen Zweigen, die ihnen oft unverdaulich ſind. Den Durſt können ſie ſich im Nothfall ohne Quelle durch Ableckung des Thaues und Regens von den Blättern und durch Schnee löſchen. Das Salz lieben ſie, wie die Hirſche.

Der Bock tritt zu Ende des Novembers und Anfang des Decembers auf die Brunſt, und da er mehrentheils ſeinem einzigen Weibchen treu iſt, ſo brunftet er auch nur einen halben Monat. Er begattet ſich gewöhnlich nur einmal des Jahrs, und nur die Schmalrieke läßt ſich zuweilen aus Geilheit im Auguſt von einem hitzigen jungen Bock, doch ohne Befruchtung, beſchlagen. Keineswegs aber iſt die

neuerliche Behauptung gegründet, als ob die Brunſtzeit im Auguſt ſey, und das Reh 11 Monate trage. In der Brunſtzeit ſcheucht er ſeine Jungen weg, und ſchreit zuweilen dumpfig und abgebrochen, wovon ihm der Hals aufſchwillt. Er geht auch alsdenn gern in die Waldbäche und ſcharrt den Boden darin auf, und die Haare werden ihm am Bauche von dem beitzenden Saamen ſchwarz. Die Rehziegen tragen 5 und einen halben Monat oder 21 Wochen, und ſetzen im Mai und Junius mehrentheils zwei Junge, ein Männchen und ein Weibchen, ſelten eins, noch ſeltner drei, an einen düſtern einſamen Ort in Bergen oder in ein dickes Gebüſch an naſſen Wieſen. Vier oder 5 Tage vorher, ehe ſie ſetzt, ſucht ſie ſich nach und nach von ihrem Gatten, ohne daß er es bemerkt, zu entfernen, bis ſie am letzten Tage gar unſichtbar bleibt und ihre Jungen gebiert. Nach einer Trennung von 8 Tagen ſucht ſie ihn wieder in dem alten Stande auf und führt ihn freudig zu ſeinen Jungen, welche ihn, wie die jungen Lämmer, freudig anblöken, und worauf er wieder für ſeine Rieke und ſeine Jungen die größte Sorge trägt. Dieſe Jungen ſind Anfangs buntgefleckt, nämlich roth und weiß, ſaufen 4 Monate, laufen aber den zehnten Tag ſchon mit ihrer Mutter davon. Die jungen Rehe nennt man auch Rehkälber, Rehkätzlein, Rehkützel, Rehzicklein, wenn die männlichen 1 Jahr alt ſind, Spießböcke, Spieſſer, und die weiblichen Schmalthiere, Schmalrehe, Schmalrieken. Man kann ſie, obgleich mit vieler Mühe, zähmen und gewöhnen, daß ſie, wie die Hunde, mit in Wald laufen. Sehr ſelten fallen ganz weiße Rehe.

Sie leiden, wie die Hirſche, an der Knotenkrankheit. — Die Engerlinge ſollen ihnen den Magen durchfreſſen, und im Frühjahr den Schlund und die Luftröhre verſtopfen, daß ſie elend ſterben müſſen. — Durch unverdauliches Futter in harten Wintern, als viele Baumrinden und junge Zweige, wird oft die Auszehrung verurſacht. Auch vom Durchfall oder der Ruhr, die nach langem Hunger und zu viel genoſſenem jungem Laube entſteht, ſterben viele im Frühjahr.

Die Feinde der jungen Rehe ſind die Füchſe und Wieſel, und der alten die Wölfe, Luchſe und Hunde; doch fängt

der Fuchs im Winter, wenn eine Rufft des Schnees das Wild im Laufen hindert, auch alte Rehziegen und Rehböcke. — Da das Reh ein reinlicheres Thier iſt, als der Hirſch, ſo iſt es auch mehr von Holzböcken und Läuſen befreit, als er. Die Bremſen, welche dem Hirſch ihre Eier im September in die Haut und Naſe legen, thun es auch dem Rehe.

Die Fährte (gehend oder trabend flüchtig) der Rehe iſt geſchränkt und faſt ſtets gezwungen; doch ſpalten ſie auch ihre Klauen, wenn ſie flüchtig ſind, und ſetzen alsdenn auch die Afterklauen ein. Die Hinterfährte iſt allezeit kleiner, als die Vorderfährte, und der Bock macht ſeine Spur etwas ſtumpfer, als die Ziege. Sie werden eben ſo wie der Hirſch gejagt, gebirſchet, geklappert und im Garne gefangen. Noch ein beſonderes Jagen iſt das Rehblatten.

Sie nützen durch ihr vortrefliches Wildpret, welches man das ganze Jahr nützt. Beſonders delikat iſt das Wildpret der Kälber von 12 bis 18 Monaten, und die Rehzunge. — Das Rehunſchlitt wird, wie das Hirſchunſchlitt gebraucht. — Das Fell wird roh gahr gemacht und zu Stühlen, Polſtern und Satteldecken verbraucht. — Das weißgegerbte Leder iſt feiner als das Hirſchleder, und es verarbeitet ſolches der Beutler, wenn es nicht von Engerlingen zu ſehr durchlöchert iſt, zu guten Beinkleidern, Handſchuhen und dergl. — Die Haare dienen zu Fütterungen der Polſter und Stühle, und ſind theurer als die Hirſchhaare, weil ſie ſich nicht ſo leicht zuſammenballen. — Die Geweihe werden als Haken in Wohnungen angenagelt, von den Drechslern zu Tobacksſtopfern und Pfeifenröhrchen gedreht, und von Meſſerſchmidten zu Meſſerſtielen gebraucht. — In langwierigen Krankheiten iſt wider das Wundliegen ein Rehbocksfell das beſte Mittel. — Die Rehe ſollen auch in Waldungen durch ihren Miſt und Urin Anlaß zu Salpetererzeugungen geben.

Sie ſchaden eben ſo viel, als die Hirſche, und noch mehr, zumal bei zu ſtarker Hegung und Vermehrung, da ſie ſich in Waldungen im Frühjahr vorzüglich von den Knoſpen der jungen Bäume und der Sträucher nähren, und auch in Gemüsgärten ihre Nahrung ſuchen.

Rehblatten, Blaten, Blattſchießen, Fr. ſiffler, Siriaſis. Heißt, wenn man den Rehbock durch einen betrü-

geriſchen Ruf herbei lockt, um ihn bequem ſchießen zu können. Hiezu nimmt man Buchen- Birn- oder Apfelbaumblätter, am beſten aber die äußere Schale von Birken, weil dieſe weiter und reiner gehöret wird, und pfeifet darauf einen zweyſtimmigen Ruf, wie die Rieke thut, wenn ſie ſich um ihre Jungen bekümmert. Hierauf kommen die Rehe gemeiniglich, beſonders im Auguſt, ſchnell wie ein Pfeil geflogen, auch wenn der Bock keine Rieke bei ſich hat, weshalb man ſich fertig halten muß. Auch kommen ſie wohl von ihrer bei ſich habenden Rieke weg, und ſuchen ſich zu verneuern.

Rehbock, iſt das Männchen vom Reh.

Rehbock, wilder, ſ. Damhirſch.

Rehbrunſt, Fr. Rut de chevreuil. Iſt die Zeit der Begattung der Rehe, welche zu Ende des Novembers und Anfang des Decembers, nicht aber im Auguſt, vor ſich gehet; ſ. unter Reh.

Rehkalb, Rehkätzlein, Rehkützel, Rehzicklein, Fr. petit chevreuil, Chevrillard, Fan de chevrette, Chevreau. Werden die jungen Rehe genannt ſo lange ſie noch kein Jahr alt ſind.

Rehkaſten, ſ. Wildpretskaſten.

Rehnetze, Fr. Rets à chevreuils. Dieſe werden ihrem Namen gemäß, vorzüglich zu Rehjagden gebraucht, ſind aber auch, wenn ſie von gutem ausgehechelten und fein geſponnenen Hanfe gemacht werden, zu allem nützlich. Man kann zur Noth ein rothes Thier, auch Damhirſche darin fangen, auch müſſen ſie zweijährige Keuler, Bachen und Friſchlinge allezeit halten, ingleichen Wölfe, Luchſe, Füchſe und Haſen. Obgleich aber alles einläuft in die Garne, ſo kann man doch die alten Rieken, oder noch ſehr junge Rehe, alſo auch Roththiere, Bachen und Friſchlinge wieder laufen laſſen, und wenn die Leinen länger gemacht werden, können auch die Garne ausgezogen und ohne Buſen geſtellt werden, und ſo kann man luſtige Jagen nach Rehen, Wölfen, Füchſen und Haſen einrichten. Für die Rehe und anderes Rothwildpret ſind ſie nicht ſo ſchädlich als die Reh-Hagen, worin die Rehe in Schleifen gefangen werden, welches nicht weidmänniſch iſt, ſondern nur von Raubſchützen und Wilddieben geſchieht.

Um die Rehnetze alſo zu allem gebrauchen zu können, müſſen ſie von recht gut ausgehecheltem Hanfe gemacht werden. Die Leinen zu den Maſchen ſind ſo ſtark als ein ſtarker Federkiel, und müſſen fein gezwirnt, vierſchäftig ſeyn, und aus 12 Faden beſtehen. Die Weite der Maſchen von einem Knoten zum andern gerechnet, muß 4 Zoll betragen, man fängt 20 Maſchen hoch an, und ſtrickt ſo gerade, 45 Klaftern lang, fort, daß es Buſenreich 30 Klaftern oder 60 Waldſchritte ſtellet, denn der dritte Theil von 45 Klaftern ſtellt ſich ein zum Buſen; die Ober- und Unterleine müſſen Fingers ſtark, und jede 36 Klaftern lang, auch von gutem Hanfe und fein gezwirnt ſeyn.

Hiezu muß eine Stange mit einem Haaken ſeyn, worauf das Netz aufgehoben, daran geſteckt und zugebunden wird, daß es bequem fortzubringen iſt, ſowohl zum Fahren, da ſie ſich gut auf- und abladen laſſen, als auch zum Forttragen, indem ein ſtarker Mann ein ſolches Netz allein tragen kann.

Reif. Heißt das Maas, womit in einigen Gegenden, z. B. im Holſteiniſchen, das Brennholz gemeſſen wird. Ein Reif hat 3 Fuß Länge in Scheitern, grob geſpalten, gemeiniglich Buchenholz, und 6 Fuß lang und breit. Auf der Weſer wird das Brennholz nach Reif, Fuder und Faden gemeſſen.

Reiflein. Iſt ein Zeichen, welches zuweilen in der Fährte des edlen Hirſches bemerkt wird, wenn er gerade mit der hintern Schale in die vordere tritt, und ein Reiflein darum ſtehen bleibt.

Reifſtäbe, Fr. Cerceaux de demi-rond. Sind eichene, haſelne u. ſ. w. Stäbe, welche zum Spalten der Faßreiſe dienlich ſind, und daher zum Bötticher- oder Piepenholz gehören.

Reihen, Fr. s'apparier. Sagt man vom Begatten der Waſſervögel, als Gänſen, Enten, u. ſ. w.

Reiher, Lat. Ardea. Iſt eine Gattung von der fünften Ordnung der Vögel, nämlich der Sumpfvögel. Bei den Vögeln dieſer Gattung iſt der Schnabel lang, dünn und pfriemenförmig, bis zu den Augen nackt. Die Zunge iſt lang, häutig und flach. Die Naſenlöcher ſind länglich, oben zur Hälfte bedeckt, und haben eine nach der Länge lau-

fende Furche. Die Füße ſind nicht ſo hoch, als die Füße der Störche und Kraniche; die Zehen dagegen länger, beſonders die hintere. Sie haben eine beträchtliche Hautfalte zwiſchen der äußern und mittlern Vorderzehe. Die Nägel ſind lang und ſpitzig, und die mittlere Vorderzehe iſt am innern Rande gezähnelt.

Von dieſer Gattung giebt es 17 Arten. Der gemeine Reiher (ſ. Fiſchreiher); der große Reiher; der Purpurreiher und glattköpfige Purpurreiher (ſ. Purpurreiher);

Der braunrothe Reiher (lat. Ardea rufa, Linn. Engl. the rufous Heron, Lath.), auch graugelblicher Reiher genannt, welcher ſich durch einen Federbuſch, ſchwarzen Bauch und braunrothe Bruſt von den übrigen Arten unterſcheidet, und von der Größe des gemeinen Reihers iſt.

Der große weiße Reiher (lat. Ardea alba, Linn. Fr. le Heron blanc, Buff. Engl. the white Heron, Penn.). Dieſer hat einen glatten Kopf, gelben Schnabel, und iſt weiß.

Der ſchwarze Reiher (lat. Ardea atra, Linn. Fr. le Heron noir, Buff. Engl. the black Heron, Lath.) welcher ſchwarz iſt und einen glatten Kopf hat.

Ferner: die große und kleine Rohrdommel (ſ. Rohrdommel). — Der ſchwäbiſche Reiher (lat. Ardea Marſigli, Linn. Fr. le petit Butor, Buff. Engl. the Swabian Bittern, Lath.), auch der grüngelbe Reiher genannt, und hat als Kennzeichen: glatten Kopf, röthlichen Körper, weiße Kehle und weißlichen Schwanz.

Der geſtrichelte Reiher (lat. Ardea danubialis, Linn. Fr. le Butor brun rayé, Buff. Engl. the rayed Bittern, Lath.); dieſer unterſcheidet ſich dadurch, daß der Kopf glatt, der Hals und die Bruſt weiß, der Körper braun, ſchwarz und röthlich geſtrichelt iſt.

Der kaſtanienbraune Reiher (Ardea badia, Linn. Fr. le Crabier roux, Buff. Engl. the Chesnut-Heron, Lath.); er hat einen glatten Kopf, kaſtanienbraunen Oberleib und ſchmutzig weißen Unterleib, und eine weiße Binde von der Gurgel bis zum Bauch.

Der gefleckte Reiher (lat. Ardea maculata, Linn. Fr. le Butor tacheté ou Pouacre, Buff. Engl. the ſpotted Heron, Lath.) auch genannt ſchwarzer Reiher, mit

glattem Kopfe, dunkelbraunem und weißgeflecktem Rücken. — Der Nachtreiher. — Der große und kleine Silberreiher (ſ. Silberreiher). — Der Rallenreiher.

Reiherbaize, Fr. Chaſſe du Héron, Vol pour le héron. Iſt die vorzüglichſte Jagd nach Reihern, welche zuweilen mit Falken und andern abgerichteten Raubvögeln, meiſt im Frühjahr, angeſtellet wird. Bei dieſer Jagd begiebt ſich der Falkenierer an einem ſtillen und ſchönen Tag zu Pferde mit ſeinem Falken und einem Stöberhunde in diejenige Gegend, wo Reiher bemerkt worden ſind. Sobald der Stöberhund einen aufgetrieben hat, läßt er vortheilhaft den Raubvogel los (wirft ihn ab). Der Reiher bemerkt ſogleich ſeinen Feind, und ſpeit, wenn er nicht nüchtern iſt, während dem Flüge die Fiſche aus, die er im Kropfe hat, um ſich leichter zu machen, und ſteigt ſo geſchwind er kann, bis zu einer außerordentlichen Höhe. Der Falke ſteigt auch, aber mit beſonderer Klugheit, indem er durch Umſchweife, aber dennoch mit der unglaublichſten Geſchwindigkeit, dem Reiher die Höhe abzugewinnen ſucht. Sobald er ſeinen Zweck erreicht hat, ſo wagt er mit ſeinen ſtarken Waffen einen Anfall auf ihn, ſchwebt über, um und neben ihm herum, bis er ſeinen Vortheil abſieht, ihn ganz und recht zu faſſen. Denn geht er nicht vorſichtig zu Werke, ſo iſt er in Gefahr, ſich in des Reihers ſpitzigen Schnabel, welchen dieſer mit ſeinem großen biegſamen Hals auf den Rücken hinbiegt, und gerade in die Höhe ſtellt, zu ſpießen. Dies geſchieht denn auch bei jungen unerfahrnen Falken nicht ſelten, daher man mit einem Jungen immer noch einen Alten auf ihn loslaſſen muß. Zuweilen ſoll ſich der Reiher, wenn die Gefahr zu groß wird, in der Luft umkehren und auf dem Rücken liegend mit ausgeſpannten Flügeln, wie mit Segeln in der Luft ſchweben, um ſeinen Feind deſto gewiſſer zu empfangen. Aber auch dieſe Nothwehr ſoll ihm mehrentheils misglücken, und er mit dem Falken gewöhnlich zugleich herunter fallen. Ein ſo gefangener Reiher wird meiſt mit einem blechernen Ringe an den Füßen mit der Herrſchaft Namen und der Jahrzahl wieder losgelaſſen, und man hat Beiſpiele, daß Reiher gebaizt worden ſind, die mehrere ſolcher Ringe an den Füßen hatten.

Rein belegt. Heißt es von einer Hündin, wenn ſie mit einem Hunde ihres Gleichen, der von eben derſelben Race und Güte iſt, ſich bezogen hat.

Reine Fährte, Fr. Voie pur. Wird geſagt von der Fährte des edlen Hirſches, indem dieſe im Sande, wenn es geregnet hat, gemeiniglich reine ſtehen bleibt; beim Thier hingegen, da dieſes nicht ſo beſchloſſen geht, fällt ſie wieder zu.

Reines Jagen, reinlich Jagen. Wird genannt, wenn in einem Jagen von einerlei Gattung, nämlich wornach geſtellet worden, als lauter Hirſche oder Sauen, nicht aber Wildpret, Schmalthiere, Kälber, Rehe u. d. gl. unter einander, mit darin iſt.

Reinigung der Nadelhölzer. Wenn die jungen Fichten, Tannen und Kiefern, im dicht geſchloſſenen Stande, ein Alter von 20 Jahren erreicht haben, ſo werden die Seitenäſte erſtickt, ſo daß ſie dürre werden und von ſich ſelbſt abfallen. Dieſes Abwerfen der Seitenäſte heißt dann, die Hölzer haben ſich gereiniget. Da nun dieſes Reinigen von ſelbſt geſchieht, ſo iſt das Unternehmen einiger Forſtmänner, dergleichen Hölzer auszuſchneiteln nicht nur unnöthig, ſondern auch außerdem ſehr ſchädlich, weil die Stämme davon leicht abſterben. Einzeln ſtehende Nadelhölzer reinigen ſich nicht, ſondern treiben ſtarke Aeſte, und bleiben in Geſtalt einer Pyramide, von unten bis oben hinauf von Zweigen beſetzt. Aus letztern werden gute Saamenbäume, welche man zum Beſaamen ſtehen läßt, beim Abtriebe aber auch mit wegnimmt, weil ſie ſonſt den jungen Anflug unter ſich erſticken würden. — Im dichten Stande reinigen ſich die Laubhölzer eben ſo, wie die Nadelhölzer, und mithin iſt bei ihnen das Ausſchneiteln eben ſo wenig nöthig.

Reiſach, Reiſig, oder

Reisholz, Fr. Ramilles, Ramaſſis, Branchage. Heißt alles Geäſte der Bäume, welches ſich ungeſpalten vor dem Knie zerbrechen läßt, und in Wellen aufgebunden wird; was aber ſtärker iſt, gehört zum Klöppelholz.

Reißen, ſ. Auflachen und Lachen.

Reiſſen, Werfen, Fr. jetter à terre, mettre bas. Geriſſen oder geworfen ſagt man, wenn ein Wolf oder Luchs, einen Hirſch oder Thier niederzieht.

Reiſſern, Fr. flairer, fureter, fouiller. Heißen die Jäger diejenige Untugend der Leithunde, wenn ſie bei dem Zeuge alles beſchnuppern und beriechen wollen, wodurch ſie gar leicht die Fährten vergeſſen und übergehn, welches ihnen aber in Zeiten abgewöhnt werden muß.

Reißlöcher, Rießlöcher. Sind diejenigen Löcher, welche ein rauchender Meiler bekömmt, und worauf ein Köhler fleißig Acht geben muß, daß er ihn davor bewahret; hauptſächlich wird des Nachts über ein wachſames Auge dazu erfordert. Dergleichen Löcher entſtehen, wenn der Meiler nicht genau gefüllt oder verwahret worden, am häufigſten, wenn ungleich Holz im Meiler ſteht. Wenn dieſe Löcher überhand nehmen, kann vieles Holz verzehret werden.

Reitmaſche, Fr. fauſſe maille. Heißt eine Maſche an den Jägerzeugen, wenn beim Stricken derſelben der Knoten nicht recht gemacht, und die Nadel mit dem Zwirn falſch durchgeſtecket wird, ſo daß ſich die Maſche hin und wieder ziehet.

Reitzen, Fr. exciter, provoquer, attirer. Iſt, wenn man den Laut oder Ton eines Thieres nachahmt, und dadurch die Feinde deſſelben herbeilockt, um ſie zum Schuß zu bekommen. Wenn man z. B. die Spitze des Daumens oder auch den Zeigefinger quer an den Mund zwiſchen die Lippen hält, und den Athem ſcharf an ſich zurückziehet, ſo giebt es einen Laut, wie ein junger Haſe ſchreit; auch kann man dieſen Laut angeben, wenn man die zügemachte Hand vor den Mund hält, und zwiſchen den Daumen und Zeigefinger in die hole Hand bläſet. Nach dieſem Reitzen laufen nicht nur die Haſen ſelbſt, beſonders in der Rammelzeit, ſondern auch die Füchſe. Auch kann man auf einer Klutter oder Vogelpfeife einen Laut angeben, wie ein Vogel, der ſich in den Dohnen gefangen hat, wornach die Füchſe ſtark gehen; wenn die Entfernung nicht zu weit iſt, darf man auch nur mit dem Munde quitſchen wie eine Maus. Jedoch muß man bei allem Reitzen wohl beobachten, daß es nicht falſch anſpricht, weil es die Füchſe ſonſt ſogleich merken, wieder umwenden und nicht wieder kommen wollen.

Rennkäfer, ſ. Laufkäfer.

Revier, Fr. Verderie. Iſt ein gewiſſer Waldbezirk, welcher einem Forſtbedienten zur Aufſicht anvertrauet iſt; ſ. Forſt.

Revieren, Fr. fureter. Heißt es von den Hühnerhunden, wenn ſie in den Feldern fleißig ſuchen, und ſo ſagt man z. B. der Hund revieret gut, kurz u. ſ. w.

Revierkundig. Des Revieres, ſagt man, iſt ein Förſter oder Jäger kundig, wenn er alle Berge und Thäler, Wege und Steige, Gänge und Wechſel, inſonderheit aber die Dickigte und Aufenthaltsorte der wilden Thiere, auf dem ihm anvertrauten Reviere genau weiß, ſo daß er ſich ſowohl bei der Nacht, als bei Tage überall finden und fortkommen kann. S. Begehen.

Reyſtange. Iſt eine ſtarke und vierſchnürige junge Eiche, ohngefähr 40 Fuß lang, und 34 bis 36 Zoll in der Rundung gemeſſen dick. Sie wird ohnbeſchlagen in der Rinde an einem Haupt-Rheinfloß zu Befeſtigung der Knie gebraucht; ein Ort, allwo das Floß beweglich iſt, mithin muß die Reyſtange zähe und biegſam ſeyn.

Reywiede, ſ. Einbinden.

Ribbetorf. Heißt ein wie ein Filz durchwachſener Raſen, welcher wegen der dicht und dick in einander gewachſenen Wurzeln keinen Regen durchläßt, und weil es auch darunter im Winter warm, eine rechte Herberge für die Mäuſe iſt.

Richten, Fr. dreſſer une trappe. Heißt es eigentlich, wenn mit dem hohen Zeuge geſtellet wird; ſiehe Einrichten.

Riedſchnepfe, ſ. Heerſchnepfe.

Riegel, Fr. Change, Rechange. Wird der Wechſel oder Ort genannt, wo ein Wild gerne hinkommt oder hin und her zieht; ſ. Wechſel.

Riehmen, Streichen. Werden in einigen Gegenden die Ruder der Floſſe genannt. Auf der Saar und Moſel werden ſie von Birken und anderem leichten Holz gemacht, ſind 28 bis 30 Schuh lang, in der Mitte ohngefähr 4 Zoll dick und 6 Zoll breit. Sie werden gegen das Stammende hin nach und nach dünn beſchlagen, wie ſich die Breite vermehrt, welche gegen das Ende 7 bis 9 Zoll meſſen mag, die Kante aber ſich bis zu 1 und ein halb Zoll

verdünnt. Nach dem Handgriff hin wird es nach und nach kantartig beſchlagen, bis endlich am Ende die Dicke handgriffig wird.

Rieke; iſt das Weibchen vom Reh.

Rieſen, ſ. Floßholz.

Rießlöcher, ſ. Reißlöcher.

Ringdroſſel, lat. Turdus torquatus, Linn. Fr. le Merle à plaſtron blanc, Buff. Engl. the Ring-Onzel or Amſel, Penn. auch genannt: Ringamſel, Dianenamſel, Bergamſel, Ringmerle, Schildamſel, Seeamſel, Stockziemer, Stockamſel, Meeramſel. Gehört als Singvogel unter die Gattung der Droſſeln, von deren übrigen Arten ſie ſich dadurch unterſcheidet, daß ſie ſchwärzlich geſchuppt iſt, und ein weißliches Halsband hat.

An Größe gleicht ſie der Wachholderdroſſel, iſt 12 Zoll lang und 18 Zoll breit. Der Schwanz iſt 4 und ein viertel Zoll lang, und die Flügel reichen bis auf deſſen Mitte. Sie wiegt 3 und eine halbe Unzen. Der Schnabel iſt 11 Linien lang und weißgelb; der Augenſtern kaſtanienbraun, und die Augenlider weißgelb gerändet; Füße und Klauen dunkelbraun, die geſchilderten Beine 1 und ein viertel Zoll hoch, die mittlere Zehe 1 Zoll 4 Linien und die hintere 11 Linien lang.

Der Oberleib iſt ſchwarz, die Federn auf dem Rücken, an den Schultern und den kurzen Steißfedern unmerklich weißgrau, auf dem Kopfe aber roſtgrau eingefaßt; der Unterleib ſchwärzlich, die Federn am Bauche und die Deckfedern der Flügel weiß eingefaßt; die Schwungfedern mehr dunkelbraun, als ſchwarz, roth- und weißgrau geſäumt; die Schwanzfedern ſind etwas ſtumpf dreieckig zugeſpitzt; oben über die Bruſt läuft eine weiße, ins röthliche ſpielende, fingerbreite Querbinde, von welcher der Name des Vogels entſtanden iſt. — Bei dem Weibchen iſt die Farbe heller oder braunſchwarz, am Oberleibe jede Feder ſtark hellgrau und am Unterleibe weiß eingefaßt, und die Querbinde an der Oberbruſt iſt ſchmäler, undeutlicher, röthlichaſchgrau, und braun gewölbt.

Es ſind ſtille und einſame Vögel, die im Herbſte in Büſchen verdeckt liegen, alle Bewegungen und Stellungen der Schwarzdroſſeln machen, Tack! und in der Hitze Tack,

tacktack rufen, und im Frühjahr einen melodieenreichen Geſang anſtimmen, wobei jedoch ihre Stimme heiſer, hohl und geringe iſt; im Zimmer ſingt ſie das Jahr hindurch.

Die Ringdroſſel bewohnt Europa, liebt die hohen Gebirge, und gehört in Thüringen unter die erſten Zugvögel, die ſobald als im September Nebel und kalte Nächte kommen, in der Schneuß gefangen werden. Sie lieben auch auf ihren Zügen die hohen Gebirge, und werden höchſt ſelten in den platten Feldhölzern angetroffen. Acht Tage nach Ankunft des erſten Truppes bemerkt man keine mehr. Zu Ende des Märzes und den ganzen April durch trifft man ſie auf ihrer Rückreiſe an.

Sie nähren ſich von Inſekten und Beeren, Hagebutten, und freſſen vorzüglich die Weinbeeren gern. Auf ihrem Zuge fliegen ſie in den Wäldern nach den Wachholderbeeren, und leſen die noch übrigen Heidelbeeren ab. — Sie niſtet ins Gebüſch.

Sie fängt ſich in der Schneuß ſehr leicht und fällt auch auf den Heerd, wenn auch gleich nur eine Wachholder- oder Singdroſſel lockt. — Ihr Fleiſch iſt eine ſehr angenehme Speiſe, und da es große und ſeltene Vögel ſind, ſo werden auch nur 2 Stück zu einem Clubb, ſtatt 4 von andern, gerechnet. — In Weinbergen ſollen ſie Schaden thun.

Varietäten von ihr ſind: 1) die weiſſe Ringdroſſel (Turdus torq. candidus); 2) die bunte Ringdroſſel (Turdus torq. varius); 3) die große Ringdroſſel oder große Bergamſel (Turdus torq. magnus).

Ringelfalke, ſiehe Halbweihe.

Ringelnatter, ſiehe unter Amphibien.

Ringeltaube, Lat. Columba Palumbus, Linn. Fr. le Ramier, Buff. Engl. the King-Dove, Penn. auch genannt: Ringtaube; Plochtaube; Wildtaube; Schlagtaube; große Holztaube; große wilde Taube; kraniſch: Griunik. Gehört unter die Ordnung der Singvögel, und iſt von der Gattung der Tauben eine Art, bei welcher als Kennzeichen an beiden Seiten des Halſes ein weiſſer Fleck ſteht, und die Schwanzfedern am Ende ſchwarz ſind.

Als die größte unter den wilden Tauben iſt ſie 1 Fuß $7\frac{1}{2}$ Zoll lang, der zugerundete Schwanz davon $6\frac{1}{2}$ Zoll, und die Breite 2 Fuß $8\frac{1}{2}$ Zoll; die Flügel reichen bis a

Zoll vor das Schwanzende. Der wie ein gewöhnlicher Taubenſchnabel geſtaltete Schnabel iſt 1 Zoll lang, die aufgeblaſene Naſenhaut roth, weiß überpudert, das übrige röthlichweiß; der Augenſtern weißgelb; die Füße bis etwas über die Beine befiedert, und röthlich; die Nägel ſchwarz, die Beine 14 Linien hoch, und geſchildert, die Mittelzehe 1 Zoll 10 Linien, und die hintere 1 Zoll lang.

Der Kopf und die Kehle ſind dunkelaſchgrau; der Vorderhals und die Bruſt purpuraſchgrau (weinfarbig); der Seiten- und Hinterhals blau, ins purpurfarbne und glänzend grüne ſpielend; an den Seiten des unterſten Theils des Halſes ſteht ein großer faſt halbmondförmiger weißer Fleck, wovon der Name der Taube; der Bauch, die Deckfedern der Unterflügel, die mittelmäßigen untern Deckfedern des Schwanzes, und die Schenkel ſind hell weißgrau; die Seitenfedern hellaſchgrau; der Oberrücken, die Schultern und kleinern Deckfedern der Flügel aſchgraubraun; der Mittelrücken und die kurzen Steißfedern hellaſchgrau; die Deckfedern der erſten Ordnung der Schwungfedern ſchwarz; die vordern großen Deckfedern der Flügel ſchön weiß, die übrigen hellaſchgrau; die vordern 10 Schwungfedern ſchwarzgrau, auswendig weiß geſäumt, die übrigen braungrau, die Schwanzfedern ſchmutzig dunkelaſchgrau. — Die Ringeltäubin iſt kleiner, der Schnabel mehr gelb als roth, der weiße Fleck an den Seiten des Halſes nicht ſo ſtark, die Bruſt bläſſer, und die Deckfedern der Flügel ganz dunkelgrau.

Sie iſt ſehr ſcheu, wird mehrentheils nur familienweiſe angetroffen, und iſt in Deutſchland in allen den Gegenden anzutreffen, wo Waldungen ſind, unter welchen ſie aber den Nadelwald immer dem Laubwald vorzieht. In Deutſchland iſt ſie ein Zugvogel, wandert zu Anfang des Oktobers weg, und kömmt in der Mitte des Märzes wieder, allemal aber 2, 3, ja 4 Wochen ſpäter als die Holztaube. Sobald die Erndte eintritt, zieht ſie familienweiſe, nur aber zu 12 bis 16 Stück, aus den großen Wäldern in die Feldhölzer, um den Aeckern näher zu ſeyn. Im Frühjahr kommen die nämlichen Flüge wieder zurück, und jedes Paar ſucht ſich ſeinen Platz vom vorigen Jahr wieder aus, und legt auch wohl auf den nämlichen Baum ſein Neſt wieder an.

Ihre Nahrung beſteht in Fichten- Tannen- und Kieferſaamen, in Buchecker, Eicheln, und allen Arten von Getraide und Hülſenfrüchten, den Hafer ausgenommen. Von den Heidelbeeren, die ſie vorzüglich gern ableſen, bekommen die Jungen einen vortreflichen Geſchmack. Sie ſollen auch Kirſchen, Gras, kleine Schnecken und Regenwürmer freſſen.

Sie girren oder ruckſen zur Zeit der Paarung und bei heitern Tagen Kruckguuckguck! heulen auch, wie der zahme Tauber, wenn er die Täubin zum Neſte ruft. Die Täubin legt des Jahrs zweimal 2 große längliche weiße Eier, ſelten 3, und brütet ſie in 19 bis 20 Tagen aus. Der Tauber macht ihr aus dürren Reiſern ein kunſtloſes, großes, flaches Neſt, das von Stürmen oft zu Grunde geht. Die Jungen werden aus dem Kropfe gefüttert, und der Tauber löſt ſeine Täubin, ſo wie im Brüten, alſo auch in Verſorgung der Jungen ab. Die erſten Jungen fliegen im Mai aus, die von der zweiten Brut zu Ende des Julius oder Anfang des Auguſts. — Ihre Brut wird von den Waldmardern zerſtört, und Junge und Alte werden von vielen Raubvögeln verfolgt. Außerdem plagen ſie auch noch die Taubenläuſe, womit beſonders die Jungen heimgeſucht werden.

Sie lieben das Salz ſo ſehr wie die Holztauben, und werden daher auch wie jene bey den Salzlecken gefangen (ſ. u. Holztaube). Wegen ihrer Scheuheit kann man ſie durch den Schluß weder im Felde noch im Holze anders als durch Anſtellen erlegen, wenn ſie ſich nämlich auf die dürren Bäume ſetzen, oder bei ihrem Neſte oder am Waſſer ſind, um zu ſaufen.

Sie nützen durch ihr Fleiſch, indem der Jungen ihres für ein Leckerbiſſen gehalten wird, und man daher die Neſtergen aufſucht und ſie ausnimmt; das Fleiſch der Alten hingegen iſt zähe und hart. — In Waldgegenden thun ſie an dem Getraide, wenn ſich daſſelbe bei großen Regengüſſen gelagert hat, vielen Schaden.

Rinken, ſiehe Lachrinken.

Rinkentuch, Fr. Panneau à boucles. Sind ſolche Tücher zu Jagdzeugen, welche kein Gemäſche haben, ſondern wo die Leinen in Ringen gehen; ſ. u. hohe Tücher.

Rinnengarn, ſiehe Stoßgarn.

Rittelgeier, ſiehe Thurmfalke.

Ritter, Retter, Fr. Chien qui empêche les autres de dechirer leur priſe. Heißt ein Windhund, welcher beim Hetzen die andern Hunde abhält, den gefangenen Haſen zu freſſen. Einige Jäger haben nämlich die Gewohnheit, den beſten und herzhafteſten von einem Strick Windhunde mehr aufzumuntern, und beſonders beim Freſſen den andern Hunden manchmal einen Hieb mit der Karbatſche zu geben, dieſen aber zu verſchonen, und indem man ihm dadurch die Oberhand giebt, ſo wird er auch die andern Hunde bald abzubeiſſen und abzutreiben ſuchen; nur müſſen aber die andern Hunde nachher wieder beſonders und alleine gefüttert werden, damit ſie nicht zurücke kommen. Wenn nun dieſer Hund ſeine Herrſchaft weiß, und jene Hunde ſich vor ihm fürchten müſſen, und nun einen Haſen mit einander fangen, ſo wird er ſogleich den Haſen für ſich alleine zu behalten ſuchen, und keinen von jenen herbei laſſen, wodurch denn verhindert wird, daß die Hunde den Haſen nicht ſogleich anpacken und freſſen können, da hingegen, wenn die Hunde einig ſind, Fangen und Freſſen öfters eins iſt, weil der Jäger, zumal wenn er zu Fuß iſt, ohnmöglich ſo geſchwinde gegenwärtig ſeyn kann, um es ſelbſt zu verhindern.

Ritterlich, Fr. courageux, héroïque. Heißt es von den wilden Schweinen, wenn ſie mit einander kämpfen und ſtreiten.

Roden, Rodung, ſiehe Ausrodung.

Rohr, Fr. Fuſil. Iſt der eiſerne Lauft an den Kugelbüchſen und Flinten; ſ. Birſchbüchſe und Jagdflinte.

Rohrammer, Lat. Emberiza Schoeniclus, Linn. Fr. l'Ortolan de roſeaux, Buff. Engl. the red Bunting, Penn. auch genannt: Moosemmerling; Schilfvogel; Schilfſchmätzer; Waſſerſperling; Meerſpatz; Rohrammering; Rohrſpar; Rohrſpatz; Rohrleps; Schiebchen; rother Ammer; Rohrſperling. Iſt ein Singvogel und von der Gattung der Ammern eine Art, welche ſich durch ſchwarzen Kopf und einen keilförmigen weißen Fleck auf den äußern Schwanzfedern von den übrigen Arten unterſcheidet.

Er iſt 6¾ Zoll lang, der Schwanz 2½ Zoll, und die Breite der Flügel beträgt 10 Zoll, und deren Schwingen

bedecken den halben Schwanz. Der Schnabel iſt 5 Linien lang, der Oberkiefer ſchwarz, der Unterkiefer ſchmutzig weißlich; der Augenſtern ſchwärzlich; die Beine faſt 10 Linien hoch, dunkelfleiſchfarbig, die geſchilderten Zehen und Krallen ſchwarzbraun, die mittlere Zehe 9 Linien und die hintere 8 Linien lang.

Der Kopf iſt ſchwarz, hin und wieder röthlich beſpritzt; vom Unterkiefer an läuft um die Wangen und den Hinterkopf herum eine weiße Binde; der Hinterhals iſt aſchgrau röthlich überlaufen; der Oberrücken und die Schulterfedern ſchwarz, roſtfarbig und weiß gefleckt; der Unterrücken und die mittelmäßigen obern Deckfedern des Schwanzes abwechſelnd grau und gelbröthlich; die Kehle und der Unterhals ſchwarz mit Weiß beſpritzt; der übrige Unterleib ſchmutzigweiß, einzeln hellbraun gefleckt; das Kinn braungrau eingefaßt; die kleinen Deckfedern der Flügel ſchön hoch roſtbraun, die größern ſchwarz mit roſtfarbigen und äußerlich weißlichen Kanten; die Schwungfedern dunkelbraun mit hellroſtfarbigen Kanten; die Unterflügel ſchmutzigweiß; der gabelförmige Schwanz ſchwärzlich, die zwei äußerſten Federn mit einem weißen Flecken am Ende, die mittelſten gelbgrau eingefaßt. — Im Zimmer verliert das Männchen die ſchwarze Farbe des Kopfs nach dem Mauſern und dieſe wird ſchmutzig roſtbraun.

Das Weibchen iſt ſehr verſchieden vom Männchen. Es hat einen roſtbraunen Kopf mit ſchwarzen Flecken; dunkelbraune mit Roſtfarbe gemiſchte Wangen; über die Augen läuft ein röthlichweißer Strich, der ſich mit einem andern, welcher vom untern Schnabelwinkel um die Wangen geht, verbindet; aan der Kehle geht auf jeder Seite ein ſchwarzbrauner Streifen herab; Kehle und Unterleib ſind röthlichweiß, an der Bruſt mit vielen ſchwarzbraunen roſtroth auslaufenden Längsſtrichen; die Rückenfarbe iſt heller und unreiner. — Von der Farbenähnlichkeit mit dem Sperlinge hat er den Namen Rohrſperling.

Es iſt ein unruhiger Vogel, der Schwanz und Flügelfedern immer in Bewegung hat, und ſie aneinander ſtreichet. Sein Flug iſt ſehr ſchnell, ſein Gang aber langſam; er lockt beſtändig leiſe: Jß! iß! und ſchreit zuweilen ſehr laut die einzelne Silbe: Reitſch ah! darzwiſchen, wel-

ches er auch des Nachts thut. Sein Geſang iſt wenig abwechſelnd, aber anhaltend, und die Töne: Ti, ti, tu, ti, und auch zuweilen ein kreiſchendes: Reitſch! zeichnen ihn vor allen Vogelgeſängen aus.

In Thüringen kennt man ihn nur als Zugvogel; in andern Gegenden Deutſchlands, beſonders in den nördlichen, niſtet er aber auch. Zu Anfange des Oktobers ſieht man die Rohrammern paarweiſe und zu dreien in den Hekken, in der Mitte des Winters bilden ſie kleine Geſellſchaften, und ſo ziehen ſie auch am Ende dieſes Monats weg, kommen aber in der erſten Hälfte des Märzes in großen Schaaren wieder. Im Winter trift man ſie zuweilen auch einzeln unter den Goldammern an. Sie halten ſich in ſumpfigen Gegenden, an Flüſſen und Teichen, im Schilf, Rohr und Binſen auf, klettern an deren Halmen auf und ab; laufen auch in den Hecken und unter den Gebüſchen herum, und halten ſich überhaupt lieber an der Erde als auf Bäumen auf.

Er nährt ſich von Rohr- Binſen- und Grasſaamen, fliegt im Auguſt ins Getraide und im September auf die Stoppeläcker und frißt Hirſen, Hanf, Mohn- und Wegtrittſaamen. So wie er die Inſekten, die ſich im Rohr und bei Sümpfen aufhalten, ſelbſt gerne genießt, ſo füttert er auch ſeine Junge damit.

Sein rundes, aus dürren Grashalmen zuſammengeflochtenes Neſt hängt er zwiſchen Rohrhalmen oder dichtes Riedgras, oder baut es auf die Erde ins Gras unter das Gebüſche oder auf einen niedern Zweig, und legt des Jahrs zweimal 5 bis 6 ſchmutzig weißgrüne am obern Rande ſchwarzblau gefleckte und überall grüngelb gedüpfelte egal eirunde Eier. Die Jungen ſehen im erſten Jahre alle wie die Weibchen aus. — Seine Feinde ſind die Wieſeln und Krähen, welche der Brut nachſtellen.

Im Herbſt fängt er ſich gewöhnlich auf dem Finkenheerd. Im Frühjahr fällt er, beim Schneewetter, mit den Goldammern vor die Scheunen, Miſtſtätten und auf von Schnee entblöſte Orte auf dem Felde und an den Hecken, und kann mit Garnen und Leimruthen ſehr leicht gefangen werden. — Er nützt durch ſein Fleiſch, welches nicht un-

Nothfall oft ein ſchwimmendes Neſt mache. — Die Jungen laſſen ſich mit Fröſchen ſehr gut aufziehen, und reinigen alsdann die Gärten von Kröten, Eidechſen, Schlangen und Inſekten. — Wieſeln, wilde Katzen, verſchiedene Raubvögel, Raben und Rabenkrähen gehen nach der Brut, letztere beſonders nach den Eiern. Aeußerlich haben ſie auch die Reiherlaus und innerlich Egelwürmer zu Feinden.

Im Waſſer und in Sümpfen iſt ihm ſchwer beizukommen, jedoch fällt er, wenn man auf ſein Geſchrei zu achten weiß, das meiſtemal durch den Schuß in die Hände. Wenn er nicht tödlich verwundet iſt, ſo wehrt er ſich mit heftigen Biſſen gegen den Schützen. Wenn man ſeinen Gang weiß, ſo kann man ihn auch in Schlingen und Klebgarnen fangen. — Sonſt baizten ihn große Herren mit Falken.

Er nützet durch ſein eßbares Fleiſch. Auch zeigt er durch ſein nächtliches Brüllen die Veränderungen des Wetters an. Wenn man ihm einen Flügel lähmt, kann man ihn in einem eingeſchloſſenen Garten lange erhalten, und er ernährt ſich da von obigen Amphibien und Inſekten, doch muß man ihm bey ſchlechtem Wetter Fiſche geben. Kleine Kinder dürfen aber in ſolchen Gärten nie allein gehen, weil er ſie bei der geringſten Reizung mit ſeinem ſcharfen Schnabel beſchädigen würde. — Seine langen Hinterkrallen pflegt man zu Zahnſtochern in Silber einzufaſſen. — Er ſchadet den Teichen, beſonders zur Zeit, wenn die junge Brut nach den Ufern geht.

Außer dieſer Art findet ſich noch

der kleine Rohrdommel, lat. Ardea minuta, Linn. Fr. Blongios de Suiſſe, Buff. Engl. the little Bittern, Penn. auch genannt: Kleine Mooskuh: Stauden-Ragerl. Dieſer gehört mit obigem unter gleiche Ordnung und Gattung, hat aber als Kennzeichen ſeiner Art glatten Kopf, gelbliche Zügel, oben braunen, unten gelblichen Leib und grünſchwarzen Schwanz.

Er iſt faſt 16 Zoll lang und 1 Fuß 11 Zoll breit. Der Schwanz iſt 2¼ Zoll lang, und die Flügelenden kommen auf der Schwanzſpitze zuſammen. Der Schnabel iſt 2¾ Zoll lang, gerade, ſpitzig, grüngelb, an der Spitze des Oberkiefers ſchwärzlich; die Füße ſind meergrün, die Nägel

dunkelbraun, der nackte Theil der Schenkel 3 Linien, die Mittelzehe 2 Zoll und die hintere 10 Linien lang.

Der Scheitel und Rücken ſind ſchwarz und glänzen ins Grüne; die Zügel nackt und gelblich; der lange Hals iſt oben, ſo wie die Wangen, roſtfarben; die Deckfedern auf dem Rücken der Flügel und die großen Deckfedern hellbraunroth, die übrigen Deckfedern blaß lehmgelb; die untere Seite des Halſes mit ihren langen Federn, die Bruſt und die Hüften gelblich weiß; die Bruſt länglich ſchwarz gefleckt; der Bauch und der After weißlich; die Schwungfedern dunkelbraun; die 12 Schwanzfedern ſchwarz und grünglänzend. — Das Weibchen iſt etwas kleiner, hat oben einen dunkelbraunen, unten einen gelblichen Schnabel; der Scheitel iſt ſchwarz, grünglänzend; die Stirn kaſtanienbraun umzogen; der Oberleib dunkelbraun; der Unterleib bis auf den weißen Bauch röthlich, alle Federn in der Mitte mit dunkelbraunen Flecken, der Schwanz ſchwarzgrün mit roſtfarbener Spitze.

Dieſer Vogel hat einen ſehr ſchmalen Körper, hat aber ſonſt alle Eigenſchaften mit dem großen Rohrdommel gemein. Er verbreitet ſich in Europa, Aſien und Amerika ſehr weit, und kommt in Deutſchland allenthalben, aber nur einzeln vor. Seine Nahrung beſteht vorzüglich in Waſſerinſekten, kleinen Fröſchen und Schnecken; er ſchadet alſo der Fiſchzucht nicht ſo ſehr, wie die übrigen Arten ſeiner Gattung. — Er legt in ſumpfige Gegenden in der Nähe eines Sees oder großen Fluſſes ein Neſt von Schilf und Waſſergräſern an, und brütet höchſtens 6 weiße runde Eier aus, die noch etwas kleiner, als Taubeneier ſind.

Rohrdroſſel, lat. Turdus arundinaceus, Linn. Fr. la Rouſſerolle, Buff. Engl. the Reed-Thruſh, Lath. auch genannt: Sumpfnachtigal, Bruchdroſſel, Weidendroſſel, großer Rohrſperling. Iſt ein Singvogel und von der Gattung der Droſſeln eine Art, die ſich von den übrigen durch roſtgrauen Oberleib, roſtweißen Unterleib, und breitgedruckte Wurzel des Schnabels und der Stirn unterſcheidet. Sie hat mit den Grasmücken und mit den Droſſelarten eine zweideutige Aehnlichkeit, und macht daher einen natürlichen Uebergang von hier zu der Gattung der Motacillen.

An Größe übertrift ſie die Feldlerche noch etwas. Sie iſt 9 Zoll lang, und die Flügelbreite 12 Zoll. Die Flügel endigen ſich auf der Mitte des Schwanzes, welcher 3 Zoll 8 Linien lang iſt. Der Schnabel iſt 11 Linien lang, ſtark, gerade, oben abgerundet, an der Spitze etwas übergebogen und flach ausgeſchnitten, an der Wurzel flach gedruckt, die Stirn auch flach, die Farbe iſt oben dunkelharnbraun, unten an der Spitze desgleichen, in der Mitte aber hellbläulich, an der Wurzel gelblich und in den Ecken orangengelb; der Rachen pfirſchenroth; die Naſenlöcher klein, eirund und faſt die Hälfte mit kurzen Federn bedeckt, am obern Kiefer ſtehen nach der Wurzel zu 4 ſchwarze Borſten, am untern ſo wie am Kinne einige kürzere; der Augenſtern iſt dunkelkaſtanienbraun; die ſtarken Füße ſind horngrau, an den Beinen ins fleiſchfarbene ſpielend, und an den Fußſohlen gelbgrün, die Nägel groß, an den Seiten ſehr ſcharf gerändet, die geſchilderten Beine 15 Linien hoch, die mittlere Zehe 1 Zoll lang, und die hintere viel dickere ebenfalls 10 Zoll lang.

Der Oberkopf und Hals ſind dunkelgrau; über die flache Stirn ſind einige dreieckige Federn größer als die andern; von den Naſenlöchern bis mitten über die Augen läuft ein ſchmutziggelblichweißer Streifen; die Augenlider ſind weißlich eingefaßt; die Wangen ſind graubraun; der Ober- und Mittelrücken, die Schultern und die Deckfedern der Flügel ſind roſtgrau; Kinn und Kehle ſind weiß; die Bruſt und der Bauch gelblichweiß; die Seiten, Schenkel, lange Afterfedern und untern Deckfedern der Flügel ſind weiß, ſtark roſtfarben überlaufen; die Schwungfedern dunkelbraun, fein roſtgelb an der äußern Seite und deutlicher weißgrau an den Spitzen und an der innern Seite gerändet; die Schwanzfedern ſind rothgrau, die Schäfte ſind wie an den Flügeln oben rothbraun unten weiß; der Schwanz ſelbſt iſt keilförmig abgerundet. — Das Weibchen unterſcheidet ſich faſt gar nicht vom Männchen, außer daß es etwas kleiner, auf dem Rücken dunkler, hingegen am Unterleibe heller iſt, auch geht die weiße Kehle nicht ſo weit herab als am Männchen, und der Oberkopf iſt roſtgelb überlaufen.

Dieſer Vogel hat eine ausnehmend laute und ſchöne Stimme. Sein Locken klingt hoch und laut wie Fitth

Thſa! und in ſeinen Leidenſchaften giebt er auch noch einige mauende und ſchnurrende Töne von ſich. Sein Geſang iſt weit abwechſelnder und ſchöner als der Singdroſſel, aber noch lange nicht ſo ſchön, als der der Nachtigall. Er hat viele Strophen vom Mönch, nur iſt er, wie es bei den Droſſeln gewöhnlich iſt, abgebrochener. Sein Flug iſt kurz und abgebrochen, er fliegt daher ſelten weit und hoch, ſondern kriecht gleichſam nur immer im Gebüſche herum.

Als Zugvogel zieht er in der erſten Hälfte des Oktobers weg und kommt zu Ende des Aprils wieder. Er hält ſich an den mit Geſträuch und Schilf bewachſenen Ufern der Seen und Flüſſe, auch weitläuftig bewachſenen Sümpfen und Moräſten auf, weshalb er auch die Flußnachtigall genannt wird. Die Bäume befliegt er ſelten oder gar nicht, ſondern bleibt immer nahe an der Erde. In Deutſchland iſt er in vielen Gegenden ſelten, in Thüringen aber an den Ufern des Schwanenſees bei Erfurt ſehr häufig. Sonſt triſt man ihn faſt in ganz Europa an, die kälteſten Zonen ausgenommen.

Dieſe Vögel ſind beſtimmt, die große Menge der Waſſerinſekten zu vermindern, welche auch ihre vorzügliche Nahrung ausmachen; doch freſſen ſie auch Hollunderbeeren. Im Zimmer müſſen ſie das Nachtigallenfutter bekommen. — Sie niſten auf Mooshügeln, vorzüglich aber zwiſchen den an den Ufern nahe an der Erde ſich durchkreuzenden Zweigen der Weiden und Erlen oder Rohrhalmen. Ihre ſchmutzigweißen, olivenfarben geſprenkelten, und mit einigen ſchwarzbraunen Strichen am ſtumpfen Ende verſehenen Eier, deren ſie 3 bis 5 legen, werden in 15 Tagen ausgebrütet, und die Jungen ſehen vor der erſten Mauſerung gerade ſo grau aus, wie die graue Grasmücke, und haben an der Bruſt einige dunkle Flecken.

Man kann ſie mit Leimruthen fangen, wenn man an der Stelle, wo ſie ſich immer aufhalten, die Erde etwas wund macht und einige Mehlwürmer hinlegt. Sie laſſen ſich leicht ſchießen. — Sie nützen nicht nur durch ihr angenehmes Fleiſch, ſondern auch durch Vertilgung verſchiedener ſchädlichen Inſektenarten.

Röhren, Fr. Renardière, Tannière. Heiſſen die Löcher und Hölen in den Dachs- und Fuchsbauen, deren ſich dieſe Thiere zum Ein- und Ausgang bedienen.

Röhrholz, Fr. Bois à tuyaux. Iſt ein Stamm Kiefernholz, ſo 30 Ellen lang iſt und am dünnen Ende 10 Zoll im Durchmeſſer hält, und zu Brunnenröhren oder Teicheln beſtimmt iſt. Es ſind Bäume, deren etwa 5 Stämme 1 Klafter Holz abwerfen können, doch ſind ſie auch von unterſchiedner Höhe und Stärke, ſo daß deren 13 Stämme oft 2 Klaftern, oder auch 3 Stämme eine Klafter geben. Die Dicke thut nichts zur Güte und Dauer der Brunnenröhre, ſondern es kömmt darauf an, ob das Holz viel Kern hat.

Rohrmeiſe, ſiehe Bartmeiſe.

Rohrſänger, Lat. Motacilla ſalicaria, Linn. Fr. la Fauvette de roſeaux, Buff. Engl. the Sedge-Bird, Penn. auch genannt: Schilfſchmätzer, Weidengucker, Rohrſperling, Rohrgrasmücke, Rohrſchliefer, Schilfdornreich, Weidenmücke, kleine braungelbe Grasmücke, Wyderle, Zepſte. Er gehört als Singvogel unter die Gattung der Sänger, und zwar unter die fünfte Familie derſelben, die Laubvögelchen, von welchen er eine Art iſt, die ſich von den übrigen dadurch unterſcheidet, daß ſie oben graulich, unten weißlich iſt und über die Augen ein weißgelber Streifen läuft.

Er iſt 5¾ Zoll lang, davon hält der Schwanz 2¼ Zoll und die Flügelbreite iſt 9¾ Zoll. Die Flügel legen ſich auf der Mitte des Schwanzes zuſammen. Der Schnabel iſt 8 Linien lang, dünn und braun, die Augen ſind kaſtanienbraun, die Füße gelbröthlich, die Klauen grau, die geſchilderten Beine 9 Linien hoch, die mittlere Zehe 7 und die hintere 6 Linien lang.

Der Kopf mit der ſchmalen Stirn iſt grüngrau; der übrige Oberleib aſchgrau, zeiſiggrün überlaufen, nach dem Steiß zu ins Olivengraue übergehend; über den Augen läuft eine gelblich weiße Linie; die Wangen ſind olivenbraun; der Unterleib iſt weiß durchſchimmernd grau, und mit einem gelblichen Anſtrich auf der Bruſt; die Kniee ſind olivengrau; die vordern Schwungfedern ſchwärzlich, die hintern dunkelbraun, alle grünlich eingefaßt; die Deckfedern ſind wie der Rücken, auf der untern Seite aber mit

gelblichen Flecken; die Schwanzfedern wie die vordern Schwungfedern. — Bei dem Weibchen iſt der Kopf hellbraun; eine weiße Linie über den Augen; der ganze Oberleib röthlichgrau, olivengrün überlaufen; die Schwungfedern ſind dunkelbraun und die Schwanzfedern mit olivengrünen Rändern.

Sein Lockton iſt Hüt und Tza! Sein Geſang gleicht einigermaßen dem der Baſtardnachtigall. Er ſingt auch des Abends. In Deutſchland wird er in allen wäſſerigen Gegenden, wo Schilf, Weidengebüſche und anderes Geſträuch iſt, angetroffen. Als Zugvogel geht er zu Anfang des Septembers weg, und kömmt in der Mitte des Aprils wieder. — Er nährt ſich von Waſſerinſekten, Mücken, Ufermoos, Libellen, Florfliegen u. d. gl. ſchnappt ſie ſowohl im Fliegen weg, als ſucht ſie am Schilfe und Gebüſche auf.

Ins Schilf, und in dickes Gebüſch in und um den Sümpfen und Gewäſſern, macht er ſein großes Neſt nahe an die Erde von Grashalmen, und es enthält 5 bis 6 Eier, die ſchmutzigweiß und olivengrün gedüpfelt und geſprengt ſind. In dem Bezirke ſeines Neſtes leidet er keinen ſeiner Kameraden. Beide Eltern brüten gemeinſchaftlich ihre Eier in 13 Tagen aus, und füttern ihre Jungen mit kleinen Inſekten. Sie mauſern ſich gleich nach der Hecke im Julius, und werden oft die Pflegeeltern des jungen Kuckuks.

Man kann ſie nur mit Mehlwürmern fangen, die man im Frühjahr auf einem aufgegrabenen Platz, den man mit Leimruthen beſteckt, legt. Sonſt muß man ſich ihrer entweder durch eben dieſe Leimruthe über dem Neſte bemächtigen, oder ſie mit Pulver und Blei erlegen. — Sie nützen durch ihre Nahrungsmittel.

Rohrſperling, ſiehe Rohrammer,

Rollen, ſiehe Kloben und Ranzen.

Rolltuch, ſiehe Lauftuch.

Rollzeit, ſiehe Ranzzeit.

Rondung, ſiehe Runder Lauft.

Roſe, Fr. la Fraiſe, Meule. Wird der krauſe breite Untertheil an jeder Stange des Hirſchgeweihes genannt.

Roſe, Lat. Roſa. Macht ein Geſchlecht unter den Holzgattungen aus, wozu man in Deutſchland überhaupt 6

verſchiedene Arten rechnet, die ſämtlich Stacheln führen, und in allerlei Boden, in Hölzern, auf Feldern und in den Hecken wild wachſen. Nur im wilden Zuſtande erſcheinen ſie einfach, und in dieſem müſſen ſie auch unterſucht werden. Alle einfache Roſen bringen fruchtbare Zwitterblüten. Aus der Mitte ihrer Blumendecke, die an allen Roſen kreuzförmig fleiſchig, am Halſe zuſammen geſchnürt, an der Mündung fünfſpaltig iſt, kommen kurze haarähnliche Staubfäden hervor, deren Zahl ſich von 20 bis auf 50 Stück beläuft. Die weiblichen Knöpfe ſind im Menge auf dem Grunde der Blumendecke vorhanden. Jeder hat einen kurzen wolligten Staubweg, und eine ſtumpfe Narbe.

Die Roſen kann man zwar aus den Saamen erziehen, wenn man ſolchen im Herbſt auf einen guten ſchwarzen Boden in Rinnen ſtreut und mit ¼ Zoll guter Erde bedeckt; da aber das Wachsthum der jungen Saamenpflanzen ſehr langſam von Statten geht, ſo bewirkt man die Vermehrung viel leichter durch Ableger und bewurzelte Schoſſen, wodurch man die Sorten beſtändig erhält und fortpflanzt.

Im 15ten Jahre wird bei den Roſen das Holz reif; dieſes iſt ſchön, und läßt ſich im Kleinen wohl bearbeiten, wo es dann zu feinen niedlichen Sachen und zum Fourniren dienen kann. Die Roſen oder Blumen ſelbſt haben vielfältigen Nutzen in Apotheken und zum Vergnügen. Sie werden bekanntlich zur Verfertigung des abgezogenen Roſenwaſſers gebraucht. Auch bereitet man daraus das Roſenöl. Die großen Hahnbutten (Früchte) ſind eßbar, und dienen beſonders zu Mußen. Die Schwämme ſind officinell. Uebrigens aber gehören die Roſen in Abſicht des Forſtweſens unter die ſehr unbedeutenden Sträucher.

1) Die Weinroſe, lat. Roſa Eglanteria, Fr. Roſier églantier odorant, Engl. the ſweet Briar; auch genannt: roſtblättrige Roſe (R. rubiginoſa, Linn.), Eglanterroſe, Engelthierroſe, Eßigroſe, Dünenroſe, wohlriechender Hanbuttenſtrauch, wohlriechender wilder Roſenſtrauch, wilde Weinroſe, roſtfarbene Roſe. Sie treibt flache, 1 Fuß tief und 2 Fuß in die Weite gehende Wurzeln. Die Rinde iſt am jungen Holze glatt grün und am alten glatt grau. Die Blätter ſind von Geſtalt oval ſpitzig, und der Rand ſcharf gezahnt. Das Holz iſt weißlich, hart und

mittelmäßig dauerhaft. Die röthliche Blüte erſcheint im Junius und Julius; die etwas ſtachlichte Frucht iſt eine dunkelrothe, runde, fleiſchige Kapſel, und enthält den Saamen (viele Steine), welcher im Oktober reif wird.

Dieſer Strauch iſt ſehr äſtig, breitet ſich ungemein aus und bringt kleiner Laub und Blüte als die folgenden Arten. Er hat häufige und gerade Stacheln, auch einen angenehmen weinſäuerlichen Apfelgeruch, welcher ihn von den andern Roſen ganz beſonders unterſcheidet. Das gefiederte Laub hat 5 auch 9 Blätterchen, die runder als andere ſind, rauch an den Rändern, haarig und unterwärts ſehr rauh. Die Blumen dieſer Roſe ſind klein, weiß und ſehr wohlriechend. Sie ſtehen auf ſtachlichen roſtigen Stielen, welche zugleich kleine Blätter haben, und ihre Kelche ſind mit einer feinen Wolle ſehr dünne belegt. Die häufigen borſtigen Auswüchſe an den Zweigen dieſer Art, entſtehen durch den Stich eines Inſekts.

2) Die große rauche Hagebuttenroſe, lat. Roſa villoſa, Linn. Fr. grand Roſier ſauvage à fruit epineux, Engl. the Apple-bearing Roſe; auch genannt: Große apfeltragende Heckroſe, großer rauchblättriger Wiepenſtrauch, große runde Hagebutte, rauche Hanebutte. Die Rinde iſt am jungen Holze glattgrün, und am alten glatt braunroth. Ihre Stacheln ſind breit und gekrümmt; die Blätter ſind oval ſpitzig, doppelt ſcharf gezahnt, weißgrau, haarig, und haben rothe Stiele. Sie blüht im Junius, die Blumen ſind roth, und unter allen Hagebutten am größten. Die Frucht iſt bei ihrer Reife, im September, dunkel purpurroth. In den übrigen Stücken kömmt ſie mit der vorhergehenden Art ziemlich überein.

3) Die blaſſe Feldroſe, lat. Roſa canina, Linn. Fr. Roſier ſauvage, Crate-Cul, Engl. the wild or Dog-Roſe or Hep-Tree; auch genannt: Feldroſe, Hundsroſe, Heckroſe, Dornroſe, Hornroſe, gemeine Roſe, Zaunroſe, wilder Roſenſtock, Hagedornroſe, Hagebuttenroſe, Hanlbutten, Hambuttendorn, Hainbutten, Hahneklösgen, Hahnehödgen, Hagehüttchen, Hagehüften; Buttelhüfen, Hageholten, Haynhocken, Hiefe, Hüfen, Hiften, Hüfften, Wirbgen, Wiepenſtrauch, Feldwiepen, Wiepken, Wipen, Arſchkizeln, Schlafkunz, Schlafkauz.

Iſt die gemeinſte Art Roſen und überall ſehr bekannt. Oft hat dieſer Strauch eine niedrige kriechende Geſtalt, bisweilen erlangt er aber eine Höhe von 12, 15 bis 18 Fuß. Die Rinde iſt am jungen Holze glatt röthlich, und am alten glatt bräunlich. Das Holz iſt weißlich, hart und wenig dauerhaft. Die Blätter ſind oval ſpitzig, und unregelmäſſig ſcharf gezahnt. Die röthlichgrünen Zweige führen unter ſich krummgebogene röthliche Stacheln. Die Blüte iſt blaßröthlich, und mehrere ſitzen beiſammen. Die Frucht iſt eine Art ovale glatte, ſcharlachrothe Beere, welche unter den Namen Hüften, Hanebutten, Hagebutten, Hetſchepetſchen bekannt iſt, und wird im Herbſte nach erhaltener Reiſe eingeſammelt, aufgeſchnitten, von ihren ſtachlichen Saamen und der Blumendecke gereiniget und getrocknet oder eingemacht. Auch wird ein ſehr angenehm ſchmeckendes Mus daraus bereitet. Die jungen Blätter des Strauchs geben einen wohlſchmeckenden Thee. Die ausgewachſenen empfahl Gleditſch zum Gerben. Die jungen Triebe, welche bisweilen von einer kleinen Gallenfliege angeſtochen werden, pflegen alsdann in rauchhaarige, zottige Beulen auszuwachſen, die unter dem Namen Schlafäpfel (Roſenſchwämme, Bedeguar off.) bekannt ſind.

4) Die weiße Feldroſe, lat. Roſa Alba, Linn. Fr. Roſier blanc, Engl. the white Roſe. Dieſer Strauch hat mit dem vorhergehenden vieles gemein, er iſt höher, und etwas größer im Stamme, Zweigen und Laube. Die Blätter beſtehen aus fünfen, an denen das äußerſte das größte iſt. Die Blumen, welche im Junius erſcheinen, ſind weiß und von bitterm Geſchmack, ſie ſtehen auf feinen ſtachlichten Stielen. Die Frucht iſt oval und glatt, und bei der Reiſe dunkelroth.

5) Die gelbe Feldroſe, lat. Roſa lutea. Iſt ein kleiner Strauch, der nicht in allen Gegenden wild wachſend angetroffen wird. Er treibt viele hohe, dünne, ſtachlichte Zweige aus der wuchernden Wurzel. Die goldgelben Blüten kommen im Junius, früher als die der übrigen Roſen, zum Vorſchein. Die Frucht iſt rund und glatt, die Stiele ſind nur ½ Zoll lang.

6) Die Erdroſe, lat. Roſa ſpinoſiſſima, Fr. petit Roſier très épineux à fleurs blanches, Engl. Dwarf ſcotch

Roſe, Dwarf burnet-leaved Roſe; auch genannt: Kleiner niedriger ſtachlichter Feldroſenſtrauch, Bergroſenſtrauch, Frauenroſe, Mariendorn, Kornroſe, Heidenroſe, Haberroſe, ſchottiſche Zwergroſe, Bibernellbättrige Roſe. Iſt ein kleiner niedriger und ſehr ſtachlichter Erdſtrauch, der häufig in Hecken und Feldern gefunden wird. Die Blüte, welche im Junius hervorkömmt, hat weiße, unten gelbliche, zuweilen aber auch rothe Blätter, von angenehmen Geruch. Die Früchte werden beinahe kugelrund und zur Zeit der Reife dunkelroth.

Roſenſtock. Iſt die aus der Hirnſchale kurz hervorſtehende gefranzte flache Erhöhung und derjenige Ort, wo das Gehörne auf dem Kopfe des Hirſches feſtſitzt. Dieſe ringförmigen Erhöhungen behält der Hirſch dem ohngeachtet auf dem Kopfe, wenn er gleich das Gehörne abwirft.

Rosmarinandromede, lat. Andromeda polifolia, Linn. Fr. l'Andromede, Engl. the Roſemary leaved Andromede; auch genannt: kleiner, wilder Rosmarin, kleine Kranze, Granze, Lavendelheide, Torfheide, Torfrosmarin, Rosmarinheide, falſcher Kiehnpoſt, Poleiblättrige Andromeda. Iſt immer grünes Laubholz, und ein kleiner ſchwacher Erdholzſtrauch, welcher in wüſten Gegenden, zwiſchen den Forſten, Hügeln und Gebirgen, in den Niederungen und Torfbrüchen, und unter dem Kiehnpoſt gefunden wird.

Sie erreicht in 20 Jahren ihr vollkommenes Wachsthum; hat kriechende, zähe, $\frac{1}{2}$ Fuß tief und 3 Fuß in die Weite gehende Wurzeln; die Rinde an ihren ſchwachen dünnen Stengeln iſt in der Jugend rothbraun, im Alter braun, und dieſe Stengel endigen ſich in weißliche feine Zweige, die oberwärts mit dunkelgrünen, unten weißgrauen, harten, langen, ſchmalen, ungezähnten, zurückgebogenen, und in Geſtalt etwas veränderlichen Blättern des Rosmarins beſetzt ſind. Die fruchtbaren Zwitterblumen erſcheinen im Mai, auf den Spitzen der Stengel an langen und dunkelrothen Stielen. In der Krone befinden ſich 10 kurze Staubfäden mit niederhängenden Staubhülſen; der Staubweg iſt lang, fällt nicht ab und endiget ſich in eine zugerundete Narbe. Das Fruchtbehältniß iſt eine ſtumpfe, fünfeckigte Kapſel,

die feine, ovale, ſtaubartige Saamenkörner enthält, welche im September reif werden.

Von dem Holz iſt noch kein beſondrer Gebrauch bekannt. In Torfgründen trägt indeß dieſes Erdholz durch ſeine kriechenden Wurzeln zur Vermehrung des Torfes bei. Sein herber zuſammenziehender Geſchmack empfiehlt es zu Verſuchen zum Gerben, Färben und der Arzneikunſt. In nördlichen Ländern bedient man ſich deſſelben, ſtatt der Gallåpfel, zum ſchwarzfärben. Schafe, auf Torfgründe getrieben, wo dieſes Erdholz häufig wächſt, bekommen Verſtopfungen und erkranken.

Rosmarinweide, lat. Salix rosmarinifolia, Linn. Fr. le Saule à feuilles de Rômarin, Engl. the Roſemary-leaved Willow; auch genannt: ſchmalblättrige Grundweide; ſpitzblättrige Moorweide, feine kleine Haarweide, kleine Buſchweide, Krebsweide, Girlweide, Strauchweide, Bandweide, kleine Silberweide. Iſt ſommergrünes weiches Laubholz, und als ganzer Strauch eine von denjenigen Weidenarten, die in Torfboden und in den niedrigen ſumpfigten Ländereien wachſen und überhaupt das Waſſer lieben.

Die ſchwarze faſerige Wurzel läuft ſchräge, und treibt dünne, lange, ſchöne Ruthen, mit einer ins braungrüne fallenden Rinde, welche ſehr zähe ſind. Die ſtielloſen Blätter ſind lanzetförmig, oben glatt, unten haarig, ungezahnt; die Spitzen ſind rückwärts gebogen. Das Holz iſt weiß, weich und nicht dauerhaft. Die männlichen Kätzchen haben in jeder Schuppe 2 Staubfäden mit gelben Staubbeuteln, und 2 Honigbehältniſſe. Die Saamenkapſeln der weiblichen Kätzchen ſind länglich eiförmig, gelbgrün, bei der Reife bräunlich. Die Saamenwolle iſt fein und weiß; das klein beſiederte Saamenkorn wird im Junius reif.

Die feinen Ruthen dieſer Weide dienen zu Wieden, Körben, Faſchinen, Dämmen und allerhand Flechtwerk.

Roſtweihe, lat. Falco aeruginoſus, Linn. Fr. le Buſard, Buff. Engl. the Moor-Buzzard, Penn. auch genannt: Moosweihe, Sumpfbuſſard, Brandgeier, Entengeier, Hühnerweihe, Hühnergeier, brauner Geier, brauner Rohrgeier, Waſſerfalke, roſtige Weihe, buntroſtiger Falke (die Jungen), roſtiger Falke. Gehört als Raub-

vogel unter die erſte Ordnung, und iſt von der zweiten Familie der Gattung der Falken eine Art, deren Wachshaut grünlich, der Körper braun iſt, Scheitel, Kehle, Achſeln und Füße aber gelb ſind.

Er iſt 23 Zoll lang, der Schwanz davon 8 Zoll, die Breite der Flügel 4 Fuß, dieſe bedecken den Schwanz faſt gänzlich und wiegt 20 Unzen. Der Schnabel iſt $1\frac{3}{4}$ Zoll lang, ſcharfhaakig, ſchwarz, mit grüngelber Wachshaut; der Stern gelb; die langen dünnen Füße gelb, die Beine $3\frac{1}{2}$ Zoll hoch, die mittlere Zehe $2\frac{1}{4}$ und die hintere $1\frac{3}{4}$ Zoll lang, die ſcharfen Nägel glänzend ſchwarz.

Der Scheitel iſt röthlichgelb, braungeſtreichlt; der ganze übrige Oberleib chokolatbraun; auf jeder Achſel ein gelber Fleck; der Unterleib dunkelkaſtanienbraun; die Schwungfedern dunkelbraun; der Schwanz chocolatbraun, unten grau. — Das Weibchen iſt größer als das Männchen, auf dem Kopf heller, an der Kehle gelb, und auf den Flügeln mit einigen weißgelben Flecken.

Er iſt ſehr gefräſſig, in ſeinem Betragen dem Buſſard ähnlich, doch minder träge, weshalb er auch für gefährlicher für das Federwildpret gehalten wird. Man ſieht ihn faſt immer auf der Erde ſitzen, doch mit großer Wachſamkeit. Sein Flug iſt ſchön, ſanft, ſchwimmend, und faſt immer in horizontaler Lage. Er ſoll ſich auf die Kaninchen- Rebhüner- und Wachteljagd abrichten laſſen.

Dieſe Raubvögel, welche in Deutſchland, beſonders in Thüringen zu den gemeinſten gehören, halten ſich in Vor- und Feldhölzern, im Gebüſche, in Hecken, nahe bei Teichen, Flüſſen und Sümpfen lieber auf, als in tiefen Waldungen, und bleiben das ganze Jahr bei uns. Sie nähren ſich von Waſſerhühnern, Tauchern und Enten, ſtoßen auch auf die Fiſche. In Ermangelung dieſer Nahrung verfolgen ſie Schlangen und Fröſche.

Ihr Neſt findet man in ebenen, wäſſerigen und ſumpfigen Gegenden nicht hoch über der Erde im niedrigen Geſträuche oder gar nur auf kleinen mit hohem Gras bewachſenen Hügeln. Es beſteht aus Reiſern und Federn, und enthält 3 bis 4 weißliche Eier, die das Weibchen in 3 Wochen ausbrütet. Die Jungen ſehen anfangs wollig und weißgelb aus, werden aber bald ganz dunkelbraun. Nach

dem erſten Mauſern werden ſie rothbraun, auf dem Scheitel dunkelgelb, und an der Bruſt und den Schultern gelblich gefleckt.

Sie werden vom Fiſchaar verfolgt. — Sie ſind ſchlau, und nur ſchwer dem Wind entgegen mit der Flinte zu hinterſchleichen. — Ihr Nutzen und Schaden ergiebt ſich aus dem vorhergehenden.

Rothbäuchige Schnepfe, lat. Scolopax ſubarquata, Linn. Iſt, als Sumpfvogel, von der erſten Familie der Gattung der Schnepfen eine Art, bei welcher als Kennzeichen, der gekrümmte Schnabel und die Füße ſchwarz ſind, der Unterleib roſtroth. Sie hat die Größe einer Miſteldroſſel und iſt 9 Zoll lang und 1 Fuß 5 Zoll breit. Der Schwanz iſt 2 Zoll lang und die Flügel reichen über die Schwanzſpitze hinaus.

Der Schnabel iſt 1¾ Zoll lang, rund, dünn, ſchwarz, der Oberkiefer ſtumpf zugeſpitzt und etwas länger als der untere, die Naſenlöcher ſchmal und länglich; die Augenbraunen und die Kreiſe um dieſelben weiß; die mit Schilden beſetzten Füße ſchwarz, die nackte Haut über den Knieen ¾ Zoll und die Beine 1¼ Zoll hoch, die Mittelzehe 1 Zoll und die Hinterzehe 1½ Linien lang, die äußere und mittlere Zehe im Winkel durch eine kleine Haut verbunden. — Der Kopf iſt klein, der Hals mittelmäßig, oben dünn, wird aber bald ſtark, der Körper rund, und Schnabel und Beine ſind dünn.

Das Geſicht iſt weiß, roſtfarbenroth gefleckt, der Scheitel iſt ſchwärzlich; der Hinterhals röthlichaſchgrau; der Rücken und die Schulterfedern ſchwarz, weißlich geſprengt; der Bürzel aſchgrau, die mittelmäßigen obern Deckfedern des Schwanzes weiß mit ſchwarzen Querbänden; die langen untern Deckfedern des Schwanzes weiß mit dunkelbraunen Flecken; die Wangen und der ganze Unterleib roſtfarbenroth, an den Seiten des Halſes mit ſchwarzen Punkten, übrigens etwas weiß gewölkt; die Deckfedern der Flügel dunkelröthlichaſchgrau, weißgrau gerändet; die erſte Ordnung Schwungfedern und ihre Deckfedern ſchwärzlich, erſtere mit weißen Schäften und letztere mit weißen Spitzen, die hintern Schwungfedern dunkelbraun und weiß, die vier letztern ſchwärzlich mit weißen Spitzen; die Unter-

flügel weißgrau, an den Deckfedern dunkelbraun gefleckt; der abgerundete Schwanz bläulich aſchgrau, inwendig und am Rande weißlich, unten weißgrau. — Das Weibchen hat gleiche Größe mit dem Männchen, iſt aber auf dem Rücken ſchwarz, mit roſtfarbenen, weißen und aſchgrauen Flecken, an der Kehle weiß und am Bauche mit mehr Weiß gemiſcht.

Dieſe ſchöne Schnepfe iſt ſchlau und ſcheu, läßt den Jäger ſo nahe an ſich kommen, daß er faſt auf ſie tritt, und fliegt dann erſt blitzſchnell in einem Zickzack fort, daß er ſelten eine aus der Luft ſchießen kann. Ihr Geſchrei, das ſie in Gefahr von ſich giebt, klingt Iß! iß! — Große Moore, ſumpfige Wieſen, und diejenigen Oerter, wo Flüſſe und Teiche oft austreten, wählet ſie zu ihrem Aufenthalte. In der Mitte des Märzes, wenn der Schnee ſchmelzt, kömmt ſie in kleinen Heerden an, und in der letzten Hälfte des Oktobers zieht ſie wieder weg. — Sie nährt ſich von Inſekten, Würmern, kleinen Schnecken, Grasſpitzen und Graswurzeln, und im Frühling auch von grüner Saat; man findet ſie zu allen Jahrszeiten vollkommen fleiſchig und eßbar, und ſie giebt die delikateſten Schnepfengerichte.

In April legt ſie auf einen Maulwurfs- oder Grashügel in eine kleine Aushölung, ohne alle Zubereitung, 4 bis 5 gelbliche mit dunkelbraunen Flecken gezeichnete Eier. Dieſe werden in 16 Tagen vom Weibchen ausgebrütet, und die Jungen laufen ſogleich ins Gras und nehmen ihre von der Mutter vorgezeigte Nahrung auf. Es hält aber ſchwer, wenn man auf eine Familie ſtößt, die Jungen zu finden, ob man ſie gleich vor ſich hinlaufen ſieht, ſo gut wiſſen ſie ſich ins Gras zu verſtecken und anzudrücken.

Die Feinde der Alten ſind verſchiedene Raubvögel und von den Rabenkrähen hat beſonders ihre Brut viel auszuſtehen. — Nur im März glückt es dem Jäger zuweilen auf Sümpfen und Rieden eine im Laufen oder im Fluge mit der Flinte zu erlegen. Sonſt fängt man ſie am ſicherſten in Schlingen, die man in ihre gewöhnlichen Gänge ſtellt.

Rothbläschen, ſiehe Waſſerhühnchen.

Rothbuche, ſiehe Maſtbuche.

Rothdroſſel, Lat. Turdus iliacus, Linn. Fr. le Mauvis, Buff. Engl. the Redwing, or Wind Truſh,

Penn. auch genannt: Weindroſſel, Winterdroſſel, Buntdroſſel, Heidedroſſel, Bergdroſſel, Walddroſſel, Walddröſchel, Heideziemer, Behende, Bäuerling, Weingarfvogel, Weiſel, Weizel, Winſel, Bitter, Gererle, Girerle. Iſt ein Singvogel, und von der Gattung der Droſſeln eine Art mit folgenden Kennzeichen: Die Flügel ſind inwendig braunroth, und an den Seiten des Halſes liegt ein dunkelgelber Fleck, ſo wie ein gleicher etwas hellerer über die Augen geht.

Sie iſt 9 Zoll lang und 1 Fuß 4 Zoll breit. Der Schwanz mißt 3 und einen halben Zoll und die Flügelſpizzen liegen auf zwei Drittheile in den Schwanz hinein. Sie wiegt 2 und eine viertel Unze. Der Schnabel iſt 8 Linien lang, ſchwärzlich, und nur die Wurzel des Unterkiefers und die Ecken ſind hellgelb, die Naſenlöcher eirund, der Augenſtern nußbraun, die Augenlider gelblich, die Beine blaßgrau, die Zehen hellgelb, die Nägel hornbraun, die geſchilderten Beine 1 Zoll 2 Linien hoch, die mittlere 1 Zoll 2 Linien und die hintere 10 Linien lang.

Kopf, Oberhals, Rücken, Schulterfedern, mittelmäßige Steißfedern, kleinere Deckfedern der Flügel ſind olivenbraun; von den Naſenlöchern an läuft bis weit hinter die Augen ein weißlichgelber Streifen; die graubraunen, gelblich geſtrichelten Wangen umgiebt ein ähnlicher, welcher an der Seite des Halſes dunkelgelb wird; Kehle, Hals und Bruſt ſind weißlichroſtgelb, mit vielen dunkelbraunen Flekken, der übrige Unterleib weiß, an den Seiten olivenbraun gefleckt; die Seiten und untern Deckfedern der Flügel ſind orangeroth, die großen Deckfedern der Flügel und die Schwungfedern dunkelbraun, mit röthlichgelben und weißen Spitzen, die mittlern Schwungfedern an der Spitze breit und mit einem Federzäckchen geſpitzt, die Unterſchwingen rothbraun angeflogen, der Schwanz durch die zugeſpitzten Federn ein wenig ſcharf geſpalten, graubraun, unten aſchgrau, an den Seiten olivengrau. — Das Weibchen iſt am ganzen Leibe heller; der Strich über den Augen iſt faſt weiß, der Fleck an den Seiten des Halſes hellgelber, die Grundfarbe des ganzen Unterleibes weiß, an dem Halſe

bloß ins Gelbliche ſpielend, die Flecken an der Bruſt graubraun, der After ungefleckt und die Farbe der Unterflügel nicht ſo hoch.

Sie iſt ſcheu, lockt nur leiſe und langſam ein ziſchendes St! St! und hat daher den Namen Zippdreſſel, der ihr ſo oft beigelegt wird, mit Unrecht. Sie leben geſellſchaftlich, daher man ſie immer in Schaaren, und auch vereinter zuſammen antrifft. Sie wohnen in Europa, kommen nach Deutſchland nur als Zugvögel, nämlich in der Mitte oder zu Ende des Oktobers in kleinen und großen Schaaren, lagern ſich vorzüglich in Laubhölzern, gehen in wärmere Gegenden, und nur einige wenige bleiben in Hekken, und nähren ſich im Winter kümmerlich von Weißdorn- Hartriegel- und Kreuzdornbeeren. Zu Ende des Märzes und den ganzen April durch ziehen die zurückkommenden Schaaren wieder durch Deutſchland in nördlichere Gegenden, um da ihre Brut zu verrichten.

Im Sommer nähren ſie ſich von Inſekten und Regenwürmern, im Herbſt aber von Vogel- Wein- Kreuzdorn- und andern Beeren und werden ſehr fett. — Ihre Feinde ſind die Raubvögel, welche ſie auf ihren Reiſen verfolgen.

Sie ſind ſchwer zu ſchießen, fangen ſich aber leicht auf dem Heerde und in der Schneuß. Auf den Heerd hat man nur einige Lockvögel nöthig; denn ſie fliegen auch auf den Ruf der Singdroſſel auf. Sie machen den dritten Strich der Schneußvögel aus. — Sie nützen durch ihr wohlſchmeckendes, leicht verdauliches und geſundes Fleiſch. — In Frankreich ſollen ſie an den Weintrauben großen Schaden thun.

Abänderungen von ihr ſind: 1) die bunte Rothdroſſel (Turdus iliacus varius); 2) die weiße Rothdroſſel (Turdus iliacus albus); 3) die Rothdroſſel mit der weißen Schwanzbinde.

Rothe Eiche, ſ. Eiche.

Röthelweihe, ſ. Thurmfalke.

Rother Hollunder, ſ. Hollunder.

Rothfaul, Rothholmig, Fr. Bois rouge, Bois échauffé. Heißt, wenn ein Baum durch Harzlachen, Eisklüfte und

dergl. eine Oefnung in der Rinde bekommt, und das Waſſer von Thau und Regen eindringen kann, ſo daß das Holz roth und endlich faul wird. Dergleichen geſchieht auch bei den Tannen, wenn ſie lange über die Zeit ihres vollkommenen Wachsthums ſtehen bleiben, und davon nach und nach abſterben, ſo daß ſie für Alter zu einem röthlichen Pulver verfaulen.

Rothfink, ſ. Fink.

Rothfüßige Schnepfe, lat. Scolopax Calidris, Linn. Fr. le Chevalier aux pieds rouges, Buff. Engl. the Redſhank or Poolſnipe, Penn. auch genannt: Rothfuß, Rothbein, kleiner Rothſchenkel. Iſt ein Sumpfvogel und von der zweiten Familie der Gattung der Schnepfen eine Art, deren Schnabel gerade und roth, die Füße orangenroth, und die Schwungfedern der zweiten Ordnung weiß ſind.

Sie iſt 12 und einen halben Zoll lang, 1 Fuß 8 Zoll breit, und der Schwanz 3 Zoll lang, bis zu deſſen Spitze reichen die Flügel. Der Schnabel iſt über 2 Zoll lang, blaßroth und nur an der Spitze ſchwarz, der Augenſtern rothbraun, die geſchilderten Füße orangengelb oder roth, die Klauen ſchwarz, die Schenkel 1 Zoll 4 Linien weit nackt, die Beine 1 und einen halben Zoll hoch, die Mittelzehe 1 Zoll 5 Linien und die hintere 8 Linien lang.

Die Federn des Oberleibes ſind graubraun, aſchgrau und ſchwarz gezeichnet, und haben einen grünen Widerſchein; über die Augen geht ein weißer Strich; die Wangen ſind graubraun, ſchwärzlich geſtrichelt; die langen untern Deckfedern des Schwanzes ſind ſchneeweiß; der Unterleib iſt weiß, nur der Hals iſt röthlich aſchgrau mit weiß gerändeten Federn, und die Seiten ſind grau gefleckt; die vordern Schwungfedern ſind ſchwarzbraun, gegen die Spitze zu weiß geſäumt, die mittlern auf der äußern Fahne dunkelbraun, auf der innern weiß und grau geſtreift, und weiß eingefaßt, die vier letztern dunkelbraun und ſchwarz gefleckt, die 12 Schwungfedern dunkelbraun mit weißlichen Spitzen, die vier mittelſten aber und die beiden äußerſten auf beiden Seiten haben ſchwarze Querlinien.

Dieſe Schnepfenart trifft man in Europa, Amerika ꝛc. vorzüglich an den Seeufern an, doch hält ſie ſich in Deutſchland an den Seen, Moräſten und großen Teichen auf. Sie lebt nicht in allzugroßen Geſellſchaften, iſt nicht ſcheu, ſondern verläßt ſich auf ihre langen Füße, durch welche ſie im Schilf und Gras unglaublich ſchnell entſchlüpfen kann. Sie hält ſich in ſumpfigen Gegenden auf, niſtet daſelbſt, legt 4 weißlichgrüne, ſchwarzgefleckte Eier, und nährt ſich von Regenwürmern und kleinen Erd- und Waſſerſchnecken. Ueber ihrem Neſte ſchwebt ſie, ſobald man ſich demſelben nähert, in weiten und engen regulairen Kreiſen herum, ſo daß man es leicht finden kann, wenn man es in in dem Mittelpunkte dieſer Kreiſe ſucht.

Die Jungen ſehen, ehe ſie ſich mauſern, auf dem Oberleibe graubraun aus mit grünem Schimmer, und haben am Kopfe bis zur Mitte des Rückens Längsſtreifen, übrigens aber bis zur Schwanzſpitze Querſtreifen; am Unterleibe ſind ſie hellgrau, und haben unzählige Längsſtreifen.

Rothhals, ſ. Tafelente.

Rothhänfling, ſ. Hänfling.

Rothhuhn, Lat. Tetrao rufus, Linn. Fr. la Bartavelle ou Perdrix rouge de l'Europe, Buff. Engl. the Guernſey Partridge, Lath. auch genannt: rothes Rebhuhn, griechiſches Rebhuhn, Berghuhn, Steinhuhn, rothes europäiſches Rebhuhn, italiäniſches Rebhuhn, welſches Rebhuhn, rothfüßiges Rebhuhn, Perniſe; Crainiſch: Cotorna. Gehört unter die Ordnung der Hausvögel, und iſt von der zweiten Familie der Gattung des Waldhuhns eine Art, die ſich von den übrigen dadurch unterſcheidet, daß Schnabel und Füße roth ſind, die Kehle weiß und mit einer ſchwarzen weiß punktirten Binde eingeſchloſſen iſt.

Man findet es im ſüdlichen Deutſchland, und iſt größer als das Rebhuhn, nämlich 14 und einen halben Zoll lang und 1 Fuß 9 und einen halben Zoll breit. Der Schwanz mißt 3 und einen halben Zoll, und die Flügel reichen kaum über den Anfang des Schwanzes hinaus. Der Schnabel

iſt 11 Linien lang und hochroth, der Augenſtern gelbroth; die geſchuppten Füße ſind blaßroth, die Nägel dunkelbraun, die Mittelzehe 1 Zoll 9 Linien lang, die hintere 6 Linien und über derſelben ſteht ein ſtumpfer Sporn.

Der Vorderkopf iſt graubraun, der Hinterkopf rothbraun, mit zwei ſchiefen ſchwarzen Flecken auf jeder Feder, der Oberhals rothbraun, der Rücken, die Flügel und der Bürzel aſchgraubraun, hinter den Augen ein ſcharlachrother warziger Augenfleck, die Augenlider ebenfalls roth, die Wangen, Kehle und der ganze Vorderhals weiß; dieſe weiße Farbe wird von einer ſchwarzen Binde eingeſchloſſen; die Bruſt iſt blaß aſchgrau, der Bauch, die Seiten, Schenkel und der After gelbroth, die Seiten mit weißen, ſchwarzen und orangerothen Streifen, die Schwungfedern graubraun; der Schwanz beſtehet aus 16 Federn, wovon die 4 mittlern graubraun ſind, die nächſten 5 auf jeder Seite von eben der Farbe, aber mit gelbrother Auſſenſeite, die 5 äuſſern gelbroth an beiden Seiten. — Das Weibchen iſt am Vorderhalſe ſchmutzig weiß, die Einfaſſung iſt nicht ſo ſchön ſchwarz und weiß gefleckt, und der Oberleib iſt mehr aſchgrau.

Mit dem Rebhuhn hat es faſt gleiche Lebensart, bewohnt aber mehr die hohen waldigen Gegenden, als die Ebenen, daher es der Jäger mit mehr Mühe in den Gebüſchen aufſuchen muß. Im Winter verbirgt es ſich in den Felſenlöchern und andern Steinhöhlen. Das Weibchen legt 16 bis 18 weiße, mit vielen rothen Flecken beſprengte Eier auf die bloße Erde, und zwar gern zwiſchen und unter Steine, und wird während dem Brüten vom Männchen ganz verlaſſen. Außer der Begattungszeit leben ſie familienweiſe, wie die Rebhühner. Zur Zeit der Paarung ſchreien die Männchen ſehr, und kämpfen dann auch mit ihren Nebenbuhlern. Weder Junge noch Alte ſind leicht zu zähmen.

Sie nähren ſich von Körnern, allerhand Sämereien, Kräutern, Inſekten, beſonders Ameiſeneiern. In den Ebenen haben ſie einen geraden und ſchnellen, aber ungleich ſchwerern und geräuſchvollern Flug als die Rebhühner.

Wenn ſie unverhoft verfolgt werden, ſo fliegen ſie nach den Gehölzen, ſetzen ſich da wohl gar auf die Bäume, oder ſcharren ſich auch wohl unter das Moos. Sie fliegen weder wie die Rebhühner, gemeinſchaftlich auf, noch nach einerlei Seite, noch rufen ſie ſich nach der Zerſtreuung wieder zuſammen. Dahero behaupten die Jäger, daß wenn man auf der Jagd auf ein Volk ſtoße, man ſie alle nach und nach einzeln herabſchießen könne, da immer nicht mehr als eins ſich erhöbe und davon flöge.

Zur Paarungszeit (Falzzeit) werden die Männchen mit Schlingen und Netzen gefangen, auch öfters mit den Händen gegriffen. Man pflegt ſie auch mit den Locktönen des Männchens oder Weibchens zu der Zeit, wie die Wachteln, in vorgeſtellte Netze zu locken. — Ihr Fleiſch wird weit delikater als das Fleiſch des gemeinen Rebhuhns gehalten.

Rothkehlchen, Lat. Motacilla Rubecula, Linn. Fr. la Rouge-gorge, Buff. Engl. the Red-breaſt, Penn. auch genannt: Rothbrüſtchen, Rothköpfchen, Waldröthlein, Rothbart, Kehlröthchen; Crainiſch: Schmarnza, Taſchitza, Taſchtza. Iſt als Singvogel von der zweiten Familie der Gattung der Sänger diejenige Art, die ſich von den übrigen durch orangenrothe Kehle und Bruſt unterſcheidet.

Es iſt 6 und einen halben Zoll lang, und 9 Zoll breit. Der Schwanz 2 Zoll 8 Linien lang, und wird die Hälfte von den Flügeln bedeckt. Der Schnabel mißt 5 Linien, iſt rund, der Oberkiefer etwas übergehend, hornbraun, die Wurzel der unter Kinnlade ſo wie der Rachen hellgelb, der Augenſtern graubraun, die geſchilderten Füße ſchwarzbraun, die Beine 1 Zoll 1 Linie hoch, die Mittelzehe 9 Linien, und die hintere 7 Linien lang mit ſchlanken ſpitzigen Krallen.

Die Stirn, Wangen und Unterleib bis zum Bauch ſind tief orangenroth, der Oberleib und die Deckfedern der Flügel ſchmutzig olivengrün, die kurzen Steißfedern und die Seiten heller, die Seiten der Bruſt und des Halſes ſchön aſchgrau; auch die orangenrothe Stirn iſt bei den al-

ten Männchen nach dem Scheitel zu aſchgrau eingefaßt, der Bauch weiß, die mittelmäßigen Afterfedern ſchmutzigweiß, olivengrün überlaufen, die Schwung- und Schwanzfedern dunkelbraun hellolivengrün gerändet, die 5 bis 8 großen Deckfedern der mittlern Schwungfedern grau, mit orangengelben dreieckigen Fleckchen an den Spitzen, welches die Vogelſteller Spiegel nennen; die Unterflügel ſind graulichweiß, und die Flügelecken rothgelb. Um den Schnabelwinkel ſtehen einige ſchwarze Barthaare.

Das Weibchen iſt etwas kleiner, an der Bruſt bläſſer, die Füße fleiſchbraun, und mehrentheils fehlen die gelben Punkte an den Spitzen der großen Deckfedern der Flügel, doch haben die ſehr alten auch gelbe Strichelchen daſelbſt. — Die einjährigen Männchen, welche man im Frühjahr fängt, ſehen dem Weibchen am ähnlichſten, haben nur kleine oder faſt gar keine Spiegel, eine dottergelbe Bruſt, aber allezeit ſchwarzbraune Füße.

Die Lockſtimme des Rothkehlchens Siſi, ſiſi, ſri! ſo wie ſein Geſang iſt allenthalben bekannt, da es allenthalben in ganz Deutſchland, wo nur Hecken ſind, wenigſtens zur Strichzeit im Frühjahr und Herbſt dieſen Vogel giebt. Es hat ein ſehr munteres Naturell, iſt beſtändig in Bewegung, hüpft und fliegt bald hier bald dorthin, ſchlägt den Schwanz in die Höhe, macht beſtändig Verbeugungen, faſt bei jedem Sprunge, und ruft dazu ſein Siſri! In der Stube iſt es ſogleich zahm, iſt außerordentlich zänkiſch, und leidet ſeines Gleichen nicht neben ſich.

Auf ſeinem Zuge trifft man es in Menge in allen Hekken und Gebüſchen an, im Sommer aber nur in großen Waldungen. Sie lieben mehr die Thäler als die Hügel; daher kömmt es, daß man ſagt, ſie wohnten ſo gern an dem Waſſer. Sie kommen in der Mitte des Märzes von ihren Wanderungen zurück, ſtreichen dann wohl 14 Tage bis 3 Wochen in niedrigen Hecken herum, und begeben ſich dann erſt in die nahen, dann in die tiefen Berge hinein. Im Oktober durchſtreichen ſie alle Gebüſche und gehen wieder langſam weg. — Merkwürdig iſt noch, daß man keinen Flug von ihnen durch die Luft ſtreichen ſieht, ob ſie gleich in

ziemlicher Anzahl beiſammen ziehen müſſen, daher zu glauben iſt, daß ſie des Nachts entweder ſehr hoch in der Luft oder ſehr tief von einer Hecke zur andern ziehen.

Sie nähren ſich von Inſekten, Fliegen, Mücken, Haften und dergl. Regenwürmern und allerhand Beeren, Heidelbeeren, Johannisbeeren, Bergholderbeeren, ſchwarzen Hollunderbeeren, und im Nothfall und beſonders im Winter auch von Pfaffenhuthsbeeren. Im Zimmer nimmt es mit allen vorlieb, und frißt beſonders den jungen Käſe ſehr gern. In der Stube läßt man es herumfliegen, um die Fliegen wegzufangen, und in den Kammern herumlaufen, um ſie von Flöhen zu reinigen. Es verlangt nicht allein täglich friſches Waſſer zum Trinken, ſondern auch zum Baden.

Es niſtet des Jahrs zweimal auf die Erde ins Moos, in Steinritzen, unter die Wurzeln der Bäume, in hohle Baumſtrünke, in Maulwurfslöcher, und andere Löcher und Ritzen. In das ſchlecht gebaute Neſt legt die Mutter 4 bis 7 Eier, deren Grundfläche gelblichweiß iſt mit einzelnen rothgelben zerfloſſenen Punkten und Strichen, die ſich am obern Ende in einen hellbraunen Ring verwandeln, und brütet ſie in 13 Tagen in Geſellſchaft des Vaters aus. Die Jungen ſind Anfangs ſo voller gelber Wolle, wie die jungen Hühnchen, und werden alsdann grau mit einer ſchmuzziggelben Einfaſſung. Nach dem erſten Mauſern erhalten ſie erſt die orangenrothe Kehle. Sie hüpfen bald aus dem Neſte. — Das Rothkehlchen paart ſich auch mit der Nachtigall und der Braunelle in großen Vogelhäuſern in Gärten.

Die Rothkehlchen bekommen im Zimmer oft den Durchfall, wofür man ihnen etliche Spinnen hinwirft. — Von der Schwind- oder Dürrſucht befreien ſie oft einige Mehlwürmer. — Von vielen Regenwürmern machen ſie ſich auch dick und ſterben; Mehlwürmer und Spinnen kuriren ſie auch oft wieder.

Feinde der Rothkehlchen ſind die Füchſe, Baummarder, Wieſeln und dergl. welche die Brut zerſtören, und der Sperber, Thurmfalke und Baumfalke, welche die Erwach-

ſenen auf ihren Wanderungen verfolgen. Auch werden ſie von Milben und der Schwalbenlausfliege geplagt.

Mit der Flinte und dem Blasrohre laſſen ſie nahe genug an ſich kommen. — Im Frühjahr, wenn ſie ſich in Hecken aufhalten, ſteckt man einige lange Stöcke quer aus der Hecke, beſteckt dieſe mit Leimruthen, und zwei Perſonen ſchlagen dann ſanft an die Hecken; dadurch laſſen ſie ſich auf die Leimruthen treiben und fangen ſich auf dieſe Art in Menge. So bekömmt man auch Blaukehlchen, Nachtigallen, einige Grasmückenarten, Zaunkönige, Meiſen, Braunellen und Goldhähnchen.

Noch häufiger fängt man die Rothkehlchen im Herbſt in der Schneuß, vorzüglich wenn man ſchwarze Hollunderbeeren vorhängt. — Im Frühjahr geht es auch, wenn man einen bloßen Platz macht, und Regenwürmer oder Mehlwürmer dahin ſtreut, unter die Leimruthen und in den Meiſenkaſten. — Mit der Eule kann man ſie auch in der Meiſenhütte auf den Kloben und den Leimruthen fangen.

Sie nützen durch ihr gutes und geſundes Fleiſch. Im Zimmer ſchätzt man ſie wegen ihres Geſanges, und wegen Wegfangung der Fliegen und andern Ungeziefers.

Varietäten von ihnen ſind: 1) das weiße Rothkehlchen (Motacilla Rubecula alba); 2) das weißbrüſtige Rothkehlchen (Mot. Rub. leucothorax); 3) das bunte Rothkehlchen (Mot. Rub. varia); und 4) das Rothkehlchen von Bologna (Rouge-gorge de Bologne).

Rothköpfige Würger, Lat. Lanius Collurio, Fr. la Pie-grieche rouſſe, Buff. Engl. de Wood-chat, Penn. auch genannt: der mittlere Neuntöder, Krückelſter, der Rothkopf, große rothe Neuntöder, Finkenwürgvogel. Er gehört unter die Ordnung der Raubvögel, und iſt von der Gattung der Würger eine Art, deren Schwanz zugerundet, der Hinterkopf und Nacken rothbraun, der Rücken ſchwarzbraun iſt.

Dieſer Vogel iſt in Deutſchland faſt allenthalben bekannt, 8 Zoll lang, der Schwanz 3 und 3 Viertel Zoll, und 1 Fuß 1 Zoll breit. Die Flügel bedecken den dritten Theil des Schwanzes. Der Schnabel iſt 9 Linien lang,

ſtark, zuſammengedruckt, mit einem merklichen Zahn, aber kleinen Haken, runden offenen Naſenlöchern, einzeln rückwärts ſtehenden Bartborſten an der Wurzel des obern Kiefers verſehen und ſchwarzblau, die Zunge an der Spitze roth; die Augen ſind gelblichgrau, die Augenlider grüngelb, die Beine 1 Zoll hoch und mit den Zehen, die vorne wenig gekrümmte Nägel haben, ſchwarzblau, die mittlere Zehe 11 Linien und die hintere 8 Linien lang.

Der Kopf iſt ſtark; mit der ſchwarzen Stirn verbindet ſich ein ſchwarzer Streifen, der durch die Augen bis hinter die Ohren läuft; der Hinterkopf und Nakken ſind ſchön rothbraun, der Rücken ſchwarzbraun, der Mittelrücken röthlichaſchgrau, die obern Deckfedern des Schwanzes gelblichweiß; einige große weiße Achſelfedern bilden, wie bei der Elſter, einen großen weißen Fleck an beiden Seiten des Rückens; über der Naſe hebt die gelblichweiße Farbe, die den ganzen Unterleib bedeckt, mit zwei Punkten an; die Seiten ſind etwas röthlicher und unmerklich grau gewäſſert; die kleinen Deckfedern der Flügel ſind ſchwarzbraun, gelblichweiß gerändet, die größern und die Schwungfedern ſchwarz, die erſte Ordnung mit großen weißen Wurzeln, wodurch ein weißer Fleck entſteht, die zweite Ordnung, ſo wie die großen Deckfedern, mit gelblichweißen Spitzen, der Schwanz, wie die Flügel, ſchwarz ins Bräunliche übergehend, die äußerſte Feder etwas kürzer, weiß, nur in der Mitte mit einem ſchwarzen Fleck, die übrigen nach der Mitte zu mit weißen Spitzen und immer abnehmenden weißen Wurzeln, ſo daß die mittelſte ganz ſchwarz iſt; die Unterflügel ſind hellgrau. — Das Weibchen hat weniger Schwarzes und Braunes als das Männchen; überhaupt ſind die Farben bläſſer und mehr abgeſchoſſen, ähnelt aber ſonſt dem Männchen im Ganzen.

Dieſer Vogel iſt, weil er ſo zänkiſch iſt, an mehrern Orten unter dem Namen des Finkenbeiſſers bekannt. Er iſt von großer Gelehrigkeit, ſetzt ſich auf die Baumſpitzen und ſingt den Geſang der meiſten Vögel, die um ihn ſind, nach. Zwiſchen dieſe Geſänge miſcht er einige unangenehme kreiſchende Strophen aus ſeinen eigenen Mitteln. Seine

Lockſtimme iſt ein rauhes: Aetſch, äärſch! oder der Ruf des Sperlings; im Affekte aber ſchreit er in einem weg: Gäck, Gäck, Gäck! — Wegen ſeines Fluges und beſonders wegen ſeiner weißen Flügelzeichnung heißt er in Thüringen Waldelſter.

Als Zugvogel kömmt er in den letzten Tagen des Aprils an, und zieht in der Mitte des Septembers wieder weg. Auf ſeinem Zuge fliegt er familienweiſe von einem Baum und Strauch zum andern, und verliert ſich ſo unvermerkt. Im Sommer wohnt er nicht nur in Gebirgen und Wäldern, in den Gegenden der Viehtriften, ſondern auch und vorzüglich in Ebenen, und zwar da in Menge, wo die Pferde Tag und Nacht auf eingeſchränkten Weideplätzen ſich aufhalten, wenn nur Bäume, Gärten oder Hecken in der Nähe ſind.

Er nährt ſich daher vorzüglich von Roß- und andern Miſtkäfern; auch frißt er allerhand Heuſchrecken und Inſekten. Zu Ablöſung der harten Flügel von allen dieſen Inſekten war ihm ſein ſcharfer und ſtarker Schnabel nöthig. Er gehört alſo nicht in dem Verſtande zu den Raubvögeln, wie der große graue Würger, und nur junge ohnmächtige Vögel werden ihm zuweilen zu Theil, und Eidechſen.

In Wäldern, Gärten und Feldern niſtet er auf hohe Bäume in dichte Zweige, baut ein großes Neſt, und legt gewöhnlich 6 weißliche, ins Grüne ſchillernde Eier hinein, die mit bräunlichen, bläulichen und blaßröthlichen Flecken beſetzt und in 15 Tagen ausgebrütet ſind. Selten findet man das Neſt im Felde auf hohen Schlehen- und Masholderbüſchen. Die Jungen ſehen bis zum Mauſern oben ſchmutzigweiß und dunkelaſchgrau geſchuppt, unten ſchmuzzigweiß und grau gewölkt, und an den Flügelfedern ſtark roſtfarben kantirt aus. Der Schwanz und die Schwingen ſind ſchwarzgrau.

Da er nicht ſonderlich ſcheu iſt, ſo iſt er im Herbſt und Frühjahr, wo man ihn allenthalben auf den Feldbüſchen ſitzen ſieht, mit dem Schießgewehr leicht zu erlegen. — In ſandigen Gegenden, wo die Maulwurfsgrillen dem Landmann großen Schaden thun, iſt er vorzüglich nützlich.

Rothſchwänzchen, gemeines, lat. Motacilla Phoenicurus, Linn. Fr. le Roſſignol de muraille, Buff. Engl. the Redſtart, Penn. auch genannt: Rothſchwanz, Rothſtärt, Rothſterzchen, Rothbrüſtlein, Röthling, Gartenröthling, Gartenrothſchwänzchen, Schwarzkehlchen, Mauernachtigall, Hausrothſchwänzchen, Hausrothſchweifel, Saulocker, Fritzchen. Iſt ein Singvogel und von der zweiten Familie der Gattung der Sänger eine Art, bei welcher der Oberleib bläulichgrau, die Kehle ſchwarz, die Bruſt und der Schwanz roſtroth iſt.

Es iſt 6 Zoll lang und $9\frac{1}{2}$ Zoll breit. Der Schwanz mißt $2\frac{1}{2}$ Zoll und die Flügel legen ſich auf der Hälfte deſſelben zuſammen; es wiegt 1 Loth. Der Schnabel iſt 6 Linien lang, rund zugeſpitzt, ſchwarz, an den Winkeln und inwendig gelb; der Augenſtern ſchwarz, die geſchilderten Füße desgleichen, die Zehen ſchlank und fein, die Nägel ſpitzig, die Beine 11 Linien hoch, die Mittelzehe 9 Linien lang, und 8 die hintere.

Eine Einfaſſung des Oberſchnabels, ſo wie Wangen und Kehle ſind ſchwarz, letztere weiß beſpritzt, der weiße Vorderkopf verliert ſich in einen weißen Streifen über die Augen; Hinterkopf, Hinterhals, Rücken, Schultern und kleinere Deckfedern der Flügel ſind dunkelaſchgrau, röthlich überlaufen; die mittelmäßigen Steißfedern roſtroth; die Bruſt, Seiten, und der Oberbauch roſtroth; letzterer weiß gewölkt; der Unterbauch und die mittelmäßigen Afterfedern roſtgelb; die großen Deckfedern der Flügel und ihre Schwungfedern dunkelbraun, roſtgelb eingefaßt; der Schwanz gerade, roſtroth, die beiden mittlern Federn dunkelbraun. — Das Weibchen iſt oben röthlich aſchgrau; die Kehle weißlich, nur ohngefähr vom fünften bis ſechſten Jahre an ſchwarz und weiß gewölkt; die Bruſt ſchmutzig roſtfarben, weiß gewäſſert; der Bauch ſchmutzigweiß; der Steiß röthlich gelb; die größern Deckfedern der Flügel und die hinteen Schwungfedern roſtfarben eingefaßt.

Nur nach dem erſten Mauſern bekommen Männchen und Weibchen erſt dieſe beſtimmte Farbe, und die jungen

Männchen ſind alsdann noch überdies an der ſchwarzen Bruſt mit Weiß überzogen, welches ſich erſt im folgenden Sommer verliert; auch an der Stirn haben ſie nur einen weißen Streifen, der über die Augen läuft, und an dem Bauche ſind ſie mehr weiß als roſtgelb.

Das Rothſchwänzchen iſt ein lebhafter Vogel, deſſen Körper und Schwanz ſtets in Bewegung iſt; fliegen und hüpfen verrichtet es mit Schnelligkeit. Im Herbſt und Frühjahr hält es ſich im niedern Gebüſche, im Sommer aber ſucht es hohe Bäume und Dachforſte auf, und ſingt auf denſelben einige Strophen, die es noch mit einigen aus dem Geſange des Singvogels vermehrt. Seine Lockſtimme iſt ein helles: Hüt, hüt! Hüt, hüt, ditdit! das im Zorne noch mit einem ſchnalzenden Tzä! begleitet wird. Es läßt ſich zähmen, will aber anfänglich nichts als Mehlwürmer und Ameiſeneier, und im Herbſt noch ſchwarze Hollunderbeeren haben.

Als Zugvögel halten ſie ſich den Winter über in wärmern Gegenden auf, verlaſſen uns alſo in der erſten Hälfte des Oktobers, und kommen zu Ende des Märzes oder Anfang des Aprils wieder zurück. Im Herbſt und Frühjahr halten ſie ſich einige Zeit in Hecken und niederm Gebüſche auf; im Sommer aber findet man ſie in Gärten, um die Flüſſe herum in den Weidenbäumen, auch in den Laubhölzern, und zwar in den tiefſten Wäldern. Diejenigen, welche in Gärten wohnen, gehen auch in die Städte, ſetzen ſich auf die Mauern und Häuſer und vergnügen durch ihren Geſang. — Sie nähren ſich von verſchiedenen Arten fliegender Inſekten, freſſen aber auch außer dieſen Regenwürmer, Johannisbeeren, und im Herbſt Hollunderbeeren.

Ihr aus Grashalmen, Federn und Haaren ſchlecht zuſammen gewebtes Neſt, machen ſie in Baumhölen, beſonders in die Löcher der Weidenbäume, und man findet gewöhnlich 5 bis 7 apfelgrüne, ſehr zugeſpitzte Eier darin. Sie werden 14 Tage bebrütet, und ſobald die Schwanzfedern ausgekrochen ſind, ſchlüpfen die ſcheuen Jungen aus demſelben, und laſſen ſich auf einem Baumaſte unter beſtändigem Geſchrei von den Eltern groß füttern. Sie ſehen

bis ſie ſich mauſern, am ganzen Leibe rothgrau und weißlich geſchuppt aus. Die jungen Weibchen haben im Herbſte faſt einerlei Farbe mit der Nachtigall, und um ſie nicht zu verwechſeln, darf man nur auf den ſchwarzen Schnabel und die ſchwarzen Füße ſehen, die der Nachtigall fehlen. Es fliegen gewöhnlich des Jahrs zwei Bruten aus. — Wenn der Kuckuk in ein Mauerloch zum Neſte kommen kann, ſo legt er auch ſein Ei in daſſelbe. — Die Eier und Jungen ſind den Verfolgungen der Katzen und Wieſeln ausgeſetzt, weshalb auch die Jungen das Neſt ſo früh verlaſſen.

Mit der Flinte ſind ſie leicht zu erreichen, mit dem Blasrohre aber kaum die Jungen, ſo ſehr fürchten ſie den Menſchen. — Im Frühjahr treibt man ſie, wie die Rothkehlchen auf die Leimruthen, die man auf Stöcke aus der Hecke, in welcher man ſie ſitzen ſieht, ſteckt, oder fängt ſie mit Mehlwürmern unter dem Garn oder den Leimruthen. — Im Herbſt werden ſie in Menge in den Gärten und Feldhölzern in der Schneuß gefangen, wenn ſchwarze Hollunderbeeren vorhängen. — Sie ſind leicht auf dem Tränkheerd zu fangen.

Sie nützen durch ihr leicht verdauliches und geſundes Fleiſch. — Da wo ſie in der Nähe von Bienenſtöcken wohnen, thun ſie bei regenhafter und trüber Witterung, wo ihnen die fliegenden Inſekten fehlen, großen Schaden, indem ſie viele Bienen wegfangen.

Man giebt drei Varietäten an, als: 1) das aſchgraue gemeine Rothſchwänzchen (Fr. Roſſignol de muraille cendré, Briſſon); 2) das Rothſchwänzchen mit geflecktem Bruſt (Roſſ. de muraille à poitrine tachetée, Briſſon); 3) das ſchwarzbrüſtige Rothſchwänzchen (Lat. Motacilla Tithys, Linn.). Sie ſind aber alle keine wirkliche Varietäten, ſondern entweder dem Alter oder Geſchlecht nach verſchiedene Vögel des Rothſchwänzchens oder Wiſtlings.

Rothſeitig, Rothhart, Fr. Bois rouge. Heißt, wenn ſich bei einzeln ſtehenden Tannen, das Glatteis an der offenen Nordſeite an den Stamm ſetzt, und das Holz und

Rinde an dieſer Seite davon roth und anbrüchig wird, welches der erſte Grad zur Fäulung iſt.

Rothſpecht, ſiehe Buntſpecht.

Rothtanne, ſiehe Fichte.

Rothwildpret, Fr. Bètes fauves ou rouſſes. Werden die edlen Hirſche, Thiere und Kälber, auch wohl Rehe, zum Unterſchied der Damhirſche, und deswegen genannt, weil ſie vom Maule bis zur Blume gewöhnlich fahlrothe Farbe haben.

Rotte, Fr. Troupe de loups. Wird ein Trupp Wölfe genannt, wenn nämlich ihrer mehrere beiſammen ſind; ein Trupp oder Rudel heißt es dagegen bei dem andern Wildpret.

Röttelgeier, ſiehe Thurmfalke.

Rottzehnte. Iſt eine Abgabe, welche in dem zehnten Theil der erbauten Früchte beſteht, wenn der Landesherr den Unterthanen Holzungen auszuroden erlaubt hat, um den Boden zu Aeckern oder Wieſen urbar zu machen. Da durch das Ausroden des Holzes dem Landesherrn der künftige Wiederwuchs entzogen wird, ihm auch an der Jagd ſo viel abgeht, ſo gehört dieſer Rottzehnte in allen Ländern dem Landesherrn als ein Regale.

Rücke, ſiehe Rieke.

Rücken, ſiehe Fahren.

Rücken, Fr. faire une traite. Heißt, wenn auf den Vogelheerd die Wände oder Garne, mittelſt der Rückleine, geſchwind in die Höhe gezogen, und die aufſitzenden Vögel damit bedeckt werden.

Rückfährte, ſiehe Hinfährte.

Rückleine, Fr. Tirant. Iſt eine beſondere kleine Leine, welche auf dem Vogelheerde an die Schlagſtäbe angeſchleiffet, und das Ende davon in die Hütte genommen wird, womit alsdenn die Wände aufgehoben, und die Vögel bedeckt werden.

Ruckſen, ſiehe Heulen.

Rückzug, Fr. Retraite. Heiſst es von den Vögeln und überhaupt dem Federwildpret, wenn ſie im Frühjahr aus den warmen Ländern wieder zurück, und bei uns ankommen.

Rüde, Rette, Fr. Mâtin. Wird das männliche Geſchlecht der Hunde genannt.

Rudel, Trupp, Fr. Quantité de bêtes, Harde, Harpail, Compagnie. Sagt man von einer Anzahl Hirſche und Wildes oder Sauen, die man ihrer Gewohnheit gemäß außer der Brunftzeit beiſammen antrifft. Trupp heißt es eigentlich bei den Hirſchen, und Rudel bei den Sauen. Bei den Wölfen wird es eine Rotte genannt.

Rüdenhörner, ſiehe Hiefhörner.

Rüdenknecht, Fr. Valet des chiens de chaſſe. Wird ein Jäger genannt, welcher in einem Jägerhauſe die Aufſicht über die Hatz- und andern Hunde, insbeſondere über die Saurüden hat.

Ruf, Fr. piper, attirer avec l'appeau ou le pipeau. Heißt ein Inſtrument, oder eine jede andere Art, die Stimme der wilden Thiere nachzuahmen, um dieſelben damit an ſich zu locken.

Rufen, Fr. reclamer. Sagt man von Feldhünern, wenn ſie ſchreien und ſich zuſammen locken. Es wird aber auch von andern Thieren geſagt, wenn ſie von einander gekommen ſind, und ſich wieder zuſammen locken.

Ruheböcke, ſiehe Leineböcke.

Ruhrſchnur, Fr. Attache de la chanterelle. Iſt eine dünne Schnur, welche an die Ruhrvögel gebunden wird.

Ruhrvögel, Fr. Appellants, Chanterelles. Heißen die angerührten oder angebundenen Vögel bei den Vogelheerden, welche von den Vogelſtellern, wenn fremde Vögel ankommen, mit einer Schnur (Ruhrſchnur) gereget und in die Höhe gezogen werden, damit die fremden Vögel deſto lieber einfallen.

Runder Lauft, Fr. Aire ronde de chaſſe. Heißt auf einem Jagen ein Lauft, welcher eine längliche oder ovale

Rundung hat, und nicht eckigt gemacht wird; ſiehe Jagens-Rundung.

Rupp an Männchen, Fr. harper, rafler. Sagen die Falkenierer zu einem Falken oder andern wilden Vogel, wenn ſie ſelbigen abtragen, und ihn wollen kröpfen oder freſſen laſſen; ſ. Falkenjagd.

Ruß, ſiehe Kienruß.

Rüſſel, Fr. Boutoir, Groin. Siehe Gebräche.

Rüſſelkäfer, Lat. Curculio, Fr. Charanſon, Becmare. Dieſe ſchädlichen Waldinſekten haben meiſt einen kurzen rundlichen, aber überaus hartgepanzerten Körper, und einen feſten mehr oder weniger gebogenen Rüſſel, von verſchiedener Länge. Sie wohnen in den Rinden, auch beſonders zwiſchen Baſt und Splint, auch in den Nußkernen und andern großen Saamen, deren Mark ſie überall zerſtören. Etliche ſehr kleine Arten ernähren ſich innerhalb in den Blättern. Dieſe ſind dem Bauholze in den Harzwäldern vor andern gefährlich.

Der Rüſſelkäfer des Nadelholzes (Curc. Pini) und der grün und goldfarbige langſchnäbliche Rüſſelkäfer der Birken und Erlen (Curc. Betulae), verwüſten die Rinden, den Splint und Baſt. Andere, wie die ſchwarzen langſchnäblichen und ſpringenden Rüſſelkäfer (Curc. ſalicis) verwüſten im Frühlinge die Blütenzapfen verſchiedener Weiden, und der langſchnäbliche nebelgraue Rüſſelkäfer (Curc. Pomorum), die Apfel- und Birnblüte. Der Haſelnußkäfer (Curc. nucum) macht die Haſelnüſſe wurmſtichig.

Rußhütte, Fr. Endroit où ſe fait le noir de fumée. Iſt ein Gebäude, worin das Harz der Fichten verbrannt, und der Rauch davon, welches ein Handelsprodukt iſt, aufgefangen wird; ſ. Kienruß.

Rüſten, ſiehe Einbinden.

Rüſter, ſiehe Ulme.

Ruthe, Standarte, Lunte, Fr. Queue du loup ou du renard. Wird der Schwanz eines Wolfes, Fuchſes u. d. gl. genannt.

Ruthe, Ziemen, Zimmel, Pinſel, Fr. Priape de cerf. Iſt bei den Hirſchen, Rehböcken und Keulern das männliche Glied.

Ruthe; heißt derjenige bewegliche Stamm hinten an einem Floß, der denſelben ans Land bindet.

Ruthen, Fangbäume. Sind Holländer Eichenholz, oder geſchälte ganze Eichen, deren geringſte Länge 40 Rheiniſche Schuh iſt, und dann weiter ſo lang als man ſie haben kann. Die Dicke iſt 13 und 15, 14 und 16, 15 und 17 Zoll in der Mitte gemeſſen. Dieſe Gattung Holz geht im Handel am beſten; Klötze werden nicht ſehr geſucht. Eine halbe Ruthe iſt 24 bis 32 Schuh lang, und die geringſte 18 Zoll hoch und breit.

Ruthſche, ſ. unter Floßholz.

Rüttelweihe, ſ. Mäuſefalke.

Ende des zweiten Theils.

Daniel E

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Handbuch für praktische Forst- und Jagdkunde in alphabetischer Ordnung

Bd.: 2

Leipzig 1796

Oecon. 779-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10295649-2
VD18 90381386